This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

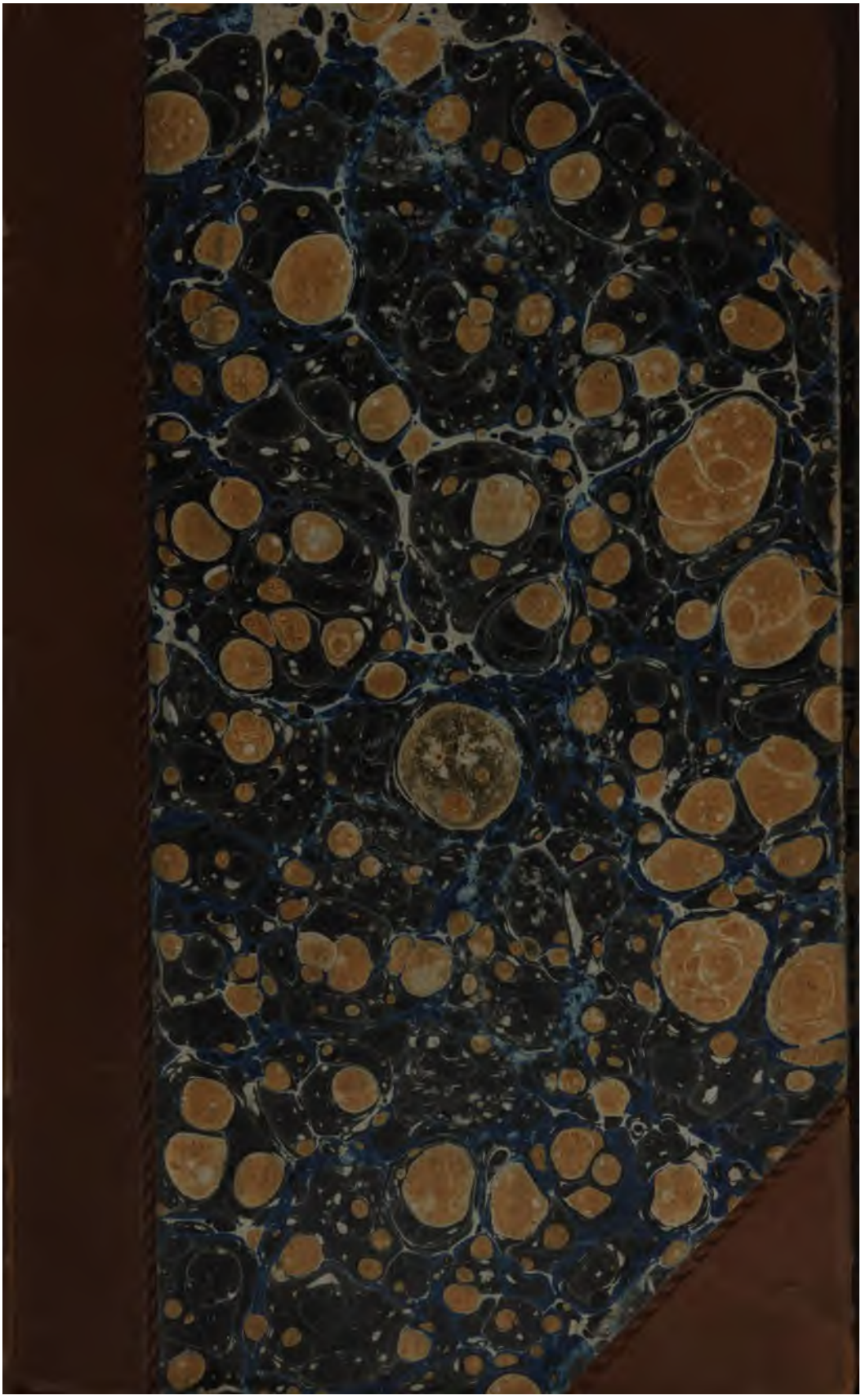
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



47. 223.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erſter Theil.

Gefühl fürs Wahre, Gute, und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jezigen Augenblik, da ich mich, auf ungewisse Hofnung des Wiedersehns, von Ihnen trennen muß!

Wilhelm Humboldt.

Pyrmont,
den 20ten Julius,
1788.

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Erſter Theil.

Mit einem Facſimile.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

BIBLIOTHECA BOLOGNA

Vorbericht.

Die Briefe, welche hier erſcheinen, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu den geſammelten Werken Wilhelm von Humboldt's empfangen werden. Oft iſt der Wunſch ausgeſprochen, daß, außer den gelehrten Schriften, die man allein und getrennt von denen wünſchte, die nicht in dieſes Fach gehören, noch mehr Ungedrucktes, beſonders Briefe, erſcheinen möchten. Die hier vorliegenden fallen in die Jahre von 1788 bis 1835. Jahre waren nöthig bis die Herausgeberin den Entſchluß faſſen und feſthalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligthum war, etwas durch den Druck mitzutheilen. Endlich überzeugte ſie ſich, daß das nicht untergehen darf, was weſentlich zur Charakteriſtik eines wahrhaft großen Mannes gehört.

Was Wilhelm von Humboldt in bewegter geſchichtlich-wichtiger Zeit dem Staat war, was Er voll hoher Humanität und edler Freiſinnigkeit den Völkern, der Menſchheit leiſtete; was Er für Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit erforſchte, bewahrt die Geſchichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerſchöpflichen

Reichthum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannichfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel", die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die Ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein anderer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für jederman, wie das kein Buch ist. Aber es sind, für die rechten Leser oder Leserinnen, reiche, mannichfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben

nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell inneren, geistigen Reichthums. Der eigne Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte alles.

Die Briefe sind nicht gelehrten oder wissenschaftlichen, noch weniger historisch-politischen, ja nicht einmal ästhetischen oder romantischen Inhalts. Auch wenn sie einmal bei äußeren Erscheinungen verweilen, kehren sie gleich wieder auf das innere Sein zurück, das allen Schein verschmähet. Sie kompromittiren niemand, sie enthalten kein Wort, das irgend jemand unangenehm sein könnte oder die Censur fürchten dürfte. Sie zeigen, wie ein großer Mann Theilnahme und Freundschaft auszusprechen und zu beweisen, wie er verschiedene Empfindungen zu sondern und in reine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft selbst mit rührender Bescheidenheit. So verstand es höchst trostreich der Edle, wie das viele Briefe beweisen, über Leben und Schicksale zu erheben, um auf den Standpunkt zu geleiten, von dem aus er selbst das irdische Dasein betrachtete.

So weit die Einleitung zum Vorbericht von befreundeter Hand. Das weitere kann allein die Herausgeberin wahr und getreu hinzufügen, ja, sie allein darf es.

Und wahr und treu will ich hinzusetzen, was als Erklärung nöthig ist, doch erst an das Vorhergehende anreihen, was noch dahin gehört.

Dieſer Briefwechſel war ſeit einer langen Reihe von Jahren mein einziges, mein höchſtes, ungekanntes Glück. Was ich an Theilnahme und Troſt bei allem, was mich traf, an Rath und Ermuthigung, an Erhebung und Erheiterung, endlich an Erkenntniß und Erleuchtung über höhere Wahrheiten bedurfte, ich nahm es aus dieſem unerſchöpflichen Schatz, der mir immer zugänglich und zur Seite war.

Ein ſolcher Briefwechſel, der durch nichts geſtört und unterbrochen wurde, iſt Umgang, der gegenſeitig zu näherer Kenntniß des Charakters führt. Ein Geheimniß kann er nicht ſein, die ganze Welt könnte den Inhalt wiſſen. Aber ſie waren an mich geſchrieben, ſo war es das Heiligthum meines Lebens; ſo bewahrte ich ſchweigend und verborgen was nur für mich geſchrieben war, mich entſchädigte für große Entbehrungen, mich lohnte für viele Leiden, mir erſchien wie mein zugewogenes Erdenglück, das mich ganz ausſöhnte mit Schickſal und Verhängniß.

Wie viel aus einem ſolchen, das innere Leben vertrauungsvoll berührenden Briefe ausgeſchaltet werden muß, wie nicht die Hälfte bleiben kann, auch vieles durch Mittheilung entweihet werden würde, darf kaum angedeutet werden. Zugleich iſt anderes wieder in dem Schönen und ſelbſt Lobenden ſo charakteriſtiſch, ſpricht den inneren Gemüthsreichthum und die Fülle des gütigſten, gerechteſten Herzens ſo hinreißend aus, daß es denen nicht entzogen werden darf, die jede Erinnerung der Art gewiß heilig verehren. Daß alle dieſe die hier erſcheinenden Briefe, wie eine zwiefache Stimme aus einer unſichtbaren Welt, wie ein doppeltes Vermächtniß anſehen, iſt mein Wunſch. Zuerſt die theuern Hinterbliebenen des Verfaſſers, dann die große Zahl ſeiner Verehrer und Freunde, in deren Herzen gewiß nie ſein Bild

erlöschen wird, da ihm die Stelle darin durch Liebe und Ehrfurcht geweihet ist. Demnächst sind sie ein Vermächtniß für den engen Kreis der Freunde der Herausgeberin, welche alle Papiere sorgfältig gesammelt, bewahrt, geordnet und treu-gewissenhaft ausgewählt hat. Jeder der das Glück hatte, dem Vollendeten näher zu stehen und den Er würdigte ihm das Innere seiner hohen Seele aufzuschließen, wird Ihn in den Briefen, in dem Gange seiner Ideen und den öfteren Selbstzeichnungen wiederfinden.

Manches bedarf, nur um nicht ganz unverständlich zu sein, einer Erklärung, wozu ich mich ungern entschließe. Welche Frau, geehrt und beglückt durch Wilhelm von Humboldt's Theilnahme und Freundschaft, gewürdigt vieljähriger, vertrauungsvoller Briefe und im Besitz so vieler geistreicher Blätter, könnte den Muth haben ihre Ansichten und ihr Geschreibe neben das zu stellen, was aus seiner Feder floß! Ihn allein reden zu lassen ist geziemend und natürlich. Die Briefe selbst sind es, und sie allein worauf es ankommt, und welche Tendenz der Briefwechsel haben sollte, geht klar daraus hervor.

Ueber den Beginn desselben möchte einige Nachricht dem einen und anderen interessant sein. Kurz und einfach will ich sie geben.

Wir lernten uns in früher Jugend, im Jahr 1788 in Pyrmont kennen, wohin Hr. von Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät

als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig: Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andre wie heute, im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturm, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahndet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldt's Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung eben so mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand worüber er sprach.

Hr. von Humboldt reisete nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb, den

ich immer geſegnet und als eine gütige Fügung der Vorſehung angeſehen habe. Es knüpften ſich an dieſe Erinnerungen, ſo wenig als an die drei Tage ſelbſt, weder Wünſche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher aufs Ernſte gerichtet. Manches, was wir beſprochen hatten, beſchäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne," wurde klarer und ſtärker in mir.

Wir ſahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leiſeſte Hoffnung des Wiederſehens.*) Ich ſchloß die vorübergegangene ſchöne Erſcheinung in das Allerheiligſte und gab es nie heraus, ſprach nie darüber, und ſicherte es ſo vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein ſehr theures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahndete nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument das hierher gehört,**) da es beides charakteriſirt, den jugendlichen Humboldt und unſer jugendliches Verhältniß.

Bald nach dieſer für mich in den ſpäteren Folgen ſo wichtigen Bekanntſchaft, im Frühjahr 1789, wurde ich verheirathet. Ich lebte in dieſer kinderloſen Ehe nur fünf Jahre, und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und ſchmerzlich-verwickelte Schickſale, und durch räthſelhafte, geheime, erſt ſpät enthüllte

---

*) Doch geſchah es noch zweimal nach vielen Jahren.

**) S. das Facſimile des Stammbuchblatts.

Intriguen und Feindſchaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich ſpäter geſegnet habe, da nichts anders ſein durfte, als es war, ſollte ich der ſegensvollen Theilnahme des edelſten Freundes theilhaftig werden.

In dieſer Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schickſale von Tauſenden ein, die nichts damit zu thun hatten. Auch auf mich übten ſie ihre Gewalt, indem ſie mich eines Vermögens beraubten, das eben ausreichte mir bei mäßigen Wünſchen Unabhängigkeit zu ſichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich ſpäter kennen lernte.

In der ereignißſchweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunſchweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man ſo große Erwartungen hegte, als die Beſitznahme deutſcher Länder und die franzöſiſche Herrſchaft begann. Braunſchweig traf der Schlag zuerſt. Wie gewaltſam die Schritte auch waren die geſchahen, man ſah ſie als kriegeriſche Maßregeln an, aber nicht als Vorſpiel deſſen was folgte. Man beſorgte und befürchtete keine Fremdherrſchaft.

Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Laſt freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Anforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Theil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt, das vorerſt auf Wechſel ſtand, worüber ich gleich disponiren konnte, gefährlich ſchien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landſtänden ausgeſtellt und

garantirt, die Gelder von ihnen empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen, so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hierher.

Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 13 und 14 heran. Wer, der sie erlebte, denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eignen Geschicks vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hochehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervor gegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden mein früheres Darlehn höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Theilnahme an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man rieth mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Wort: nach glücklich beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dies Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen. —

Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessirten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.

Um dieſe Zeit ſprachen die Zeitungen viel in großen ehrenvollen Erwartungen von dem Miniſter von Humboldt, der im Hauptquartier des Königs von Preußen und dann als deſſen Bevollmächtigter auf dem Kongreß in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergeſſenen zurück zu rufen, mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszuſprechen, und es ihm und ſeiner Einſicht anheim zu ſtellen, ob und was für mich zu thun ſei? So ſchnell wie der Gedanke in mir aufſtieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem theuren Freund einen möglichſt kurzen Ueberblick über viele verhängnißvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Muth gegeben hatte zu dieſem Schritt. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine ſprechende Beglaubigung. Von dieſem Brief habe ich damals für mich eine Abſchrift bewahrt und dieſe jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte, und den Briefwechſel eröffnete, ſo gehört er, ſtückweiſe, hierher und ich theile das Nöthige daraus mit.

Ich bekam auf der Stelle Antwort.

Jeder, der den Vollendeten kannte, wird ſeinen Brief, den treuen Abdruck des edelſten Gemüths, nicht ohne gerührtes Intereſſe leſen.

Ehe jedoch zu den werthvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nöthig ſein zu ſagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entſchluß dazu entſtanden iſt. Es möchte dies Pflicht ſein in einer Zeit, worin ſo viele Briefe von vertrautem Inhalt erſcheinen, die neben dem Intereſſe,

das ſie gewähren, nothwendig verletzen müſſen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweiſen.

Die Herausgabe dieſer Briefe iſt, wie von einem unſichtbaren Willen geleitet, entſtanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köſtlichen, neidenswerthen Briefſchätze, ſchweigend, wie ein Heiligthum, und ſah ſie an wie eine unerſchöpfliche Quelle höheren Lebens, woraus ich lange Jahre Muth und Kraft ſchöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war, und nur auf dieſe Art theilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geiſt keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reicheren Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Troſt und die Ermuthigung die mir gerade nöthig waren. Höchſt gütig ließ der edle Freund ſich zu meiner Faſſungskraft herab, ſo war Er mir, worüber er auch reden mochte, immer verſtändlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verſchieden waren, ſo ging dieſe Verſchiedenheit aus ganz verſchiedenen Aeußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Prinzip meines geiſtigen Lebens; ich lebte von einem Brief bis zum andern mit Ihm fort, und es bildete ſich für mich, in einer mühe- und ſorgenvollen Lage und bei untergrabener Geſundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger ſchloß, folgte ich nur meiner tiefſten Neigung; Vergnügen und Freude, und meine ſtille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahndet von jederman, höchſt belebt und beſeelt, ja beſeligt, und war es allein durch dieſen ſeelenvollen Briefwechſel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reiſen, noch

durch Krankheiten, und bis in den Tod beſtand. Dem mit mir übereinſtimmenden Freunde war es eine beſondere Befriedigung, daß ich ſo ſchweigend mein Heiligthum während eines halben Menſchenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, ſo konnte ich mehr und tiefer in den Geiſt der Briefe, der in allen und jeden einzelnen weht, mich verſenken und vertiefen, in dieſen reichen, hocherleuchteten Geiſt, voll lauterer himmliſcher Geſinnungen! Jahre habe ich mit dieſen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.

Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich verſenkt in Nachdenken über dies einzige Verhältniß und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, ſchien es mir nicht recht, daß ſo viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen ſollte. Es war allerdings nur für mich geſchrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet, aber die überzeugenden Wahrheiten, ſo klar ausgeſprochen, die ſicheren Wege zu innerem Glück und Ruhe ſo unverkennbar, ſo klar und milde gezeigt, daß die Erkenntniß heilſam für jedes gutgeartete Gemüth ſein muß.

Und das alles ſollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden? —

Das war vielleicht die erſte innere Aufforderung, das Segensreiche ſo oder anders zu erhalten!

Ich fing an Auszüge zu machen, um ſolche im Manuſkript Freunden zu hinterlaſſen, und erkannte bald, wie vergänglich ſolche Vermächtniſſe ſind und wie ſchnell verleſen.

So ſtiegen nach und nach Gründe auf, ſo werthvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hinderniß trat mir entgegen: der Widerwille an aller Oeffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erſchien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hinderniß war die Forderung einer ſtrengen Durchſicht, ſelbſt theilweiſe einer gänzlichen Umſchreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art entſtanden. So waren, wie ſchon geſagt, Jahre nöthig, den Entſchluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann dieſe erſt nach meinem Ableben ſtatt finden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Werth der Gaben ſteigern, die ich denen hinterlaſſe, die ſie verſtehen, würdigen, und gewiß mit Freuden empfangen.

Als heilige Pflicht erſchien es mir nach dem gefaßten Entſchluß, alle Auszüge ſelbſt zu machen und eigenhändig zu ſchreiben. So ſicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern niemand verantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einſtehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dies im Vorbericht, um nicht ſpäter bei jedem einzelnen Fall daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachſicht und Verzeihung für ſolche Fehler, die ich b egehen ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entſchluß der Herausgabe zu ſpät gefaßt habe, und keine fremde Hülfe erbitten noch zulaſſen will. Man iſt wohl ſo gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen der Art vorfallen, ſolche Stellen zu überſchlagen. Der Verfaſſer iſt es ja allein, der Intereſſe erregt und gewährt, und was Er ſchreibt, entſchädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen iſt, wie ich das gewünſcht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abſchrift oder Fragmente bewahrt, um Ereigniſſe im Gedächtniß feſt zu halten, die mir ſelbſt nicht entſchwinden ſollten. Dieſe werde ich als Zuſätze nachtragen, wo es nöthig iſt.

An den Freiherrn von Humboldt,
K. Pr. Staats-Miniſter, auf dem Kongreß in Wien.

„Nicht an Ew. Excellenz, nicht an den Königlich Preußiſchen Miniſter, — an den unvergeſſenen, unvergeßlichen Jugendfreund ſchreibe ich, deſſen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt, und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das Ihm einſt begegnete, mit dem Er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen ſchönen Gefühlen, die uns noch ſpät in Erinnerung beſeligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geiſt und Namen geſtellt waren, machte es mir nicht ſehr ſchwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreuete mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Antheil von dem Wahren und Guten, ſuchte den Sinn wie früher zu verſtehen, dem Geiſt zu folgen, auch wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt ſich nur durch Worte andeuten, aber nicht ſagen. Nur Einmal Sie wiederzuſehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb ein vergeblicher Wunſch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich ſchon wußte, daß Ew. Excellenz mit einer höchſt geiſtreichen und

eben so edeln Dame sehr glücklich vermählt und Vater sehr liebenswürdiger Kinder sind, welche reiche Hoffnungen geben."

„Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen*) (das ich mir zurück erbitten darf) wird Ew. Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüthe bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die ersten ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Auch knüpften sich, was selten ist, durchaus keine trüben oder schmerzlichen Gefühle daran, sondern sie wurden von großem Einfluß auf die Ausbildung meines Charakters und Gemüths."

„Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüth gesenkte, theuere Bild erbleichte nie mehr. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fort und fort mein Ideal von Männerwerth und Ho-

*) Facsimile.

heit. Hier ruhete ich aus, wenn ich unter dem ſchweren Leben am Erliegen war, hier ermuthigte ich mich, wenn aller Muth ſank, hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glaube an Menſchen ſchwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen dem Herzen dieſe Benennung) ich bin gereift unter großem und mannichfaltigem Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweihet. Ew. Excellenz ſind, das erkenne ich im eignen Buſen, noch derſelbe, der Sie waren, wie wir uns einſt begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußeren Stellung mögen für Viele Klippen ſein — hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenſtrahl des Glücks oder im Schatten ſchwerer Verhängniſſe. „Der Gehalt in unſerer Bruſt, wie die Form unſers Geiſtes, beides iſt gewiß ohne Wandel, beides ewig."

„Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es iſt eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede ſein muß, dennoch läßt ſich viel auf ein Blatt bringen, aber das giebt kein Bild, wird Ihnen nicht genug ſein. So will ich ſuchen, Ihnen im äußeren Leben das innere in ſeiner Tiefe und ernſten Entwickelung zu zeigen.. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zuſammenſtellung kann nur ſchmerzlich ſein, wenn man ſich in Gegenden umſieht, die gleichſam mit unſern Thränen benetzt ſind. Wenn ich daher mich nicht ſo kurz faſſen kann, wie es Reſpekt für die Perſon und die Zeit des mit den wichtigſten Angelegenheiten beſchäftigten Miniſters gebietet, ſo vertrete mich bei dieſem der Jugendfreund. Legen Ew. Excellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört."

„Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Familienlebens auf dem Lande hingeflossen. An theuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Annehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; dem gemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Uebereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten aber immer ernsten Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh, und früher als Andre, den Grund meiner intellektuellen Bildung, und genoß auch früher als es gewöhnlich ist, das Glück bedeutenden Personen näher zu stehen, mit großer Güte behandelt und ihres Antheils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt, und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind möchte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Thorheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es, wenigstens zum Glück des Lebens gut ist, den Hang zum Idea-

len. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathans gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich — Richardson's Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich nur für dies Glück geboren zu sein, und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Ueberzeugung bis zur Begeisterung gesteigert, und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher, leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nöthig glaube, um das Folgende richtig zu beurtheilen."

„Nun gehe ich über zu der schmerz- und ereignißschweren Vergangenheit, und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritt den Muth gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher, nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden."

Darauf folgte eine möglichst kurz zusammengefaßte Uebersicht der hauptsächlichsten Ereignisse meines Lebens, worunter die am meisten herausgehoben und beglaubigt wurden, die mich zum Schreiben ermuthigt hatten: meine großen Verluste an den Staat. Daran knüpften sich Plane für mein Fortkommen, denen aber überall meine zerstörte Gesundheit, ein Mangel und Erschöpftsein aller Lebens-

kräfte entgegentraten. Das alles gehört nicht hierher und ist nicht erforderlich als Kommentar oder Einleitung zu den nun folgenden werthvollen Briefen, welche dadurch entstanden. Der Schluß war dann ungefähr so: „Jetzt haben Sie die Umrisse meines Lebens in dem langen Zeitraum übersehen, geben Sie der treuen, immer schweigenden Theilnahme etwas zurück! Sie kennen das Herz der Frauen und wissen besser, als ich das sagen kann, wie theuer uns alles ist, was dem einst geliebten Mann angehört und ihn beglückt. Sagen Sie mir etwas von den theuern Ihrigen, geben Sie mir etwas ab von Ihrem Glück!“

„Jetzt schließe ich die vielen Blätter ohne Furcht. Ich lege meine Angelegenheiten an Ihr Herz, da sind sie gut aufgehoben, und es geschiehet was geschehen kann. Wie sehe ich einer Antwort entgegen, die ich gewiß empfange!“

H. den 18. Oktober
1814.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erſter Brief.

Wien, den 3. November 1814.

Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. Oktober erhalten, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unſerm Zuſammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schickſals erkannt, denn Sie irren ſehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderſcheinung an mir vorüber gegangen ſind. Ich dachte ſehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos nach Ihnen, glaubte Sie verheirathet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreiſe, wo Sie mich längſt vergeſſen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelaſſen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach geweſen iſt, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geſchrieben, wie Sie am meiſten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte — Sie werden mir dieſe vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unſre Briefe leſen —, der Menſch traut nie dem Menſchen genug. So erfahre ich erſt jetzt, erſt durch Sie, daß ich damals einen tiefern Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach ſo langer Zeit von ſich ſelbſt wieder ſieht, ſprechen einen wie aus einer andern Welt an.*) Ich habe das Glück, denn es iſt

*) Bezieht ſich auf das eingelegte Blättchen von 1788. (Siehe das Facſimile.)

wirklich nur ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung ſchämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das Tiefſte ergriffen, ich verſetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich werth hielten, ſich mir, wie Sie es thun, zu erſchließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe werth halten es ferner zu thun, ohne Umſchweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wieder geſehen hätte. Sehr Unrecht haben Sie, wenn Sie ſagen, daß gewiſſe Eindrücke im weiblichen Gemüth tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegentheil aus Ihrem eignen Briefe beweiſen. Geſtehen Sie immer, es ſoll kein Vorwurf ſein — 26 Jahre liegen hinter unſerer kurzen Bekanntſchaft, und wir ſehen uns Beide vermuthlich nie wieder — daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtniß verſchwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben ſich wenigſtens nicht an mein Verſprechen erinnert, Sie wieder zu beſuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft ſehr ernſtlich geſchmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriff, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es unmöglich hielt, eine Woche ſpäter nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es iſt mir ein ſicherer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen ſollten, und das Einzige, was mir innig leid thut, iſt, daß ich nicht beſtimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder ſchmerzliche Empfindungen konnten ſich (davon ſein Sie ſicher überzeugt), an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf der Art. Ihr Schickſal hat mich ſo ergriffen, wie

Sie es nach dieſem Geſtändniß ſich denken können. Ich habe es auch auf mannigfaltige Weiſe heut überlegt. Ich bitte Sie aber, überlaſſen Sie ſich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rath und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrenheit hat als Sie, und eben ſo wie Sie weiß, was ein Gemüth in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rückſichten bei Seite, ſein Sie wirklich vertrauend, ſein Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größeſten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Geſundheit und Ihr Herz, iſt Ruhe. Die ängſtliche Sorge, die große Anſtrengung für Ihre Erhaltung, untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich deſſen noch ſehr gut, geſund und ſtark, Sie waren es, ſo ſcheint es, ſpäter wieder geworden. Bleiben Sie ein Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Geſundheit, ſo wird ſie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie beſtanden haben. Dies iſt zugleich der beſte Rath für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick ſuchen muß, wo er braucht, findet ſchwer. Wenn man hingegen nur eine Zeit lang ſorglos leben kann, finden ſich die Lagen von ſelbſt. Welcher Ihrer Pläne ausführbar ſein kann, muß die Zeit erſt lehren, ebenfalls was ich befördern kann. Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten ſehr unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs ſind ſehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freunde ſehen, vorerſt nicht helfen. *) Dieſe Dinge müſſen Sie alſo wenigſtens der Zeit und dem Schickſal überlaſſen. Erlauben Sie mir das Verdienſt, Ihnen dieſe Zeit zu verſchaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung zu

*) Darüber geben die folgenden Briefe Erklärung.

wiſſen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußeren Sorgen verſtrichen iſt. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inſtändig darum; verſchmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falſcheſte Delikateſſe von der Welt, und Sie können ſicher ſein, daß niemand je als ich und Sie darum wiſſen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß ſehr gut, was ich thue, und ich ſehe aus Ihrem ganzen Brief und allen ſeinen Beilagen, daß Sie, was meinen Gefallen an Ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, ſich an eine große Einfachheit von Bedürfniſſen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweiſuug ein. Ich begreife, daß dies nur für Monate ſein kann. Aber folgen Sie mir, ſchreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr thue, als ich kann, geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schickſal ſich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der iſt, daß Sie ein Jahr vor ſich haben, für das Sie nicht zu ſorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit und ohne Aengſtlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von ſich ſelbſt machen, ausſetze. Sie können alles ausſchlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorſchlag beharren, er iſt der einzige Ihrer Lage angemeſſene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, ſelbſt mit ſeiner Arbeit Verdienſt zu ſuchen. Sie ſollen ja auch nachher ganz frei ſein. Nur bis Ihre Geſundheit wieder hergeſtellt iſt, folgen Sie. Jetzt iſt jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie ſich aber an Andre, ſo glauben

Sie mir, niemand antwortet Ihnen ſo anſpruchslos, ſo uneigennützig; Andre glauben Ihnen einen Gefallen zu thun; mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab, und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen geſagt hat, verheirathet, ich heirathete drei Jahre, nachdem ich Sie ſah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heirathete bloß und nur aus innerer Neigung, und es iſt vielleicht nie ein Mann in ſeiner Verbindung ſo glücklich geweſen. Nur ſeit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt, und mich meine Geſchäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall iſt. Da Sie, wie Sie mir ſagen, manchmal von mir hörten, ſo werden Sie wiſſen, daß ich einige Jahre hindurch Geſandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und hätte es, ohne die unglücklichen Ereigniſſe, nie verlaſſen. In dieſen aber wurde es gewiſſermaßen zur Pflicht zu dienen, und ſo bin ich nach und nach in verwickelte Verhältniſſe geſtoßen worden. Sie ſind aber meiner Neigung wenig angemeſſen, und mir würde ein ſtilleres und einfacheres Leben mehr zuſagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu beſuchen, die dort hingereiſt war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongreß und ſie iſt auf ihren Gütern, von denen ſie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongreß beſuche ich ſie dort, und gehe als Geſandter nach Paris, wohin ſie mir ſpäter folgen wird. Mein älteſter Sohn iſt ſchon Officier, ging mit 16 Jahr ins Feld, wurde verwundet, iſt aber glücklich geheilt, und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngſten der Mädchen ſind eigentlich in Italien groß geworden und konn-

ten keine Silbe deutſch, wie ſie, die älteſte im 10. Jahre, nach Wien kamen. Ich wünſchte, Sie ſähen ſie. Es ſind zwei unendlich liebe Geſchöpfe. Der kleine Junge iſt erſt 5 Jahre. Zwei Söhne hatte ich das Unglück in Rom zu verlieren, eine Tochter, mit der meine Frau, als ſie eine Reiſe nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich ſie ſah. So wiſſen Sie meine äußeren Schickſale. Von den inneren läßt ſich nur reden, nicht ſchreiben.

Nun nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank. Ich weiß nicht, ob ich Sie je wiederſehen werde und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erſcheinung der Vergangenheit iſt, ſogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles, über die augenblickliche Dauer unſres Zuſammenſeins hinaus, legte, ſo glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine ſolche ſein wird. Ganz der Ihrige. H.

Die Originalbriefe und das Erinnerungsblatt ſchicke ich zurück.

Zweiter Brief.

Wien, den 18. December 1814.

Ihr Brief, liebe Charlotte, hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie legen zu viel Werth auf das, was so natürlich war und nicht anders sein konnte. Ihr Andenken hatte sich nie bei mir verloren noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger, daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf Einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständniß, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend, als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläufig sein könnten. Es giebt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüths. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen, Verzicht darauf thun, Ihnen irgend etwas sein zu können. Aber

Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu ſchreiben, wie Sie thun, mir von Ihrem äußern und innern Leben zu erzählen, mit mir ohne Rückhalt ſo vertraulich umzugehen, wie es Ihren erſten Empfindungen für mich entſprochen hätte, eine Freude geben, die ich mit inniger und wahrer Dankbarkeit empfangen werde. Schreiben Sie mir alſo ja von Zeit zu Zeit. Sie ſchreiben natürlich und ausgezeichnet gut außerdem, und laſſen Sie mich die Kinderei geſtehen, ſchon Ihre Hand macht mir Freude, ſie iſt hübſch an ſich und ich erinnere mich ihrer von ehemals.*) Reden Sie mir aber vor allen von ſich ſelbſt. Ihr letzter Brief enthält kaum ein Wort über Ihre Geſundheit. Laſſen Sie mich wiſſen, ob Ihre Kräfte, Ihr geſundes Ausſehen, Ihre Heiterkeit zunehmen. Dann muß ich Sie um Eines bitten: Warten Sie nie eine Antwort ab, mir zu ſchreiben; ſein Sie großmüthig, rechnen Sie nicht um Briefe mit mir. Ich habe ſehr wenig Zeit. Ich kann nur ſelten, nur abgeriſſen ſchreiben, geben Sie mir, und fordern Sie nicht von mir. Sie finden vielleicht in dieſer Bitte mehr Freimüthigkeit, als ich haben ſollte. Aber ich leugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin, und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunter ſtimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerſt in Göttingen oder Braunſchweig leben ſollen, und wollen nichts ohne meinen Willen thun. Damit berühren Sie eine ſonderbare Seite in mir. Ich habe es ſehr gern, wenn man meiner Beſtimmung folgt. Ich will alſo, daß Sie nach Göttingen gehen ſollen, und nicht bloß aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, ſondern weil es mir lieber iſt.

*) Dies kann nur in einem Stammbuchsblättchen geweſen ſein.

Sie werden dies sehr sonderbar finden, und nicht errathen, was mich bestimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es ist doch nun so, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen aus sah, wie ich in Braunschweig war, Sie nicht kannte, und in Göttingen sehr oft an Sie dachte. Ueberhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einsam lebte, in der die Einsamkeit bildend ist. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und schreiben Sie mir, wenn Sie da sind, auch von den Menschen dort.

Nun leben Sie wohl, theure Frau, und werden mir nicht wieder fremd. Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständniß zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was Sie gewährt ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend. Mit diesen unwandelbaren Gesinnungen Ihr H.

Dritter Brief.

Burgörner, April 1822.

Es iſt ſehr lange, daß ich ohne Nachricht von Ihnen bin, es thut mir leid, ja es ſchmerzt mich, ſo ganz von Ihnen vergeſſen zu ſein, während ich Ihrer oft gedachte. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, ſo bald Sie dieſe Zeilen empfangen haben, wie es Ihnen ergangen hat und ergeht? Es mahnte mich ſchon lange, Ihnen zu ſchreiben und um Nachricht zu bitten. Vielleicht bin ich ſelbſt ſchuld an Ihrem Schweigen. Meine kurzen Briefe können Sie eingeſchüchtert haben, Sie mochten beſorgen, mir läſtig zu werden. Adreſſiren Sie Ihren Brief nach Burgörner bei Eisleben; ich bin hier auf einem der Güter meiner Frau. Leben Sie wohl und antworten mir gleich. H.

Vierter Brief. *)

Burgörner, April 1822.

Ich laſſe meinem kurzen Briefe, den ich Ihnen, liebe Charlotte, vor ein paar Tagen ſchrieb, einen zweiten folgen. Einmal, weil ich ſehr mich nach Zeilen von Ihrer Hand ſehne und es mir leid thut, daß ich ſo lange ſchwieg; dann auch, um noch einen andern Weg einzuſchlagen, damit mein Brief ſicher in Ihre Hände komme. Ich weiß Ihre Adreſſe nicht genau, ja ich weiß nicht einmal, ob Sie noch in *** ſind. Das aber darf ich mit Zuverſicht hoffen, daß Sie mich nicht vergeſſen haben. Ich vergeſſe Sie nie. Ihr H.

*) Zuſätze, 1. Anmerkung.

Fünfter Brief.

Burgörner, den 3. Mai 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe, vom 24. und 26. April empfangen, und ſage Ihnen, liebſte Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichen Dank. Sie haben mich recht ſehr dadurch erfreut und ganz meinen Erwartungen entſprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Geſinnungen und Empfindungen verlieren. Das ſagte ich Ihnen ſchon neulich, und es iſt nur natürlich. Wenn uns jemand eine ſo lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edeln und zarten Gemüths bewahrte, ſo wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es iſt gewiß ein ſeltenes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüth die erſten Empfindungen der jugendlichen Bruſt heilig und vertrauungsvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dies Glück, ſo wie es iſt, würdige und ſchätze. Aber ich ſage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen iſt, allein auch ohne eine kindiſche Beſcheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verſchönert. Wenn das Schickſal ſo etwas für zwei Menſchen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken laſſen, ſondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältniſſen, da auf dieſe Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet ſein kann. Weil

nun kein perſönlicher Umgang unter uns ſtatt finden kann, ſo wollen wir einen brieflichen beginnen und feſtſtellen. Ich ſchreibe zwar nicht gern und klage mich zum voraus an, Sie werden ſehr oft Nachſicht, Geduld und Großmuth zu üben haben, aber ich leſe ſehr gern Briefe, beſonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern leſe was Sie ſchreiben, ſondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innigſten Theilnahme intereſſirt. Sollte ich alſo einmal ſeltener ſchreiben, ſo laſſen Sie ſich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., ſo habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwiſchenzeit ſchreiben, ſo iſt das eine liebe Zugabe, die ich ſtets mit Dank empfangen werde.

Ihr Gartenleben und ſchon die Wahl deſſelben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es ſpricht Ihre Neigungen charakteriſtiſch aus und vereint Einſamkeit und Annehmlichkeit. Die erſte paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verſchönert Ihr Leben. Es iſt mir daher am liebſten, Sie ſo zu denken, zu denken, daß Sie nur ſelten in die Stadt kommen. Beſuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es iſt auch gut in einigen Verbindungen zu bleiben, beſonders da Sie mir ſagen, daß dieſe Verbindungen meiſt bewährte alte Freunde ſind.

Daß Sie am liebſten in *** leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer ſchmerzloſe, doch auch frohe und heitre Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch iſt die Gegend ſchön und eine größere Stadt bietet, wie Sie ſehr richtig bemerken, vor allen anderen Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und daneben, ohne großen Aufwand, manche Genüſſe, welche in kleinen Städten verſagt ſind. Ich billige alſo ganz Ihren Entſchluß, dort fer-

ner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Gesundheit. Zu wenig sagen Sie mir darüber, und doch sind Ihre Ruhe, Ihre Gesundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In selbstsüchtigen Wünschen und Absichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich auch einen Wunsch hege, den ich Ihnen nächstens aussprechen werde.

Ich schließe jetzt, ich bin seit 14 Tagen gar nicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhalischen Fieber, da ich aber in Jahren nicht krank war, ist es mir lästig. Mit den herzlichsten, unwandelbarsten Gesinnungen der Ihrige.

H.

Sechster Brief.

Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich ſage Ihnen heute zuerſt, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie ſich nicht beunruhigen.

Es geht ſehr eigen mit unſerm Briefwechſel. Er fing ſo an, daß Sie ſelten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillſchweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe verſprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu ſchreiben, das müſſen Sie aber nicht gethan haben, da ſonſt Ihr Brief längſt in meinen Händen ſein müßte, und ich habe weder am vorigen Poſttage noch heute das Geringſte bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank ſein können, ich ſuche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem ſei, ſo drängt es mich, Ihnen zu ſagen, daß ich ſehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgeleſen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir ſo wunderbar erhaltenen Geſinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, ſich geſchmeichelt und gehuldigt zu ſehen, zuſchreiben, wenn man ſich durch die Bewahrung dieſer Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausſpruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je ſich ſelbſt ſo unpartheiiſch beurtheilt, und ſo wenig ſchonend behandelt, ſchwerlich je einer ſo kalt und

nützig erkannt, was an den Lebensbüchen Anderer abzuſchneiden und an dem meinigen zu ſchweigen zu tadeln war. Und einem gewiſſen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir nun und zu beigelegten Vorzüge verdanke ich ſogar die vorzüglichſten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältniſſen gehabt habe. Allein ich geſtehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu beſitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig iſt. Ich würde nicht ſo thöricht ſein mir einzubilden, daß ſie mir noch jetzt eigen ſein könnte. Wenn man nun aber auf eine ſo wahre, natürliche, ſo eingreifende Weiſe, als ſich in Ihren Briefen ausſpricht, überzeugt wird, daß man jenen Eindruck tief und dauernd erregt hat, ſo liegt darin ein beſeeltes, die Empfindungen ſüß erhebendes Gefühl, das des Selbſtbewußtſeins, und das des edeln tiefen Gemüthes, welches dieſe Empfindungen zart zu ſondern und rein aufzubewahren verſtand. Darum freut mich die Erneuerung unſers Briefwechſels unendlich, und ich ſchmeichle mir, daß ſie auch Ihnen wohlthätig ſein wird; mir könnte ſie nie anders ſein. Ihr Bild iſt mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechſelvollſten Verhältniſſen, ſtand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie ſich mir wieder nahten, trat grade in die beengteſte meines Lebens. Dieſe iſt vorüber, und ſo mahnte es mich ſchon lange Ihnen zu ſchreiben. Da wir uns nach ſo langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe geweſen ſind, ſo kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müſſen, über die wir uns bei ruhigem und ſtillem Ideen-Umtauſch leicht verſtändigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauungsvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Ueberlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsers gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemanden, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdringen. Ich habe die unzerstörbare Ueberzeugung, daß Sie nie, weder mich, noch irgend eine Idee von mir zu verkennen im Stande sind, ja, ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden sich von mir, wie Sie gütig sich ausdrücken, „berichtigen" lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemanden sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen.

Ihr H.

Siebenter Brief.

Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beſte Charlotte, heute einen Wunſch, eine Bitte ausſprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfange. Ihre Lebensgeſchichte, beſonders auch die Entwickelung und ſeltene Ausbildung Ihres innern Lebens, möchte ich gern im Zuſammenhange überſehen und genau kennen. Dieſer Wunſch iſt ſchon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entſtanden und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es Ihnen nicht werden, Sie haben ſich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie ſchreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache ſteht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich ſage Ihnen da keine Schmeichelei, es iſt die Wahrheit, die ich mit Ueberzeugung ausſpreche und die ſich in jedem Ihrer Briefe darlegt. *)

Wollen Sie in meine Wünſche eingehen, ſo thun Sie es auf folgende Weiſe: Fangen Sie mit Ihrem Geburtstag und Jahr an, in chronologiſcher Folge und in der größten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtniß, auf was Sie ſich beſinnen, nicht aus der Phantaſie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in

*) Zuſätze, 2. Anmerkung.

dritter Perſon reden. Geben Sie den Orten und Menſchen, wenn Sie dahin kommen auch mir, andre Namen, nur den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine beſondere Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über ſich vor allem wie über eine Dritte, loben und tadeln Sie ſich, wo Sie ein Anderer loben und tadeln würde.

Was ich beſorge, iſt, daß Sie von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja ſchon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerſt ſind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend ſind meiſt heiter und froh, und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie ſchreiben nur für mich, und kein anderes Auge, als das meinige, ruht auf dem, was Sie für mich ſchreiben. Ich ſehe Ihrem Entſchluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl!

Ihr H.

Achter Brief.

Burgörner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob sie gleich noch unbeantwortet sind. Beide hatten die Absicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das ist mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerst, was Ihnen mein letzter Brief sagte, daß alles, was Sie mir aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mittheilen, ganz durch Ihre Empfindungen bestimmt werden muß. Es soll ein Zurückgehen in die Vergangenheit sein, mit dem, der den innigsten Theil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen schmerzlich vernarbter Wunden, das mußte ich Ihnen zuerst sagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe übersandten wenigen Bogen. Die Erzählung beginnt so ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünschte ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Lassen Sie sich ja keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläufig werden könnten, und denken Sie nicht wie langsam Sie verweilen. Wir leben Beide noch sehr lange, wenn gleich Sie länger. (!!) Grade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauses, bestes Kind! haben ein großes Interesse für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer sagte, daß Sie sehr gut schreiben, sehr wahr, hübsch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur eben so fort, und wenn es Ihnen manchmal beschwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt

ſo denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewiſſermaßen das Leben, wenn man ſo individuelle Schilderungen einer Zeit vor ſich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältniſſen erlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Intereſſanteres für den Menſchen, als wieder der Menſch. Man kann eigentlich nie genug ſehen und nie genug hören. Es entſtehen ſelbſt durch jedes neue Geſicht, möchte ich ſagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar beſtimmte, ins Detail gehende Schilderungen, ſo ſind es nun Figuren, die ſich vor der Seele bewegen, und mit denen man eben ſo lebt, wie in der Wirklichkeit. Dieſer Hang ſich eigentlich an Menſchengeſtalten zu ergötzen, in ihnen, wie unter Anweſenden zu leben, verträgt ſich doch ſehr gut mit dem entſchiedenſten Hange zur Einſamkeit. Sobald man mit Menſchen umgehen muß, oder noch mehr, ſobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man ſich ſelbſt zu ſehr in Thätigkeit, will ſich auch wohl ſelbſt geltend machen, und wird von bloß reiner Beſchauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einſamkeit unter Menſchen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, ſo gehen ſie mehr wie Figuren der Beſchauung vor einem vorüber, man richtet ſeine Aufmerkſamkeit ganz auf ſie und nicht auf ſich ſelbſt. Wie man auf ſie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem ſehr gleichgültig, wenn man ſie nur in ihrer eigentlichen Natur ſieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einſamkeit zurück, ſo hat man viele Bilder um ſich, und wenn man zu innerer Geiſtesbeſchäftigung geneigt iſt und aufgelegt, ſo entſtehen aus den wirklichen Menſchen idealiſche in der Phantaſie, denen die wirklichen nur in den äußern Umriſſen zum Grunde liegen. Alle moraliſchen Fragen, alle tieferen Betrachtungen über Leben und Zweck des

Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Daſein und Zukunft gewinnen ein reicheres Intereſſe, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man ſie gleichſam an ſo vielen Menſchengeſtalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch ſelbſt unbedeutenden Menſchen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erſcheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in ſich gut iſt, verborgen. Man darf ſich nur gewöhnen, die Menſchen ſo zu ſtudiren, und man kommt unvermerkt aus einem anſcheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Anſicht der Menſchheit überhaupt. Es iſt ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, dieſe Anſicht überall, und da er nur frei ſchaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr ſie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig ſcheinenden Begebenheiten hervortreten zu laſſen. Die Geſchichte hat etwas Aehnliches. Das menſchliche Weſen tritt auch ſchon reiner und größer in ihr hervor, als in den tauſendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen intereſſanten Charakter mehr im Bilde zu beſitzen, iſt ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden ſich nun bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entſchiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantiſche für ihre Töchter. Das war ſchon in mir, ehe ich Sie geſehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die Einzige geblieben ſind, die dieſen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Theil alles Guten im deutſchen Charakter habe ich aus den Landprediger-Töchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung; die Einfachheit bei hoher Bildung; die Entfernung alles vornehmen, unangenehmen Tons, bei allen Eigenſchaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft ge-

ſprochen und dann bei mir lachen müſſen, daß ich das alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andere Prediger-Tochter auch nur irgend näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen ſage, ein Vorgefühl davon, denn ſchon zu Ihnen hat mich dieſe Neigung, wie wir uns ſahen, ſchnell hingezogen. Nun waren Sie mir, ein halbgeſehenes Bild, entſchwunden, und gehörten alſo ganz der Phantaſie an. Daher hat nun auch alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hauſe ſagen, ein beſonderes Intereſſe für mich. Ich prüfe dann, ob ich richtig oder falſch ahndete, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantaſie verſetzt hatte. Es iſt mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demſelben Herbſte, wo ich Sie zuerſt ſah, beſuchte. Ich war in Düſſeldorf bei Jacobi und wollte von dort zu Ihnen, aber J. hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein Paar Kollegienſtunden nicht zu verſäumen, verſäumte ich etwas, was ſich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Eltern-Hauſe, Ihrem ganzen Leben zu verſchaffen.

Ich ſagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug geweſen wären, darüber werden Sie lachen, da Sie ſchon alles menſchenmögliche Maß überſchritten zu haben glauben. Aber es iſt doch ſo. Ich meine nämlich, daß Ihre Schilderungen noch umſtändlicher ſein, noch mehr Züge deſſen, wie es um Sie her war, enthalten ſollten. Die Frage, die ich herſetzen will, müſſen Sie mir noch in einem Ihrer nächſten Briefe auf einem beſondern Blatte pünktlich und genau beantworten: Wie Ihre Mutter ausſah? Das läßt ſich doch beſchreiben. Sie haben es aber gar nicht

gethan. Von allen Perſonen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müſſen Sie das immer thun. Was Sie ſich alſo von den Geſichtszügen und dem Körperbau Ihrer Mutter erinnern, ſchreiben Sie ja ganz genau. Dann haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauſes beſchrieben, aber nicht beſtimmt genug. Ob die Lage des Hauſes, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuſer, ob die Gegend anmuthig war, ob Sie aus den Fenſtern ins Grüne, ob weit ins Ferne ſahen, von dem allen ſteht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das ſind ja ganz weſentliche Umſtände, das holen Sie ja nach und machen Sie die Schilderung ſo, daß ich mir ein beſtimmtes Bild davon entwerfen kann. Dieſen Wunſch müſſen Sie mir befriedigen, ſonſt ſchwankt alles in der Phantaſie, und ſelbſt die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch in ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht läſtig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben ſich einmal darauf eingelaſſen, ſie zu erfüllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächſten Brief hierher; vermuthlich findet er mich noch hier, und iſt das nicht, ſo geht er von hier von ſelbſt nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern ſich wohl — Burgörner bei Hettſtädt. Leben Sie herzlich wohl, liebſte Charlotte, mit immer unveränderlichen Geſinnungen Ihr H.

Neunter Brief.

Tegel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube Ihnen ſchon geſagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen dieſe Ueberſchrift tragen, immer nach Berlin zu adreſſiren, ſie kommen mir ſicherer zu. — Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Theil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel ſehr. Die Gegend iſt wenigſtens die hübſcheſte um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die ſchön bepflanzt ſind, eine Ausſicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inſeln durchſchnittenen See. Um das Haus und faſt überall ſind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erſt in mäßiger Stärke ſah, und die nun mit mir emporgewachſen ſind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das ſchon halb fertig iſt, und bringe auch hierher die Gemählde und Marmorſachen, die wir haben, ſo wird es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich ſelten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den erſten, in dem Sie mich ſo ſehr bitten, Ihnen augenblicklich zu ſchreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen ſein müßte.

Daß ich Ihren Hang zur Einſamkeit tadeln oder einſchränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter vä-

terlicher Freund E. iſt aber doch wohl hier viel gütig-ſorglicher geweſen, und hat an Ihr Glück gedacht und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen in einer geſelligeren Art zu leben. Ich meine nun das gar nicht, allein, wenn ich es auch meinte, ſo würde ich doch mehr zur Einſamkeit rathen. Es iſt nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art ſo, bei mir (das möchte hingehen) aber auch bei Andern, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was ſie in ſich ſind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigenthümliche Art ihrer Gemüthsſtimmung zu ſehen. Dieſe nun aber iſt ſchon ſchöner, wenn man die Einſamkeit liebt, und wird ſchöner, wenn man dieſer Liebe nachhängt; ſie würde es aber allmählig auch, wenn man von Natur die Einſamkeit nicht liebte, und ſich nur Gewalt anthäte, in ihr zu beharren. Das iſt ſo in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg iſt, hat mir Vergnügen gemacht. Solche kleine Züge bezeichnen die ganze Lage und verſetzen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübſch an mich, theure Charlotte, hinter Ihrem Bach.

Der Aufſatz, den Sie mir vorerſt als Beantwortung meiner Frage*) ſenden, der urſprünglich nicht für mich beſtimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen ſehr dankbar bin, hat mich ſehr intereſſirt. Ich liebe die Anſichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Uebereinſtimmungen doch ſehr verſchieden ſein muß, über Gegenſtände wie über Schriften hat, mi denen man durch das Leben gegangen iſt. Es muß

*) Zuſätze, 3. Anmerkung.

in ſolchen Beurtheilungen vieles einſeitig, ſelbſt unrichtig ſein, aber es iſt die wahre, die natürliche und die eigene Anſicht, dieſe zieht immer an, weil man von ihr aus wieder Blicke in das Individuum thut, ſie iſt auch im hohen Grade belehrend, weil man ſie ſich gar nicht ſo von ſelbſt vorſtellen kann, und den Werth, den Eindruck, die Wirkſamkeit der Dinge meiſt nur nach allgemeinen Maßſtäben mißt und nur gewohnt iſt, ſich alles im Zuſammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umſtänden zu denken. Man wird die individuelle Anſicht immer ehren, auch wenn man nicht darin übereinſtimmen könnte. Das, was Sie über mich ſagen, iſt ſehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzuſetzen, daß das gewiß wahr iſt, daß ich unfähig wäre, je einen Menſchen, der mir irgend nahe ſtand, zu vergeſſen oder aufzugeben, ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig iſt. Jede ſolche Verbindung, ja jedes ſolches bloßes Begegnen, hängt ja mit ſo vielen in Einem zuſammen und das Leben iſt ſchon ein ſolches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zuſammenhängenden Theile feſter an einander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man ſich auf dieſe Weiſe erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entſpricht, das in der Seele lebt. Aber ſelbſt, wenn das nicht iſt, wie ich auch deren Beiſpiele in meinem Leben habe, ſo ergötze ich mich doch, wenn mir ſolche Perſonen wieder vorkommen, ſie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Intereſſe zu beweiſen. Bei Ihnen iſt das nun aber ſehr anders; Sie haben ſo lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gerne und viel

in Gedanken mit mir; Sie machen keine Anſprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle.

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen ſteht, was irgend jemanden im mindeſten nachtheilig ſein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief iſt ein Geſpräch unter Abweſenden und Entfernten. Es iſt ſeine Beſtimmung, daß er nicht bleiben, ſondern vergehen ſoll, wie die Stimme verhallt. Bleiben ſoll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verſtärken oder verändern u. ſ. f.

Aber Sie legen einen ſo hohen Werth darauf, Sie bitten mich ſo inſtändig und ſo dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht abſchlagen will. Behalten Sie alſo immerhin die Blätter. Es iſt ja dazu ſehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie ſagen, Sie holen ſich immer daraus was Sie bedürfen. Ich ſchreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht vertheidigen könnte, ſo iſt es mir auch nicht gegeben, über das Schickſal meiner Briefe unruhig zu ſein. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, ſondern, wie ich oben ſagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbſt das Leſen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dächte, man beſchäftigte ſich lieber mit dem Gegenſtande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch ſein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen iſt das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe. Es

macht mir Freude, Ihnen einen Wunſch zu gewähren, da Sie ſo ſelten einen Wunſch ausſprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebſte Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen theilen oft Ihre Einſamkeit. Ihr H.

Sie wundern ſich, daß eine Liebe zu Beſchäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denſelben, ein Eingehen in fremde Gemüthsſtimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geſchäften geblieben iſt. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beſchaffenheit meines Gemüths iſt, und daß es mir immer eigen geweſen iſt, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geſchäfte nur wie eine Art Nebenſache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, ſtatt mich von ihnen beherrſchen zu laſſen. Man macht ſie darum und auf dieſe Weiſe nur deſto beſſer. Und das, was den Menſchen als Menſch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die ſich in ihm drängen und ſtoßen, haben immer einen hauptſächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerſt damit angefangen, mich ſelbſt zu kennen und mich ſelbſt zu beherrſchen, und kein Menſch kann ſich klarer durchſchauen, keiner ſich mehr in ſeiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen geſtrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht ſelbſt geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünſtigungen des Schickſals, ſondern auf mir allein zu ſtehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nen-

nen. Die einfachſte Sache, wenn ſie nur etwas Anmuthiges oder Höheres an ſich trägt, oder wenn ſie mir durch irgend etwas beſonders zuſagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand ſo dankbar iſt als ich, weil wirklich auch wenig Menſchen ſo viel Grund zur Dankbarkeit haben. Theils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, theils aber finden ſie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht ſo heraus, und genießen es nicht wie ſie könnten. Aber kein Menſch iſt auch ſo wenig bedürftig, als ich, und darauf beruht ein großer Theil meines Glücks, denn jedes Bedürfniß iſt, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, ſtillen Genuß ab.

Die Fähigkeit, ſich einem fremden Willen, bloß weil es ein ſolcher Wille iſt, auch geradezu, gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß ſich zu unterwerfen, dieſe Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich ſehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich ſie hätte. Sie macht überdies das Gemüth milder, weicher und, ſo ſonderbar es ſcheint, zugleich ſtärker, ſelbſtändiger und der Freiheit würdiger.

Ohne Kampf und Entbehrung iſt kein Menſchenleben, auch das glücklichſte nicht, denn gerade das wahre Glück bauet ſich jeder nur dadurch, daß er ſich durch ſeine Gefühle unabhängig vom Schickſale macht.

Zehnter Brief.

Burgörner, im Juli 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nach einander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude gemacht haben und wofür ich Ihnen eben so herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, thut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art iſt, wie Sie mich anſehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, ſo freut es mich, ſelbſt da ich viel abbrechen muß, da ja dies liebevolle Zuſetzen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung iſt. Die Erinnerungen an Pyrmont haben mich ſehr gefreuet; auch mir ſteht noch vieles, ſehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Geſpräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und ſelbſt in der Gegend eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakter-Formen, die in jeder Zeit ſehr in Verbindung mit einander ſtehen. Die Einen lebten mehr in Klopſtock, den Stolbergen, und den Dichtern und Theaterſtücken, die ruhiger und weniger excentriſch hinliefen; die Andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die erſten Stücke hatte, (die Räuber, Fiesko) und allem Regelloſen, Excentriſchen. Ich ſtand noch ſehr unentſchieden. Sie ſchienen mir mehr auf die erſte Weiſe gebildet.

Ich erinnere mich, daß Sie die Schillerſchen Stücke nicht liebten. Alles das iſt mir ſehr im Gedächtniß geblieben, und iſt mir noch heute, ſelbſt außer der Perſönlichkeit, merkwürdig, weil ſich ſeit jener Zeit, auch in den innern Anſichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht ſo unendlich lange Reihe der Jahre vorausſetzen ließe. Darum iſt es mir auch ſehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie ſich dieſer Arbeit recht ſorgfältig unterziehen. Auch wünſchte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher ſie ſchon früh eine ſo ungewöhnlich ernſte Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch dieſe in ſpäteren Jahren ſich ſo ſehr befeſtigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläufig genug ſein. Ueber das: jemand nach ſeinem Charakter behandeln, kann ich nicht ganz Ihrer Meinung ſein. Ich thue es immer, einestheils weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menſchen gegen ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menſchen dabei glücklich und heiter bleiben und man gern Glück und Heiterkeit um ſich verbreitet. Allein, was mich ſelbſt betrifft, ſo wünſche ich immer und thue alles dazu, daß mich die Menſchen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt das anders, als den Charakter, wie er nun einmal iſt, für abgeſchloſſen und unveränderlich annehmen, und ihn in allem, was er in ſich enthält, zu beſtärken? Nun aber iſt keines Menſchen Charakter fehlerfrei, es heißt alſo auch den Menſchen in ſeinen Fehlern beſtärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief ſchmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde,

allein ein ſolcher innerer Schmerz iſt allemal heilſam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzloſigkeit. In dem Grade nun, daß die Menſchen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß ſie auch gern mit Kraft und Selbſtverleugnung an ſich arbeiten, daß ſie heilſame Schmerzen nicht ſcheuen, behandle ich auch ſie weniger mit Rückſicht auf ihren Charakter, und ſo könnte ich wohl bisweilen, gegen die, welche mir innerlich am nächſten ſtehen, gerade am wenigſten ſchonend erſcheinen. — Es thut mir ſehr leid aus einzelnen Aeußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch ſind. Schonen Sie ſich, liebe, gute Charlotte, ſchonen Sie ſich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wiſſen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Geſundheit iſt es, worauf es mir ankam. Frauen ſind darin glücklicher und unglücklicher als Männer, daß ihre meiſten Arbeiten von der Art ſind, daß ſie während derſelben meiſt an ganz etwas anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben faſt den ganzen Tag fortführen, ohne in ſeinen Arbeiten, oder in ſeinem Berufe dabei zu verlieren oder geſtört zu werden. Es iſt das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigſtens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefern und feinern Kenntniß ſeiner ſelbſt und Anderer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn ſie wenigſtens das nicht rein und unvermiſcht ſind, ſondern niederſchlagend und beunruhigend dabei, ſo iſt allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedrohet; da Männer in ihren Geſchäften ſelbſt, auch wider ihren Willen, Zerſtreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entſchiedene Vorliebe für die einſame Stille, die Sie ſich ſelbſt geſchaffen haben, mißfallen könne. Gerade das Gegentheil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauſes und Gartens, die Ihrem letzten Brief beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es iſt angenehm, ſich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einſeitigkeit, welche, wie Sie ſagen, E. für Sie gefürchtet und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, iſt allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber iſt ſie bei Ihnen nicht zu beſorgen, anderntheils auch, kann man doch für ſehr vieles verſtummen, ohne zu verarmen im Innern, oder dem Wahren, Guten und Schönen abzuſterben.

Die Abgeſchiedenheit ſpannt alle Vermögen eines weiblichen, in ſich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele und zieht ſie ab von den kleinlichen, zerſtreuenden Rückſichten, worein Frauen leichter verfallen als Männer. Auch gibt eine Frau, die die Einſamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß ſie keine Freude ſucht, als die ſie aus der Tiefe ihres eigenen Innern ſchöpft, und das iſt das Hauptforderniß, um einem ſelbſt tiefer und beſſer fühlenden Mann zu gefallen und ein bleibendes, unwandelbares Intereſſe einzuflößen.

Die wenigſten Menſchen verſtehen, wie unendlich viel in der Einſamkeit liegt, und gerade für eine Frau liegt. Wenn ſie verheirathet iſt und Kinder hat, iſt ihr Familienkreis ihre Einſamkeit, im entgegengeſetzten Fall aber iſt es

eine abſolute, in der man wirklich allein lebt und wenig Menſchen ſieht.

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück und iſt oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das iſt ein großer Troſt), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilſame, und iſt oft ein ſehr hohes Glück, da es läutert und ſtärkt. Dann iſt es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, ſondern nur an ſtrenge ſich nicht ſchonende Pflichterfüllung, das Glück ſich von ſelbſt, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweiſe einſtellt. Dies habe ich oft bei Frauen in ſehr unglücklichen ehelichen Verhältniſſen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlaſſen wollten. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

Eilfter Brief.

Berlin, den 2. December 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmſten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, deſto tiefer iſt der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit geſellt ſich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günſtigſten Schickſalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beſchäftigungen, Schickſale genähert haben, Sie fortdauernd Werth auf meine Theilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es ſich ſelbſt für ein Glück, ja wohl gar mir zum Verdienſt anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eigenen Leben aufhören können. Es könnte mich dieſer Beifall eigentlich ſtolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgend einer, meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienſt genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schickſal gewürdigt worden iſt, das natürlich Treffliche und Gediegene zu ſehen, wenn es ſich, auch *) durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erſchloſſen hat, man es nun auch im Tief-

*) Zuſätze, 1. Anmerkung.

ſten der Seele feſthält, und ſich nicht wieder entreißen läßt. Für ein ſolches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal ſah und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, ſich noch jetzt gern und willig mir unterordnen, und mir erlauben, Ihnen ſo vertraulich zu ſchreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigſten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das iſt doch einigemal auf ſehr harte Weiſe geſchehen, es nur als einen ernſten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich ſchätze, erkenne und genieße. Ich meine aber ſo das recht reine Glück, das, von allem Verdienſt entblößt, uns die Götter ſchicken, ohne daß der Menſch dazu das Mindeſte thut. Ein ſolches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdiſches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem Nichts meinen Frieden ſtören kann und ſtören wird. Denn ſelbſt, wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, ſo bliebe jenes Bild ewig rein und unentweihet in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen ſo begegnete, wie es jedem Menſchen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachten. Denn jeder Menſch trägt eigentlich, wie gut er ſei, einen noch beſſern Menſchen in ſich, der ſein viel eigentlicheres Selbſt ausmacht, dem er aber wohl einmal untreu wird, und an dieſem inneren und nicht ſo veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieſes zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unſchuldig iſt. So hatte ich ja auch nie geahndet, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie ſollte es mich nicht beglücken!

Dieſe Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe ſprechen, ſind ja der Grund auf dem alles, was wir mit einander wechſeln, rein und ſchön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt und in deſſen Licht es erſcheint. Darin liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeſchreibung für mich hat. Jemehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchſen, je mehr ich Sie mir darin denke, deſto mannichfaltiger bewegt ſchweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet iſt. Solchen Genuß der Phantaſie rechne ich zu den höchſten, die den Menſchen gegeben ſind, und in vieler Rückſicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In dieſe kann immer leicht etwas ſtörend eintreten, aber jene nähert ſich den Ideen, und das Größte und Schönſte, das Menſchen zu erkennen im Stande ſind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben iſt eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimiſchung irgend einer Trübheit in ſich aufnimmt. Nur haben wenig Menſchen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beſchauung, die in Menſchen unmöglich iſt, bei denen Sinnlichkeit und innere moraliſche Empfindung in Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genuß übergehen. Ich bin von dieſem Verlangen mein ganzes Leben hindurch ſehr frei geweſen und habe daher mehr durch den Anblick am Innern und Aeußern genoſſen, und in beiden Rückſichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuſchungen hinzugeben.

Sie haben mich, liebe Charlotte, ſchon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunſch leiſe erneuert, und ſprechen ihn jetzt wieder auf eine ſo zart empfundene Art aus, daß ich mir faſt einen Vorwurf darüber mache. Sie ſagen: Die nahen Angehörigen geliebter Männer ſeien für Frauen unendlich theure geheiligte Gegenſtände; die Kinder, Theile ſeines Weſens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieſer, würden in dem Grade, wie ſie den Geliebten beglücken, von der innigſten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle dergleichen Aeußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verſchoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelſtunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wiſſen, wer ſie eigentlich iſt. Wenn ich Ihnen alſo etwas ſage, was Ihnen bekannt iſt, ſo ſeien Sie mir darum nicht böſe. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend ſehr ſchön, und, ob ſie gleich acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle ſind, gelungen iſt. Sie iſt ſeit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weiſe die Beſorgniß erregte, oder ihre natürliche Heiterkeit ſtörte. Burgörner gehört ihr und iſt eins ihrer Güter, dahingegen Tegel und die ſchleſiſchen mir gehören. Unſere Ehe wurde bloß durch gegenſeitige Neigung, ohne alles Zuthun von Eltern und Verwandten, geſchloſſen, ſie hat in den 31 Jahren, die ſie nun währt, nie einen nur weniger zufriedenen Moment gehabt, unſer Glück iſt gegenſeitig heute, wie im Anfange, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter ſind, ſo iſt unſer Verhältniß ſelbſt

jugendlicher geblieben, als es ſonſt der Fall ſein würde. Meine Geſchäfte haben uns manchmal lange von einander getrennt, aber ſeitdem ich freie Muße genieße, ſind wir faſt ununterbrochen zuſammen, und dies fortſetzen zu können, wird mich vorzüglich bewegen, wenn es nicht durchaus ſein muß, nicht wieder in Dienſt zu treten. Gleich nach meiner Verheirathung lebte ich auch außer Dienſtverhältniſſen über 10 Jahre lang, und reiſte damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich faſt die Straße mit keinem Fuß, und fahre auch ſelten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zuſammen ſpazieren, oder ſind beide zu Hauſe. Von unſern acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom verloren, als ich dort Geſandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteſte Tochter wird ſich ſchwerlich verheirathen, ſie bleibt gern mit uns, und wir würden ſie, da ſie ſo lange mit uns geweſen iſt, noch ungerner miſſen. Meine beiden andern Töchter ſind verheirathet; die zweite heirathete, ehe ſie noch 15 Jahr alt war, und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Obriſt-Lieutenant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngſte iſt an den Geheimerath von Bülow verheirathet, der Legations-Sekretair bei mir in London war, und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement ſteht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt ſein wird, und lebt gleichfalls ſehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngſter Sohn iſt noch im Hauſe und wird bei mir erzogen. Mein älteſter iſt Kavallerie-Officier in Breslau und hat eine ſchöne und liebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wiſſen Sie wenigſtens im Ganzen ſo viel, daß Sie ſich meine Familie und mein Leben in derſelben vorſtellen können. Außer meiner Familie ſehe ich wenig

Leute. In Privathäuſer gehe ich ſelten, nur zu einigen alten Bekannten.

Ich muß nun ſchließen, das Papier iſt zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarſten und wärmſten Anhänglichkeit der Ihrige

H.

Zwölfter Brief.

Berlin, den 27. December 1822.

Ich ſetze mich mit inniger Freude an den Tiſch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, die mir, wie alles, was mir von Ihnen kommt, ſehr theuer geweſen ſind. Es thut mir ſehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich dieſem Umſtande einen Brief mehr von Ihnen verdanke. Sie müſſen aber nie unruhig ſein, wenn ich einmal länger nicht ſchreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es thun würde. Ich bin ſo ſelten krank, daß dies gar nicht in Berechnung kommen kann, und eine Aenderung in meinen Geſinnungen, wie leiſe ſie auch ſein möchte, iſt in der That unmöglich. Es widerſpricht meinem Charakter überhaupt, und widerſpricht noch vielmehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen, und kann mit einem Wort nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft ſchreibe, hat ganz zufällige Urſachen, die ich aber auch nicht gut ändern kann. Ob ich gleich jetzt gar keine eigentlichen Geſchäfte habe, ſo bin ich beſchäftigter, als die Meiſten, die ſelbſt viel mit ſolchen beladen ſind, und ich lebe keinesweges ſo, wie manche Andre, daß ich nur auf irgend eine Weiſe dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhänge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr gehe ich nie zu Bette, ſind regelmäßig beſetzt, mit meiner Familie bringe ich nur

etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittagseſſen, zu. In Geſellſchaft gehe ich ſo gut, als gar nicht, und in meiner Stube, in der ich alſo die meiſte Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, ſeit ich den Dienſt verlaſſen habe, ein eigentliches Gelehrten-Leben, habe weitläufige, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen unternommen, und ſo kommt es denn freilich, daß der Briefwechſel manchmal ſtockt, der mit Ihnen aber doch am wenigſten. Denn ich wundere mich ſelbſt manchmal, wie ich Ihnen ſo oft und ſo lange Briefe ſchreibe, und dann finde ich es doch wieder ſo natürlich, weil ich mich ſo gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen laſſe, und meine Briefe wieder Veranlaſſung der Ihrigen ſind, die ich ſo innig gern leſe, wie lang ſie ſein möchten. Denn zum Leſen habe ich immer Zeit, da dazu der Entſchluß nicht wie zum Schreiben zu nehmen iſt, ſondern mit dem erſcheinenden Briefe natürlich da iſt, ſo ſchiebt ſich alles andre ſo lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin einen Zwang anthun. Ich klagte mich zum voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie ſehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete.

Daß Sie erfreuet und zufrieden ſind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, iſt mir lieb, ob Sie hinzuſetzen, „wenn ich ſie auch ausführlicher gewünſcht hätte, bin ich doch erfreuet und etwas bekannt mit den Ihrigen und beſcheide mich.“ — Das iſt ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, ſo muß ich darüber ſchmälen, daß Sie beſorgen, ob Sie ſich nicht zu ſehr haben gehen laſſen in dem Ausdruck Ihrer Empfindungen? Sie haben in Ihrer Selbſtbiographie nur für mich geſchrieben. Sie

haben mir die erſten Empfindungen Ihrer jugendlichen Bruſt aufrichtig, edel und offen geſtanden, Sie haben mir dieſe Gefühle durch ein ganzes Leben geſondert, bewahrt, und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgend ein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Beſitz waren ein Paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber ſo etwas zu würdigen verſteht, wie ich das von mir ſagen darf, der wird es wie ein ſeltenes Glück dankbar empfangen und wie eine Zugabe des Himmels anſehen. Nicht der leiſeſte, nur ſcheinbar gerechte Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteſte, ruhigſte Beurtheilung könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie ſehen, ich will mir nicht wieder entreißen laſſen, was Sie mir einſt freiwillig gegeben haben. Ich will es behalten, und keine kleinlichen Skrupel von Ihrer Seite ſollen mir meinen lieben Beſitz rauben. Irre ich, ſo irrt wenigſtens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über ſolche Empfindungspflichten, die wohl ſonſt im Schwange ſind. Wenn man in ſich rein iſt, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, ſo habe ich für mich (ich will nie für das Gewiſſen eines Andern reden) kein Arges, mich jedem Gefühl, das wahr und unentſtellt in mir aufſteigt, ohne alle Aengſtlichkeit hinzugeben. So iſt es in mir. Sie ſehen, was ich Ihnen oben ſagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geſchienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältniß zu berühren, von dem in einem Familienkreiſe alle andere Empfindungen ausgehen, immer geſchwiegen.

Alſo noch Einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie

nicht eine einzige Zeile, nicht ein Wort zurück wünschen. Alles, was Sie mir geschrieben haben, woraus Ihre Gefühle so rein und wahr hervorstrahlen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünsche vor allem, daß der Briefwechsel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübte Freude mache. Ich habe ja dabei keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen fest zu halten, die mir ewig theuer sein werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.

Daß ich Ihnen jene Nachrichten so spät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab sie nur, weil Sie es wollten. An sich ist es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menschen fühle, einem Andern als ihm selbst zu sprechen, ja, es ist mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es so gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfniß der Freundschaft hält, sich gegenseitig Freude und Kummer und alles mitzutheilen, den Andern, wie man es nennt, mit sich leben zu lassen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzutheilen, die ich am liebsten habe. Ich thue es auch wirklich nicht, wenn die Mittheilung nicht andere Veranlassung hat. Ich halte sehr wenig von den Ereignissen des Lebens und für mich (Gott weiß, nicht für Andere) wenig von Glück und Unglück, beide, auf mich bezogen, sind die letzten Rücksichten bei meinem Thun und Handlungen; ich weiß, Gottlob! mit denen, die ich so gern habe, als Sie, immer noch etwas Besseres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade so mit meiner Frau und Kindern. Sie wissen von sehr vielem, was mich beschäftigt, gar nicht, und meine Frau denkt so gleichgestimmt mit mir darüber, daß, wenn sie zufällig etwas erfährt, was sie nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sagte, es ihr nicht ein-

fällt, das ſonderbar zu finden. Freundſchaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefſten und eigentlichſten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertrauchlichkeiten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Geſinnungen

der Ihrige

H.

Dreizehnter Brief.

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verſtummen ja ganz, liebe Charlotte. Es iſt ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon ſeit 8 Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillſchweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Poſttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank ſind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geſchrieben, mir wenigſtens das zu ſagen. Sie waren aber ſehr angegriffen, hatten ſich ſehr angeſtrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geſchadet haben. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſchreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That ſehr unruhig ſein, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber ſehr beſchäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er iſt nun nach Paris zurück gegangen; während ſeiner Anweſenheit hatte ich alles liegen laſſen, und ſo iſt ſchon das, was ſich in meinen Geſchäften angehäuft hat, ſo anſehnlich, daß ich ein Paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, ſo wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handſchrift iſt das ſehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, ſchreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Geſinnungen

der Ihrige H.

Vierzehnter Brief.

Berlin, den 14. März 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten, und ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher ſein, als Sie dieſe zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeſchreibung eingerichtet haben. Sie nennen ſie: Einleitungs-Hefte. Die Folge wird das erſt ganz deutlich machen, da alle Ihre Gedanken Klarheit haben. Alles lieſ't ſich leicht und mühelos, wie ein Buch, und was bei Handſchriften immer ſehr angenehm iſt. Daß Sie das Ganze in Lieferungen theilen und in jede einen angemeſſenen Abſchnitt zuſammen faſſen, iſt äußerſt zweckmäßig. Ich finde es daher auch beſſer, daß Sie künftig ſich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs beſtimmt hatte, ſondern jeder Lieferung einen angemeſſenen, ſich nach dem Inhalt richtenden Abſchnitt geben, daß er weder allzukurz, noch allzulang wird, und abzuſenden, wenn Sie ſolche Lieferung fertig haben, ohne ſich an einen beſtimmten Zeitabſchnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Intereſſe genug an der Sache nehmen, und liebevoll gegen mich geſinnt, ſelbſt gern meine Wünſche erfüllen, und alſo die Muße, die Sie auf dieſe Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Noth andren Dingen ſchenken. Auf der andern Seite aber möchte ich ſelbſt nie, daß Sie den nothwendigen Geſchäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anſtrengungen forderten, um das Verſchobene wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlaſſe, ſoll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugthuung dienen, nicht aber Ihnen zur Laſt noch Un-

ruhe werden. Was mich bei dieſer Lieferung erſchreckt, iſt, daß Sie ſchon ſo weit vorgerückt ſind. Sie ſehen daraus, wie ich Ihnen immer ſagte, daß Ihre Furcht vergeblich ſei, daß Sie bei einer ſo großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indeſſen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern und ſehe es aus der Schrift ſelbſt, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenſtand Ihnen in Ihrem Gedächtniß nicht mehr darbot. Sie ſind nichts übergangen, alle Perſonen, die Sie erwähnen, erſcheinen in einer vollſtändigen Zeichnung mit ſehr beſtimmten Umriſſen, man ſieht zugleich ihre Umgebungen und es geht dem Bilde kein Zug ab, deſſen Vermiſſen eine Lücke verurſachte. Zwei intereſſante Figuren ſind Ihre beiden Großmütter, man iſt ſehr geneigt, ſie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es iſt in ſich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachſten Verhältniſſen ſich befindenden Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten im Stande iſt, auch iſt es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dies Leben in ſo weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beſchreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieſer Einfachheit eines ſolchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Leſung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß dieſe Lieferung auch darin noch mehr loben als früher, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochener, und in einem einzig nur das Geſchilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen leſe, welche Sie früher dem Erzählten einzuſtreuen pflegten, ſo beſteht der größte

Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und ſich ſelbſt vor dem Auge Bewegendes daſteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt abſichtlich darſtellt. Im gegenwärtigen Falle ſind nun zwar Sie, als darſtellend und dargeſtellt, dieſelbe Perſon, allein die Verſchiedenheiten der Zeit bleiben auch ſo doch gleich beachtungswerth, und Sie, jetzt und ſelbſt erzählend, werden gegen ſich, in jener Zeit dargeſtellt, auch wieder gewiſſermaßen eine Fremde. Sie müſſen aber darum nicht glauben, daß ich mich durchaus gegen die Einſtreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie ſich jede neue verbieten müßten. Dies iſt gar nicht meine Abſicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andere angewendet hätten. Denn auch dieſe könnte auf ihre Weiſe Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verſtanden haben, ihn derſelben zu geben. Allein in ſich iſt es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade iſt, in welchem ſich der Erzähler mehr zurück und in Schatten ſtellt, und dieſer verliert dabei nicht, denn man ſieht ihn und ſeine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und beſtimmt, und fühlt ſich durch die verſtecktere Art, mit der es geſchieht, überraſcht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich ſehr gefreuet. Sie verſetzen den, der ſie ſieht, auf den Schauplatz der Perſonen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Beſtimmtheit des Bildes bei. Die äußere Anſicht Ihres elterlichen Hauſes hat aber auch etwas in ſich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und ſo, daß man nicht deutlich und beſtimmt ſehen kann, wie es

geweſen iſt, etwas Geiſterartiges. Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Iſt es, wie es faſt ſcheint, Ihre Abſicht, darauf bei einer andern Gelegenheit in der Folge zurück zu kommen, ſo mag es ſo bleiben, und ſo leſe auch ich die genaue Darſtellung dieſes Ereigniſſes lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichſten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurück kommen, ſondern es bei demjenigen bewenden laſſen, was Sie darüber geſagt haben, ſo muß ich Sie bitten, dieſer Sache eine beſondere Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, ſie zuerſt und zunächſt auszuarbeiten und mir einzeln zuzuſenden. Es hat gerade dies ein ganz beſonderes Intereſſe für mich. — Das Mißgeſchick mit Ihrer Wohnung hat mich ſehr geſchmerzt; Sie befanden ſich dort einſam und wohl, und hatten überdas ſie ſich nach ihren Neigungen eingerichtet. Das verlaſſen zu müſſen, iſt wirklich höchſt unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigſten Antheil daran, ſondern begreife auch Ihre Niedergeſchlagenheit darüber vollkommen.

Daß Ihnen meine Theilnahme tröſtlich, mein Andenken wohlthätig iſt, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh iſt, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur ſehr dankbar ſein. Es war mein Wunſch und meine Abſicht, ich wollte nur glücklich, heilſam und wohlthätig auf Sie einwirken, und es freuet mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Geſtatten Sie mir denn auch jetzt dieſen Einfluß auf Ihr Gemüth, da Sie leiden und gebeugt ſind. Richten Sie ſich an mir auf. Ich möchte niemand lieber, als Ihnen zur Stütze ſein. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, ſich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigſten, liebevollſten Theilnahme feſt, womit ich Ihnen ſtets angehöre. Ihr H.

Funfzehnter Brief.

Berlin, den 30. März 1823.

Ihr Brief vom 19. dieſes, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und ſichtbarer Niedergeſchlagenheit geſchrieben war; es hat mich aber gefreuet zu ſehen, daß er gegen das Ende hin heitrer wird, weil das ein ſicheres Zeichen iſt, daß das ruhige Schreiben, das ſtille Geſpräch mit dem, von dem Sie wiſſen, daß er immer gleichen Antheil an Ihnen nimmt, eben jene wohlthätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorſatz des Verſtummens bleiben, ſondern fortfahren, wie bisher, zu ſchreiben. Jener Vorſatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düſtern Stimmung eingegeben ſein. Es iſt ſehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie ſagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeſchlagenheit ſtören wollen. Allein, weiß ich ſie darum weniger, wenn ich ſie in Ihrem Verſtummen erkenne, und muß ſie mich denn nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derſelben weniger kenne? Sie können verſichert ſein, daß ich immer den herzlichſten und mitfühlendſten Antheil an Ihnen und allem, was Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieſelbe Weiſe den Unfall anſehe, daß Sie gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordene Wohnung aufgeben müſſen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem ſolchen Falle

mehr Stärke, mehr innere, äußeren Unfällen entgegen ſtrebende Heiterkeit wünſchen, da Ihnen ſo vieles zum innern Genuß bleibt. Es ſoll dies gewiß auch nicht der fernſte und leiſeſte Vorwurf ſein, ich möchte lieber alles, als Ihnen im mindeſten weh thun. Aber es iſt einmal meine Art, denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverholen zu ſagen, was mir nicht zu billigen ſcheint, und ihnen die Vorſtellungen zu machen, durch die ſie meiner Ueberzeugung nach in ſich ſtärker, feſter und dadurch ſelbſtſtändiger und minder abhängig von äußern Zufälligkeiten werden. Alſo ſein Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier ſage und ſagen werde, nicht böſe. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht ſagen kann, der ſelbſt nur in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen ſicher iſt. Es kommt nicht auf die äußere Urſache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entſteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit ſo weiſe vertheilt, daß der äußerlich noch ſo vorzüglich Begünſtigte darum keinen Augenblick hindurch freier iſt von Anläſſen und Urſachen innern Schmerzes. In einem ſchon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältniſſen hingegangenen Leben ſind mir mannichfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerſte berührenden Punkten verſchiedenen geſtoßen haben. Ich bin alſo den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weiſe fremd, und kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schickſals ſind, eine ähnliche bevorſtehen. Ich verkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings Recht haben zu ſagen, nicht gerade mit der äußern Urſache ſympathiſiren kann. Das Wechſeln einer Wohnung, das mir

ſo oft von den angenehmſten zu den unlieblichſten begegnet iſt, würde auf mich allerdings wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beſtändig in meiner Stube, bin jetzt zum Beiſpiel, trotz des Sonnenſcheins, ſeit 8 Tagen mit keinem Fuße anders, als zu den durch Gewohnheit beſtimmten Tageszeiten, in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfniſſe der Art, jede Stube iſt mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrſtuhl, auf den ich ſitze, und den Tiſch, an dem ich ſchreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sopha, nichts von dem allen bei mir finden. Allein auf die Urſache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur dieſe, und ich ſage Ihnen das nur, um jedem, auch ſtummen Einwand zu begegnen, daß ich bei einem Unfall, wie er Sie jetzt betrifft, mich nicht in Ihre Lage verſetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungsloſen Menſchen niederſchlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eigenen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, ſich durch dies Ereigniß nicht auf ſolche Weiſe beugen zu laſſen. Ich kann es nach Ihrer eigenen Schilderung nicht ſowohl für ein empfindliches Uebel halten, daß Sie gerade dieſe Wohnung verlaſſen, ſondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenirte Gartenwohnung mit Stille und Einſamkeit und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie ſchlafen, ſagten, hat mich ſehr geſchreckt, und kann Ihnen unmöglich zuträglich geweſen ſein. Trotz allem dem, was ſich da ſagen läßt, bleibt der Verluſt, bis Sie eine andere ländliche und ſtille Wohnung finden, ſehr groß, und läßt ſich nicht wegraiſonniren auf keine Weiſe. Aber da, liebe Charlotte, bleibt, außer

der Reſignation, das zu tragen, was unabänderlich iſt, doch auch der Genuß deſſen, was Ihnen in Ihrem innern Leben unentreißbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen theuer iſt, der Umgang mit einigen Perſonen, denen Sie geneigt ſind, das Bewußtſein eines immer reinen Gemüths ein bewegtes Leben hindurch, die Genugthuung an einem ſich ſelbſt geſchaffenen Daſein, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzuſetzen, nach dem, was Sie mir ſo oft ſagen, die Beſchäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude theile, die ſich in Ihnen bewegen. Eine gewiſſe Stärke bedarf der Menſch in allen, auch den glücklichſten Verhältniſſen des Lebens, vielleicht kommen ſogar Unfälle, wie Sie jetzt einen erfahren, um dieſelbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorſatz faßt, ſie anzuwenden, ſo kehrt bald, auch ſelbſt dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die ſich allemal freuet, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben. — —

Ueberhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl ſein, daß ich anders bin, als Sie ſich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man ſich faſt nie geſehen und nie mit einander gelebt hat. Ich ſchrieb Ihnen, im Beginn unſers Briefwechſels, Sie müſſen mich nehmen, wie ich bin, ich kann aus meinem Weſen, wie es iſt, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Geſinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieſelben und ändern nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und anſprechend iſt, dafür kann ich nicht einſtehen. Ich kann meiner Freiheit, weder in der Häufigkeit, noch in der Art, wie ich ſchreibe, etwas nehmen, und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinſtimme, um Nachſicht bitten. Daß ich in Wahrheit Theil an Ihnen

nehme, daß ich Ihnen auch gern ſchreibe, ſehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, ſagte, daß ich ungern ſchreibe, daß Sie ſelten und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie ſelbſt dieſer zeigt, ſehr lange Briefe wirklich ſchreibe. Um zu Ihrer Lebens-Erzählung zurückzukehren, ſo kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortſetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzuſetzen, daß meine Bitte immer von der Vorausſetzung ausgeht, nicht bloß, daß Sie es gern thun, das weiß ich gewiß, ſondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anſchlag bringen, und ſich nur dann damit beſchäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewiſſenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wiſſen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöhet. Was Sie mir von den Geiſter-Erſcheinungen ſagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zuſammenhang der Dinge, und ich werde keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebſte Charlotte! Suchen Sie ſich zu erheitern, thun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand ſo gern und ſo oft an Sie denkt, als ich.

Ihr H.

Sechszehnter Brief.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Gesinnungen eingaben. Ihre Worte: „nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, so wenig als den Kleinmuth, der Folge schwerer Verhängnisse ist" — diese Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Gesinnungen den leisesten Wandel erkennen. — Ihrem nächsten Brief sehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Aeußerungen möchte ich schließen, daß sich Ihnen eine angenehmere Aussicht eröffnet habe. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Siebzehnter Brief.

Berlin, den 25. April 1823.

Ich wollte mich eben hinſetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. dieſes zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte ſchon, Sie wollten, ehe Sie mir ſchrieben, erſt eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich ſehr, Sie nicht in dem Hauſe zu wiſſen, vor deſſen unlieblichen Bewohnern Sie mit Recht einen ſo großen Abſcheu hatten. Sie haben bei Ihrem neuen Etabliſſement wenigſtens an Ruhe und Einſamkeit gewonnen. Der Freund, der Ihnen erſchien, um Ihnen den Rath zu geben, jener Wohnung zu entſagen, auch als Sie noch keine andre hatten, hat ſich ein wahres Verdienſt um das nächſte Jahr Ihres Lebens erworben, und ein Jahr iſt ein großer Abſchnitt, wenn man es in plagenden Umgebungen zubringen muß. Indeſſen hätte ich doch gewünſcht, Sie hätten die neue Wohnung nur auf den Sommer genommen, im Winter war es weniger widrig, in der Stadt zuzubringen. Die Beſchreibung, die Sie nicht bloß von den unteren, auch von den oberen Zimmern machen, iſt von der Art, daß es doch ſchwer halten wird, daß Sie den Winter dort zubringen, ohne wenigſtens ſehr gründliche Verbeſſerungen, bei Oefen, Wänden, Fenſtern und Thüren anzubringen, was das Lokal nicht einmal immer recht erlaubt, und was überdies nicht ohne Koſten abgeht. Ich begreife indeß vollkommen Ihren Widerwillen vor der Stadt.

Wäre ich nicht meiner Kinder wegen hier, die einmal ihrer Verhältniſſe wegen die Stadt, zumal im Winter, nicht verlaſſen können, ſo würde ich immer fort auf dem Lande bleiben. Selbſt, wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels ſchon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt unter allen Umſtänden einen unendlichen Reiz für mich, bei ſternenhellen, wie bei dunkeln Nächten, bei heiterm Blau, wie bei ziehenden Wolken, oder dem traurigen Grau, worin ſich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterſcheiden. Jeder dieſer Zuſtände entſpricht einer eigenen Stimmung im Menſchen, und wenn man das Glück hat, dieſe Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müſſen, nicht düſter zu werden mit dem düſtern Himmel, ſondern in der, aus dem reinen Innern entſprungenen Stimmung, durch den Anblick des Himmels nur in andre und andre Betrachtungen verſenkt zu werden, ſo hat man wenigſtens kein Mißfallen am farbloſen Himmel, wenn man auch dem ruhig und mild ſtrahlenden natürlich den Vorzug giebt. Mir iſt überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es an Andern nicht ſonderlich leiden. Ich ſehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinſte Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fortlebt, und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich ſei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin ſeinen Reiz für mich, daß man die Theile des Jahres vor ſeinen Augen abrollen ſieht. Mit dem Leben iſt es nicht anders, und es ſcheint mir daher immer aufs mindeſte eine müſſige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife, oder ſonſt einen Abſchnitt man vorziehen möchte. Es iſt immer nur

eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in Einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heiteren und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts anders, als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt, und mit Antheil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst ohne auch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Luftraums zu verlieren, und benimmt so auf einmal aller kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so giebt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt, nur sich im Auge haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres, und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurück kehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geistes und Gemüths seine Aufmerksamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad in sich untergehen zu lassen. Der Gedanke des Todes hat dann

nichts, was abſchrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beſchäftigt ſich vielmehr gern mit ihm, und ſieht das Ausſcheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwickelungsſtufe in der Folge des Daſeins an. Ich komme zum Theil mit deßhalb auf dieſe Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Heft geleſen habe, für die ich Ihnen herzlich danke und deren Inhalt damit enge zuſammen hängt. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, was man über die Thatſachen, denn als ſolche muß man Selbſterfahrnes anſehen, ſagen ſoll.

Daß eine geliebte Perſon im Augenblick ihres Abſcheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erſcheinen, läßt ſich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menſchliche Seele empfindet doch ſelbſt Dinge in ſich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken laſſen. Wer je Sehnſucht in ſich getragen hat, begreift, daß ſie eine Stärke gewinnen kann, die von ſelbſt die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas ſehen ſoll, eine Empfänglichkeit nothwendig ſein, die Geiſtergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geiſtern umgeben ſein, ohne es zu wiſſen oder zu ahnden. Warum man weniger Geiſter ſieht, weniger von Erſcheinungen hört, läßt ſich eher erklären. Unter den Geſchichten von ehemals waren wohl viele falſch, nicht gerade erfunden, aber ununterſucht geblieben, oder nicht verſtandene, natürliche Ereigniſſe. Man hatte mehr Glauben überhaupt und auch an dieſe Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Uebernatürlichen geneigt; die Meinung von einem böſen Geiſt, der quäle und verführe, wurde ſinnlicher und materieller genommen. Indeß mag auch außerdem richtig ſein, daß doch auch wahre

Erzählungen, wirklich übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beobachtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal wo so eine Wirkung an mehreren, sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichte Einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Uebersinnlichen gehöre. Diese mochten die Menschen in jener Zeit mehr haben, wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, ihr Gemüth innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf ein Wesenreich außerhalb der irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmten Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall sein. Wie es sei, so hat er die Sache trefflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessirt, ich danke Ihnen herzlich dafür, und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit an, mir Freude zu machen, daß Sie so bald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr Umziehen auch sehr gestört waren. — Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit meiner Familie in der Stadt, und gehe auch vorerst nur auf mein nahe gelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermuthlich nach Ottmachau in Schlesien, auf 6 bis 8 Wochen. Leben Sie herzlich wohl und verwahren Sie sich ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der äußern Luft, die noch gar nicht frühjahrmäßig ist. Ihr H.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 15. Mai 1823.

Ich ſchreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Landſitze aus, der Ihnen ſchon bekannt iſt. Ich bin mit den Meinigen ſeit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünſtigt uns ſehr wenig. Es iſt ein ewiges Stürmen, Regnen, oder wenigſtens ein mit Wolken bedeckter Himmel. Den letztern liebe ich zwar wohl im Sommer. Wenn die Wolken leicht ſind und nur wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen, und es dabei windſtill und warm iſt, ſo hat es etwas Wehmüthiges, was einer gleichgeſtimmten Seele ſehr wohl thut. Das Grün iſt noch ſehr zurück, die Eichen im Walde fangen erſt an, Laub anzuſetzen, und nur die früheſten Bäume, Kaſtanien, Flieder und ſolche, prangen ſchon in vollem Laube. Dagegen ſind die Blüthen der Obſtbäume reich und ſchön. Ich denke mir täglich, daß Sie das alles nun auch in Ihrem Garten genießen und bin nur bange, daß der Wind und das ſchlimme Wetter, da Ihre Wohnung, wie Sie ſchreiben, gar nicht dicht genug verwahrt iſt, Ihnen darin läſtig ſein werden. Die Anweſenheit meines Bruders in Berlin und eine Reihe anderer kleiner Umſtände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; ſo iſt mir das Land

wie neu und ich genieße es doppelt. Es ist eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt gewesen ist, oder, wenn man es in sehr langer Zeit nicht genossen hat, in beiden Fällen kann man eine solche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Fall an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keins von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einsamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt gewesen, noch habe ich beide so viel genossen, daß sie mir gleichsam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geschäften war, reiste ich, oder war sonst unter Menschen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigener freilich durch andere Dinge bestimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geschäfte zogen mich in große und vielfache von aller ländlichen Einsamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu isoliren, und war oft mitten in der Gesellschaft einsam. Man lernt das sehr gut, wenn man nur ein innerliches Interesse hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohlthat des Himmels angesehen, für die ich dem Geschick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag eben so, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage versetzte, in der ich, wie es auch sonst immer sein möge, dieser Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die Meisten legen es mir noch als eine Anspruchlosigkeit und Philosophie aus, daß ich nicht blos im Augenblicke, wo es geschah, die Geschäftswirksamkeit mit Gleichmuth aufgegeben habe, sondern auch seitdem ruhig, beschäftigt und glücklich lebe, ohne Plan wieder in dieselbe zu treten und mit sichtbarer Abwesenheit aller Zeichen, daß ich auch ver-

ſteckt irgend eine Sehnſucht darnach habe. Ich mache mir nicht das mindeſte Verdienſt daraus, weil ich weiß, daß ich keins dabei habe. Was geſchehen iſt, entſprach meiner Neigung, die ſich auf Grundlagen meines innern Charakters ſtützt, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dauernd iſt. Sie wird nie geſchwächt werden. Es iſt mir überhaupt immer eine widrige Idee geweſen, ſo bis zum Ende des Lebens an Verhältniſſen Theil zu nehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichſam zu nichts werden, von denen man nichts jenſeits mit hinüber nimmt. Und doch iſt in Geſchäften alles in dieſer Art. Ganz anders iſt es mit der Beſchäftigung mit Ideen und Kenntniſſen. Auch wenn die letzteren ganz ins Einzelne eingehen, hängen ſie doch zuletzt immer mit Ideen zuſammen, die, wenn man ſie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieſer Welt haben.

Was man in dieſer Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit ſich, ſo lange noch überhaupt Daſein währt. Es hat mir immer unmöglich geſchienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwiſchenräume mangelnden Bewußtſeins eintreten, wenn die verſchiedenen Zuſtände des Seins nicht verknüpft ſein ſollten durch zuſammenhängende Erinnerung, ſo wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Weſen und den innern Gehalt der Seele. Ganz anders iſt es, wenn man die, an äußeren Verhältniſſen, wirklichen Geſchäften theilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, ſondern aus andern Rückſichten und als einen Erwerb treibt. Auf dieſe Art würde ich ſie ohne Mühe ſo lange fortſetzen können und fortgeſetzt haben,

als nur die Kräfte es zulaſſen. Darin ſind Frauen beſonders gut daran, daß die Arbeiten, die ſie auf dieſe Weiſe machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtentheils mechaniſcher Art ſind, den Kopf wenig, die Empfindung gar nicht in Anſpruch nehmen, und alſo den beſſeren, zarteren und höheren Theil des Menſchen viel mehr ſich ſelbſt überlaſſen, als das bei Männern der Fall iſt. Daher werden Männer ſo leicht einſeitig, trokken, hölzern durch ihre Arbeit, Frauen nie, wenn ſie auch durch Umſtände und Widerwärtigkeiten beſtimmt werden, einen Erwerb darin zu ſuchen, wenn in ihren früheren Leben ſie noch ſo fern von einer ſolchen Nothwendigkeit waren.

Was mir aber weniger angenehm iſt in meiner Lage, iſt, daß ich nicht gut vermeiden kann, auch in demſelben Jahre mehrmals den Aufenthalt zu wechſeln. Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber in einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, ſo in demſelben die Reihe der Jahreszeiten vorübergehen zu ſehen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft ſelbſt vergebens zu erklären verſucht habe. Sie werden ſagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hier mein Leben nach meinen Wünſchen einrichten könnte. Allein es gibt doch immer auch für den Freieſten Umſtände, die ihn mit einer gewiſſen Nöthigung beſtimmen, und ſo geht es auch mir. Gleich in dieſem Jahre werde ich nur bis zum 1. Juni hier bleiben und dann nach Schleſien gehen, wo meine Abweſenheit wohl zwei Monate dauern kann, dann kehre ich vermuthlich hierher zurück. Es thut mir leid, daß ich in dieſem Jahre gar nicht, oder nur kurz, nach Burgörner

kommen werde, da Sie mich gerade vorzugsweiſe gern dort wiſſen mögen. Leben Sie nun herzlich wohl und verzeihen Sie, wenn ich in dieſen Zeilen viel von mir ſprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir ſelbſt, und habe es auch gern, wenn Sie mir von ſich erzählen. Mit der herzlichſten Anhänglichkeit der

Ihrige H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 26. Mai 1823.

Unſere Briefe haben ſich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geſchrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher als gewöhnlich abgehen laſſen. Sie werden aus meinem letzten geſehen haben, daß ich meiner Abreiſe nahe bin, und ich werde daher nur wenige Worte heute ſagen. Ich habe mit großem und herzlichen Bedauern aus Ihrem Brief geſehen, daß Sie leidend ſind und über Uebel klagen, die Sie mehr als ſonſt gewöhnlich beläſtigen. Viel iſt wohl auf die Veränderung der Wohnung und die Unruhe und Sorge zu ſchieben, die Ihnen das Aufſuchen Ihrer neuen verurſacht hat. Ich ſchmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß es vorüber gehen wird, wenn Sie ſich mehr an die neuen Umgebungen gewöhnen und die vorrückende Jahreszeit Ihnen den Aufenthalt in dem neuen Garten annehmlicher macht. Es hat mich in dieſer Hinſicht ſehr gefreuet, in Ihrem Briefe zu finden, daß ſchon damals Sie ſich mehr mit dem Garten, den Sie jetzt inne haben, ausgeſöhnt hatten. Ich fürchte nur immer den Winter; bei einer ſchwächlichen Geſundheit, wie die Ihrige leider immer iſt, bleibt doch eine in den Mauern dichte und gegen Witterung gehörig verwahrende Wohnung die Hauptſache. Das ſcheint aber die Ihrige nach Ihrer Beſchreibung gar nicht zu ſein. Sprechen Sie darüber, ehe die Noth des Winters heran-

kommt, mit einem Sachverſtändigen, laſſen Sie ihn darüber urtheilen und folgen einem ſolchen Rath. Es wäre allerdings ſchlimm, wenn Sie die Wohnung wieder verlaſſen müßten, aber doch beſſer, als die Geſundheit aufs Spiel zu ſetzen. Folgen Sie meinem Rath, liebe Charlotte, dem ich die Bitte hinzufüge: ſchonen Sie ſich, gönnen Sie ſich vorerſt Ruhe nach ſo vielen Anſtrengungen und Abmühen.

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingſtfeſt hat mich ſehr gefreuet und ſpricht ganz Ihr tiefſtes Gemüthsbedürfen aus. Auch mir iſt es eigentlich das liebſte unter den großen Feſten. Seine heilige Bedeutung, das Herabſteigen göttlicher Kraft auf menſchliche Weſen, hat etwas zugleich Tröſtendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Faſſungskraft unſeres Geiſtes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie ſich geiſtig Göttliches und Menſchliches miſcht. Irdiſch genommen aber iſt es ein gar liebliches Feſt, weil es den Winter recht eigentlich beſchließt und man nun dem heitern Sommer entgegen geht. — Was Sie über Schmerz ſagen, begreife ich ſehr wohl, nemlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und beſonders den Schmerz, nicht ſehr zu achten. Es hat mir ſchon öfter geſchienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen und dies iſt wohl das Zeichen einer ſchönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, ſich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, ſondern vielmehr von innigem Herzen wünſchen, daß Schmerz und Unglück, ſo wie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden,

wo ich kann, dazu beitragen. Aber in einem Manne muß das anders ſein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrſchaft über ſich einräumt, wenn er ihn ängſtlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders ſein, als im Manne. Einer Frau geziemt es ſehr wohl, und ſcheint natürlich in ihr, ſich an ein anderes Weſen anzuſchließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu beſitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, ſo wäre es ſicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer ſtreben, unabhängig in ſich da zu ſtehen.

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war ſehr natürlich. Sie können aber überzeugt ſein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigner, wohlerprüfter Erfahrung kennne.

Der Tag meiner Abreiſe iſt zwar noch nicht beſtimmt, doch iſt er in jedem Falle ſo nahe, daß mich kein Brief von Ihnen mehr hier findet, darum ich Sie bitten muß, mir ſo zu ſchreiben, als ich Ihnen neulich ſagte. Indem ich von Herzen wünſche, daß es bald beſſer und recht gut mit Ihrer Geſundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Verſicherung meiner herzlichſten Theilnahme und Anhänglichkeit. Ihr H.

Glück und Unglück verliert von ſeinem Werth, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie

die Wirklichkeit in der That immer armſelig und beſchränkt iſt, ſo vermindert ſich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entſtanden iſt, muß es bleiben und wachſen, und wenn es vergänglich iſt, wieder vergehen und ſterben. Mit dem Unglück iſt es nicht anders. Der im eigenen Buſen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man ſich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Bruſt bewahrt.

Troſt wüßte ich bei einem Andern, als mir ſelbſt, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schickſal durch ſich einflößt, geben, wenn ich nicht ſelbſt Stärke genug beſäße, mich ſelbſt zu tröſten. Dies mag indeß bei Frauen billig anders ſein. Wenn es bei einem Mann anders iſt, iſt es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß ſich ſelbſt genug ſein.

Mitleid iſt gar eine widrige Empfindung, und Theilnahme zwar eine ſehr ſchöne, aber nur in einer gewiſſen Art.

Es iſt mir unendlich viel werth, zu wiſſen, daß Sie an allem, was mir begegnet, einen ſo innigen Antheil Antheil nehmen, allein dieſe Theilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewiſſermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünſchteſten Gefühlen rechnen. Ueberhaupt iſt mir das Bedürfen ungemein, nemlich für mich, nur für mich und mein Gefühl, zuwider. Von jeher habe ich

gestrebt, nichts außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen, aber, wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weise, der höchsten Freundschaft und der höchsten Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen ist immer etwas Körperlichem im Geistigen ähnlich, und was dem Bedürfniß angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfnisses ist nur Abhülfe eines Uebels, also immer etwas Negatives, das wahre Vergnügen aber, körperlich und geistig, muß etwas Positives sein. Wer also z. B. am wenigsten der Freundschaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollsten und süßesten, sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den Andern, denn es ist in ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den Andern dabei. Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für jeden.

Fehlt es dem Einen an dieser Sicherheit, so bleibt dem Andern für Beide hinreichend übrig. Nur was so die Alltagsbegriffe der Freundschaft und Liebe von gegenseitigem Stützen auf einander sagen, ist schwach und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht, denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des Andern Gewähr der Sicherheit leistet. Nur auf diese Weise müssen Sie mich verstehen, wenn ich von männlicher Selbstständigkeit rede, die ich wirklich für die erste Bedingung männlichen Werths halte. Ein Mann, der sich durch Schwächen verführen, hinreißen läßt, kann gut

in andern Punkten, recht liebenswürdig ſein, er iſt aber kein Mann, ſondern eine Art Mittelding zwiſchen beiden Geſchlechtern. Er ſollte daher eigentlich, obgleich dies manchmal ſehr umgekehrt iſt, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die ſchöne und reine Weiblichkeit ſollte nur durch die ſchönſte und reinſte Männlichkeit angezogen werden.

Zwanzigster Brief.

Ottmachau, den 12. Juli 1823.

— — — — Die Güter, welche ich in diesem Augenblicke bewohne — von denen ich Ihnen schon einmal sprach — besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend belegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge übersieht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neisse hinläuft, und dem Gebirge sind die anmuthigsten Aecker, Wiesen und Gebüsche, zu denen auch meine Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dies Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtentheils dieselbe Aussicht.

Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glücks als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr, und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber, als etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Werth und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin

auch in vielen andern Dingen glücklich geweſen, die ein Anderer nicht ſo, als dieſe Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja, ich kann wohl ſagen, daß ſich bis jetzt mein Glück ziemlich in allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, was nicht gerade ſehr weiſe angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entſtehen können, anderes, das gar nicht ſonderliche Mühe koſtete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzuſehen und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlaſſen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorſichtig. Träfen mich große Unglücksfälle, im Aeußerlichen, oder moraliſch, oder in meiner Geſundheit, ſo würde ich dadurch natürlich leiden, wie ein Anderer, aber ſie würden mich ſehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genoſſene zurückblicken, und meine innere Ruhe würden ſolche Zuſtände nicht zerſtören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbſtſtändigkeit, von der ich erſt ſprach, gibt Mittel, jedem Unglück ſo zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigſtens ganz andere Bedeutung, als für andere Menſchen haben. Und das iſt mir immer eigen geweſen. Sie reden in Ihrem Brief, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte, vorzufinden und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnſucht und fragen mich, ob ich ſie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß iſt es freilich wahr, und ich ſage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbſtanklage iſt, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas geſtört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwir-

kung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt dieſe Ruhe und Zurückgezogenheit in ſich ſelbſt zu meinen Jahren und iſt mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich ſicher, daß dieſe Ruhe und Bedürfnißloſigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geſchadet hat. Wenige Menſchen aber können faſſen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünſchen und nicht ſchmerzlich entbehren und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerſt natürlich vor. Sie müſſen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnſucht und ſelbſt unruhiges Begehren in Anderen tadle. Jeder hat und muß ſeine eigene Weiſe haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüber zu ziehen bin, ſo mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneuerte Verſicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich ſehr dankbar, ſie bleiben mir immer gleich wohlthätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier, und hoffe in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlicher Anhänglichkeit der Ihrige H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 11. August 1823.

Ich bin vorgestern nach Berlin und gestern hierher zurückgekommen und habe mich ungemein gefreut, ein Paquet und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Auch habe ich daraus zuerst ersehen, daß Sie wieder wohl sind und sich an Ihre neuen Umgebungen gewöhnen, und sich wohler darin fühlen, indem Sie sich mit der Verschönerung Ihres Gartens beschäftigen. Nächstdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeschreibung, das Sie mir geschickt haben. Ich habe es, wie Sie selbst ermessen werden, in diesen ersten Tagen noch nicht lesen können, indeß habe ich schon hier und da darin geblättert, und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden, ich bin also im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen sein werde. Die Abtheilung nach Jahren ist gerade das, was ich wollte, die Ausführlichkeit schreckt mich so wenig ab, daß ich sie gerade vorzüglich anziehend finde. Ich bitte also ja fortzufahren und wenn Sie Muße und Stimmung haben, mit Fleiß und Muth das so schön Angefangene fortzusetzen, aber vor allem, in der Ausführlichkeit ja nicht zu ermüden. Da sie nur aus der vollständigen Schilderung der ganzen Individualität entsteht und diese den vorzüglichsten Reiz und die größte Wichtigkeit bei solchen Schilderungen mit sich führt, so wäre es unrecht, sie scheuen zu wollen. Doch sollen Sie sich nicht

über das Ihnen angenehme Maß anſtrengen. Es ſoll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung ſein, ſondern eine gemeinſchaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und ſich immer gleich bleibenden Antheil an Ihnen nimmt. Ich ſehe erſt jetzt den Plan, den ſie bei Ihrer Erzählung ſich vorgezeichnet haben. Sie wollen erſt Ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen ſchildern und dann auf ſich zurückkommen, und da thun Sie wohl, bis zum Tode Ihrer Eltern zu gehen. Sie hätten, ohne das, ſie nicht vollſtändig ſchildern können, und es war viel beſſer, das was ſie betraf, von Ihrer eigenen Schilderung zu trennen, als beides mit einander zu vermiſchen. Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz beſonders. Ich bin der buchſtäblichen Wahrheit von allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie iſt Ihren Charakter eigen, Ihrem Gemüth tief eingeprägt und auch gerade das, was einer ſolchen Schilderung vorzüglich Werth zu geben vermag. Was Sie in der Vorrede ſagen, daß man bei einem ſolchen Aufzeichnen des Vergangenen, ſein Leben noch einmal lebt, iſt ſehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, ſind nothwendig ſehr von einander verſchieden.

Wo die Begebenheiten ſchmerzlich ſind, iſt die Wirklichkeit in ihrem ſchroffen und ſtarren Weſen, und von der Ungewißheit deſſen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederſchlagend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft dieſe Gefühle bis zur ſanften Wehmuth. Das Schmerzvolle iſt nicht mehr ein einzelner, abgeſchnitten daſtehender Moment, ſondern verſchmelzt ſich mit dem ganzen Leben, und erhält dadurch einen ungleich mildern Charakter. Und ſehr wohlthätig und heilſam iſt dann gewiß ein ſolches

rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannichfachen Falten des eigenen Gemüths und Herzens iſt. Wie gut man ſich auch ſchon erkennen möge, ſo gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen verſucht, immer mehr Klarheit, Beſtimmtheit, und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher gebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbſtſchilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, ſich an meine Nachſicht und milde Beurtheilung zu wenden. Gerade ein ſo ausführliches, ſo das ganze Leben, wie aus ſeiner erſten Knospe entfaltendes Verfahren bewahrt vor jedem Mißverſtändniß, jedem Irrthum, jeder falſchen Beurtheilung. Es kommt im Menſchen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Weſen, als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menſchen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Geſetze thun. Aber die Macht, die die Herzen durchſpäht, geht auf die Geſinnung, die Abſicht, die ganze Beſchaffenheit und Stimmung des Gemüths, und daſſelbe thut auch die Geſchichte. Jede zuſammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Urſachen zu entwickeln ſtrebt, iſt Geſchichte und bringt denſelben Eindruck hervor, ſie mögen Weltbegebenheiten oder die Schickſale eines einfachen Privatlebens zum Gegenſtande haben. Ueberhaupt wünſcht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menſchenlebens zu überſehen, um ſich gleichſam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigſten iſt ein ſolches Beurtheilen je mir eigen. Die Anſchauung eines intereſſanten Gemüthszuſtandes, die Betrachtung ſeiner Urſachen und Folgen, zieht, — ohne daß man nur daran denkt zu urtheilen, oder zu richten, — das

Gemüth des Beſchauers an, wenn der Gegenſtand ihm werth iſt und ſeinen Antheil erweckt, ja, wenn das abgeſondert werden könnte, ſo erblickt man in der einzelnen Geſtalt die allgemeine, in dem einzelnen Menſchen die Menſchheit ſelbſt. Dagegen bin ich überzeugt und habe es ſchon an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir ſehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnden werden, Veranlaſſung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Geſpräche und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und ſich immer gleicher Antheil an Ihnen entſprang, zu beſtätigen, mit neuen Beiſpielen zu belegen und ſelbſt zu erweitern. Fahren Sie alſo ja, theure Charlotte, nur muthig und ohne einige Beſorgniß, je mißverſtanden zu werden, fort.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 10. Septemebr 1823.

Ich habe nun das empfangene Heft Ihrer Lebensbeſchreibung mit großer Sammlung und ſehr großem Vergnügen geleſen und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freieſten war, mich in die geſchilderten Lagen zu verſetzen und habe alſo langſam und mit großem Bedacht jedes Einzelne erwogen. Einige der Schilderungen ſind mir ungemein anziehend und reizend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieſer Bogen in ſeinen Reſultaten erzählt, ſo kann das Leben eines Kindes nur höchſt unbedeutend ſcheinende geben. Aber wenn man eine ſehr ausführliche Schilderung vor ſich hat, iſt es durchaus anders. Es iſt dann nicht mehr die Sache, das Reſultat, es iſt die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwickelung der Ideen und Empfindungen, und die iſt bei einem Kinde nicht bloß eben ſo anziehend, als bei Erwachſenen, ſondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichungen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beiſpiel ſich als Kind zeigten, vergleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern, und mit Ihrem eigenen ſpäteren Weſen. Dieſe drei Punkte haben mir beim Leſen immer gleich deutlich vor Augen geſtanden. Es iſt vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakteriſirt hat und was ſich überall

in Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewiſſe Innerlichkeit Ihres Weſens iſt. Sie ſcheinen zwar auch in jenen Jahren der früheren Kindheit ſehr aufmerkſam auf dasjenige geweſen zu ſein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht ſowohl, um darin nun wirklich zu leben, als um ſich daraus eine eigene, innere Welt zu bilden. Es iſt eben ſo unverkennbar, daß Sie dieſe, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, in dem ſie nur auf eine andere Weiſe vorhanden und aus anderen Quellen entſprungen war. Ueber Ihre Eltern und ihre gegenſeitigen Vorzüge zu urtheilen, iſt nicht leicht. Wie Beide da in der Welt ſtanden, iſt man ſehr geneigt, ſich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie iſt praktiſch, thätig, muthig, beſonnen, verſtändig und doch nicht von tändelnder, aber doch von ſehr wahrer Liebe und Wohlthätigkeit. Der größere Charakter unter Beiden iſt ſie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet ſich mit Recht abzuurtheilen. Es iſt ſichtbar, daß man in ſein eigentliches, inneres Weſen nicht gehörig eindringt. Es iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuſchließen. Mit ſeiner Frau konnte er in einem ſolchen Verhältniß nicht ſtehen. Er hätte es ſpäterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht iſt es auch in der Folge bis auf eine gewiſſen Punkt geſchehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es iſt ſelten und ſchwer, daß ein Vater ſich über ſich ſelbſt erwachſenen Töchtern vollkommen öffnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nämlich die Neigung, vorzugsweiſe vor allem andern, ſich mit ſich ſelbſt zu be-

ſchäftigen) mit etwas, das, wenn man es auch nicht körperlich allein nennen mag, doch vom Willen und ſelbſt vom Bewußtſein unabhängig und getrennt iſt, vermiſcht. Dieſe Träume, dieſer gewiſſermaßen natürliche Magnetismus, haben in ſich etwas Geheimnißvolles, von dem ſich weder Urſachen noch Folgen berechnen laſſen, und das immer wie eine unbekannte Größe daſteht, und etwas, das das Urtheil über den ganzen Menſchen, in dem es ſich befindet, ungewiß macht.

Ich geſtehe, daß ich keine Vorliebe für dieſe innere Gemüthsſtimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken und des Bewußtſeins, daß nichts in mir ohne meinen beſtimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich beſitze, theils von Natur, theils durch die ſehr früh begonnene Uebung eines langen Lebens, eine große Gewalt und Stärke über mich ſelbſt, und mir würde daher ſchon in der Idee ein Zuſtand peinlich ſein, wie der war, wo in dem Traum, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiſte in ſeiner unmittelbaren Exiſtenz ſcheint beherrſcht zu werden. Ich bin daher noch viel behutſamer über Ihren Vater mir das mindeſte Urtheil zu erlauben, als ich es immer bei jemandem ſein würde, der Ihnen ſo nahe ſteht. In Rückſicht auf Sie wäre wohl zu ſagen, daß beide Eltern ſich genauer und öfterer mit Ihnen hätten beſchäftigen ſollen. Ihre Mutter konnte bei der großen Verſchiedenheit Ihrer beiderſeitigen Charaktere nicht eigentlich erziehend auf Sie einwirken. Auch ging ſie einſeitig in ihrer Anſicht fort und hätte Sie nur ebenſo haben wollen, wie ſie ſelbſt war. Vermuthlich weil das nicht ging, oder auch, weil Ihr Vater Sie manchmal gegen ihre Zumuthungen in Schutz nahm, geſchah es nun, daß ſie Sie doch mehr ſich ſelbſt überließ, als einem Kinde

gut ist. Gerade da Ihre Natur verschieden, weicher, zarter, innerlicher war, hätte es wohlthätig sein können, wenn Ihre Mutter etwas von ihrer Natur Ihnen hätte zugleich einflößen können. Indeß ist das doch nur ein blindes Vermuthen und im Grunde ein eitles Reden. Denn es ist mit Ihnen nun auf andern Wegen sehr gut und so geworden, daß man nicht grübeln möchte, ob nicht vielleicht bei anderer Erziehung noch etwas Vollkommneres hätte hervorgehen können. Wäre es Ihrer Mutter möglich gewesen, Ihnen mehr von ihrem eigenen Charakter mitzutheilen, so würden Sie freilich vielleicht weniger Widerwärtigkeiten im Leben ausgesetzt gewesen sein, manches sich erspart, anderes stärker getragen haben. Aber es wäre dann auch vieles in Ihnen unentwickelt und ungeprüft geblieben, und wenn das Glück (man verstehe nun darunter Schmerzlosigkeit oder positiven Genuß) mit einem reicheren und schöneren inneren Sein in Kollision kommt, so daß man von dem einen oder andern nachlassen muß, so leugne ich nicht, daß ich es immer für besser halte, an äußerem zu verlieren. Gewiß hat auf Ihre Ausbildung Ihre Tante in L. sehr eingewirkt. Es ist dies ein höchst liebenswürdiger Charakter, der Ihrem natürlichen Wesen und Art zu sein viel näher als Ihre Mutter stand. — Es hat mich sehr angenehm überrascht, in Ihrem jetzigen Heft Dohm und seine Frau zu finden. Ich habe sie viel gekannt. Ehe ich auf die Universität ging, als ich noch in Berlin war, habe ich einige Zeit hindurch Unterricht bei ihm gehabt. Damals aber habe ich die Frau wenig oder gar nicht gesehen. Einige Zeit darauf wurde er Gesandter und erhielt Geschäfte in Aachen. Gerade in demselben Jahr, wie ich Sie, liebe Charlotte, in Pyrmont sah, machte ich eine Rheinreise und hielt mich über acht Tage bei Dohm auf. Da er damals oft

in Geſchäften in ſeiner Stube war, blieb ich bei der Frau und ſie hat mir immer überaus gut gefallen. Sie war, wie Sie bemerken, ſehr hübſch und hatte eine natürliche Anmuth, die man wirklich ſelten trifft. Nach dieſer Zeit habe ich ſie nicht wieder geſehen, allein ihn auf ſeiner Rückreiſe aus der Schweiz im Jahre 1817 in Frankfurt a. M. Es waren viele Jahre dazwiſchen verſtrichen, er und ich hatten viele Schickſale gehabt; man kann ſein Benehmen in der weſtphäliſchen Zeit nicht gerade loben, es vielleicht nicht von aller Schwäche freiſprechen. Er blieb aber immer ein in ſich braver, gutmeinender und durch ſeinen Kopf und Kenntniſſe intereſſanter Mann. Seine Kränklichkeit aber hatte ſchon ſehr ſtark auf ſeinen Körper gewirkt, und er glich wirklich nur noch einem Schatten. Kaum drei Wochen ſpäter führte uns der Zufall wieder zuſammen. Es war auf meiner Reiſe nach London in Köln im Wirthshaus; es entſtand in der Nacht ein heftiges Feuer im Nebenhauſe und die Sache war wirklich nicht für die Menſchen, aber für die Sachen, da dort die Straßen ſehr eng ſind, höchſt bedenklich. Ich ſtand auf und ging hinaus, auf dem Gange begegnete ich dem armen Dohm, der ein Paquet unter dem Arme trug. Wir hatten Beide nicht gewußt, daß wir in demſelben Wirthshaus waren. Er iſt nicht lange nachher geſtorben. Wenn ich ihn mir bei dem kleinen Schauſpiel, deſſen Sie erwähnen, in dem von Ihnen beſchriebenen Koſtüm denke, ſo kommt es mir ganz ſonderbar vor. Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von Preußiſch Minden und die Porta Westphalica kenne. Nein. Ich bin in jener Provinz immer im ſchnellen Durchreiſen geweſen, und in dieſe Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte ſie aber für ſehr anziehend, außerdem, daß ſie geſchichtliche Wichtigkeit

haben. Nun werde ich indeß ſchwerlich mehr reiſen und mich anders, als in dem Kreiſe bewegen, in dem ich mich herum drehe, und werde ich ſie alſo auch wohl nie ſehen. Auch ſehe ich eben, daß Sie meinen Rath über etwas wünſchen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen rathen kann, thue ich es gewiß mit Freuden. Es iſt aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rath zu fragen, noch zu ertheilen. Gewöhnlich wiſſen die Fragenden ſchon, was ſie thun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann ſich von einem Andern über mancherlei, auch über Konvenienz, Pflicht aufklären laſſen, aber entſchließen muß man doch ſich ſelbſt. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige H.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 28. September 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 23. abgegangenen Brief eben empfangen, und danke Ihnen recht ſehr dafür. Ob ich gleich heute nicht Zeit habe, ihn zu beantworten, wünſche ich doch nicht zu verſäumen, Ihnen meinen Rath über den Schritt zu ertheilen, den Sie bei dem Herzog von Braunſchweig zu machen gedenken. Ich kenne weder den Herzog, noch irgend jemand in ſeinem Lande, der den mindeſten Einfluß auf ihn haben könnte. Ich kann daher auch ſchlechterdings nicht beurtheilen, welchen Erfolg Ihr Schreiben, den individuellen und lokalen Verhältniſſen nach, haben kann. Aber im Allgemeinen bin ich doch durchaus dafür, daß Sie ſchreiben, und zwar auf dem geradeſten, unmittelbarſten Wege. Ich ſehe nämlich durchaus nicht, wie Ihre Bitte auch nur die geringſte Ihnen nachtheilige Folge haben könnte. Daß nicht das Geringſte darin liegt, was unrecht oder unbeſcheiden genannt werden könnte, brauche ich gar nicht zu ſagen. Dagegen iſt es doch möglich, daß er auf Ihre Bitte eingeht und ſie erfüllt. Ich rathe Ihnen alſo, und zwar ſobald als möglich, das heißt, ſobald Sie erfahren, daß der Herzog in Braunſchweig iſt, zu ſchreiben. Fragen Sie auch Ihre Freunde darum nicht weiter um Rath, und kehren Sie ſich nicht daran, wenn dieſe Ihnen auch den Brief, den Sie ſchon geſchrieben haben, abrathen ſollten. Schreiben Sie dem Herzoge geradezu, ohne Mittelsperſon, auf der Poſt. Sie beſitzen ja Briefe des verſtorbenen Herzogs, der bei Waterloo blieb, in welchen er Ihnen ſehr gütig Antheil beweiſt, und Ihnen Hoffnung auf eine Pen-

sion macht nach beendetem Feldzuge. Diese Briefe schicken Sie in Original dem Sohn, und auf diese Aeußerung seines Vaters stützen Sie Ihre Bitte. Setzen Sie dem hinzu, daß er zu diesem Antheil an Ihnen theils durch Erwägung Ihrer Lage, die ihm bekannt geworden, noch mehr aber durch die Aufopferungen, die Sie gemacht, bewogen sei. Sagen Sie ihm, daß Ihre Lage noch jetzt die gleiche Berücksichtigung verdient, daß auch eine kleine gewisse Einnahme Ihnen hülfreich sein würde, und beziehen Sie sich, wenn er ein Zeugniß über Sie zu haben wünscht, auf Ihre Freundin in Braunschweig. Vergessen Sie nicht hinzuzusetzen, daß er, was auch seine Entschließung über Ihre Bitte sein möge, doch die Briefe des Vaters zurückschicken möge, weil Ihnen diese ein theures Andenken seien. Ich möchte Ihnen auf keine Weise Hoffnung machen, daß der Schritt Erfolg haben wird. Es kann sehr leicht das Gegentheil der Fall sein. Allein die abschlägliche Antwort verschmerzen zu müssen, ist auch alles, was Sie besorgen dürfen. Auf der andern Seite denke ich mir aber auch sehr möglich, daß der Anblick der Handschrift seines Vaters Eindruck auf ihn macht, und daß er darum günstig für Sie gestimmt wird. Darum bin ich für unmittelbares Schreiben. Wird ihm die Sache von einem Andern vorgetragen, so bleibt sie ohne Erfolg, davon bin ich überzeugt. Ob die braunschweigischen Gesetze Pensionairs nöthigen, ihre Pension im Lande zu verzehren, weiß ich nicht. Es läßt sich aber wohl vermuthen. Dieses Umstandes erwähnen Sie nicht. Giebt er Ihnen eine Pension und wird diese Bedingung gemacht, so ist es immer Zeit, die zweite Bitte, Sie davon zu dispensiren, nach zu bringen. — Mit der alten, unveränderlichen Gesinnung der Ihrige H.

Vierundzwanzigſter Brief.

Berlin, den 18. October 1823.

Den für den Augenblick nöthigſten Theil Ihres letzten Briefs, liebe Charlotte, habe ich ſchon neulich beantwortet, und bin begierig aus Ihrem nächſten zu ſehen, ob Sie meinen Rath befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indeß kann der Schritt nicht ſchaden, und man weiß doch nicht, was geſchieht. Ich halte immer ſehr viel davon im Leben, die Anläſſe, die ſich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu verſäumen, ſie vielmehr zu benutzen, und was ſich daraus irgend entſpinnt, in das übrige Leben zu verweben. Vorzüglich aber iſt dies der Fall bei Dingen, die ſchon zu einer gewiſſen Reife gediehen ſind, und das war doch Ihre Bekanntſchaft mit dem verſtorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal ſo günſtige Aeußerungen gemacht, daß es ſchade wäre, auf dieſem Wege nicht weiter fortzugehen. Es iſt immer auch zugleich eine Prüfung der Menſchen, und neben dem, was man etwa handelnd und ordnend ausrichten kann, iſt doch im Leben das Anſchauen, Verſuchen und Sammeln in Erfahrungen das Nützlichſte und wenigſtens bei weitem das Unterhaltendſte. Es kann zwar ſein, daß das nicht ſo in jeder Natur iſt, aber der meinigen iſt es ſogar mehr, als billig iſt, eigen, das Leben wie ein Schauſpiel anzuſehen, und ſelbſt wenn ich in Lagen war, wo ich ernſthaft ſelbſt mithandeln mußte, hat mich dieſe Freude am bloßen Zuſehen der Entwickelungen der Menſchen und Ereigniſſe nie

verlaſſen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem innern Glück und eine nicht geringe Hülfe bei jeder Arbeit ſelbſt gefunden. Das Erſte iſt leicht begreiflich, und entſteht auf doppelte Weiſe. Zuerſt hat man die poſitive Freude am Anblick der wirkenden Kräfte, am Weiterrücken der ſich in uns unbekannten Urſachen verflochtenen Dinge und Ereigniſſe, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, in ſofern dieſer nämlich uns ſelbſt betrifft. Denn der Antheil an Anderen kann dadurch auf keine Weiſe geſchwächt werden. Im Handeln ſelbſt aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Beſonnenheit. Beſonders bei großen Angelegenheiten giebt dieſe Anſicht gerade die Ueberzeugung, daß ſie, wenn ſie auch gegen unſere Neigungen ausſchlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feſtſtehenden Plänen des Schickſals liegt, und auch nur das Mindeſte dieſes Plans zu ahnden, iſt ſchon an ſich ein über jedes andere gehendes geiſtiges Vergnügen. Bei eignen Lebens-Begebenheiten iſt es, wenigſtens bei mir, anders. Es würde mir immer nur Eitelkeit und Selbſtſucht ſcheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was ſich mit mir und meiner Perſönlichkeit ereignet, gewiſſermaßen tiefen Plänen im Weltlaufe zuſchieben wollte. Es gehört freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es intereſſirt mich geiſtig dabei nur, wie ich mich ſelbſt betrage, wie ich die Ereigniſſe aufnehme, ob mit Feſtigkeit im Widrigen, mit Beſcheidenheit im Günſtigen, ob ich thue, was ein Mann ſeiner Pflicht und ſeinen Gefühlen ſchuldig iſt, das Uebrige mag auf- und abſtürmen, ich ſuche mich darin zu finden, ſo gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherem Geſichtspunkte aus betrachtet, unbedeutenden Ereigniſſen meiner ſelbſt und meiner Familie bleibt doch jenes Vergnügen der Beſchauung der

ins Spiel kommenden Perſonen, der Umſtände u. ſ. f., was oft für ſo vieles auch wirklich Widrige entſchädigt. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß dieſe Beſchauungsluſt des Lebens nie aus bloßer Neugierde entſtehen muß, daß ſie nicht ſein darf, wie vergnügungsſüchtige Leute in die Komödie gehen. Sie muß entſtehen aus dem lebhaften Intereſſe, was man an der Menſchheit, nicht bloß an ihrem Glück, denn das Glück iſt bei weitem nicht das Höchſte, ſondern an ihrem innern Werth, ihrem Weſen und ihrer Natur nimmt, aus dem innern, unermüdlichen Streben eben dieſe menſchliche Natur tiefer in ihrem Innern zu erkennen, und ſo viel es möglich iſt, die Räder zu erahnden, welche die Schickſale der Menſchen, oft unauflöslich ſcheinend, in einander treiben, und ſie dann doch wieder ſo ſchonend auseinander rollen, daß wahre, nur nicht gleich eingeſehene Harmonie daraus hervorgeht. So wie alles im Menſchen nur auf die Höhe des Geſichtspunkts ankommt, auf den man ſich ſtellt, ſo iſt es auch hier. Iſt der Geſichtspunkt der rechte, edel und gut, ſo kann nichts als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. — Ich bitte Sie, mir die Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung ſobald zu ſchicken, als Sie den Abſchnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Auf jeden Fall muß ich Sie erſuchen, es zwiſchen hier und dem 5. November zu thun. Könnte er nicht in dieſer Zeit hier eintreffen, ſo behalten Sie ihn noch zurück. Ich verreiſe nämlich zwiſchen dem 5. und 15. November erſt nach Thüringen, dann auf einige, obgleich nicht lange Zeit nach Burgörner. Auf jeden Fall aber ſchreibe ich Ihnen vor meiner Abreiſe einige Zeilen. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigſten Antheil der Ihrige H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Berlin, den 3. November 1823.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 12., der mir aber sehr spät zugekommen ist. Zum Lesen des Hefts habe ich bis jetzt nicht Zeit gefunden. Ich beantworte es später. Heute nur über Ihr Gesuch an den Herzog und meine Reise.

Ich schicke Ihnen Ihren Entwurf zu dem Briefe an den Herzog unverändert zurück. Allerdings ist er ein wenig zu lang, ich habe auch versucht ihn zu ändern. Allein ich bin davon abgestanden. Wenn in solchen Angelegenheiten etwas Eindruck zu machen vermag, so ist es nicht eine kurze und schlichte Geschäftsform, sondern nur dasjenige, was die schreibende Person in ihre Worte von ihrem Charakter legt. Gerade das aber wird durch Korrecturen eines Dritten immer weg gewischt, oder wenigstens geschwächt. Man verdirbt also, statt zu bessern. Ueberdieß schadet die Länge nicht. Der Herzog muß doch die Handschrift seines Vaters bemerken, und so muß ihn Theilnahme und selbst Neugierde zum Lesen bis zum Ende bringen. Ich reise in einigen Tagen von hier ab. Haben Sie die Güte mir nach Burgörner zu schreiben. Auf das Kouvert bemerken Sie: In Abwesenheit bis zur Ankunft aufzubewahren. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen die Eile, in der ich eben bin. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Burgörner, den 29. November 1823.

Ich habe erſt hier Zeit gehabt, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 25. v. M. zu leſen und empfange nun auch den ſpätern vom 25. d. M., nebſt dem neueſten Heft. Für beides meinen herzlichen Dank. Wenn ſich nicht meine Abreiſe gegen meinen Willen verſchoben hätte, ſo wäre der frühere, was mir ſehr leid geweſen wäre, bis zu meiner Zurückkunft liegen geblieben, da ich mir diesmal keine Briefe nachſchicken laſſe. Zu dem nun abgegangenen Briefe an den Herzog wünſche ich den beſten Erfolg; ich hoffe, daß der Schritt nicht vergeblich ſein wird, denn ich rechne auf die Wirkung der väterlichen Briefe, die Sie eingelegt haben.

Ich befinde mich hier ſehr wohl. Es iſt nicht bloß für dieſe Jahrszeit und den ſonſt oft ſo ſchlimmen Monat, ſondern wirklich an ſich immer leidliches und oft ſehr gutes Wetter. Heute war es wirklich ſchön und die Sonne kam ſehr freundlich heran. Zwar erhob ſie ſich nur wenig über eine dichte und finſtere Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Theil des Himmels war vollkommen blau. Da ich theils viele Geſchäfte hier habe, theils die Zeit zu eignen Arbeiten benutzen will, ſo iſt es mir ſehr lieb, ganz allein hier zu ſein, ich bin ſo gar keiner Störung ausgeſetzt und liebe in ſich die Einſamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu ſein, iſt mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem ſchon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige

eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Aeußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indeß will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Heft Ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht und ich habe es gestern Abend ohne Unterbrechung hinter einander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch Einiges, was Sie darin erzählen, in eine andere Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wie-

der ganz dieſen Vorzug hat. Alles darin iſt trefflich gedacht und empfunden, das iſt das erſte darin, und wie Sie ſelbſt richtig bemerken, das unerläßliche Erforderniß jedes guten Schreibens; allein auch das letzte iſt bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein intereſſirt. Sie bemerken ſehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie ſelbſt, und zufällig durch Umgang mit Erwachſenen, an Unterricht zukam, gerade darum ſo ſtark und ſo dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf beſſern und reichhaltigern Unterricht begieriges Gemüth fiel, ſo möchte ich auch im Uebrigen weiter ſchließen. Es ſollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade dieſe Erziehung mehr und kräftiger beigetragen hätte, Sie ſo, wie Sie geworden ſind, zu bilden, als wenn alles fein ſyſtematiſch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß ſich die Erziehung ja nicht bloß und immer als eine direkte Leitung zu verſtändiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichthum von Kenntniſſen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zuſammenfluß von Umſtänden, deren beabſichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die direkte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Reſultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Menſch ſich auf Veranlaſſung oder durch den Einfluß derſelben ſelbſt bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch beſtätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüth und Ihren Verſtand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit ſchon beiwohnte. Es iſt immer meine Meinung geweſen, daß ſich der Menſch, wenn man das Weſentliche ſeines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauſcht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen ſchlechte, allein

ſeine Art zu ſein, ob mehr nach der Außenwelt, oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder ſanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend, oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerem und feſtem Entſchluß ins Leben eingreifend, oder Schwäche verrathend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod der nämliche. Das war für heute vorerſt das Wichtigſte, was ich Ihnen über dies Heft ſagen wollte. Auf ein und anderes komme ich ein anderesmal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir ſo liebevoll widmen. Beilagen bitte ich Sie ferner nicht beizufügen; wenn es Briefe ſind, worin etwas Weſentliches, zur Erzählung Gehörendes vorkommt, ſo erzeigen Sie mir die Liebe, es abgeſchrieben einzuweben. Ich wünſche nicht bloß, Sie zu ſehen und zu kennen, ſondern Sie von ſich ſelbſt geſchildert. In dieſer Schilderung vereinigt ſich Ihr jetziges Sein mit dem früheren, und in dieſer Selbſtſchilderung und Selbſtbeurtheilung liegt mithin ein doppelter Reiz. Da ich bald wieder von hier weg gehe, aber doch nur kurz vor Weihnachten und Neujahr in Berlin ſein werde, ſo thut es mir leid Sie bitten zu müſſen, mir nicht vor Weihnachten, ſondern ſo zu ſchreiben, daß Ihr Brief kurz vor Neujahr in Berlin eintrifft. Meine Frau iſt ſehr wohl und munter, ſie pflegt jährlich ein Bad zu beſuchen, bald ohne mich, bald mit mir, ſie war auch dies Jahr in Marienbad nicht krank. Was man Ihnen geſagt hat, muß ſich auf eine zufällige Unpäßlichkeit beziehen oder übertrieben geweſen ſein. Mit dem herzlichſten Dank für Ihre Theilnahme und für Ihre Güte, und den liebevollſten Geſinnungen der Ihrige H.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Berlin, den 12. Januar 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M., hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Liebevolle, das er enthält. Nehmen Sie beſonders meinen Dank für Ihre Wünſche zum neuen Jahr an, und ſein Sie verſichert, daß ich ſie aus recht inniger Seele erwiedere. Niemand kann innigeren Antheil an Ihnen nehmen, als ich, niemand es beſſer mit Ihnen meinen, ſo kann auch niemanden die Erfüllung der Wünſche für Ihr Glück ſo ſehr am Herzen liegen als mir, davon ſein Sie mit unumſtößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch ſelbſt, beſte Charlotte, angelegentlich für Ihre Geſundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereigniſſe des Lebens nimmt, eben ſo wichtigen Antheil an unſerm Glück und Unglück hätten, als dieſe Ereigniſſe ſelbſt. Den eigentlich frohen, heitern Genuß kann man ſich allerdings nicht geben, er iſt eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, deſſen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, beſonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigſtens vermeiden, ſich unnöthige und ungegründete Beſorgniß und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andere thut, ſucht man ſich darum nicht gleichſam frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt ſich nur

vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit ſo viel Selbſtſtändigkeit, als die individuellen Kräfte zulaſſen, dem Geſchick begegnet und ſich ſeinen Einflüſſen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich ſage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzuſtellen, daß Sie ſich nicht ſo um Nichts beunruhigen müſſen, wie neulich, wo Sie, geſchreckt durch Träume, ſich bangen Ahndungen überließen *). Ihre Worte: „Nehmen Sie mir den ängſt„lichen Kleinmuth nicht ſtrenge auf, ach! nehmen Sie mir „die Worte nicht ſo genau — das Unglück macht aber„gläubig, man fürchtet überall, man ſieht nur traurige „Vorbedeutungen — der Glückliche weiß nichts von Aber„glauben" — dieſe Worte haben mich ſehr gerührt und in innigſter Theilnahme bewegt, und nur aus dieſen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen ſage. Sie haben einen viel zu klaren und beſtimmten Verſtand, haben über dieſe Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieſer Art mir geſchrieben, ſo richtig geurtheilt, daß Sie nicht durch ſo unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, ſich ſollten irgend bewegen laſſen. Nehmen Sie, was ich da ſage, ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht heraus nehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünſche aber dringend, daß Sie ſich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Geſundheit ſchaden, ſich in Ihren Beſchäftigungen ſtören und ſich Ahndungen hingeben, die entweder Kummer über Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder die Träume über wirklich ſich ereignende ſchon im voraus fühlen laſſen. Ich halte es auch nicht

*) Zuſätze, 5. Anmerkung.

für unangemeſſen, Ihnen ſo ausführlich darüber zu ſchreiben, da ich beſorge, daß die Unruhe, die Sie darüber äußern, Sie nicht ſobald verlaſſen möchte, und Sie mir ſehr oft die wohlthuende Verſicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröſtlich ſind.

Ich bleibe jetzt bis zum Frühjahr unausgeſetzt hier in Berlin, und bitte Sie, mir wie gewöhnlich hierher zu ſchreiben. Sie werden mir auch ein ſehr großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mir die Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung ſchicken wollen. Ich bin genau auf das eingegangen, was Sie mir darüber ſagen, und es ſcheint mir, daß wir demnach folgende Einrichtung damit treffen könnten: Was Sie noch zu beſchreiben haben, zerfällt, ſoweit ich es kenne, in drei Theile: erſtlich die Fortſetzung Ihrer erſten Jugend bis zu Ihrer Verheirathung; zweitens die Erzählung dieſer und der darauf folgenden Zeit; endlich die Jahre von dort an bis jetzt. Die erſte dieſer drei Perioden kann es Ihnen, dünkt mich, auf keine Weiſe ſchwer werden, fortzuſetzen. Sie enthält, ſo viel ich weiß, nichts, was durch die Erinnerung Leiden erneuern könnte, es kommen gewiß frohe Andenken darin zurück, und es iſt ein Zeitraum, der nicht nur die Geſchichte Ihrer Erziehung und Jugendbildung vollendet, ſondern auch in ſich großes Intereſſe für mich hat. Ich nehme daher keinen Anſtand, Sie zu bitten, dieſe auf alle Fälle zu vollenden und mir zu ſchicken. Wie viel Sie auf einmal ſchicken, überlaſſe ich Ihnen; das muß ſich nach den Umſtänden und Ihren weiteren Geſchäften richten. Ob Sie dann auch die zweite Periode Ihres Lebens beſchreiben und mir zu ſchicken die Güte haben, iſt eine andere Frage. Daß es mir Freude machen würde, brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. Es würde es auf jeden Fall und in hohem Grade, allein ich empfinde ganz mit

Ihnen, daß für Sie das Schreiben ein langſames, und Monate, ja ſelbſt Jahre währendes Aufreißen ſchmerzlicher Wunden ſein würde, und von dieſer Seite angeſehen kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, nothwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieſelbe Anſicht als Sie über das Zurückrufen von Zeiten empfundener Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden ſollte, würde es wehmüthig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden ſein, ich würde es auch für mich ſelbſt und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Menſch gegen das Schickſal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mißtraue ſelbſt meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie ſich alſo ſelbſt, theure Charlotte, und entſcheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der erſten im Zuſammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigſte und dankbarſte überzeugt, daß Sie, um mir eine Freude zu machen, keine Aufopferung ſcheuen würden. Was Ihnen aber eine ſolche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergeſſen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erſcheint in ſich wieder nicht bedenklich. Indeß können Sie das allein gehörig beurtheilen, ob ſie ſich ſo abgeſondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob ſie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres innern Lebens zu ſchildern, müßte oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite hinübergehen. In dieſem Falle müßte auch dieſe ungeſchildert bleiben; immer würde ich mich unendlich freuen, wenigſtens ein vollendetes Bild eines Kindes- und

Jugendlebens in der größten Individualität zu beſitzen. Bis zu Ihrer Verheirathung ſchreiben Sie alſo ja. Nun leben Sie herzlich wohl und verſcheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schickſals, und glauben Sie nicht, daß es ſolche giebt, die abſichtlich das Herz mit Ahndungen plagen, ſich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Geſinnungen der Ihrige H.

Achtundzwanzigster Brief.

Ergebung in das, was geſchehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geſchehen wird, was heilſam und gut iſt, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, ſind alles, was man dem Schickſale entgegen ſtellen kann. —

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich ſie geleſen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgeleſen, das letztemal noch in London, und ich kannte daher ſehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen. *) Es iſt allerdings eines der ſchönſten im neuen Teſtament, wenn es recht verſtanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von ſeinem eignen Gefühl und ſeiner Individualität hineinträgt, und wenn dieſe auch recht gut und fromm ſind, ſo können ſie doch der urſprünglichen Bedeutung fremd ſein. Im griechiſchen Urtext iſt das weniger möglich. Wir haben im Deutſchen nur das eine Wort Liebe, welches zwar ſehr rein, edel und ſchön iſt, aber doch für ſehr verſchiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechiſchen giebt es ein eignes für die ruhige, ſanfte, leidenſchaftloſe, immer nur auf das Höhere und Beſſere gerichtete Liebe, das niemals für

*) 1 Kor. 13.

die Liebe zwiſchen den Geſchlechtern, wie rein ſie ſein möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den chriſtlichen griechiſchen Schriftſtellern, als den früheren eigen iſt, ſteht gerade in dieſem Kapitel. Ich möchte damit aber keinesweges die Lutheriſche Ueberſetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, iſt mir unſer deutſches Wort lieber, als jedes andre, gerade weil es ſo vielumfaſſend iſt, und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was ſowohl den Inhalt dieſes Kapitels vorzüglich würdig und groß macht, und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apoſtels verbunden werden ſoll, ſind, wie es mir ſcheint, zwei Dinge: Erſtens, daß nicht bloß auf die Ewigkeit hingedeutet, ſondern die Liebe ſelbſt, als etwas Ewiges, mehrern andern, auch großen und ſchätzenswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dingen entgegengeſetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, ſondern ſichtbar als ein ganzer, ſich über den ganzen Menſchen verbreitender Seelenzuſtand geſchildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweiſt zur Genüge, daß ſie auf Dinge gerichtet ſein muß, die ſelbſt ewig und unvergänglich ſind, und daß ſie dem Herzen auf eine ſolche Weiſe eigen ſein muß, daß ſie in keinem Zuſtande des Daſeins demſelben entriſſen werden kann. Es iſt nicht ſowohl von einer beſtimmten Liebe, nicht einmal der des höchſten Weſens, die Rede, ſondern von der innern Seelenſtimmung, die ſich über alles ergießt, was der Liebe würdig iſt und worauf ſich Liebe anwenden läßt. Es iſt auf den erſten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen iſt, gerechnet wird. Denn das Uebrige, welches der Apoſtel anführt, iſt doch offenbar des-

eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Aeußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indeß will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Heft Ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht und ich habe es gestern Abend ohne Unterbrechung hinter einander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch Einiges, was Sie darin erzählen, in eine andere Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wie-

der ganz dieſen Vorzug hat. Alles darin iſt trefflich gedacht und empfunden, das iſt das erſte darin, und wie Sie ſelbſt richtig bemerken, das unerläßliche Erforderniß jedes guten Schreibens; allein auch das letzte iſt bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein intereſſirt. Sie bemerken ſehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie ſelbſt, und zufällig durch Umgang mit Erwachſenen, an Unterricht zukam, gerade darum ſo ſtark und ſo dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf beſſern und reichhaltigern Unterricht begieriges Gemüth fiel, ſo möchte ich auch im Uebrigen weiter ſchließen. Es ſollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade dieſe Erziehung mehr und kräftiger beigetragen hätte, Sie ſo, wie Sie geworden ſind, zu bilden, als wenn alles fein ſyſtematiſch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß ſich die Erziehung ja nicht bloß und immer als eine direkte Leitung zu verſtändiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichthum von Kenntniſſen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zuſammenfluß von Umſtänden, deren beabſichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die direkte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Reſultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Menſch ſich auf Veranlaſſung oder durch den Einfluß derſelben ſelbſt bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch beſtätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüth und Ihren Verſtand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit ſchon beiwohnte. Es iſt immer meine Meinung geweſen, daß ſich der Menſch, wenn man das Weſentliche ſeines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauſcht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen ſchlechte, allein

Neunundzwanzigster Brief.

Sie fragen mich über den Unterſchied von Prophezeihen und mit Zungen reden, den der Apoſtel Paulus im 14. Kapitel des 1. Briefes an die Korinther macht. Es iſt allerdings eine ſchwierige Stelle, über die man viel und lange nachdenken kann, ohne doch vielleicht das Rechte zu finden. Es iſt gerade das ſehr ſchön auch im neuen Teſtament, daß das Klare mit weniger Klarem gemiſcht iſt. Alles, deſſen der Menſch zur Beſſerung, Beruhigung und Erbauung bedarf, iſt klar und leicht verſtändlich, und die weniger klaren, ja dunkeln Stellen thun dem keinen Eintrag. Da aber der Menſch immer, indem er im Leben ſeine Pflicht erfüllt (was das einzige Nothwendige im Leben iſt), auch außerdem etwas haben muß, wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er dieſe Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann, ſo bringen ihn dieſe Stellen eines Buchs dazu, das ihm gegeben iſt, immer in ſeiner Hand zu ſein. Es werden ihm Geheimniſſe gezeigt, damit er ſie durch frommes Nachdenken zu ergründen lerne. Wie ich mir nun die Stelle von den Zungen erkläre, iſt es ſo: der Apoſtel ſetzt einander entgegen: Das Reden mit der Zunge oder mit Zungen, und das Prophezeihen, den Geiſt und den Verſtand (denn ſo wird wohl Luther das griechiſche Wort überſetzt haben; ich habe gerade keine deutſche Bibel zur Hand). Unter dem Reden mit Zungen verſteht er, meiner Meinung nach,

das begeiſterte Reden, das wie aus einer fremden Eingebung kommt, in dem man nur das ſagt, wovon das Herz überfließt, ohne ſich zu kümmern, ob es Andere hören oder verſtehen. Man ſpricht auf dieſe Weiſe mit ſich ſelbſt und mit Gott. Unter Weiſſagung verſteht er gar nicht Vorherſagung des Zukünftigen, ſondern das öffentliche Lehren hoher und wichtiger Wahrheiten. Wer das that, hieß im Sinne des Morgenlandes ein Prophet. Eine ſolche Lehre nun hat einen äußern Zweck: Unterweiſung und Erbauung. Sie muß alſo auf den Zuhörer berechnet ſein, die Worte müſſen durch den Verſtand zum Verſtändniß zubereitet ſein. Daher beſtimmt nun der Apoſtel auch ſehr richtig das Verhältniß dieſer beiden Seelenſtimmungen zu einander. Das begeiſterte Sprechen iſt das Erſte und muß in dem Menſchen vorausgehen; auf der Sprache, die er mit ſich und mit Gott redet, beruht ſeine Fähigkeit, Andre zu erbauen. Dadurch erbauet er ſich ſelbſt, wie der Apoſtel ſagt, und man kann nicht Andre erbauen, wenn man nicht ſelbſt erbauet iſt. Allein dieſe innere Begeiſterung iſt für Andere unfruchtbar. Alſo für die Verbreitung der Lehre iſt die Weiſſagung beſſer, denn durch ſie geht die Begeiſterung in Andre über. Allein das Höchſte iſt ſelbſt begeiſtert ſein (mit Zungen reden) und zugleich weiſſagen oder unterrichten. Der fünfte Vers ſetzt dies ſehr klar und beſtimmt auseinander. Der Apoſtel wünſcht, daß Alle mit Zungen reden mögen, aber noch mehr, daß ſie Alle lehren mögen, weil dies nützlicher iſt und jenes vorausſetzt. Dies geht dann zugleich auf die Sitte der erſten Kirche, wo jedes Gemeindeglied das Wort nehmen konnte. Der Ausdruck mit Zungen reden oder mit der Zunge, ſcheint ſonderbar, aber er iſt eigentlich ſehr richtig. Im Griechiſchen verſteht man unter Zungen unbekannte, fremde, ſelten vorkommende

Wörter. Dies kann vielleicht hier in Betracht kommen. Man kann auch daran denken, daß die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel zur Folge hatte, daß sie in fremden, ihnen vorher unbekannten Sprachen redeten. Beides paßt auf das begeisterte Reden, wo man sich über seine eigenen Gedanken wundert, und noch weniger daran denkt, daß und ob einen der andre versteht. Allein beides halte ich hier nicht für anwendbar, vorzüglich deswegen nicht, weil es auch heißt: mit der Zunge reden, nicht bloß mit Zungen. Die Erklärung des Ausdrucks kann viel einfacher genommen werden. Wenn man wohl verstandene, selbst gefundene Dinge, oder doch solche, die man sich in Gedanken gehörig verdeutlicht hat, redet, so ist die Zunge nur das todte Werkzeug der Aussprache, aber der Verstand ist der eigentlich redende. Wenn man aber Dinge sagt, die einem plötzlich einfallen, und doch hoher und dunkler Natur sind, die man sich vorher nicht deutlich gemacht hat, und die man nur nach und nach durch den Verstand klarer ins Licht setzen kann, die ein fremder und höherer Geist eingegeben hat, so ist es nicht der Verstand, der redet, sondern die Worte sind auf der Zunge, ohne daß man weiß, wie sie dahin gerathen sind. Die Zunge scheint sie aus sich zu reden. Eigentlich müßte man dies: mit dem Geist reden, nennen. Allein es ist bildlicher hier die Zunge zu erwähnen, und da der Apostel dasjenige, was die Zunge so spricht, auch gewiß von einem fremden höheren Geist, dem heiligen selbst, eingegeben hält; so kann er das, was der Mensch so sagt, nur der Zunge beilegen. Der heilige Geist, das ist Gott selbst, legt dem Menschen die Wahrheit auf die Zunge, die er nicht mit seinem Verstande begreifen, oder doch nicht erfinden könnte. Man sagt wohl von einem Menschen, der spricht, was er nicht meint, daß

er mit der Zunge, nicht mit dem Herzen spricht. Hier ist der Ausdruck in einer ganz andern Beziehung ähnlich. Die Zunge spricht hier (durch innere Begeisterung oder göttliche Eingebung), ohne daß der Verstand, der bloß nach menschlicher Weise raisonnirende und urtheilende, etwas davon weiß. Auf diese Weise liegt in dieser Lehre des Apostels etwas sehr Schönes. Man soll suchen, wenigstens sich wünschen, in fromme Begeisterung zu gerathen, mit sich und Gott zu reden, wie man es mehr ahndet, als deutlich einsieht, aber man soll noch mehr dahin streben, sich das auch im Verstande klar zu machen, und wenn man Andre unterrichtet, soll man es nur auf die letzte Weise thun. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies genügen wird, aber so verstehe ich diese Stelle.

Dreißigſter Brief.

Berlin, den 12. März 1824.

Ich habe Ihre Blätter vom 21. v. M. erhalten und danke Ihnen auf das herzlichſte dafür. Es hat mir aber leid gethan, zu ſehen, daß Sie ſich wieder vergebliche Beſorgniß und Unruhe gemacht hatten. Sie müſſen das möglichſt vermeiden, liebe Charlotte, und darin eine größere Herrſchaft über ſich gewinnen. Ich ſage Ihnen das gewiß nur zu Ihrem Beſten und zur Beförderung Ihrer inneren Ruhe. Es iſt ſo vielen Zufälligkeiten unterworfen, ob ein Brief einige Tage früher oder ſpäter geſchrieben wird, ob er länger oder kürzer geht, daß wenn eine ſolche Erwartung gerade einmal nicht zutrifft, Sie darum ſich nicht beunruhigen müſſen. Ich erkenne gewiß den ganzen Werth der Geſinnungen, die Sie gerade für mich beſorgt machen, allein ich bin vollkommen wohl und Sie brauchen auf keine Weiſe für mich zu fürchten. Ich lebe den ganzen Tag mit ernſthaften und mir wichtigen Dingen beſchäftigt, ich verlaſſe kaum mein Zimmer als in den ſpäten Abendſtunden, und bin ruhig, thätig und heiter. Bei ſolcher Stimmung würde ſich ſelbſt eine ſchwächliche Geſundheit erhalten. Die meinige aber iſt bisher ſehr gut geweſen. Ich weiß freilich, daß das ſehr leicht und von einem Jahre, ja Tage zum andern ändern kann, indeß für jetzt iſt kein Anſchein dazu. Wenn es kommen wird, bin ich auch darauf vorbereitet. Auf meine Stimmung wird ſelbſt Kränklichkeit keinen Ein-

fluß haben, ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich ſelbſt hart zu ſein und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbſt Fremdes anzuſehen. Meinen Beſchäftigungen werde ich ſchon eine Wendung geben können, daß ich ſie nicht aufzugeben brauche, wenn ſie auch geſtört werden, und ſo dürften Sie ſich wirklich mich auch dann nicht unglücklich denken, wenn einmal der Fall käme, daß ich wirklich leidend würde. Es freut mich ſehr, aus Ihrem Briefe zu ſehen, daß auch Sie im Ganzen leidlich wohl ſind und der ſonderbare Winter Ihnen nicht geſchadet hat, wie ich zuweilen fürchtete. Ich liebe im Grunde die Abweſenheit von ſtrenger Kälte ſo, daß ich die andern Unannehmlichkeiten, die ein ſo gelinder und wechſelnder Winter allerdings mit ſich führt, leicht überſehe. Die recht eigentliche Kälte hat etwas mehr als bloß phyſiſch Erſtarrendes, es kommt einem ordentlich vor, daß Menſchen ihr nie ausgeſetzt ſein ſollten, ſie giebt der Natur ſelbſt ein ſo einförmiges Anſehen, und hat etwas wahrhaft Unbarmherziges für die Armen. Das niedrige Volk, das nur wenig Mittel herbei ſchaffen kann, iſt ſchon darum viel glücklicher in ſüdlichen Ländern, weil es wenigſtens von dieſer Plage befreit iſt. — Sie haben mir, liebe Charlotte, ſehr lange nichts von Ihrer Lebensſchilderung geſchickt. Vermuthlich iſt der Winter mit ſeinen Geſchäften und kürzeren Tagen daran ſchuld. Wenn Sie aber Muße und Stimmung haben, ſo iſt es, wie ich Ihnen oft und immer ſagte, mein Wunſch, daß Sie fortfahren, wenigſtens bis zu Ihrer Verheirathung. Hernach will ich Sie dann weder bitten noch bereden. Aber bis dahin kann es Ihnen nur eine angenehme und unterhaltende Beſchäftigung ſein. Wenn Sie ſo viel haben, daß es ein mäßiges Paquet iſt, ſo haben Sie die

Güte, es mir auf die gewöhnliche Weiſe zu ſchicken. Alles das aber nur, inſofern es Ihnen Freude macht, denn das iſt die Bedingung, unter der auch ich nur Vergnügen daran finden kann. Was Sie mir bisher geſchickt haben, giebt ein erfreuliches, anziehendes, individuelles Bild, und es wäre ſchade, wenn das nicht, wenigſtens bis zu einem natürlichen Ruhepunkte, einem wichtigen Lebensabſchnitt, vollendet wäre. Es ſind auch nur noch einige Jahre, die Ihnen bis dahin übrig bleiben.

Ich war heute einige Stunden in Tegel und ſo wenig günſtig das Wetter war, ſo hat es mir doch Vergnügen gemacht. Die Annäherung des Frühjahrs ſpürt ſich immer und bringt auch in den Menſchen eine Art von Erneuerung. Man iſt lebendiger, man glaubt einem neuen Lebensabſchnitt entgegen zu gehen, und vergißt gewiſſermaßen, daß die ſchöne Geſtalt, die die Natur nun wieder annimmt, nur wenige Monate dauern und dann daſſelbe wiederkehren wird, dem man ſich jetzt entgangen zu ſein freuet. Wenn das aber auch eine Art von Selbſttäuſchung iſt, ſo bleibt es das ganze Leben hindurch eine immer und immer gleich freudig wiederkehrende. Seit meinen Kinderjahren erinnere ich mich des gleichen oder wenigſtens ganz ähnlichen Gefühls. Da Sie in einem Garten wohnen, werden Sie dieſe Gefühle auch gewiß theilen. Denn in der Stadt gehen freilich die Jahreszeiten in traurigem Einerlei an einem vorüber.

Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Geſinnungen der Ihrige H.

Einunddreißigster Brief.

Im April 1824.

— — Allerdings gehört das vollkommene Gelingen unſerer Unternehmungen der urſprünglichen Kraft wohl größtentheils an, die der Menſch nicht in ſeiner Gewalt hat. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es noch mehr von einem nicht zu erklärenden höheren Segen abhängt, der Einzelne begleitet, und wohl, wie Sie ſagen, auf der Lauterkeit ihrer Geſinnungen beruhet. Ihr Ausdruck, daß es ſcheine, als ob die Gottheit nur ihren Segen in reine Gefäße ergieße, hat mir ungemein gefallen. Der Menſch vermag dieſen Segen, wenn er ihm entſteht, nicht herbei zu zaubern. Daß dieſer Segen wirklich mit den Menſchen zuſammenhängt auf unſichtbare und geheimnißvolle Weiſe, das glaube ich mit Ihnen. Aber die Begriffe von Glück und Unglück ſind ſelbſt bei denen, die richtige Ideen zu haben pflegen, ſo unbeſtimmt und ſo irrig, daß ich von früh an immer geſtrebt habe, mir darüber ganz klar zu werden, und wie ich dahin gelangt bin, habe ich gefühlt, daß man des Glückes, bis auf einen gewiſſen Grad wenigſtens, immer ſicher iſt, ſo wie man ſich von den äußeren Umſtänden unabhängig macht, ſo wie man lernt Freude aus allem Erfreulichen in Menſchen und Dingen zu ziehen, aber in Menſchen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen.

Gewiß hat man ſeinen Lohn dahin, indem alles Verdienſt aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas thut.

Wenn Sie, theure Charlotte, meinen vorletzten Brief nicht ganz richtig verſtanden haben, ſo haben Sie dagegen in dem letzten meinen innigen Antheil an Ihnen und Ihrem Schickſal mit Vergnügen erkannt. Ich danke Ihnen ſehr dafür und wiederhole Ihnen die Verſicherung, daß Sie auf die unveränderte Dauer mit Gewißheit rechnen können. Ich wünſche nichts mehr, als daß Sie nach ſo vielen beſtandenen Stürmen, endlich wieder ein ruhiges, ſorgenloſes und Ihnen ganz zuſagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Geſundheitszuſtand dem entſpreche, daß Sie kräftig und heiter im Genuſſe der einfachen Freuden, die Sie ſich ſelbſt geſchaffen haben, und in dem Andenken an alles, was Ihnen theuer iſt, leben mögen. Ich weiß mit Zuverſicht und freue mich deſſen, daß auch vorzüglich bei mir Ihr Andenken verweilt. Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften thun. Ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich mehrmals that, mir offen und vertraulich zu ſagen, wenn Sie einen Wunſch haben, für den Ihre eigenen Mittel nicht hinreichen. Setzen Sie alle falſche Delikateſſe bei Seite. Sein Sie vertrauend Ihrer und meiner würdig. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie in ununterbrochener Anſtrengung ſich abmühen, noch bei immer leidender Geſundheit. Ob ich das ſehr zu ehren weiß, wünſche ich innig, Sie wieder in einer Lage zu wiſſen, die Ihrer urſprünglichen Beſtimmung angemeſſen wäre. Bei Ihrem Gemüth und Ihrem Sinn würden Sie Ihre Muße ſchon

anzuwenden verſtehen. Erlauben Sie mir den Rath, ſich einmal einige Erholung zu gönnen in der ſchönen Jahreszeit; ſollte Ihnen nicht eine Badekur zuträglich ſein? antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlotte, niemand als Sie und ich weiß von dem, was Sie mir und ich Ihnen ſage.

Zweiunddreißigster Brief.

An Mr.

Sie haben mir durch das mir überſandte neue Heft Ihrer Beiträge eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl gedacht haben mögen. Ich habe es mit dem größten Antheil geleſen. Innig und herzlich aus Antheil an Ihnen. In dieſer Hinſicht iſt es ein ſehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit ſchildert, die Sie glücklich und froh verlebten und unter intereſſanten Menſchen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit und in jene Zeit zurück verſetzt. Wenn auch die verſchiedene Lebensart, in den einander entfernten Provinzen Deutſchlands, Sitten und Lebensweiſe ſehr verſchieden geſtaltet, ſo ſpricht ſich doch auch wieder der Eingriff der Zeit gleichmäßig in allem aus. Allein auch mehrere Schilderungen, die Sie nicht unmittelbar berühren und betreffen, haben mich ſehr angezogen. Unter dieſen am meiſten die von Baum, dem Luſtſchloſſe des merkwürdigen und berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg. Der Wohnort eines ausgezeichneten Mannes hat immer für mich etwas zugleich Erhebendes und Bewegendes, das ich z. B. allemal empfinde, wenn ich mich Potsdam nähere. Wenn, wie hier, von Regenten die Rede iſt, kommt nun noch hinzu, daß ſie gewöhnlich die Gegend, die ſie bewohnen, auch mehr oder weniger umſchaffen und ihr ihr Gepräge aufdrücken, oder doch Gebäude hinterlaſſen, die einen ähnlichen Ein-

druck gewähren. Dies vermehrt die Anſchaulichkeit, und man kann ſich ein lebendiges Bild von ihrem eigenen Leben und Wirken machen. Selbſt der bloße Gedanke, daß ſie da geweſen, da gegangen ſind, hat etwas, das die Einbildungskraft, und mehr als bloß ſie, auch das Gefühl ergreift, was man auch darüber kalt mag vernünfteln können. Baum hatte nun aber von ſeinem Beſitzer, nach Ihrer Ihnen ſehr gut gelungenen Schilderung, ein ſo eigenthümliches und in ſich anziehendes, ſchönes Gepräge bekommen, daß das Intereſſe daran dadurch um vieles erhöhet wird. Die Verbindung einer kräftigen und reizenden Natur mit Kunſt und fürſtlicher Pracht hat immer etwas eigenthümlich Gefallendes, und nach den wenigen Gegenden, die ich und nur kurz in Weſtphalen geſehen habe, müſſen vorzüglich die Waldgegenden von ausnehmender Schönheit durch Fülle, Kräftigkeit und Friſche des Baumwuchſes ſein. Noch viel intereſſanter aber iſt mir die Schilderung des Lebens des Grafen geweſen und was man daraus auf ſeinen Charakter durchblicken ſieht. Bei einem Manne, deſſen Muth und Männlichkeit, verwebt mit einigen mehr ſonderbaren, als gerade durch ſich bedeutenden Zügen und Anekdoten, vorzugsweiſe bekannt ſind, macht die Zartheit der Empfindung für ſeine kranke und ſchwächliche Frau und der Hang zu philoſophiſchem und religiöſem Nachdenken einen doppelt ſchönen Eindruck. Vorzüglich hat es mir gefallen, daß er ſie niemals andern Händen anvertraut, ſondern ſie immer ſelbſt getragen und gefahren hat, und immer um ſie war. Ueberhaupt deutet ſchon die eng eingeſchloſſene Einſamkeit mit dem geliebten Gegenſtande, die er nach ihrem Tode noch ſtrenger fortſetzte, eine große und ſtarke Seele an, reich genug, in ſich ſelbſt das Genügende zu finden, was das Leben oft meiſt vergeblich ſuchen läßt.

Daß der unglückliche Mann an Gift geſtorben ſei, halte ich doch für eine der Erzählungen, die ehemals in evangeliſchen Ländern über jeden gemacht wurden, der in ſüdlichen Ländern geweſen war, zumal wenn ihn ſein Geſchick in feindſelige Berührung mit der Geiſtlichkeit gebracht hatte. Man kennt eigentlich gar keine Gifte, von denen man auch nur mit der geringſten Sicherheit ſo langſame Fortſchritte auf Jahre hin erwarten könnte, und Aqua Toffana iſt ein bloßer bedeutungsloſer Name, der Gott weiß wie entſtanden iſt und wer weiß welchem bekannten Gifte gegeben ſein mag. Denn es iſt ganz gewiß, daß es kein beſtimmtes, am wenigſten ein ganz geheimes, nur wenigen bekanntes iſt. In einem Saal des ehemaligen Hauſes hier (in Tegel) hingen viele Bilder fürſtlicher und anderer merkwürdigen Perſonen, die jedoch alle mit meinem verſtorbenen Vater in näherer Berührung geſtanden hatten. Unter dieſen war auch ein Bild des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, den mein Vater vermuthlich perſönlich gekannt hatte. Ich erinnere mich deſſen noch ſehr gut. Allein in der Zeit, wo die Franzoſen hier im Lande waren und mein Haus, ich ſelbſt war in Italien, viele Einquartirung hatte, ſind die meiſten dieſer Bilder beſchädigt worden oder verloren gegangen, und das des Grafen von Lippe-Bückeburg gehört namentlich zu den letzteren. Ich bedaure jetzt doppelt den Verluſt deſſelben.

Was Sie als Kind von ſich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantaſie getragen, für die Sie Weſenheit wünſchten, erſehnten, erwarteten, iſt mir genau eben ſo, und von der früheſten Kindheit an geweſen, ich glaube gewiß vom ſechſten Jahre an, was doppelt früh bei mir iſt,

da ich erſt im dritten ſprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnſucht nach einer Freundin, und zum Theil entſtanden durch das Leſen der Clariſſe. Bei mir hatte es keine äußere Urſache oder Veranlaſſung, wenigſtens iſt mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenſtände, ich meine nicht eingebildete Perſonen, ſondern die Sachen überhaupt, die ſie betraf, waren allerdings verſchieden, aber Eine blieb von dieſer Zeit der erſten Kindheit bis jetzt und wird vermuthlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine ſchlafloſe Nacht habe, oder allein im Wagen ſitze, oder ſpazieren gehe, oder ſonſt eine Zeit habe, die man in bloßer Beſchäftigung der Einbildungskraft zubringen kann, beſchäftigt mich dieſelbe Vorſtellung noch immer, wie die in meiner Kindheit, aber natürlich in anderer, oft wechſelnder Geſtaltung. Da es ein Gegenſtand iſt, der gar nicht in das Leben übergehen, ſondern nur auf die innere Denkweiſe einwirken kann, ſo berührt es mich auch im Leben nicht, ſondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort; allein im Innern verdanke ich, im beſten Sinne des Worts, dieſer Selbſtbeſchäftigung ſehr viel. Es iſt ja überhaupt die natürliche Folge aller innern Thätigkeit und jeder recht lebendigen Regſamkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, daß dadurch die wirklichen Ereigniſſe des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieſer, ihr zu helles Licht zu vermindern, iſt immer heilſam, das Unglück ſchadet und drückt dann weniger, und das Glück feſſelt nicht an ſeinen Genuß, und macht den Gedanken erträglich, daß es immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird.

Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren an Ihrer Lebensbeſchreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 15. Juni 1824.

Ich habe Ihren Brief vom 22. Mai und den letzten vor den Pfingſtfeiertagen erhalten, liebe Charlotte, und danke Ihnen ſehr für beide. Ich ſelbſt ſchreibe Ihnen einige Tage ſpäter, als ich es ſonſt zu thun pflege; da Sie in Ihrem erſten Briefe eines zweiten erwähnen, der nachfolgen ſollte, ſo wollte ich erſt dieſen abwarten, um beide zugleich zu beantworten. Daher rührt der kleine Verzug. Es iſt mir ſehr erfreulich, daraus zu erſehen, daß Sie wohl ſind, aber zugleich erwähnen Sie, daß Sie an Schmerzen in den Händen leiden, und da dieſe ſogar bei der ſchönen Wärme, die wir jetzt haben, nicht nachlaſſen, ſo iſt es doch wohl zu beſorgen, daß es Rheumatismus iſt, der ſpäter in Gicht übergehen könnte. Ich möchte Ihnen doch rathen, ja Sie ſehr bitten, dem zeitig durch den Gebrauch zweckmäßiger Mittel vorzubeugen. So lieb und ſo ſehr lieb mir Ihre Briefe ſind, ſo möchte ich ſie nicht mit dem Gedanken erkaufen, daß Sie dabei gelitten und unangenehme Empfindungen dabei zu überwinden gehabt hätten. Stört Sie dieſer Schmerz aber nicht hindernd bei Ihren künſtlichen Beſchäftigungen? Indeß kann ich mir doch denken, daß Sie ihn dabei weniger empfinden, eines Theils weil, wie Sie mir einmal ſchrieben, Sie das, was mehr Anſtrengung erfordert, durch andere Perſonen verrichten laſſen, und andern Theils, weil das Schreiben zwar eine

ſcheinbar gar keine Kraft erfordernde Arbeit iſt, aber dennoch gerade durch das Feſthalten der Feder bei ſo vielen kleinen Strichen ſehr anſtrengt. Mir iſt es von jeher widerlich geweſen und auch jetzt ſchreibe ich ungern. Es klingt das ſonderbar, da ich freilich in meinem Leben viel geſchrieben habe; allein es iſt darum nicht weniger wahr. Auch habe ich nicht ſo viel geſchrieben, als man wohl denken mag. Von Kindheit an habe ich eine vielmehr innerliche Natur gehabt, wenig außer mir ſelbſt bedurft, und nie daran Freude gefunden, mich anders, als wenn es ganz gelegentlich kam, Andern mitzutheilen. Vorzüglich habe ich nie Neigung zum Erzählen und Schildern in mir gefühlt, ſondern beides ſo wenig als möglich gethan und ſo kurz als möglich abgemacht. Dagegen habe ich Mittheilungen und Erzählungen Anderer immer ſehr geliebt. Wenn Sie finden, daß darin etwas ein wenig Selbſtſüchtiges liegt, da man mehr empfangen als geben will, ſo will ich es nicht leugnen, es iſt nun aber immer einmal ſo in mir geweſen. Ich ſpreche ſehr wenig und ſchreibe nicht viel, und habe es immer ſo gehalten. Wenn ich Ausnahmen mache, iſt es nur, weil ich glaube, daß man Werth darauf legt, und ich dann, wie natürlich, jedem gern gefällig bin.

Mit Ihrer Arbeit ſcheinen Sie, liebe Charlotte, wieder ſehr beſchäftigt. Wenn es Sie nicht zu ſehr anſtrengt, freuet es mich ſehr, ich habe es immer ſehr hoch geehrt als Stärke, Ausdauer und Eigenthümlichkeit Ihres Charakters, daß Sie ſich nach erlittenen großen Verluſten durch dieſe Beſchäftigung Ihre Unabhängigkeit erhalten haben, und indem Ihnen dies gelungen iſt, Sie auf der andern Seite eine ſchöne Ausfüllung Ihrer Zeit gefunden haben, worin ſich manches Schmerzliche, wenn auch nicht vergißt, doch weniger empfindet, da dies Ihren Neigungen angemeſſene

Streben nach dem Kunſtvollen den Geiſt in Anſpruch nimmt, und dies zugleich Ihrer vorherrſchenden Neigung in die Betrachtung der Natur einzugehen entſpricht. Daher iſt es auch immer mein Wunſch geweſen, daß Sie dieſer Arbeit eine ſolche Einrichtung möchten geben können, die Ihnen auch in ſpäteren Jahren, bei weniger angeſtrengtem eigenen Antheil, die Fortſetzung derſelben möglich machte.

Die Empfindung, daß Beſuche dann am ſtörendſten ſind, wenn man ſich einmal frei von eigentlichen Geſchäften für kurze Zeit gemacht hat, theile ich ganz, wenn gleich aus früherer Erfahrung, mit Ihnen. Es iſt aber gerade die Art der gewöhnlichen Menſchen, eben das für die beſte Zeit zu halten, einen zu überlaufen. — Ich werde nun in einigen Tagen meine Reiſe antreten und bis gegen Ende Juli keinen recht ſteten Aufenthalt haben, daher muß ich Sie bitten, ſo ungern ich ſo lange Ihre Briefe entbehre, mir jetzt nicht eher zu ſchreiben, als ſo, daß mich Ihr Brief den 25. Juli finden kann, und ihn nach Ottmachau bei Neiße in Schleſien zu adreſſiren.

Leben Sie herzlich wohl; mit unveränderlicher Freundſchaft der Ihrige H.

Vierunddreißigſter Brief.

Herrnſtadt, den 9. Juli 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateiniſchen Lettern ſchreibe. Aber meine Augen ſind ſchon ſeit geraumer Zeit ſo, daß ich ſie ſehr ſchonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutſchen Buchſtaben ſie mehr angreifen, als die größeren lateiniſchen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Leſen bei dem Tauſch. Es giebt aber Perſonen, welchen die lateiniſche Schrift mißfällig iſt, und die wenigſtens, weil ſie ihnen fremde vorkommt, ſie nicht gern im Briefwechſel mit Perſonen gebraucht ſehen, die ihnen werth ſind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu ſein, von ſolcher gewiſſermaßen eigenſinnigen Anſicht frei. Wären Ihnen indeß doch dieſe Buchſtaben weniger angenehm, ſo ſagen Sie es mir ja, ich kehre dann zu den andern zurück. — Wenn ich Ihnen nicht einmal geſchrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheirathet iſt, ſo dürfte Ihnen der Ort der Ueberſchrift dieſes Briefes wohl kaum auf irgend eine Art bekannt ſein. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal aus Berlin, als ich Ihnen über die Meinigen ſchrieb, geſagt habe, ſo wenig es mir ſonſt eigen iſt, über das was mich umgibt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieſer Ort, eine kleine ſehr unbedeutende Stadt, liegt kaum eine Tagereiſe von Breslau entfernt, ich bin ſeit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andern von hier

nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu schreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantasie und das Gemüth angenehm Ansprechendes, wenn man weiß, daß an einem Ort und in einer Gegend, die einem sonst ganz und gar fremd ist und die man gar nicht oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundschaftlicher Theilnahme an einen gedacht wird. Diese Empfindung wünsche ich, daß die Ueberschrift dieser Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau habe ich Ihnen schon öfter geschrieben. — Wir haben hier eine warmnasse oder wenigstens feuchte Witterung, die leicht etwas Melancholisches haben kann, die ich aber sehr liebe. Die Natur hat dann eine doppelt wohlthätige Stille und ist wie mit einem nebeligen Schleier überzogen, der indeß doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer und doppelt auf Reisen auf die mannichfaltigen Modifikationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolken-Beschaffenheit dem Charakter der nämlichen Gegend giebt. Man kann eine Gegend immer, ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modifikationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemüths, und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Darnach machen sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf mich, und wenn es schwermüthig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr nur eben so, wie man auf dem Theater schwermüthige oder schauerliche Scenen auf-

nimmt. — Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermuthlich auch gar nicht, oder doch höchſt ſelten beſuchen. Mein Fall iſt das ganz und gar, vorzüglich ſeitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig und mein Gehör auch nicht mehr gut genug iſt, um die, wenigſtens nicht ſehr gut und deutlich redenden Schauſpieler zu verſtehen. Hier iſt jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanz und blendendem Licht ſicher und auch bei der Nähe der Sitze eher in Gefahr wäre, überſchrieen zu werden, ſo bin ich doch noch nicht dazu gekommen, ſie ſpielen zu ſehen. An einem guten Schauſpiel entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umſtände genöthigt, Verzicht leiſtet. Selbſt wenn die Schauſpieler nur mittelmäßig ſind, hat das Vortragen eines guten Stücks (denn darauf kommt freilich alles an) durch Perſonen, die als ſelbſt handelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes als ſelbſt ein viel beſſeres, einzelnes Vorleſen. Auf der andern Seite aber liegt ein beſonderer Reiz darin, ſich von allen Gelegenheiten größerer Verſammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht und gleichſam den Reiz vorher genoſſen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Geſellſchaft immer mehr und mehr zu entſagen, und jetzt, wo ich dieſen Zuſtand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen beſtätigt. Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender als die früheren Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartungen faſt übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele gewiſſermaßen älter bin, als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahr alt, und wer ohne große körperliche Er-

müdungen und meiſt geſund und immer höchſt regelmäßig und ohne Leidenſchaften gelebt hat, welche die Geſundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geiſtes, die Freiheit von allem, was die Seele unangenehm ſpannt und aufreizt, die Unabhängigkeit faſt von allem, was man ſich nicht ſelbſt durch innerliche Stimmung und Beſchäftigung geben kann: dieſe Dinge ſind alle in früheren Jahren ſchwerer zu erreichen, ſind alsdann oft nur dann vorhanden, wenn, was noch viel ſchlimmer iſt, ſie aus Kälte und Unempfindlichkeit entſtehen. Dennoch ſind ſie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und ſichern. Es iſt daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt oder ſagt, daß das Alter abhängiger von andern Umſtänden und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich iſt es freilich wohl der Fall, allein auch nicht ſo viel, als man glaubt, da wenigſtens bei gut gearteten und an Selbſtbeherrſchung gewöhnten Menſchen, die Begierden und ſelbſt geſchaffenen Bedürfniſſe noch vielmehr im Alter abnehmen, als die Kraft, Ihnen Befriedigung zu verſchaffen. Auf der andern Seite aber gewinnt eben dadurch die viel weſentlichere und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld ſind eigentlich die Dinge, welche alle Uebel, welcher Art ſie ſein mögen, erſt recht empfindlich machen und ſie wirklich vergrößern. Gerade von dieſen beiden Uebeln heilt das Alter vorzüglich, immer eine Gemüthsart vorausgeſetzt, die keine einmal eingewurzelten unartigen Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift ſonſt in jedes Alter hinüber tragen. Der größte Gewinn aber, der aus dieſer größeren geiſtigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenſchaftloſigkeit, dem gleichſam wolkenloſen Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüth hin-

führen, entſteht, iſt, daß das Nachdenken reiner, ſtärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anſpruch nehmend wird, daß ſich der intellektuelle Horizont erweitert und das Beſchäftigen mit jeder Art der Wiſſenſchaft und jedem Gebiet der Wahrheit immer mehr und mehr, ausſchließend das ganze Gemüth ergreift und jedes andere Bedürfniß, jede andere Sehnſucht ſchweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forſchende Leben iſt eigentlich das höchſte; allein in gewiſſer Art läßt es ſich doch nur im höhern Alter vollkommen genießen. Früher iſt es im Streit mit der Aufforderung und ſogar mit der Pflicht zu handeln, und erfährt nicht ſelten Störungen durch ſie. Es wäre aber ſehr unrichtig, wenn man in dem Wahn ſtände, daß ein ſolches Vergnügen an einem gar nicht mit dem Leben und deſſen Weltlichkeit zuſammenhängenden Nachdenken eine große Bildung oder viele Kenntniſſe vorausſetze. Wo dieſe gerade bei jemand zufällig vorhanden ſind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenſtände treffen, es iſt da allerdings mehr Mannichfaltigkeit und ein wenigſtens ſcheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menſchen nothwendigſten, heiligſten und wahrhaft erfreulichſten Wahrheiten liegen auch dem einfachſten, ſchlichteſten Sinn offen, ja werden von ihm nicht ſelten richtiger und ſelbſt tiefer aufgefaßt, als von dem, den großer Umfang von Kenntniſſen mehr zerſtreut. Dieſe Wahrheiten haben noch außerdem das Eigene, daß, ob ſie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr ſich von ſelbſt Eingang in das Gemüth verſchaffen, daß immer in ihnen Neues gefunden wird, weil ſie in ſich wirklich unerſchöpflich und unendlich ſind. Sie knüpfen ſich an jedes Alter an, allein doch am natürlichſten an dasjenige, was den endlichen Aufſchlüſſen über alle unendliche Räthſel, die eben dieſe Wahrheiten enthalten, am

nächſten ſteht. So ſtirbt zwar in höheren Jahren eine gewiſſe Lebendigkeit mehr ab; aber es iſt dies nur eine äußere, oft ſogar fälſchlich geſchätzte. Die viel wohlthätigere, ſchönere, edlere, die ſich immer in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erſt recht eigentlich dem wahren Alter an. Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle dieſe Gegenſtände auch ſehr übereinſtimmend mit mir denken, und ſchmeichle mir alſo, daß es Ihnen nicht unangenehm ſein wird, daß ich mich gewiſſermaßen gehen ließ, darüber zu ſprechen. Dieſe Dinge, über die ſich nur mit Wenigen reden läßt, ſind ja wohl die natürlichſten Gegenſtände für einen Briefwechſel, der frei von Geſchäften und äußeren einſchränkenden Bedingungen, dann am meiſten erfreuet, wenn er ein recht ungezwungener, vertraulicher Austauſch perſönlicher Stimmungen und Geſinnungen iſt. — In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebenen Adreſſe, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigſten Herzlichkeit der Ihrige H.

Fünfunddreißigster Brief.

Tegel, den 12. September 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen ist Ihnen zu schreiben. Meinen letzten Brief aus Ottmachau werden Sie bereits empfangen haben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt gefreuet, wieder hier zu sein, die letzten Monate der scheidenden besseren Jahreszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man gethan oder erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem Größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und im Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, aber weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzeren

als den längeren Raum vor ſich zu haben. Dieſe An des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmeſſe Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geſchie dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betra man dagegen das Leben nur ſtückweiſe, ſtrebt man nu nen fröhlichen Tag dem andern beizugeſellen, als könne nun ſo in alle Ewigkeit fortgehen, ſo giebt es allerdi nichts Troſtloſeres, als an der Grenze zu ſtehen, wo Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt ſchon an die Buntfarbi anzunehmen, die den Herbſt ſo ſehr ziert, und gewiſſerm eine Entſchädigung für die Friſchheit des erſten Grüns Der kleine Ort, den ich hier bewohne, iſt vorzüglich gem alle Reize zu zeigen, welche große, ſchöne und mannichfal Bäume durch alle wechſelnde Jahreszeiten hindurch gen ren. Um das Haus herum ſtehen alte und breitſchatt und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gä und dem Weinberg ſtehen einzelne Fruchtbäume, im J iſt ein dichtes und dunkles Gebüſch, und der See iſt v Walde umkränzt, ſowie auch alle Inſeln darauf mit B men und Büſchen eingefaßt. Ich habe eine beſondere L zu den Bäumen, und laſſe nicht gern einen wegnehm nicht einmal gern verpflanzen. Es hat ſo etwas Tra ges, einen armen Baum von der Umgebung, in der viele Jahre heimiſch geworden war, in eine neue und neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unm es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, ſond langſam ſchmachtend ſein Ausgehen erwarten muß. Ue haupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter Sehnſucht, wenn ſie ſo fort und beſchränkt im Boden hen und ſich mit den Wipfeln, ſo weit ſie können, ü

die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu sein. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er ist, wie weit er herum schweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raums gefesselt. Bisweilen kann er sie gar nicht verlassen, und das ist oft der Fall der Frauen, derselbe kleine Fleck sieht seine Wiege und sein Grab; oder er entfernt sich, aber es zieht ihn Neigung oder Bedürfniß immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und seine Gedanken und Wünsche sind doch dem ursprünglichen Wohnsitz zugewendet.

Es freuet mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigstens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie sehr Sie daran hängen und jede damit verbundene Freude zu schätzen wissen. Für meine Beschäftigungen ist mir das Herannahen des Spätherbstes und Winters sehr unangenehm. Meine Augen sind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirksamer Mittel um vieles besser, sie erfordern indeß doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich sie nicht an. Damit zieht sich aber der Tag enge zusammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Besuche, Zerstreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geschäfte wegnehmen, so bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausschließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, jemehr kann ich sagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geschmack an allem andern. Die Ereignisse der Welt haben auch nicht das mindeste Interesse für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erscheinungen, die weder dem Geist noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekannt-

ſchaften ziehe ich immer enger zuſammen, die Männer, mit denen ich früher den anziehendſten Umgang hatte, ſind geſtorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber für Bedürfniſſe, die man ſuchen muß, wenn ſich ein ſolcher Umgang von ſelbſt anknüpfte. Dagegen iſt das Feld des Wiſſens und Forſchens unermeßlich, und bietet beſtändig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man ſehnt ſich, nur die Zahl dieſer vervielfältigen zu können. Ich kann wohl ſagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne dieſen Gegenſtänden mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwiſſenſchaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußeren Gegenſtände aufmerkſam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es iſt auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Menſch noch ſeinem Entſtehen näher war, zeigte ſich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in ſeinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Anſicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechaniſcher Beſchäftigung zeitraubende Gelehrſamkeit; aber auch das hat ſeinen Reiz, oder wird wenigſtens leicht überwunden, wenn man ſich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollſten, reinſten und ſchönſten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen ſind, gehören die Bücher des alten Teſtaments, und man kann es nie genug unſerer Sprache verdanken, daß ſie, auch in der Ueberſetzung, ſo wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es möglich wäre, etwas ſo Großes, Reiches und Mannichfaltiges zuſammen zu bringen,

als die Bibel, die Bücher des alten und neuen Teſtaments enthalten. Wenn ſie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch iſt, ſo hat dieſes in ihr ein Ganzes menſchlicher Geiſteswerke, Geſchichte, Dichtung und Philoſophie, und alles dies ſo, daß es ſchwerlich eine Geiſtes- oder Gefühlsſtimmung geben könnte, die nicht darin einen entſprechenden Anklang fände. Auch iſt nur weniges ſo unverſtändlich, daß es nicht gemeinem, ſchlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnißreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe dieſen und den größten Theil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und December werde ich zwar vermuthlich wieder, wie im vorigen Herbſt, eine Reiſe machen, die ſich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner ſchließen wird; allein es iſt an ſich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich ſchreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Ort, und zum Aufſuchen eines andern, wie Gewicht und Gegengewicht, in mir. Doch iſt das Reiſen und der Wechſel des Aufenthalts meiſt Nothwendigkeit, ſelten urſprüngliche Luſt. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichſten Gefühlen der Ihrige.

Humboldt.

Sechsunddreißigster Brief.

Burgörner, den 13. November 1824.

Ihr Brief vom 26. vorigen Monats hat mir, wie alle Ihre Briefe, viel Freude gemacht. — Es iſt ſehr liebevoll von Ihnen, daß Sie ſo viel Werth auf den Antheil legen, den ich allerdings fortwährend an Ihrer Lebenserzählung nehme und gewiß immer daran nehmen werde. Sie haben ganz recht, ihn in meiner Theilnahme an Ihnen und dem Intereſſe, das nicht gerade die Schilderung von äußern Ereigniſſen, ſondern die Darſtellung innerer Zuſtände weckt zu finden. Es iſt gerade das Beides, worin es liegt. Wenn auch das nun ſchon lange in Vergangenheit Getretene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenſtand unſerer Theilnahme einwirkt, ſo leſen wir doch alles, was dieſen einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühl der Gegenwart. Es iſt, als ginge es ihn noch an, als wirkten dieſe Empfindungen der Freude und der Wehmuth noch auf ihn, und im Grunde iſt das auch wirklich ſo. Wie groß die Macht der Zeit iſt, ſo entfremdet ſie doch nie, auch nach ſo lange nicht mehr unmittelbar angeklungenen Gefühlen, dem Gemüthe ganz, in dieſen giebt es vielmehr auch im wirklichen Daſein etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht bloß die Beſtändigkeit ſich unverändert erhaltender Gefühle. In dieſen unterſcheidet ſich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andere zu empfinden, bleibt

dieſelbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein ſo in ſich zuſammenhängendes Gewebe, daß der längſt vergangene Schmerz und die längſt vergangene Freude noch jetzt die Seele erſchüttern, obgleich ſie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieſelbe ausüben können. Wie es dem eignen Gefühl iſt, eben ſo iſt es auch dem Gefühl der Theilnahme an Andern. Die Entwickelung Ihrer ehemaligen Stimmungen, ſelbſt derer, die ſo weit wie die erſten Jugend- und Kinderjahre von gegenwärtigem Augenblick entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der ſie lieſt, nicht bloß in die äußern Umgebungen, ſondern in Ihre Anſichten und Gefühle ſelbſt ein. Es hebt ſich darin nicht einſeitig etwas Einzelnes heraus, ſondern alles iſt immer in ſeiner wahren Verbindung und Zuſammenhang der Natur ſelbſt geſchildert. Dies beweiſt, daß Sie von jeher eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als ſonſt dem Menſchen gegeben iſt, obgleich Frauen daran in der Regel einen größern Antheil beſitzen als Männer. Die weiblichen Beſchäftigungen, und ſelbſt die urſprüngliche Beſtimmung der Frauen, führt ſie körperlich und geiſtig mehr auf ein inneres Wirken und Weben. Indeß iſt ſelten damit auch die Klarheit der Anſicht und die Deutlichkeit des Selbſtbewußtſeins verbunden, die Sie ſo ſehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Theil iſt oft ſelbſt gewiſſermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anſchaulichkeit urſprünglich ein Eigenthum der äußern Sinne iſt. Ihnen aber legt ſich, wie alle Ihre Selbſtſchilderungen beweiſen, der Zuſtand Ihres Gemüths in jedem Zeitraum, an dem Ihre Erinnerung dazu lebendig genug iſt, ſo beſtimmt und ſo ſcharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuſchreiben brauchen,

daß Sie nicht nöthig haben, Lücken durch die Phantaſie auszufüllen, oder halb verwiſchte Züge unbeſtimmt zu laſſen, ſondern daß alles vollſtändig und doch in treuer Wahrheit daſteht. Die große, und bei Frauen ſehr ſelten in dem Grade erreichte Uebung, die Sie ſich im Schreiben erworben haben *), kommt hinzu, und durch das alles entſteht in Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild inneren und äußeren Lebens, aber ſo, daß das letzte nur immer beſtimmt iſt, das erſte noch vollſtändiger zu verdeutlichen und noch beſtimmter zu charakteriſiren.

Sie reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zu Theil werden könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verſtehe nicht, warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet hätten. Ich verſtehe nicht, was Sie damit meinen. Es iſt mir nichts in dieſem Hefte aufgefallen, was meinem Urtheile nach irgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung und Beurtheilung Ihrer nun längſt verewigten Eltern betrifft, ſo glaube ich Ihnen ſchon darüber geſchrieben zu haben. Es iſt darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man ſich wirklich Charaktere und Handlungen vorſtellt, wenn man ſie zu zeichnen verſucht, ſo muß man es nothwendig ganz und vollſtändig thun; die guten und trefflichen Seiten ſelbſt würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man ſich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieſer und jener Beurtheilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicher Weiſe nicht von ängſtlicher Abwägung des Verdienſtes und der Schwächen derjenigen ab, denen ſie gezollt werden. Sie beruhen

*) Nur um eine ſpätere Stelle zu erklären, iſt dies aufgenommen.

auf urſprünglichen Banden, wie zwiſchen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Geſammtgefühl des Weſens, das man hochſchätzt und liebt, und das immer daſſelbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft ſelbſt größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höhern, dem er nahe kommt, ſchuldig iſt, und die jedem gutgearteten und weichgebildeten Gemüth ſo leicht darzubringen wird, gründet ſich mehr auf ein oft mehr geahndetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Weſen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen iſt, aber in Mienen, Gebehrden und dem Ganzen des Charakters durchſcheint. Es iſt in der Menſchheit, die ſo leicht fehlt, ſo ſchwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und ſchön, daß Liebe und ſogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der ſich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Iſt man ſich aber dieſes Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man ſich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe ſie Achtung und Liebe zollen will, erſt Fehler und Vorzüge wägt, ſo kann man auch verehrte und geliebte Perſonen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne ſich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir ſelten zum Tadel fremder Handlungen oder Fehler und faſt eben ſo wenig zum Loben geneigt. Ich nehme die Dinge geſchichtlich auf, wie ſie ſich im Innern und Aeußern geſtalten, wo man ſelten recht beſtimmt ſagen kann, wie ſie entſtanden ſind, und noch weniger preiſen oder verdammen. Es iſt ſo geworden und hat ſo werden müſſen. Die ſittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und dieſe kann nur das Gewiſſen ſelbſt richten. So

muß jeder ſich ſelbſt ein Richter ſein, und iſt es auch. Denn wo etwas Mißbilligung verdient, ſagt dies die innere Stimme lauter und verwundender, als fremder Tadel es je thun könnte. Auf ähnliche Weiſe iſt es auch mit dem Lobe. Wer es empfängt, thut immer wohl, es mehr als eine freiwillige Gabe anzuſehen, denn als einen verdienten Lohn. Dies leuchtet auch daraus klar hervor, daß man ſelten ſich ſelbſt auf dieſelbe Art loben würde, als man von Andern gelobt wird. Aber das Lob iſt angenehmer zu hören, und auch zu ertheilen, und ſo ergießt es ſich leichter, wenn man nicht mit Unrecht Anſtand nimmt, Tadel, ſelbſt leiſen, geſchweige denn bittern, auszuſprechen. Darum iſt aber auch nicht immer auf das Lob viel zu geben, und ich pflege es, wo es mich trifft, wie eine angenehme Empfindung zu empfangen, die man nicht ſo genau prüft, wie richtig ſie ſei, und mit der man es nur überhaupt in ſofern ſtreng zu nehmen hat, daß man nicht durch ſie verdorben wird. Für heute nun leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher, unwandelbarer Theilnahme der Ihrige, Humboldt.

Ausgezogene Gedanken.

In der Vergangenheit iſt reichlicher Stoff zur Freude und Wehmuth, zur Zufriedenheit mit ſich und zur Reue, da hat man mit ſich, mit Andern, mit dem Geſchicke gekämpft, geſiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das iſt wahrhaft geweſen, das iſt, wenn es ſchmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachſener Gedanke; es iſt ferner rein von der Aengſtlichkeit, der Beſorgniß der Zukunft.

Ergebung und Genügſamkeit ſind es vor allem, die ſicher durch das Leben führen. Wer nicht Feſtigkeit genug hat zu entbehren und ſelbſt zu leiden, kann ſich nie vor ſchmerzlichen Empfindungen ſicher ſtellen, ja er muß ſich ſogar ſelbſt, wenigſtens die zu rege Empfindung deſſen, was ihn ungünſtig trifft, zuſchreiben.

Es giebt in der moraliſchen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Menſch vermag eigentlich über ſich alles, und muß über Andre nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menſchen und gegen Schickſale iſt es nicht bloß die edelſte, und ſich ſelbſt am meiſten ehrende, ſondern auch die am meiſten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsſtimmung, nicht gegen ſie zu ſtreiten, ſondern ſich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was ſie geben, als Geſchenk anzuſehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigſten mißmuthig über das zu werden, was ſie verweigern.

Mit den ſogenannten Ahndungen und Vorgefühlen iſt es eine ſonderbare Sache. Bisweilen trifft ſo etwas ein, bisweilen ſchlägt es fehl. Man möchte aber doch keineswegs weder das Eine noch das Andere als etwas bloß Zufälliges anſehen, und darum, weil dieſe Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, ſie nicht auch, wenn ſie eintreffen, dem Zufall beimeſſen, und ihnen das Verdienſt wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit dieſen Dingen

wie mit allem, was auf innerm Selbſtgefühl beruht. Dies Selbſtgefühl kann ſich täuſchen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht iſt, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objektive Sicherheit läßt ſich darüber nicht haben. Es kann keine ſichern äußern Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es ſind immer, oft ſchwache Andeutungen, ſie können in die Seele gelegt, ſie können aber auch aus einem unbeſtimmten, durch Hoffnung oder Furcht irre geleiteten Seelenzuſtand erzeugt ſein. Im erſten Falle läßt ſich auf ihre Zuverläſſigkeit bauen, im letzteren Falle nicht. Das Weiſeſte iſt immer, ſie auf keine Weiſe herbei zu locken, bei ihrem Erſcheinen ſich die Möglichkeit ihrer Falſchheit zu denken, und wenn ſie ungünſtig, auf ihre Wahrheit gefaßt zu ſein.

Siebenunddreißigster Brief.

Berlin, December 1824.

Ich bin ſeit einigen Tagen hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und es iſt eins meiner erſten Geſchäfte, es Ihnen zu ſagen, und der alten, lieben Gewohnheit, Ihnen zu ſchreiben, getreu zu bleiben. Ich weiß, daß das Ihnen wie mir Freude macht. Wir nahen uns dem Schluß eines Jahres, und das Ende deſſelben hat mir immer eine paſſendere Zeit geſchienen, die innern Bewegungen des Gemüths für ſich und für diejenigen, die einem nahe ſtehen, zuſammen zu faſſen, als der Anfang eines neuen. So ſehe ich auf das vergangene Jahr zurück, und danke Ihnen recht lebhaft und herzlich für den Antheil, mit dem Sie mich durch daſſelbe begleitet haben. Sie können mir gewiß glauben, daß ich die innige, ſich immer gleich bleibende Ergebenheit, die Sie mir unausgeſetzt beweiſen, im höchſten Grade zu ſchätzen weiß, daß ſie die entſprechenden Geſinnungen in mir befeſtigt, daß Sie immer auf meinen herzlichſten Antheil an allem, was Ihnen begegnet, und unter allen Umſtänden in Rath und That auf mich rechnen können. Sie verzeihen mir, daß ich Ihnen das ſo ausdrücklich wiederhole, ich fühle, daß es eigentlich nicht nöthig wäre, da Sie es aus früheren und wiederholten Aeußerungen wiſſen, und aus keiner Zeile Ihrer Briefe ein Zweifel daran hervorgegangen iſt. Aber ich ſpreche mich gern auch öfter darüber aus, da ich ſehr gut fühle, daß es ſonſt vielleicht nicht ſo leicht iſt,

mich zu jeder Zeit immer richtig zu verſtehen. Ich weiß ſehr wohl, daß ich eine andere Manier habe, mein Wohlwollen zu bezeigen, als Andere, aber wie ich nun einmal bin, wird das bleiben, und ich wüßte es nicht zu ändern, auch wenn ich es wollte. Ich erwähne dies alles nur, weil ich fühle, daß man leicht in gewiſſer Art, obgleich dieſer Ausdruck eigentlich zu ſtark iſt, an mir irre werden könnte, und weil es mir nur daran lag, Ihnen, theure Charlotte, noch beim Schluſſe des Jahres ſchlicht und einfach, aber wahr zu verſichern, daß Sie niemals werden mit Recht an meiner treuen und wahren Geſinnung für Sie zweifeln können, daß kein Eindruck in mir erlöſcht, alſo auch nicht der jugendliche, den Sie auf mich gemacht haben, und daß die Gefühle der Schätzung, der Dankbarkeit und der vertrauenden Hingebung, die Sie mir ununterbrochen ausdrücken, in Wahrheit zu demjenigen gehören, was mein eigenes Lebensglück ſehr erhöhet. Hegen Sie, liebe Charlotte, nun auch heitere Hoffnungen von dem kommenden Jahre. — — — — — — — — — — —

Achtunddreißigster Brief.

Berlin, den 31. Januar 1825.

Sie werden ſich wundern, liebe Charlotte, ſchon vor der Zeit, wo Sie gewohnt ſind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin krank, habe ziemlich ſtarkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da ſuche ich gern im Briefwechſel, und am liebſten in dem mit Ihnen, eine ruhigerheiternde und die Seele ſtimmende Beſchäftigung. Ich gehöre zu den geduldigſten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entſchließen, das Krankſein ein Uebel zu nennen. Sie werden ſagen, daß das nur beweiſt, daß ich nie oder ſelten ernſthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es giebt genug Leute, die auch ſchon bei kleinen Uebeln und bloß beläſtigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Krankſein immer eine gewiſſe Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es iſt nicht, daß ich geſund ſehr das Gegentheil wäre. Aber das geſunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger anſpannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt ſeine Thätigkeit gelähmt, und erwartet, bis es beſſer geht, keine Erfolge. Uebrigens beunruhigen Sie ſich ja nicht über mein Unwohlſein. Es iſt durchaus unbedeutend und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es iſt bloß die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte

mich auszuſetzen; ich fühlte gleich auf der Stelle das Entſtehen des Uebels. Meine Augen — Sie denken oft liebevoll daran, — haben ſich ſehr gebeſſert. Ich leide gar nicht in dieſem Winter daran. Ich ſchreibe es doch der großen Schonung und ſelbſt den lateiniſchen Buchſtaben zu. Für Ihren letzten Brief habe ich Ihnen ſchon meinen herzlichen Dank geſagt; ich habe ihn ſeitdem oft wieder geleſen, jedes Wort darin macht mir große und herzliche Freude, für die ich Ihnen ſchon im Stillen viel gedankt habe! Es iſt Ihnen eine ſeltene und natürliche Gabe eigen, Ihre Empfindungen einfach und wahr auszudrücken, darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben. Ich wünſchte immer, ja ich wußte, daß, wenn Sie mich erſt näher kennen lernten, ſich die Ueberzeugung mehr und mehr in Ihnen befeſtigen werde, wie herzlich mein Antheil an Ihnen und wie unwandelbar meine Geſinnungen gegen Sie ſind. Dies hoffe ich jetzt erreicht zu haben. Es iſt mir auch eine Angelegenheit, es Ihnen beſtimmt zu ſagen. Beim Schluß des Jahres drängen ſich ganz natürlich die Empfindungen zuſammen für diejenigen, die uns beſonders werth ſind, und wir faſſen ſie enger zuſammen. Ich halte überhaupt ſehr viel auf die Zeitabſchnitte auch im gewöhnlichen Leben, und der Anfang einer neuen Epoche iſt mir kein gewöhnlicher Tag. Ich paſſe alles, was ich thue, genau in die Zeit ein, und laſſe ſie über mich herrſchen.

Daß die Zeit hingehe und geiſtig erfüllt werde, iſt das Große und Wichtige im Menſchenleben. Durchdringt man ſich recht von dieſer Idee, ſo wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz ſehr gleichgültig. Was

ſind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfliegen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was ſich davon geiſtig geſammelt hat? Die Zeit iſt das Wichtige im menſchlichen Leben; denn was iſt die Freude nach dem Verfliegen der Zeit? und das Tröſtliche, denn der Schmerz iſt eben ſo nichts nach ihrem Verfließen, ſie iſt das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegen wallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit dieſem Fortſchreiten verbindet ſich eine reifende Kraft, und ſie reift mehr und wohlthätiger, wenn man auf ſie achtet, ihr gehorcht, ſie nicht verſchwendet, ſie als das größte Endliche anſieht, in der alles Endliche ſich wieder auflößt.

Ihre Thätigkeit achte ich ſehr hoch, ſie macht Ihnen viel Ehre, und belohnt ſich in der ſelbſtändigen Unabhängigkeit, die Sie ſich nach großen und ehrenvollen Verluſten wieder geſchaffen haben. Darum intereſſirt mich auch alles aufs Höchſte, was Sie mir über Ihre ſchon an ſich intereſſante Beſchäftigung ſagen.

Ich liebe überall die Arbeitſamkeit, ſie iſt mir beſonders an Frauen ſehr ſchätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß ſie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und ſchönere, oft ſelbſt tiefere Bildung her, welche auch ſolche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genoſſen haben, meiſtentheils vor den Männern voraushaben, welchen

ſie ſonſt in Kenntniſſen nachſtehen. Zum Theil freilich rühr aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfterer, tiefe und abgeſchiedener in ſich gekehrt iſt, ſo berührt alles Aeu ßere ſie rauher. Indeß iſt das ein leicht zu verſchmerzen der Nachtheil.

Es hat immer einen unendlichen Nutzen, ſich ſo zu ge wöhnen, daß man ſich ſelbſt zu einem beſtändigen Gegen ſtand ſeines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit, ſagen, daß der Menſch wieder gerad ſich gar nicht kennt, oder doch wenigſtens nie recht. Bei des iſt wahr. Er weiß nämlich von niemanden ſo viel, e kennt bei niemanden ſo den geheimen Zuſammenhang de Denkens und Wollens, die Entſtehungsart jeder Neigung und jedes Entſchluſſes, und in dieſer Art kennt er nur ſich Aber auf der andern Seite kann er, wie er es auch wol len möge, nie unpartheiiſch gegen ſich ſein; denn der, de er beurtheilt, mit dem beurtheilt er auch. Er iſt alſo in Einſeitigkeit befangen, und ich habe daher nichts lieber, al wenn die, mit denen ich lebe, mich auf das Allerfreieſt und ohne allen Rückhalt beurtheilen; man wird dadurch belehrt, man hört etwas, das man ſich ſelbſt ſo nun ein mal nicht ſagt, und auf irgend eine Weiſe, wenn es nich mit Abſicht verdreht wird, hat es doch Grund. — Es iſ heute der letzte Tag im Monat, Sie wollten mir, lieb Charlotte, vor dem Ende ein neues Heft Ihrer Lebenser zählung ſchicken, ich habe es nicht erhalten, ich hatte mich darauf gefreuet; heute kann es nicht mehr kommen. Sie haben vermuthlich den Gang der fahrenden Poſt nicht rech berechnet, der auch wegen der Jahreszeit und Wege Ver ſpätungen ausgeſetzt geweſen ſein kann. Ich hoffe und wünſche es bald zu empfangen. Da ich Ihnen heute ge-

ſchrieben habe, ſo weiß ich nicht, ob ich Ihnen am 12. oder ſpäter ſchreibe. In dieſem Monat bekommen Sie gewiß noch einen Brief. Ich bitte Sie, mir auf jeden Fall mit umgehender Poſt zu antworten, und dann gleich nach dem 15. d. M. Leben Sie jetzt recht herzlich wohl, und laſſen Sie ſich, ich wiederhole es, meine Unpäßlichkeit nicht beunruhigen. Ganz mit den alten und ſich nie ändernden Geſinnungen Ihr

Humboldt.

Neununddreißigster Brief.

Berlin, den 8. Februar 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihr Heft mit Ihrem kurzen, und bald darauf Ihren ausführlichen Brief erhalten, und wollte Ihnen heute, wie gewöhnlich, schreiben. Nun ist aber ein Besuch gekommen und hat mich am Schreiben gehindert, so daß mir nur eine Viertelstunde bis zur Post bleibt. Ich schreibe Ihnen aber doch, theils um Ihnen zu sagen, daß ich wieder hergestellt bin, theils weil Sie sehr bald einen Brief zu haben wünschen. Es schmerzt mich sehr, daß mein Brief Sie traurig gemacht hat, und es ist mir wirklich ein angelegenes Geschäft, Sie zu beruhigen. Aber das schwöre ich Ihnen heilig, daß niemand Ihnen unschuldiger Kummer gemacht haben kann. Es wäre mir nicht entfernt eingefallen, daß, da Sie mich so lange kennen, Sie mich so mißverstehen, und was ich in der Freiheit aussprach, die nur die seelenvollste Vertraulichkeit und das höchste Vertrauen einflößen können, so anders, so (Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen) so äußerlich nehmen könnten. Sie hatten mich in allen Ihren Briefen nach Ihrer Empfindung so hoch gestellt, Sie hatten mich stets gebeten, Sie zu leiten, zu belehren. Hätte ich gedacht, die Worte mißfielen Ihnen, hätte ich mich darauf verlassen, daß Sie die Gesinnung zu unterscheiden wüßten; diese hat sich immer, und auch in jenem Briefe, liebevoll, theilnehmend, wohlwollend gegen Sie ausgesprochen. Hätten Sie

ſich nun wohl ſo betrübt fühlen ſollen? Wäre es nicht beſſer geweſen, mir gleich zu ſchreiben: ich weiß, Sie meinen es gut, aber ich mag dieſe Worte nicht. Liebe Charlotte, Sie können auf mich unverändert immer rechnen. Faſſen Sie das in ein vertrauenvolles Herz und nehmen Sie einmal für allemal an, daß ich Ihnen keinen Kummer machen will, und weil ich das nie will, auch nicht kann. — Sie werden einen zweiten Brief von mir vor Ankunft des Ihrigen bekommen haben. Daß er in ſehr freundlicher und liebevoller Stimmung geſchrieben war, weiß ich, und haben auch Sie gewiß gefunden. Aber er war in der Meinung geſchrieben, daß Ihnen der unmittelbar vorher gegangene nicht mißfallen haben würde. Und das kann Ihnen wieder wehe gethan haben. Es ſollte mich ſehr ſchmerzen, und es thut mir jetzt leid, ihn geſchrieben zu haben. Ihre Antwort muß unterwegs ſein. Wenn ich ſie habe, ſchreibe ich wieder und breite mich über alles mehr aus. Heute muß ich ſchließen. Leben Sie herzlich wohl, und wenn noch Kummer in Ihrer Seele zurückgeblieben ſein ſollte, ſo laſſen Sie ihn auf immer daraus ſchwinden. Ihr, Ihnen immer mit der herzlichſten und lebhafteſten Theilnahme zugethaner

H.

Vierzigſter Brief.

Berlin, den 12. Februar 1825.

Sie haben mir, liebſte Charlotte, durch Ihren Brief vom 6. d. eine ſehr große Freude gemacht. Ich hatte Ihnen zwar gar nicht gezürnt, am wenigſten war ich Ihnen auch nur einen Augenblick böſe. Ich war nur geſchreckt und unſicher geworden, und meine erſte Sorge war, Sie zu beruhigen, das werden Sie aus meinem kurzen Briefe geſehen haben. Ich war dann unſchlüſſig, was ich thun wollte. Wahrſcheinlich hätte die Beſorgniß, Ihnen weh zu thun, mich beſtimmt, gegen meine Ueberzeugung Ihnen nachzugeben. Dies Alles hat Ihr lieber Brief glücklich verhindert. Ich wiederhole Ihnen, daß er mir eine große Freude gemacht hat, und danke Ihnen von Herzen dafür. Wenn Sie immer ſo gut bleiben, und ich weiß, das werden Sie, Sie fühlen nur das Wahre und Rechte, wie Sie es thun, ſo werden Sie erfüllen, was ich mir vom Anfange an von dem Briefwechſel mit Ihnen verſprach, und dieſen, der mir ſchon ſo, wie ich es dankbar erkenne, ſehr viel Freude gegeben hat, für mich noch viel freudenvoller machen. Ich werde es nun ganz ſo machen, wie Sie mich darum bitten, Ihren vorletzten Brief vergeſſen, nie wieder erwähnen, ihn verbrennen, damit keine Silbe bei mir von Ihnen iſt, welche die Freude, die ich an Ihren andern Briefen habe, ſtört. Zugleich werde ich den Ton behalten und ohne Zwang und Aengſtlichkeit geradezu ausſprechen, was ich für das Beſte

unter uns halte, natürlich iſt es, daß ich beſtimme und Sie folgen. Dagegen ſoll und muß es immer von Ihnen abhängen, ob Sie mir dieſe Freiheit geſtatten wollen.

Meine Geſundheit iſt ganz wieder hergeſtellt und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es iſt mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht ſagen kann, daß das mein Leben iſt. Es ſind lauter ſelbſtgewählte Beſchäftigungen und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich dieſe Beſchäftigungen einen großen Theil meines Lebens hindurch geführt habe, ſo haben ſie meinem Weſen auch die Richtung zum Ernſt und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe alles, was mich umgiebt und womit ich in Berührung komme, in ein gewiſſes Syſtem gebracht. Ich behaupte darum gar nicht, daß dies Syſtem immer richtig iſt. Vielmehr iſt nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet ſich auch irgendwo ein Irrthum zu verbeſſern. Allein ſo lange ich das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, ſoweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundſätze jedes Handelns aufweiſen, und ſomit iſt doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts iſt mir ſo zuwider, als das bloße launige Wechſeln der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es iſt allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entſchluß immer ſo zu nehmen, wie es am weiſeſten wäre. Aber man kann dem doch nahe kommen, und alles, auch das Unbedeutende in Regel und Norm zu preſſen, nicht der wechſelnden Luſt oder Unluſt zu dieſem oder jenem zu folgen, ſondern ſich ſelbſt zur Befolgung dieſer Regel zu nöthigen, iſt eine heilſame Weiſe für den

äußeren Erfolg und für den inneren Charakter. Es ist auch gar nicht richtig, daß eine solche Art des Seins den Aufschwung des Geistes hindern sollte, oder dem Erguß der Empfindung Schranken setzen. Der Geist bewegt sich vielmehr zuverlässiger in einem ihm gegebenen Gleise, in dem er eine feste Richtung und den gehörigen Anhalt findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn sie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Das mir übersandte neue Heft hat mir wieder sehr viel Freude gemacht, ich schreibe Ihnen indeß heute noch nicht darüber, versichere Sie aber, daß ich die Fortsetzung sehr wünsche, und ich bitte Sie, daß, so wie Sie Zeit haben, Sie ferner daran arbeiten. Ich erwarte nun in wenig Tagen einen Brief von Ihnen, und bitte Sie, mir auf diesen so zu antworten, daß diese Antwort am 26. d. M. abgeht. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und sein Sie überzeugt, daß ich sehr oft und immer mit herzlichster Theilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Je älter man wird, desto mehr wird man dem plötzlichen Wechsel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, sich nie ändernden Gesinnungen der Ihrige H.

Einundvierzigster Brief.

Berlin, den 8. März 1825.

Die Beschreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daseins vom Jahre 1786 hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen sagen kann. Es ist auch dieser Lebensabschnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereignisse vorüber gegangen, aber es ist Ihnen eine ganz besondere Gabe eigen, die innern Seelenzustände zu schildern. Immer aber sind es doch nur diese, welche die Begebenheiten selbst erst anziehend machen, sie mögen dieselben nun vorbereiten, begleiten, oder aus ihnen entstehen. Nichts aber ist gleich reizend, als der Zustand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals gewesen sein müssen. Ich war damals 19 Jahr, und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hause gekommen. Meinen Vater habe ich schon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die bloß zufällig war, da er seinem sonstigen Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ohngefähr vier Jahr jünger sein als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eigenen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche

Reiz erhält ſich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich feſſelt, gewinnt offenbar bei fortgeſchrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau ſtehen mögen, die viel jünger als ich geweſen wäre, am wenigſten hätte ich eine ſolche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß ſolche Heirathen im Ganzen nicht gut ſind. Sie führen meiſtentheils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer ſolchen Altersverſchiedenheit unmöglich der freie, gegenſeitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberſtrömen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andere ſtattfinden, die in dem Umgange beider Geſchlechter eigentlich das Beſeligende ausmachen. Gleichheit in allen innern Bedingungen iſt da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß ſich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verſchiedenheit der Geſchlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbſtändigkeit ihres Weſens hingiebt, und ſeinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es iſt eine ſehr eigenthümliche, aber in der Unſchuld eines aufkeimenden, noch vor ſich ſelbſt gar nicht entfalteten Gemüths, natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen, in jener Zeit, daß Sie ſich nur nach einer Freundin ſehnten, und jede andere Sehnſucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundſchaft und Liebe unterſcheidet. Beide theilen mit einander das innere Seelenleben, worin zwei Weſen einander entgegen kommen, und indem ſie, jeder ſeine Art zu ſein in

dem andern aufzugeben ſcheinen, dieſelbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Menſch muß etwas außer ſich gewinnen, an das er ſich anſchließen, auf das er mit allen vereinten Kräften ſeines Daſeins wirken könne. Allein wenn auch dieſe Neigung allgemein iſt, ſo iſt der Hang und die Sehnſucht nach wahrer Freundſchaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften ſich wechſelnd und vorübergehend an, und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter ſich aber ſind Liebe und Freundſchaft doch immer und unter allen Umſtänden in der Art verſchieden, daß die erſte immer zugleich eine ſinnliche Farbe an ſich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die ſinnliche Neigung kann die größte Reinheit in ſich ſchließen, dieſe ſtammt aus der Seele ſelbſt und verwandelt alles in ihren unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtſein der Liebe gekommen ſind, iſt es doch aber eigentlich dieſe, die das Gewand der Freundſchaft annimmt. Die Gefühle ſind da noch nicht ſo beſtimmt und klar geſchieden, aber die beginnende weibliche Reife ſpielt doch alles, ohne es zu wiſſen, in die Liebe hinüber. Die Freundſchaft ſelbſt von einem Geſchlecht zu einer Perſon deſſelben wird dann lebendiger, leidenſchaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn ſie auch in ſpäteren Jahren alles daſſelbe der That nach leiſtet, ſo iſt in der früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichſam wärmer und heller davon durchſtrahlt. So iſt es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünſche ſehr, daß Sie Ihre Lebens-

erzählung fortsetzen. Vorerst sehe ich keine Schwierigkeit, nachher kommen die Perioden ernsthafter und zum Theil trauriger und schwerer Prüfungen, und da, liebe Charlotte, werde ich es ganz Ihrer Empfindung überlassen, ob Sie weiter darin fortgehen wollen. Handeln Sie alsdann ganz frei. Es muß ganz von Ihnen abhängen, ob Sie es tragen können, Empfindungen zu wecken, die doch, wenn die Wirklichkeit gleich schon lange der Vergangenheit angehört, schmerzlich bleiben. Schonen Sie sich ja, denken Sie, daß dies auch zu meiner Beruhigung gehört. Ich besorge sehr oft, Sie strengen sich in Ihrer Arbeit zu sehr an — ich möchte das anders gestaltet wissen. — Nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Theilnahme zugethan bleibt.

H.

Zweiundvierzigster Brief.

Berlin, den 22. März 1825.

Ich ſetze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu ſchreiben, liebe Charlotte, und wünſche von ganzem Herzen, daß Sie dies Blatt körperlich recht wohl und heiter geſtimmt finden möge. Bei dieſer wunderbaren Witterung, wo der Winter es ſich recht aufgeſpart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es ſelbſt feſten Geſundheiten leicht anders ergehen. Die meinige hat Gottlob! bis jetzt keinen Anſtoß erlitten und ich denke, wenn nicht zum Oſterfeſt, doch gleich nachher, nach Tegel zu gehen. Wenn man auch dies Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müſſen, ſo iſt es eine ſüße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar iſt, weil es aus einer ſich immer gleich bleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechſel der Naturerſcheinungen haben das, daß ſie zugleich moraliſche ſind, für das ſie dankbar empfindende Herz. Dieſe Zuverläſſigkeit, die in der Natur liegt und ſich ſchon in ihrer Regelmäßigkeit ausſpricht, durch die die gewöhnlichſten Begebenheiten, ja ſelbſt der tägliche Sonnen-Auf- und Niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, dieſe Zuverläſſigkeit, ſage ich, verbunden mit der Wohlthätigkeit alles deſſen, was aus der Natur auf den Menſchen herabfließt, ertheilt allen Empfindungen, die ſich auf ſie beziehen, eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unſerm

rauhen Norden müſſen wir freilich den Uebergang zum Frühjahr mit bittern Winter-Empfindungen erkaufen und das Beſſere langſam erwarten. Aber dieſer große Wechſel hat doch auch ſeine Vorzüge. Es ſchafft mehr und etwas Tieferes in dem Menſchen, wenn er nach der Düſterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heiterer Frühlingsſonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in ſüdlichen Ländern zubringt. Der Winter iſt da eigentlich Frühjahr und man kann faſt nur drei Jahreszeiten unterſcheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbſt, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Angern und Wieſen friſch und ſchön, und bei vielen immer grünen Bäumen ſelbſt wenige laublos daſtehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmliſchen Eindrucks, den dieſe Veränderung auf das Gemüth immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur iſt es aber auch allein, an der mir der Wechſel der Jahreszeiten bemerkbar wird. Die Menſchen pflegen ihn ſonſt auch noch in ihrer veränderten Lebensweiſe zu ſpüren. Das iſt nun bei mir nicht der Fall. Ich lebe, einigen Wechſel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahr auf die gleiche Weiſe. Es iſt dies eine natürliche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter und meines ununterbrochenen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von 3 bis 5 und von 8 bis 10 des Tages und die Nacht ausnehmen, können Sie ſich mich, liebe Charlotte, immer in meiner Stube und da immer an meinem Schreibtiſche ſitzend denken. Da die wenigen Geſellſchaften, die ich beſuche, auch noch meiſtentheils in die eben bezeichneten Stun-

den fallen, ſo giebt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man deſſen einmal fähig iſt, der Ernſt der Gedanken. Man kann ſogar ohne Uebertreibung ſagen, daß das das Einzige iſt, was uns dann noch reizt. Und dieſer Reiz ſteigt mit der Behäftigung ſelbſt. Es entſpringt eines aus dem andern, ſich entſpinnt ſich neu zu Denkendes, aus bisher Halbgedachten, oder nur Geahndeten. Man wird dadurch, von dieſer Seite will ich gar dieſe Art des einſamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andere, man gränzt ſich vielmehr mehr ab, man weiſt gewiſſe Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfniß, ſich und ſeine Anſicht herrſchend zu machen, und zieht ſich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man ſieht, daß ſie keinen Eingang findet, man fühlt gewiſſermaßen, daß man nur noch in einem gewiſſen Gleiſe fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, ſich demſelben fügen. Alles das mag ſeine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menſchliche iſt damit verbunden und jenes beſchauliche Leben in ſich ſelbſt, das ſich ſeinen Kreis ſchließt und dieſen Kreis nie wieder verläßt, hat und gewährt einen ſolchen Erſatz, daß man ſich doch darum nicht davon trennen würde. Ja, wenn es recht die Weiſe erreicht, mit der Ruh ein ſonſt gut geartetes und tieferes Gemüth wahrhaft beruhigt, ſo darf man ſich ſogar aus Pflicht nicht davon entnnen. Denn aus dieſem nach eigenen Entſchlüſſen und jener Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entſteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbſtändigkeit des Mannes iſt eine freie Anwendung ſeiner Thätigkeit nicht zu denken.

Sie werden, liebe Charlotte, in meinem Brief vom 8.

d. M. erkannt haben, mit welcher Freude und Intereſſe
Ihr neueſtes Lebensheft geleſen habe. Ich habe mich a
ſeitdem noch oft in Gedanken damit beſchäftigt. Es kom
doch wohl jetzt ſeltener vor, als ſonſt, daß junge Leute
ähnlichen Verbindungen gezwungen werden, gegen die
ihre Neigung entſchieden erklärt. Darin, möchte ich
haupten, iſt die Welt beſſer, ſanfter, gerechter geword
Man geht eher über äußere Umſtände und Verhältni
weg, wenn man nur die innere Glückſeligkeit geſich
weiß. Auch darin fallen freilich bisweilen falſche u
trügeriſche Richtungen vor, indeß iſt doch im Ganzen
dieſer Milde und Gerechtigkeit und der Anerkennung
Freiheit derer, für deren Leben die Beſtimmung gilt,
deutend gewonnen. Das Schlimmſte aber, was in ſolch
Fällen geſchehen kann, iſt das, wozu ſich Ihre Freund
entſchloß, das eine Verhältniß einzugehen, ohne dem a
dern zu entſagen. Wenn es auch mit der reinſten A
opferung geſchieht, und mit der größten Sittlichkeit dur
geführt wird, ſo iſt es eine unnatürliche Spannung
Gemüths und ein Verhältniß, das ſich faſt unmöglich ein
höhern Segens, ohne den nichts gedeihet, erfreuen kan
Auch vermuthen Sie ſelbſt, daß auch die zweite Verbi
dung nicht das von ihr gehoffte Glück gewährt habe.
kann faſt nicht fehlen. Der erſte Zauber der Liebe, we
man ſich dem Wunſch gemäß gleich verbindet, der ni
rauſchend verfliegt, ſondern ſich beglückend in alle Empf
dungen verwebt, wird durch das Harren abgeſtumpft.
der Entfernung bildet ſich ein Bild, dem hernach
Wirklichkeit nicht entſpricht. Das Verhältniß mit ein
Manne, dem das, der Sache und Verbindung angem
ſene, Eigene verſagt iſt, läßt auch nothwendig, wenn d
ſen nun das Grab umſchließt, und er keine ſtörende E

pfindung mehr erregt, einen Stachel in der Seele zurück. So ermangelt die innere Ruhe, ohne die kein Glück denkbar iſt.

Heute nur ſo viel, ich ſchreibe bald mehr, liebe Charlotte. Mit der innigſten Theilnahme, unveränderlich Ihr

H.

Dreiundvierzigſter Brief.

Berlin, den 6. April 1825.

Ich habe eine ſehr große Freude an Ihrem ausführlic
Briefe vom 20. vor. M. gehabt, für die ich Ih
recht herzlich danke. Ich fuhr am 24. Donnerstags
und dachte daran, daß ich bei meiner Zurückkunft ei
Brief von Ihnen finden müßte, und wirklich lag er
meinem Tiſch, als ich zurück kam. Ich erkenne
dankbar dieſe Aufmerkſamkeit auf meine Wünſche und di
Pünktlichkeit. Es iſt mir ſehr erfreulich zu denken, d
die Zeit wohl vorüber iſt, die ſo große Anſtrengung
Ihnen forderte; wenn auch Ihre Einnahme dadurch v
mehrt iſt, ſo fürchte ich ſehr für Ihre Geſundheit und n
mehr thut es mir weh, Sie ſo bedrängt und belaſtet
ſehen, die ich gern in freierer Muße beſchäftigt wüßte,
ſehr ich auch Thätigkeit und Arbeit ehre. Ich werde
dem größten Antheile mit Ihrem nächſten Briefe die
nauere Ueberſicht über Ihre Einnahme und Ausgabe
pfangen; ich will, da ich ein ſo lebendiges und inniges
tereſſe daran nehme, wiſſen und im Einzelnen wiſſen,
es Ihnen in dieſer Hinſicht geht, wie geſichert Ihre L
iſt, und ich würde mich unendlich freuen, wenn ich Ih
paſſende Vorſchläge machen könnte, die in Rückſicht
Ihre Gemächlichkeit und Muße Gewinn für Sie wär
und nach Ihrem Charakter Ihnen annehmlich erſchien
Im Laufe der Zeit kann ſich das doch einmal treffen, u

ſo ſchön Arbeit iſt, ſo erfreulich und wohlthätig iſt auch Muße und vor allen für Sie, die Sie ſo gern in Ideen und Gefühlen leben und durch ſinnige und gefühlvolle Naturanlage, durch mehr als irgend gewöhnliche Bildung und durch urſprüngliche Lebensbeſtimmung der ganz freien Muße entgegengingen, welcher der Mann, auch in den höchſten Ständen, nie ganz, die Frau in den höhern immer genießt. So entſtand mein Verlangen und ſo iſt meine Abſicht dabei. Ich habe es Ihnen in dem Tone des innigſten Zutrauens, den Sie mir erlaubt haben, liebe Charlotte, ohne Umſchweife geſagt, ja gefordert. Ich bin mir meines herzlichen Wohlwollens und meiner Empfindungen für Sie in meinen tiefſten Geſinnungen bewußt, und weiß, daß ſo wie ich handle, es recht und gut iſt. Haben Sie eine andere Anſicht, ſo wundert mich das nicht, weil verſchiedene Standpunkte verſchiedene Anſichten geben, es vermehrt nur meine Dankbarkeit, meine Zuneigung und meine recht innig empfundene Achtung für Sie, daß Sie dem, zu dem ſich Ihre Empfindungen neigen, wie es immer der Charakter ächt edler, weiblicher Empfindung iſt, auch darum ſeine Anſicht vorwalten laſſen, und ihm nachgeben. So hat es mir recht wahre Freude gemacht, daß Sie auch hierin meinem Willen folgen, und es ausſprechen, daß Sie gehorchen*). Denn ich wiederhole Ihnen unverholen, wie ich mich Ihnen immer nur ganz wahr zeige, daß ich, wie unbegreiflich es Ihnen auch ſei, nicht bloß die Sache, ſondern auch das Wort und alles damit zuſammenhängende ungemein liebe; und daß nicht bloß die Willenloſigkeit und der Gehorſam, ſondern auch die willige Aeußerung dieſer Ge-

*) Dieſer ſonderbaren Grille ſich willig zu fügen gegen einen ſo hochverehrten Freund, konnte mir nicht ſchwer ſein. A. d. H.

ſinnungen, für mich eine der liebenswürdigſten Seiten edler ſeelenvoller Weiblichkeit ausmacht, der Weiblichkeit, die eine ſolche Sicherheit Ihrer Würde beſitzt, daß ſie weiß, daß ſie ſich durch keine Unterordnung das Mindeſte vergeben kann. Sie wünſchen zu wiſſen, wo ich die Jahre 1786 und die folgenden eigentlich lebte. Ich war in Berlin, da wohnte meine Mutter im Winter, im Sommer blieb ich in unſerm Hauſe in Berlin mit meinem jüngeren Bruder und einem Hofmeiſter. Wir ritten gewöhnlich nur zum Sonntag nach Tegel. So lebte ich bis 1788 im Herbſt. Dann ging ich, auch mit meinem Bruder und demſelben Hofmeiſter, nach Frankfurt an der Oder, wo damals eine Univerſität war, bis Oſtern 1789. Um dieſe Zeit ging ich mit meinem Hofmeiſter, aber ohne meinen Bruder, nach Göttingen. Da verließ mich der Hofmeiſter, erſt von dieſem Augenblicke, vom 22. Jahre an, lebte ich allein und ſo ſahen Sie mich im Jahr 1789 in Pyrmont, woran ich noch immer mit großer Freude denke. Der mich damals begleitete, ſtand in keiner Verwandtſchaft mit mir und war bloß ein freigewählter Umgang.

Oſtern 1790 folgte mir mein Bruder nach Göttingen, aber bald nach Johannis reiſte ich mit dem verſtorbenen Campe, der mein erſter Hofmeiſter war, und von dem ich im dritten Jahre leſen und ſchreiben gelernt hatte, nach Paris, bei der Rückreiſe trennten wir uns in Mainz, ich machte allein eine Reiſe in die Schweiz, kehrte am Ende des Jahres zu meiner Mutter zurück, wurde hier angeſtellt, nahm aber 1791 meinen Abſchied und heirathete. So verſtrichen die Jahre, die Sie zunächſt, Ihrem gütigen Verſprechen nach, beſchreiben wollen.

Ich kam neulich nicht dazu, Ihnen noch ein Wort darüber zu ſagen, warum gerade Ihnen wohl die Schilde-

rung innerer Zuſtände vorzüglich gelingt. Der Grund liegt doch darin, daß Sie eine der ſelteneren und ſchöneren weiblichen Naturen ſelbſt ſind. Ohne eine an Gefühlen, Entſchlüſſen, Geſinnungen reiche und dabei zart und fein gebildete Seele, vernimmt man den Anklang nicht, der aus dem andern in uns hinüber tönt; mit einer ſolchen aber entdeckt und unterſcheidet man in ihm, wie in ſich ſelbſt, die leiſeſten und kaum vernehmbaren Töne. Dies iſt ein Vorzug des Charakters, der tiefſten Anlagen, eine Naturgabe, aber ausgebildet durch frühe Stimmung, durch ſich ſelbſt regelnde Uebung, durch Scheu vor allem Unedeln, durch reine Sittlichkeit und einfache aber tief empfundene Frömmigkeit. Dadurch ſind Sie überhaupt innerlicher, mehr auf geiſtige Zuſtände gerichtet, und dazu geſellt ſich das Talent der Darſtellung, der Sprache und des Schreibens. So erkläre ich mir die Thatſache, die in allen Ihren Briefen und in jedem Heft Ihrer Lebenserzählung offenbar iſt.

Tegel, den 14. Ich bin ſeit einigen Tagen hier allein, da ich meine Familie bei dem ſtürmiſchen ſchlechten Wetter noch in der Stadt gelaſſen. Es iſt wirklich ein einziges Stürmen und Regnen, aber es iſt mir doch recht wohl, und wird es mir noch mehr ſein, wenn erſt meine Frau und Kinder wieder mit mir ſind. Trotz dem ſchlechten Wetter bin ich geſtern und heute ſpazieren gegangen. Im Walde und um die Zeit des Sonnenuntergangs leidet man weniger vom Sturm. Er wird meiſtentheils gelinder um dieſe Tageszeit und im Gebüſch hört man ihn nur in den Wipfeln ſauſen. Nun für heute genug, leben Sie herzlich wohl, mit unwandelbarer Theilnahme und Zuneigung Ihr

H.

Vierundvierzigſter Brief.

Tegel, den 1. Mai 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 19. April abgegangenen Brief bekommen und mit großem Vergnügen geleſen. Ich habe dieſelben Geſinnungen darin wieder gefunden, auf die ich ſo großen Werth lege, ja dieſe Geſinnungen ſprechen ſich diesmal noch beſonders liebevoll aus. Ich will Ihren Brief Punkt vor Punkt beantworten. Sie haben ſehr Recht, daß ich mich irrte, wenn ich Ihnen ſchrieb, daß wir uns im Jahr 1789 in Pyrmont geſehen hätten. Es war ein ganzes Jahr früher. Ich war aber erſt Oſtern deſſelben Jahres nach Göttingen gekommen. Es war mir aber ganz fremd, daß Sie ſchon in demſelben Jahre verlobt wurden. Ich dachte mir das viel ſpäter. Mit Campe aber bin ich nicht im Irrthum. Er war wirklich Hauslehrer, oder wie man damals ſagte, Hofmeiſter, bei einem ältern Stiefbruder, den ich hatte, einem Sohn meiner Mutter aus erſter Ehe. Er hat mich aber leſen und ſchreiben gelehrt. Er muß unſer Haus etwa 1770 oder 1771 verlaſſen haben, gerade um Ihre Geburt. So konnten ſeine Kinderſchriften, wie Sie Kind waren, recht gut in Ihren Händen ſein. Wie er von uns wegging, wurde er erſt Prediger, verließ aber ſeine Stelle bald, und trat mit Baſedow im deſſauiſchen Philanthropin zuſammen. Seine Reiſe nach Paris aber, auf der ich ihn begleitete, war im Jahr 1789, alſo ſpäter, als wir uns ſahen. Ich bin ſeitdem,

bis an ſeinen Tod nie wieder mit ihm zuſammen gekommen. In dieſen Tagen bin ich noch durch einen andern zufälligen Umſtand an jene Jahre erinnert worden. In Jacobi's nun herausgekommenem Briefwechſel ſteht ein Brief von ihm an Lavater, dem er mich 1789 empfiehlt. Ich machte damals gerade eine Reiſe nach der Schweiz. Ich habe eine große Freude daran in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinſten, was mir begegnet iſt, habe ich wenig vergeſſen, und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den Menſchen, mit denen ich näher zuſammen trat. Gerade in den Jahren, wo wir uns ſahen, hatte ich eine Art von Leidenſchaft, intereſſanten Menſchen nahe zu kommen, viele zu ſehen und dieſe genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weiſe zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menſchenkenntniß verſchafft, die andern ſonſt wohl viel ſpäter fehlt. Die Hauptſache lag mir an der Kenntniß. Ich benutzte ſie zu allgemeinen Ideen, claſſificirte mir die Menſchen, verglich ſie, ſtudirte ihre Phyſiognomien, kurz machte daraus, ſo viel es gehen wollte, ein eigenes Studium. Indeß hat es mir auch für die Behandlung der Menſchen im Leben ſehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach ſeiner Sinnesart genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältniß gemäß ſcheint, mit jedem durchzuſetzen. Was ich als junger Menſch zur Uebung verſuchte, hat mir im männlichen Alter oft ſichtbar genutzt. Jetzt kommt es mir längſt nicht mehr vor, in dieſer Art eine Wirkung auf einen Menſchen zu bezwecken. Wenn man meine Jahre erlangt hat, kann man ſich theils nicht mehr ſo in andere Verſchiedenheiten finden, theils muß man es nicht wollen. Man muß ſeine Individualität frei gewähren laſſen, mit denen fortwandeln, die ſich ihr anpaſſen, und ſich nach ihr

richten wollen, und die andern nur mit allgemeinem Wohlwollen begleiten. — —

Sie ſind alſo auch von der ſchnellen, wunderartig plötzlichen Erſcheinung des Frühjahrs in dieſem Jahr ſo betroffen geweſen? ich meine, ich hätte es noch nie ſo erlebt. In einer einzigen Nacht ſtand ein großer alter Kirſchbaum hier, der den Tag vorher noch nichts als nackte Reiſer hatte, mit Blüthen bedeckt da.

Die wehmüthige Empfindung, gerade in dem Aufleben der Natur, iſt ſehr begreiflich, und iſt wohl allen Menſchen eigen, die tiefer empfinden und genauer auf ſich achten. Sie hindert darum das frühe Theilnehmen an der erwachenden Natur gar nicht. Sie ſprießt vielmehr aus der Tiefe dieſer Empfindungen ſelbſt, denn jede wahrhaft tiefe Empfindung im Menſchen wird von ſelbſt wehmüthig. Sehr natürlich. Der Menſch fühlt ſeine Schwäche, ſein dem Wechſel und der Vergänglichkeit unterworfenes Daſein; und indem er nun in dieſem, ihn ſcheinbar nur mit Unglück und Widerwärtigkeiten bedrohenden Daſein, eine unendliche ihn rund umgebende Güte erblickt, da die ganze Natur, gerade in dieſem erſten Aufkeimen, überzuquellen ſcheint, um ihn mit Genüſſen aller Art zu bereichern, ſo iſt er darüber in ſeiner innerſten Tiefe gerührt, was ſich nur in wehmüthiger Freude ausſprechen kann.

Eine andere Art der Wehmuth, und eine ſchmerzlichere, kann auch, nach Beſchaffenheit der verſchiedenen Stimmungen, daher entſtehen, daß man den Eintritt einer ſo großen Menge, wenn auch nicht nach menſchlicher Art lebenden Weſen, in erneuertes Daſein oder erneuerte Regſamkeit nicht anſehen kann, ohne zugleich an ihre Rückkehr in

Winterſchlaf und Tod zu denken, die eben ſo plötzlich eintreten wird. Daß alles Leben nur ein der ſcheinbaren Vernichtung Entgegengehen iſt, wird einem nie ſo klar, als in dem regelmäßigen Wechſel der Jahreszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit ſo harmlos zuverſichtlicher Freude ins Leben treten zu ſehen, als ahnete ſie gar nicht das winterliche Erſterben, hat eben ſo etwas tief rührendes, wie das Leben eines, noch keine Gefahren ahnenden Kindes.

Leben Sie herzlich wohl. Unwandelbar mit der herzlichſten, unveränderlichſten Zuneigung Ihr H.

Fünfundvierzigster Brief.

Tegel, den 15. Mai 1825.

So sehr ich auch die Natur liebe und gern in ihr weile, bin ich doch, seit ich hier bin, nicht sehr viel ins Freie gekommen. Wenn nicht Besuch kommt, was bei diesen kalten und regnichten Tagen nicht so häufig der Fall ist, pflege ich von sechs bis acht Uhr Abends draußen zu sein. Ich ziehe den Abend dem Morgen besonders wegen des Sonnenuntergangs vor. Nicht leicht versäume ich diesen an irgend einem Tage zu sehen. Ich habe ihn immer werther gehalten als den Aufgang, obgleich das vielleicht nur daher kommt, daß man am Abend, nach vollendeten Geschäften, ruhiger und besser gestimmt ist sich Natureindrücken zu überlassen. Den ganzen Tag über arbeite ich in meiner Stube, die aber nach der Mittags- und Abendseite die unmittelbare Aussicht nach dem Garten und hohen Bäumen hat. Dies Arbeiten in selbstgewählten Studien, unabhängigem Denken (denn meine eigentlichen Geschäfte kosten mir verhältnißmäßig sehr wenig Zeit) kann ich eigentlich als mein Leben ansehen. Meine Ideen, und dies in Büchern, in Anschauungen, in Erfahrungen, wodurch sie genährt werden, beschäftigen mich eigentlich allein und ausschließend; und ich kann mit Recht sagen, daß ich mein sehr heiteres und glückliches Dasein, wenn nicht al-

lein, doch größtentheils ihnen verdanke. Meine äußere Lage giebt mir eigentlich nur das, daß ich ihnen ruhig nachhangen kann. Das übrige schätze ich wenigstens nicht sonderlich in ihr. Allein als ich auch, wie es so viele Jahre während meines Geschäftslebens der Fall war, diese äußere Muße nicht hatte, habe ich darum nicht minder gefühlt, daß ich meinen Gleichmuth, meine beständige Ruhe, aus der natürlich auch Milde gegen Menschen und Verhältnisse entspringt, nur in dieser Richtung aus von aller kleinlichen Wirklichkeit entfernten Ideen schöpfte. Denn wenn sich die Seele in ihrem klaren und bewußten Zustande auch mit etwas anderm zu beschäftigen, durch die Umstände genöthigt ist, so bleiben jene Ideen doch, wie das Bett, in dem sich ein Fluß bewegt, und theilen der Seele ihre stille Klarheit mit. Die recht frommen Menschen leben eigentlich auch so, und wo in ihnen dieser Zustand von aller Heuchelei und Selbsttäuschung frei ist, wo er in einem ächten Hinwandeln in Wahrheit und Demuth besteht, da ist der Ruhe wohl kein Zuwachs zu geben, die daraus entspringt. Hat man sich einmal an dies Leben in Ideen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmüthig und traurig, aber nie ungeduldig noch rathlos. Ich knüpfe, weil ich einmal diese Gewohnheit gefaßt habe, dies Nachdenken immer an gelehrte Beschäftigungen, aber ich suche mich immer, und an jedem Punkte darin zu freien Ideen zu erheben, die sich dann an alles, was nicht wirklich, und an alles, was in der Wirklichkeit ächten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, knüpfen. In dieser höhern Region werden die Ideen, die als gelehrte Beschäftigungen nur für Wenige bestimmt scheinen, wieder

ſehr einfach und knüpfen ſich an alles allgemein Menſchliche an.

Ich freue mich zu denken, daß Sie dieſen Brief, wie Sie es immer freuet, zum Pfingſtfeſt bekommen. Mit unwandelbaren Geſinnungen der Ihrige H.

Sechsundvierzigster Brief.

Berlin, den 21. Mai 1825.

Die Vermählungsfeier der Prinzeß Louiſe nöthigt mich einige Tage hinter einander in die Stadt zu kommen. Da ich aber das Land ſehr liebe, ſo fahre ich immer ſpät her, und kehre gleich von hier zurück. So kann ich Ihnen heute nur kurz ſchreiben. Ich fand Ihren Brief vom 15. hier und danke Ihnen auf das innigſte dafür. Es hat mich ſehr gefreut, daß ich mich nicht darin geirrt hatte, zu erwarten, daß Sie mir heute ſchreiben würden. Daß Sie traurig waren und vielleicht noch ſind, hat mich geſchmerzt; das aber hat mir Freude gemacht, daß Sie es geradezu und offen ſagen.

Das Pfingſtfeſt iſt vor allen andern dem Gemüth erfreulich, erhebend, von allem kleinlichen abwendend zu größeren Hoffnungen anregend und in würdigen Entſchlüſſen befeſtigend. Denn eine Befeſtigung in ernſthafter Thätigkeit und würdiger Beſchäftignng geben die Feſte immer in ihrem Urſprung und den Ereigniſſen, zu deren Andenken ſie gefeiert werden. Aber auch die religiöſen Beziehungen noch abgerechnet, bilden ſie wohlthätige Abſchnitte im Jahre, deſſen langgedehnte Einförmigkeit ſonſt nothwendig ermüden würde. Das Leben erſcheint länger, wenn es auf dieſe Weiſe in kleinere Theile zerfällt, und es iſt dies doch mehr als eine bloße Täuſchung der Einbildungskraft. Wäre es aber in der That nur eine ſolche, ſo muß

man auch dieſe nicht geringſchätzen. Die bloße Wirklichkeit wäre unendlich arm ohne den Reiz der Einbildung, die freilich ſo gut eitle Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schooße trägt, aber doch viel häufiger, wenn ſie auch Täuſchungen mit ſich führt, ihnen ſchmeichelnd liebliche als zurückſchreckende Farben leiht. Meiſt iſt auch das in unſere Hände gegeben und hängt von der Seelenſtimmung ab, auf die man auf vielfache Weiſe bei ſich ſelbſt einwirken kann. Ganz geht das aber freilich nicht. In jedem irgend tiefer bewegten Gemüth iſt eine Hauptempfindung, vor welcher die übrigen ganz oder mehr oder weniger abhangen. Iſt es mit dieſer licht und freudig, ſo wird es auch der Ton der ganzen Seele. Miſcht ſich dagegen in dieſe düſtre Beſorgniß, oder nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, ſo wird dadurch auch die ganze Seele umdüſtert und verfinſtert.

Die Frage, die Sie aufwerfen, iſt allerdings eine wichtige moraliſche Frage, nemlich, wie weit man in der Sicherheit Gott wohlgefällig zu bleiben, in dem Hingeben an eine geliebte Perſon gehen könne? Sie haben ſelbſt ſehr richtig die Grenzen beſtimmt, ich glaube aber wohl, daß ſich darüber noch einige Anſichten faſſen laſſen. Zuerſt gehe ich davon aus, daß der Gottheit nichts mißfällig iſt, was mit einem edeln, reinen, ſittlichen Erkenntniß übereinſtimmt. Dies iſt gewiß auch Ihre Meinung. Die Gottheit hat daran die ſittliche Erkenntniß und beſonders das ſittliche Gefühl, das noch feinere Unterſchiede machend, wohl noch verwirft, was die Erkenntniß nicht mißbilligt. Wollten wir nun noch weiter gehen, und glauben, es könne unerlaubte Dinge geben, gegen die die Sittlichkeit nichts

ſagte, ſo ſchiene mir das eine Uebertreibung, oder ein Beweis von Mangel an Feinheit des ſittlichen Gefühls. Was ein wirklich feines ſittliches Gefühl nicht mißbilligt, das halte ich auch nicht für Gott mißfällig. Der Menſch kann nur menſchlich urtheilen. Ferner kann ich mir nicht vorſtellen, daß man fürchten dürfte, in ſeiner Liebe ein Geſchöpf gleichſam Gott gleich zu ſtellen. Gott will gerade in ſeinen Geſchöpfen durch die Art, wie man für ſie fühlt und gegen ſie handelt, von uns geliebt ſein. Eine abgöttiſche Liebe iſt mehr ein Wort, als daß ihm wirklich ein Begriff entſpräche. Kein vernünftiger Menſch kann das höchſte Weſen auf irgend eine Weiſe mit einem ſchwachen und vergänglichen Menſchen vergleichen. Dies kann nur ungeregelte Leidenſchaft, und dann würde ſich auch gewiß finden, daß dieſe Leidenſchaft, auch gegen das Geſchöpf nicht ſo rein und fleckenlos wäre, daß ſie vor einem freien, geläuterten, ſittlichen Gefühl vollkommen tadelfrei beſtehen könnte. Alles kommt alſo immer auf dieſen Punkt zurück. Indeß müſſen Sie mich wohl verſtehen, liebe Charlotte, daß ich unter einem ſittlichen Gefühl immer ein durch wahre Frömmigkeit geläutertes verſtehe. Denn von Religion entfernte Sittlichkeit könnte für ſich wohl auf Abwege kommen. Ferner meine ich auch kein dunkles Gefühl. Dies Gefühl muß ſich auf Erkenntniß und beſonnene Einſicht gründen, nur gewiſſermaßen, um noch feiner zu entſcheiden, darüber hinaus gehen, ſo wie bei einem Geſange die gefühlte Muſik immer noch etwas zu dem trocknen Begriff der Worte hinzuſetzt. Eine Neigung nun, die von einem ſolchen Gefühle gebilligt wird, braucht ſich nicht ängſtlich Schranken in Abſicht des Grades vorſchreiben zu wollen. Welchen Grad ſie auch erreichen möchte, bleibt ſie eine reine und fromme Neigung, die nicht Ge-

ſchöpf und Schöpfer verwechſeln wird, und von letzterem nicht abführen kann. Daß die Gottheit auch den Gegenſtand einer ſolchen Neigung jeden Tag abrufen kann, iſt freilich gewiß. Wenn aber die Neigung ſo iſt, wie ich ſie geſchildert habe, ſo wird ein ſolches Ereigniß den, der ſie hat, in tiefen Schmerz verſenken, aber nicht ſeiner Selbſtſtändigkeit berauben. Denn die Neigung könnte nicht von einem religiös ſittlichen Gefühl gebilligt ſein, wenn nicht ſchon in ihr läge, daß man ſich bei einem ſolchen Fall mit Demuth in die Fügungen der Vorſehung ergeben werde. Alles übrige ſcheint mir nun ſich von ſelbſt zu verſtehen.

Die Beſchäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieſelbe, hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden iſt, hat den jetzigen Zuſtand des Denkens, Empfindens und Wollens mit gebildet.

Der ſtetige Zuſammenhang aller Zuſtände des Menſchen gehört zu den unbegreiflichſten und wunderbarſten in ſeiner Natur. Man kann ſich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichſam aufbewahrt im Geiſt oder Herzen liegen könnten. Sie müſſen alſo alle nur ſo zuſammenhängen, daß, indem der eine auf gewiſſe Weiſe in die Seele tritt, auch der andere, wie eine angeſchlagene Saite, anklingt. Es müſſen daher auf dieſe Weiſe alle im Menſchen längſt vergangene Zuſtände gleichſam in ſeinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden ſein, und ſo bleibt der Menſch in ſeinem ganzen, durch alle Jahre ſeines Alters durchgegangenen Weſen, gleichſam immer gegenwärtig, da

wirklich was in jedem Augenblicke in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weiſe, als man es ſich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allen vorigen in Verbindung ſteht.

Bei dem, was aus tiefer Empfindung entſpringt, hat man nie eine Abſicht, kann aber von kalten und ruhigen Menſchen ſchwärmeriſch und überſpannt genannt werden, weil es ganz aus dem Alltagsleben heraustritt und die Empfindung, ohne daß ſie darum im geringſten an Zartheit einbüßen darf, ſtärker anſpannt.

Siebenundvierzigſter Brief.

Tegel, den 16. Juli 1825.

Ich wollte Ihnen vorgeſtern ſchreiben, liebe Charlotte, allein ich zog vor, erſt Ihren Brief abzuwarten, weil ich dachte, daß es Ihnen lieber ſein würde, wenn Sie ihn gleich beantwortet fänden, und da ich nun ſeinen Inhalt kenne, iſt es mir doppelt lieb, es gethan zu haben. Denn ich zweifle nicht, daß mein Schreiben Sie zu größerer Klarheit führen wird, und wo Klarheit herrſcht, iſt auch Ruhe, oder entſteht doch nach und nach von ſelbſt. Ich habe nämlich geſtern Nachmittag Ihren Brief bekommen und danke Ihnen recht herzlich für alles Liebe- und Vertrauungsvolle, das er enthält und das ich gewiß erkenne und würdige, wie es ſich gehört. Sie können ſicherlich überzeugt ſein, daß ich, weit entfernt, auch nur die leiſeſte Klage über Sie im tiefſten Herzen zu führen, Sie ſo klar durchſchaue, als dies immer möglich iſt, und ganz Ihre ſeltene, zarte, treue und feſte Anhänglichkeit an mich und mit lebendiger Dankbarkeit fühle. Sie ſehen auch aus jedem meiner Briefe, daß ich in Ihre Ideen eingehe, Ihre Zweifel löſe, Ihre Fragen gern beantworte, und wenn ich das auch nicht gerade aus Erkenntlichkeit thue, ſondern aus wahrer Zuneigung, aus freiem Intereſſe, das ich an Ihnen nehme, ſo iſt es doch Ihnen vielleicht nebenher ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich vergeſſe nicht, und kann es nie vergeſſen, daß Sie mir Ihre erſten Empfindungen durch

ein langes Leben bewahrt haben, und eben so wenig, daß Sie mir vertrauungsvoll Ihr reiches Innere aufschließen. Es ist dies ein seltner Schatz für einen Mann, das sagte ich Ihnen schon oft. Es thut mir sehr leid, daß Sie immer über eine schwermüthige Stimmung, über tiefe Wehmuth klagen, die ich wirklich, wie Sie vermuthen, nicht billigen kann, und gegen die Sie, liebste Charlotte, selbst kämpfen müssen. Ich schreibe diese Stimmung, die wohl zum Theil körperlich ist, Ihrer zu angestrengten Arbeit im Winter zu. Wir dürfen nicht vergessen, daß man zu einer so anhaltenden Anstrengung erzogen, ja man möchte hinzusetzen, geboren sein muß. Das waren Sie aber keineswegs. Sie gingen einer freien Muße entgegen, und Verhängnisse gestalteten Ihre jetzige Lage, und in einem Alter, wo bereits die frischen Jugendkräfte entflohen waren. Ob ich nun Ihre Ausdauer und Ihren Entschluß ungemein hoch ehre, so thut es mir innig weh, daß es so ist, und eine totale Veränderung Ihrer Lage, Ersatz für Ihre Verluste, nicht zu erreichen war. Ich, wenn Sie mich recht verstehen, kann Ihre wehmüthige Stimmung nicht veranlassen; Sie müssen an jeder Zeile meiner Briefe sehen, daß ich voll inniger Theilnahme, voll liebevollen Wohlwollens für Sie bin, daß ich Sie um kein Haar anders verlange als Sie sind, daß es mich innig freuen würde, Sie glücklich und heiter zu wissen, daß ich gleich entferne, was Sie anders stimmt, und Ihre Heiterkeit, so viel nun einmal mein Wesen, ich möchte hinzusetzen meine Jahre, es möglich machen, mit Freuden befördere. Davon sein Sie auch immer fest überzeugt. Sie werden mich immer gleich finden, und es wäre wirklich recht unglücklich, wenn Sie sich Gedanken über nichts machten, wenn Sie Besorgnisse nährten, zu denen nicht der mindeste Grund ist. Unser Ver-

hältniß ſcheint mir ſo klar als immer möglich. Ihre Empfindungen kennen Sie ſelbſt; ich habe aus frühen Jugendjahren, ſo flüchtig und vorübergehend auch unſer Begegnen war, Erinnerung und Antheil ins Alter hinüber bewahrt, habe mich gefreut, Gelegenheit zu finden, dieſen Antheil auszuſprechen, erhalte ihn gleich lebendig und rege in mir, und habe, wie Sie ſehen, eine unverkennbare Freude an der Mittheilung Ihrer Ideen und Empfindungen. Dies ruhige, ſchöne, meinem Alter und Neigungen angemeſſene Verhältniß können wir ungeſtört ſo lange fortſetzen, als wir mit einander im Leben fortwandeln, es iſt von meiner Seite nichts da, was es unterbrechen könnte, und ich weiß nichts, was es von Ihrer Seite hindern könnte. Genügt Ihnen, wie ich dann ſicher überzeugt bin, daß es Ihnen genügt, dies, ſo iſt unſer Verhältniß ſo klar und rein, wie es nur immer gedacht werden kann. Sie brauchen auch gar nicht zu denken, daß Sie darin bloß die Empfangende ſind; ich habe Ihnen oft geſagt, daß mir Ihre Briefe, Ihre natürlichen, weiblichen Aeußerungen Ihrer Ergebenheit, Ihre Lebensbeſchreibung recht große Freude machen und gemacht haben. Glaube ich, daß Sie mir eine beſondere machen könnten, ſo haben Sie ja geſehen, daß ich es Ihnen frei und natürlich geäußert habe. Sagt das Ihnen nicht zu, ſo trete ich davon zurück, und gewiß ohne Erbitterung, ohne Klage, ohne, wie ich Ihnen ſagte, irgend eine Empfindung, die Ihnen unangenehm ſein könnte, bloß in dem Gefühle, daß nicht zwei Menſchen ganz gleich denken können. Alſo auch ſo etwas müſſen Sie, liebe Charlotte, nicht ſchwer aufnehmen. Es giebt ſchon ſehr vieles, was auch das glücklichſte Leben ſchwer machen kann, daß man es nicht willkürlich vermehren muß. Willkürlich iſt nun zwar eine ſolche Mißſtimmung nicht,

aber man kann doch gegen ſie arbeiten. Das erfordert freilich Selbſtbeherrſchung, aber darauf muß ich auch zurück kommen, daß die allen Menſchen nöthig iſt. So glaube ich, Liebe Charlotte, mich ſo rein ausgeſprochen zu haben, daß Ihnen wenigſtens in mir nichts dunkel und räthſelhaft bleiben kann. Nun muß ich noch eine Stelle Ihres Briefes berichtigen, wo Sie mich ganz mißverſtanden haben, indem Sie ſagen, daß ich nichts zu meinem Glück bedürfe als mich. Es iſt das allerdings wahr. Aber das kann ich, wie ſtreng ich mich unterſuche, nicht tadeln, es iſt vielmehr in mir die Frucht eines langen und darauf gerichteten Lebens geweſen. Ich lebe nämlich in Gefühlen, Studien, Ideen; dieſe ſind es eigentlich, die machen, daß ich nichts Fremdes bedarf, und ſie ſind auf unvergängliche Dinge gerichtet, ſie laſſen mich nicht ſinken, wenn mir Erwartungen fehlſchlagen, wie ich es oft, wenn mir Unglücksfälle zuſtießen, erlebt habe. Nur wenn man in dieſem Sinne nichts bedarf, kann man möglichſt frei von Egoismus ſein, denn da man für ſich nichts fordert, kann man andern hülfreicher ſein. Man genießt auch dann jede Freude mehr, gerade weil ſie kein Bedürfniß iſt, ſondern eine reine, ſchöne Zugabe zum Daſein. Alles was dem Bedürfniß ähnlich iſt, hat die Eigenthümlichkeit, daß man es viel weniger genießt, wenn man es hat, als es ſchmerzt, wenn man es entbehrt. Darum aber fühle ich (ich habe es ja mehr als einmal erfahren) den Verluſt geliebter Perſonen wohl eher tiefer als andere, wenn auch mit mehr Faſſung und Ruhe. Nur die Wehmuth ſetze ich nicht dem Glücke entgegen, ſondern theile das Glück in wehmüthiges und heiteres, und ſetze jenes nicht gegen dieſes zurück. So meinte ich das, was Sie anders verſtanden, und wenn Sie den Inhalt meiner Briefe im Ganzen durchgehen, werden Sie

immer dies darin ausgesprochen finden. Dafür daß ei
zelne Stellen anders erscheinen könnten, möchte ich ni
einstehen, da man nicht jedesmal alles begränzen kan
doch glaube ich es kaum. Wenn Sie sagen, daß Ihn
das Wort inkonsequent nicht sehr angenehm sei, so m
nen Sie gewiß das oft mißbrauchte Wort. Die wahre Ko
sequenz billigen Sie gewiß und halten darauf gewiß eben s
viel als ich. Sie ist ja nur das reine Befolgen für wah
erkannter Grundsätze. Leben Sie nun herzlich wohl, rechne
Sie fest auf die Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen,
verscheuchen Sie vor allem jede unnütze Besorgniß, erheitern
Sie sich. Denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen,
das thun Sie ja so gerne. Von Herzen Ihr H.

Achtundvierzigster Brief.

Burgörner, den 18. Auguſt 1825.

Ich bin ſeit einigen Tagen hier und habe mich ſchon ſehr
n dem Gefühl erfreuet, das den Aufenthalt in der Provinz
nd in einer Gegend, wo man ganz und gar von größern
tädten entfernt iſt, begleitet. Ich finde mich immer ſehr
icht darin und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es
andelt mich auch nicht die leiſeſte Neugierde an, und ich
ann ſehr gut ſelbſt die Zeitungen entbehren. Ich pflege
lsdann auch meine Beſchäftigungen faſt ganz einförmig
inzurichten und ſo viel als möglich bei Einem Ideengange
u bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung ge-
abt, mich in Eine Sache zu vertiefen, und habe oft Ge-
genheit gehabt, die Vortheile und Nachtheile davon an
ir ſelbſt zu erfahren. Denn daß dieſe Vorliebe für eine
nd dieſelbe oft wiederholte Beſchäftigung, dies Grübeln
ber Eine Idee auch ſeine beſchränkenden und daher ſchäd-
ichen Eigenſchaften hat, läßt ſich nicht leugnen. Die Ver-
iefung bringt im Grunde dieſelbe Wirkung hervor, als die
erſtreuung, ſie läßt vieles nicht bemerken, manches un-
eſchickt betreiben. Der Unterſchied iſt nur freilich, daß
er zerſtreute Menſch ſich in nichts zerſplittert, und nichts
ndet, noch beſitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß
ber der Vertiefte immer Eins hat, was ihn für die Ver-
achläſſigung des Uebrigen entſchädigt. Am nachtheiligſten
npfinde ich dieſen Hang, ſich Einer Sache, die dann mei-

ſtentheils eine innere Idee iſt, hinzugeben dann, wenn ich mich in der freien Natur befinde. Ich liebe ſie unendlich, und der Genuß, oft ſelbſt einer einfachen Gegend, geſchweige denn einer ſchönen, hat für mich mehr Reiz als faſt alles Uebrige ſonſt. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, ſchließt ſich immer wieder an den mich innerlich beſchäftigenden Gedanken an, und verwandelt ſich ſelbſt in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelnheiten. Ich würde nie zum Naturbeobachter darum getaugt haben, und hätte ſicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen ſehr vieles unbemerkt vorüber gehen laſſen, was ich zu anderer Zeit mit Bedauern inne geworden ſein würde. Indeß möchte ich darum dieſen Hang zur Vertiefung nicht fahren laſſen und ihn nicht bloß nicht mit dem entgegengeſetzten Extrem vertauſchen, ſondern mich nicht einmal gern mit der Mittelſtraße zwiſchen beiden Extremen, die man ſonſt wohl als die weiſere zu preiſen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man ſich ſo ganz, ſo ausſchließend, ſo in feſter Beharrlichkeit widmet, beſſer kennen, und je länger man dabei verweilt, deſto mehr ſcheint an ihm in der Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der That nicht ſagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu ſehen iſt, offen da liegen haben. Der Eine ſieht, was dem Andern entgeht, und es iſt, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung geſchärft wird, erſt ſelbſt den Gegenſtand erſchlöſſe. Die einfachſten Sachen können darum denjenigen, der einmal dieſen Hang hat, ſehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzloſe Weiſe beſchäftigen. Vorzüglich finde ich immer, geht bei dieſer anhaltenden Betrachtung, wenn ſie nicht bloß Gedanken, ſondern Gegenſtände der Welt betrifft, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur

der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die leiſe Ahndung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegen geht. Darin liegt auch einer der höchſten Reize. Denn alles was das Laufen und das ununterbrochene Fließen der Zeit verſinnlicht, zieht den Menſchen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, da er ſelbſt das Geſchöpf der Zeit iſt, da ſeine Schickſale auf ihr wie auf einem immer wogenden Meere ſchweben, da er nie weiß, ob er ſich der Gegenwart ſicher vertrauen darf, und ob nicht eine trügeriſche Zukunft ſeiner wartet. Dies tiefere Eindringen in die Gegenſtände, das man dem Hange zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindeſte Vortheil. Denn Sie könnten mir vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge giebt, die ein ſolches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei iſt der Gewinn, den der Geiſt in ſich, aus dieſem ſich Sammeln auf Einen Punkt, aus dieſer Genügſamkeit mit wenigen Gegenſtänden, auf die er ſich vereinzelt, zieht. Es entſpringt nothwendig daraus eine größere geiſtige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe, mit der man das umfaßt, mit dem man ſich gleichſam allein in der Welt fühlt. Dadurch wird auf den Charakter ſelbſt gewirkt, oder vielmehr, da nichts Aeußeres hinzutritt, ſondern dieſer Hang aus dem Charakter ſelbſt hervorgeht, ſo entwickelt ſich der Charakter dadurch und bildet ſich zu einer höheren Würde und gehaltvolleren Schönheit aus. Denn es giebt Ideen, mit denen er gleichſam zuſammengewachſen iſt, die er nie aufgeben möchte, die ihn wie beſtändige Leiter, Freunde, Tröſter begleiten, und dieſe Ideen, die ſo zu ihm treten, ſind gerade immer die eigenthümlichſten, diejenigen, die ein Andrer oft gar nicht, oft erſt nach Jahren, verſtehen und begreifen kann, was gar nicht darin liegt, daß ſie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt

wären, ſondern nur darin, daß ſie ſo unzertrennbar mit einem andern Individuum verbunden ſind. In Ideen dieſer Gattung würde ich nie von dem Allerkleinſten, ohne vollkommene Aenderung meiner früheren Ueberzeugung, zurückgehen; es kann nichts geben, was für dies Zurückgehen Entſchädigung gewährte, und welches Opfer auch einer ſolchen zu tiefer Ueberzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, ſo kann es nie, gegen ſie ſelbſt gehalten, zu groß ſein. Die Feſtigkeit aber, die darin ſich ausſpricht, iſt keine eigenſinnige, ſie entſteht nicht einmal allein aus Verſtandesüberlegung. Denn ob ſie gleich an ſich freilich, wie die Ueberzeugung von demjenigen was von dieſer Feſtigkeit begleitet iſt, aus dem Verſtande entſpringt, ſo geſellt ſich nun in einem Gemüthe, das den Hang beſitzt, eine Idee und einen ſich mit ihr verbindenden Gegenſtand ganz und gewiſſermaßen ausſchließend zu umfaſſen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch dieſe Stimmung innerlicher, und wo ſie recht einheimiſch geworden iſt, dauert ſie, wie ich in verſchiedenen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in derſelben Innerlichkeit mitten unter großen äußern Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher ſie beſitzt, von allen Aeußerlichkeiten unabhängig. Ueberhaupt wird durch dieſelbe, das Bedürfniß ſich gerade mit einem äußern Gegenſtande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, welche die bloße innere Idee erweckt, vertritt ſchon deſſen Stelle. Wo aber etwas Aeußeres mit der Idee zuſammen trifft, da iſt nun auch die Wirkung doppelt ſtark und dauernd. Die Ideen, welche ſo durch das Leben begleiten, ſind auch natürlich zugleich dann die, welche am beſten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können. Denn da das Leben vorzüglich nur durch ſie Werth hat,

ſie aber feſt mit den tiefſten Kräften des Gemüths und der Seele vereinigt ſind, ſo kann ich mir wenigſtens nicht denken, wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenſte, was man beſitzt, mit einem hinüber gehen ſollte. Es iſt wohl zu hoffen und mit Vertrauen zu erwarten, daß ſie klarer, heller, und in neuer vielfacherer Anwendung den Geiſt umgeben werden. —

Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden, und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünſche. Gewiß habe ich nur dieſe wohlwollenden Geſinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechſel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Geſinnungen ſtets gleich geblieben zu ſein, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundſätze, nach denen ich handle, ſtammen weder aus Eigenſinn, noch ſind ſie eben ſo wenig auf eigne Wünſche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feſte Vertrauen, wie ſonſt bei Ihnen, zu dieſen Ihnen mit liebevollem Antheil geweiheten Geſinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich feſt, liebſte Charlotte, und nie wird etwas Störendes in unſerm Verhältniß entſtehen.

Daß Sie der Konſequenz gram und feind ſind, wenn ſie nichts als Eigenſinn iſt, und nur dieſen edleren Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es iſt dies dann nur eine tadelnswerthe Scheinheiligkeit. Doch muß man nicht alles Eigenſinn nennen, wovon man die Gründe nicht einſieht, oder was auf ſolchen Gründen beruht, für die man, wenn man ſie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andern Seite und in einem andern Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Konſequenz ge-

nannt werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man ſelbſt abgeändert hätte und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts als Rechtshaberei, oder die Schwäche nicht vor Andern bekennen zu wollen, daß man früher Unrecht gehabt hat. Wenn man das ſelbſt fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor Andern einzugeſtehen. Ich halte gar nichts davon, in ſeinen Grundſätzen, Meinungen und Empfindungen ſo ein für allemal abgeſchloſſen zu ſein, und zu denken, daß das nun alles darum ſo recht wäre, weil man es ſo lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer alles aufs neue und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich ſehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erſchiene. Ich würde dann nicht nur ſelbſt meine vorige Meinung ablegen, ſondern es auch ohne allen Anſtand bekennen. Gerade aber, wenn man ſo geſtimmt iſt, begegnet einem dies bei Andern viel weniger, denn man iſt dann an ſich dem Nachdenken geneigt, und die Grundſätze und Meinungen, die man hat, gründen ſich dann auch auf das Nachdenken, ſolche aber vertauſcht man nicht leicht mit andern, wenn man auch ſich neuen Prüfungen noch ſo offen erhält. Sie ſagen, daß Sie in den letzten Wochen zu ſehr ernſthaftem Nachdenken über ſich geführt worden ſind, und Ihre Blicke ſehr in die Tiefe Ihres Innern gerichtet haben. Sie werden dann dabei erfahren haben, wie wohlthätig es iſt. Mir kehrt aus ſolchen Selbſtbetrachtungen, die ich für die höchſte und beſte Beſchäftigung halte, allemal eine große und nicht leicht wieder zu zerſtörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zuſtand des Gemüths von der Art iſt, wie man nur wünſchen kann ihn zu erhalten, und hat nichts nöthig gehabt, als ihn nur beſſer zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in

ihn zu gießen — und das iſt gewiß der Fall bei Ihnen — oder man muß ſich ſelbſt anklagen und unzufrieden mit ſich ſein; dann ändert man ſeinen Sinn, nöthigt das Gemüth zu dem, was es aus Irrthum, oder Schwäche, oder ſonſt einer Verkehrtheit verſagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühl, ſich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befeſtigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter, und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Geſinnungen. H.

Neunundvierzigster Brief.

Burgörner, den 6. Septbr. 1825.

Es iſt nahe an Mitternacht, da ich meinen Brief an Sie anfange, er kann aber, es iſt heute Dinſtag, erſt am Freitag abgehen. Ich habe immer im Briefſchreiben die Sitte, die ich aber nicht unbedingt loben will, mich im Schreiben nicht an die Poſttage zu kehren, ſondern meiner Neigung zu folgen. Bei vertraulichen Briefen, wie die unſrigen ſind, iſt das eigentlich nicht gut. Es iſt natürlich, ſolche Briefe ſobald als möglich in die Hände desjenigen zu wünſchen, dem ſie beſtimmt ſind. Aber mit andern Briefen, die Dinge betreffen, an denen das Gemüth keinen oder wenigen Theil nimmt, iſt es nicht übel, ſie einige Tage liegen zu laſſen. Man kann dann noch vielleicht ändern.

Was Sie über den Einfluß des ſchnelleren oder langſameren Umlaufs des Bluts auf das Gemüth ſagen, iſt vollkommen wahr, und darf bei der Beurtheilung Anderer nicht aus der Acht gelaſſen werden. Indeß iſt es eine ſchöne Eigenſchaft im Menſchen, und ein ihm von dem Schöpfer ausſchließlich vor den übrigen Erdengeſchöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entſchluß jeden körperlichen Einfluß, wie ſtark er ſein möge, hemmen und beherrſchen kann. Es ſagt dem Menſchen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig iſt, ſie rechnet ihm das Gute und das Böſe an, und aus der Beurtheilung ſeiner ſelbſt, die

immer ſtärker und ſtrenger ſein muß, als die Anderer, muß man jene ganz körperlichen Einflüſſe völlig hinweglaſſen. Es ſind zwei verſchiedene Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verſtand läßt ſich der Streit beider nicht löſen. In der Welt der Erſcheinungen ſind alle Dinge dergeſtalt verkettet, daß man, wenn man alle Umſtände bis auf die kleinſten und entfernteſten immer genau wüßte, beweiſen könnte, daß der Menſch in jedem Augenblick gezwungen war, ſo zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen und ſich von dieſer ihn umſtrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In dieſem Gefühl ſeiner Freiheit liegt ſeine Menſchenwürde. Es iſt aber auch das, wodurch er gleichſam aus einer andern Welt in dieſe eintritt. Denn im Irdiſchen allein kann nichts frei, und im Ueberirdiſchen nichts gebunden ſein. Der Widerſtreit iſt nur dadurch zu löſen, daß es eine Herrſchaft des ganzen Gebiets der Freiheit über das ganze Gebiet der Abhängigkeit giebt, die wir nur im Einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange ſo leitet, daß ſie den freien Beſchlüſſen des Willens entſprechen muß.

Wie ich mir Ihren körperlichen Zuſtand denke, liebe Charlotte, ſo hängt er auch ſehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem ſich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. Es iſt dies freilich leichter zu ſagen, als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man ſich nur alles, was einem beſorglich ſcheint, recht klar macht und vollſtändig auseinander ſetzt, und alles in ſich zurück ruft, worin man mit dem Geſchick zufrieden ſein oder es vielleicht ſogar dankbar preiſen kann. Gelingt es dem Geiſt, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus ſich zu entfernen

und bloß in den Körper zu bannen, so ist unen[illegible] gewonnen, und so erträgt sich danach körperlich[illegible] mit Fassung und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe[illegible] erträgt sich nicht bloß, sondern hat sehr oft auch [illegible] was die Seele schön und sanft Reinigendes. Ja[illegible] bin zwar mehrere Male, und ein Paar Mal sehr gefä[illegible] krank gewesen; aber an dauernder Kränklichkeit, eigen[illegible] schwacher Konstitution, habe ich nie gelitten. Ich bin [illegible] oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen[illegible] denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht [illegible] mal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten, sich je and[illegible] als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Mensc[illegible] gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, [illegible] wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen [illegible] den nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. D[illegible] ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankh[illegible] in den Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stun[illegible] man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, [illegible] war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freun[illegible] schaftlicher Mittheilung und interessantem und selbst tie[illegible] Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man bes[illegible] bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifendem Ueb[illegible] arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreu[illegible] lichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machen[illegible] gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Wenn sich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe[illegible] oder gar Beängstigung vereinigt, und dies Leiden mehrere Jahre dauert, so begreife ich freilich wohl, daß es Ueberdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, diesem aber sollte man doch immer mit allen Kräften entgegen arbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar sogar gebotene Religionspflicht ist, aber das Leben ist schon,

wenn es am längſten währt, gegen die unendliche wo man wenigſtens keinen Begriff im voraus von der Daſeins hat, ſo kurz, daß man nicht mit ſeinen ſchen die Schranken noch näher rücken, ſondern ſich r, ſo gut es irgend gehen will, darin betten muß, wiß iſt es faſt noch richtiger, wie der Menſch das ſal nimmt, als wie ſein Schickſal iſt. Es iſt eine örtliche Redensart, daß jeder ſich das ſeinige ſchafft, man pflegt das ſo zu nehmen, daß er es ſich durch unſt oder Unvernunft gut oder ſchlecht bereitet. Man es aber auch ſo verſtehen, daß wie er es aus den den der Vorſehung empfängt, er ſich ſo hinein paßt, ihm doch wohl darin wird, wie viel Mängel es dar- n möge.

Erhalten Sie mir Ihr liebevolles Andenken und ſein des meinigen unbezweifelt gewiß. Meine Gedanken ſuchen Sie öfterer, als Sie es wohl denken. Der Ihrige

H.

Wenn Sie mir den 20. hierher ſchreiben, trifft mich Brief noch hier. Später in Berlin.

Funfzigſter Brief.

Burgörner, den 26. September 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 4. d. M. angefangenen und am 6. geſchloſſenen Brief empfangen, und ſage Ihnen meinen wärmſten Dank für alles Gute und Liebevolle, was er für mich enthält. Ich habe nur mit Bedauern bemerkt, daß Sie wieder in dieſem Briefe über eine wehmüthige Stimmung und eine Oede, Dürre und Freudenloſigkeit klagen, und mich bitten, Sie zu tragen und wie eine Kranke anzuſehen und Nachſicht mit Ihnen zu haben. Deswegen, liebe Charlotte, brauchen Sie kein Bedenken zu hegen. Sie bedürfen auf keine Weiſe der Nachſicht bei mir, da mir gar nichts in dieſem Tone mißfällig iſt, ſondern es mich nur ſchmerzt, daß Sie durch eine ſolche Stimmung leiden. Entſchuldigen Sie ſich alſo ja nicht deshalb. Ich wünſchte, daß Sie heiter, wohlgeſtimmt, mit Ihrer Lage und Thätigkeit zufrieden wären und den letzten Theil Ihres Lebens glücklich durchlebten. Aber ich begreife wohl, wie eine Reihe widriger Schickſale das Gemüth gleichſam einſchüchtern und herabſtimmen können, und wenn einmal es ſo in Ihnen iſt, ſo iſt mir das Vertrauen theuer, mit dem Sie ſich mir ſo zeigen, wie Sie jedesmal ſind. Ich glaube allerdings, daß der Menſch viel thun kann, um ſolche Stimmungen abzuwehren, oder wenn ſie ſich einſtellen, ſie in heitere umzuwandeln. Aber ich beſcheide mich gern, daß, was einem unter gewiſſen Umſtänden möglich

und ſelbſt nicht ungemein ſchwer iſt, von andern und unter verſchiedenen Umſtänden kaum geleiſtet werden kann. So kann von Mißfallen nie die Rede ſein, ſondern nur von aufrichtigem Antheil an dieſem Zuſtande. Ich bin indeß in mir überzeugt, daß er nicht lange dauern, ſondern bald vorübergehen wird. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, ſo achten Sie in ſolcher Zeit nur wenig auf ſich und Ihr Inneres, und ſuchen Sie ſich mehr äußerlich zu beſchäftigen. Ich meine damit nicht ſowohl Ihre eigentliche Arbeit, als andere ſelbſt gewählte eigene Beſchäftigung, auch mit Leſen und Schreiben, und übergebe das übrige der Zeit. Sie bemerken ſelbſt ſehr richtig, daß dies das beſte und wirkſamſte Mittel gegen ſolche Stimmungen iſt. Ich begreife übrigens ſehr gut, von welchem Zuſtande Sie eigentlich ſprechen. Sie bezeichnen ihn, ſo wie Sie ſich überhaupt immer ſehr treffend ausdrücken, ganz richtig, durch eine unfruchtbare, dürre Stimmung. Es unterſcheidet ſich dieſe ganz und gar von einem einzelnen Kummer, ſelbſt von dem Schmerz einer allgemeinen unglücklichen Lage. Dieſe greifen das Gemüth allerdings heftiger an und zerſtören es mehr, aber ſie bringen auch eine große, gegen ſie ankämpfende Kraft in Aufregung; dieſer Kampf hebt die Seele, indem er ſie betrübt, und die Entſcheidung iſt kurz und lebendig. Die unfruchtbare Stimmung hingegen müßte etwas finden, was ſie von außen höbe und in Bewegung und Thätigkeit ſetzte, und dies findet ſich um ſo ſchwerer, als dieſe öde Stimmung ihm ſelbſt den Eingang wehrt. Indeß giebt es zwei Gegenſtände, welche doch auch in ſolchen Stimmungen immer in der Seele willkommene Aufnahme finden: die Freude an der Natur, und die Beſchäftigung mit Ideen. Sie werden mich hier fragen, was für Ideen ich meine, ſo wie Sie ſchon

in Ihrem Briefe ſagen, daß ich Sie darüber in Ungewißheit gelaſſen habe. Einzelne, beſtimmte Ideen verſtehe ich darunter gar nicht, ſondern die Beſchäftigung mit innerm, tiefem Nachdenken ſelbſt. Dieſes Nachdenken kann von allem ausgehen und ſich an alles heften, nur ſein Ziel, ſein Endpunkt, zu dem es allemal gelangt, iſt immer nur ein und daſſelbe, nämlich das menſchliche Schickſal im Ganzen und ſeine Löſung in dem Augenblick, wo alles Irdiſche zurücktritt und ſeinen Werth verliert und nur das rein Geiſtige übrig bleibt, dasjenige, was man nur in ſo fern noch menſchlich anſehen kann, als der Menſch auch zu dem Höchſten beſtimmt iſt. Bei Privatereigniſſen des Lebens, bei Weltbegebenheiten, die unter unſern Augen vorgehen, bei Erinnerungen an beide aus vergangener Zeit, folgt der Geiſt immer gern den oft verwickelten Urſachen nach, erforſcht die ſchon ſichtbaren oder noch zu erwartenden Folgen, und verweilt endlich bei dem Gedanken, wie viel zuletzt auf der wahrhaft richtigen Wagſchale daran noch Werth haben, und welcher dies ſein wird. Wenn ich alſo von Beſchäftigungen mit Ideen, Vertiefung in ſie, Richten auf einen Punkt rede, ſo meine ich damit nichts Einzelnes, aber das Beſchäftigen mit Nachdenken ſelbſt, das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Prüfen ſeiner ſelbſt und Anderer, und das Sammeln aller Gedanken auf das, was allein ſeine Vortrefflichkeit in ſich ſelbſt trägt, was auch im vergänglichen Menſchen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menſchen ſtammt, und was nach richtigem Maßſtab erwogen allein verdient, daß der Menſch ſich ihm ganz und bedingungslos hingebe.

Gelehrte oder auch nur wiſſenſchaftliche Betrachtungen begreife ich eigentlich darunter nicht. Dieſe können allerdings den Stoff zu jenem Nachdenken ſammeln und zube-

reiten, ſie können daſſelbe leiten, berichtigen, läutern, allein der letzte Zweck kann nicht in ihnen liegen. Das wahrhaft heilbringende Nachdenken bedarf nur der eignen, in ſich ſelbſt geſammelten Gemüthskräfte, es kann es jeder erreichen, da die Endfäden des menſchlichen Schickſals, an die es alles anknüpft, doch von jedem Menſchen aufgenommen werden müſſen, und die Ideen, die dabei in Anregung kommen, in jedem, dem Gebildeten wie dem Ungebildeten, vorhanden ſind, nur in verſchiedenen Graden der Klarheit und Beſtimmtheit, da ſich dieſem Nachdenken zu widmen, nicht ſowohl tiefe Verſtandeskräfte erfordert werden, als nur ein durch Vertreibung aller unrichtigen Begierden, durch Entfernung alles Nichtigen, durch Gleichgültigkeit gegen Genuß und äußeres Glück und durch Selbſtbeherrſchung ſtarkes und geläutertes Gemüth. Ueberhaupt aber hat die Beſchäftigung der Verſtandeskräfte auf den innern Menſchen denſelben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt. Sie zerſtreuet die Wolken des Gemüths, erleuchtet und erwärmt, und hebt den Geiſt allmählig zu einer kraftvollen Ruhe. Wenn ich durch irgend etwas verſtimmt bin (was mir freilich kaum dreimal des Jahres begegnet), oder wenn ich krank bin, heilt mich von beiden immer am ſicherſten eine den Kopf einſeitig anſtrengende Arbeit. Unter dem, was Sie in Ihrem Briefe Freudenloſigkeit nennen, verſtehen Sie, glaube ich, nicht den Zuſtand, wo ſich keine Freude im Leben einfindet, ſondern den, wo die Seele für die Freude nicht mehr oder weniger empfänglich iſt. Sie fragen mich: ob ich je einen ſolchen Zuſtand gekannt habe? Er iſt mir in meinem ganzen Leben fremd geweſen. Menſchen, die in einer gewiſſen leichten Befriedigung aller Wünſche leben, wie es mir ſelbſt meiſtentheils ergangen iſt, pflegen leicht den Sinn für Freude

und Genuß zu verlieren und eine Gleichgültigkeit dagegen zu erhalten. Dies ist bei mir nie der Fall. Ich kann vielmehr mit Wahrheit und mit inniger Dankbarkeit sagen, daß ich täglich die Erfahrung erneuere, daß für den, der sie herauszunehmen versteht, fast in jedem Dinge in der Natur ein Gegenstand der Freude liegt. Es schadet auch meiner Empfindung nicht, dieselbe oft hinter einander zu genießen. Es ist vielmehr, als würde sie dadurch nur lebendiger und der Seele eigenthümlicher.

Ich hoffe in den ersten Tagen einen Brief von Ihnen zu empfangen, und lasse darum den meinigen noch ungeschlossen, auch weil ich warte und auch hoffe, Sie schreiben mir offen und vertrauungsvoll über Ihre innere, wehmüthige Stimmung und deren Grund, den ich endlich gehoben wünsche. Zu lange hat sie schon gedauert.

Ich will doch lieber meinen Brief abgehen lassen, und nicht, wie ich willens war, erst den Ihrigen erwarten, da ich Sie in einer Stimmung weiß, worin Ihnen mein Zuspruch wohlthuend sein wird, da er Ihnen gewiß meine innige Theilnahme ausdrückt, womit ich Ihnen unwandelbar angehöre. Ihr H.

Einundfunfzigſter Brief.

Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten, liebe Charlotte, wie eben der meinige an Sie abgegangen ſein konnte. Ich ſchreibe Ihnen aber auf der Stelle, ob es nur wenig heute ſein kann. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir, wie ich es von Ihnen erwartete, offen und freimüthig ſagen, wie es in Ihnen iſt. Ja, liebe Charlotte, ich habe ſeit mehreren Wochen alles erkannt, was in Ihrer Seele vorging, und es war ein falſches Urtheil von mir, daß ich meinte, in einem ſo tiefen Gemüth als das Ihrige, würde ſich das in ſich verlieren. Sie legen mir alles, was in dieſer letzten Zeit Sie ſo wehmüthig bewegte, klar und deutlich dar. Sie können das ſchmerzliche Gefühl nicht überwinden, daß Sie mir „die kleine Freude, die ich wünſchte", nicht zurückgeben konnten, „für tauſend Freuden, die Sie empfingen", wie Sie ſich liebevoll ausdrücken. Sie bedauern zugleich, „daß Sie ſich ſelbſt der höheren Bildung beraubten, der Sie theilhaftig geworden ſein würden, hätten Sie ſich meiner Leitung unbedingt überlaſſen können"; Sie führen, ohne ſich im geringſten rechtfertigen zu wollen, als ein betrübtes Hinderniß eine ſchmerzliche Erregbarkeit eines durch große und langjährige Leiden zerſtörten Nervenſyſtems an; endlich laſſen Sie weislich liebevoll erkennen, was ich immer ahndete, daß Sie, immer noch auf mehr Stärke hoffend, das Zurückkommen und ſpätere Eingehen in meine Wünſche nicht haben aufgeben

wollen, aber doch auch nicht haben verſprechen können. Durch das alles ſei die tief-wehmüthige Stimmung entſtanden, die ſich Ihrer gänzlich bemächtigt habe. Liebe, gute Charlotte, ich habe alle dieſe Empfindungen ſeit mehreren Wochen in Ihnen erkannt, und ich darf ſagen, ganz gewürdigt, meine tief empfundene, wahre Achtung iſt dadurch noch erhöhet. Es ſind die natürlichen Regungen in einer edeln weiblichen Seele, Sie ſind Ihrer werth, und ich danke Ihnen aus innigem Herzen dafür, daß Sie mich werth halten, mir ſo ohne Rückhalt Ihr Inneres aufzuſchließen. Hören Sie nun aber auf meine Bitte: ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen mehrmals geſagt habe, daß keine meiner Empfindungen für Sie verändert iſt, alle Ihnen zugewendet ſind in liebevoller Theilnahme, in Rath und That, ſo wie Sie beides wollen. Es wäre in der That recht traurig, wenn Sie das nicht endlich wieder in ein vertrauungsvolles Herz aufnehmen wollten. Ihre frühere, ſchöne, heitere Zufriedenheit muß endlich zurückkehren. Gern will ich Ihnen Beiſtand leiſten, wie bisher, aber Sie müſſen auch das Ihrige thun, vor allen ſich nicht länger mit Wahnbildern quälen, denen Sie ſich hingegeben haben, mit Ihrem ſonſt ſo gläubigen, frommen Herzen, das gewohnt iſt, nicht nur ſeine Handlungen, ſondern auch ſeine Empfindungen vor einem höheren, unſichtbaren Richter zu prüfen. Hören Sie, erwägen und befolgen Sie meine Bitte und meinen Rath, Sie machen mir dadurch eine große Freude. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen Sie meine Kürze, ich bin im Begriff von hier abzureiſen. Ihren nächſten Brief richten Sie nach Berlin. Ihr, Ihnen mit unwandelbarer Zuneigung angehörender H.

Nachſchrift. Sie erwähnen im letzten Briefe einer Idee, die ſehr anſprechend iſt, und die Sie eine Hypotheſe nennen, wobei Sie gern und oft verweilen. Sie wiſſen, wie gern ich mich mit Ideen beſchäftige, und wie mich die Ihrigen intereſſiren. Ich bitte Sie, ſetzen Sie mir Ihre Gedanken recht ausführlich aus einander, auf ein beſonderes Blatt und recht bald. Es wird mir große Freude machen. Ich möchte, wie ich Ihnen ſchon oft ſagte, alles genau kennen, was in Ihrer Seele aufſteigt und Sie bewegt, und Sie halten mich werth eines Vertrauens, das ich ſehr dankbar erkenne und als eine hohe Gabe empfange.

Zweiundfunzigſter Brief.

Tegel, den 17. October 1825.

Ich bin ſeit Anfang October hierher zurückgekommen, und habe Ihren Brief vom 4. bald nach meiner Rückkunft bekommen, und danke Ihnen, liebe Charlotte, ganz beſonders und aufs herzlichſte für den ganzen Inhalt, der ganz meinen Erwartungen entſprochen hat. Ja, ich wußte und rechnete feſt darauf, daß Sie mir die Freude machen würden, auf meine Bitten und Vorſtellungen einzugehen, nun will ich auch nicht länger dabei verweilen, weil ich das am beſten halte, ſondern zu andern Gegenſtänden übergehen. Das aber muß ich noch ſagen, daß ich mit Freude und inniger Theilnahme ſehe, daß es auch beſſer mit Ihrer Geſundheit geht, und Sie einige Aenderungen in Ihrer Lebensdiät vornehmen. Auch iſt es mir ſehr lieb, daß Sie einmal einen Arzt befragt haben. Folgen Sie nun auch ſeinem Rath, wo es Ihnen nicht zu ſehr zuwider iſt. Die Krankheit des Gemüths, die ich Ihnen aber nicht zugebe, ſchwindet gewiß bald und von ſelbſt. Eine ſo geſunde und klare Seele, wie die Ihrige iſt, wird eingebildete Uebel durch ernſte und angeſtrengte Selbſtbehandlung leicht heilen, da ja Gott dem Menſchen darum den freien Willen gegeben hat, um in ſich aufzunehmen, und aus ſich auszuſcheiden, was die beſonnene Vernunft dazu angemeſſen hält.

Gewiß haben Sie in den letzten September- und erſten Octobertagen auch die Schönheit des öſtlichen Sternenhim-

mels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erſter Größe ſtanden nahe beiſammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus ſpäter als Morgenſtern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, im Fall Sie den herrlichen Anblick verſäumt hätten, Sie noch nachholen können. Am ſchönſten war es zwiſchen drei und vier Uhr Morgens zu ſehen. Ich bin mit meiner Frau faſt alle Morgen aufgeſtanden und wir haben lange am Fenſter verweilt, und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem ſchönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an ſehr viel auf die Sterne und das Beſchauen des geſtirnten Himmels gehalten. Meine Frau theilte, wie die meiſten, ſo auch dieſe meine Neigungen mit mir, und ſo habe ich mein ganzes Leben hindurch, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in ſternhellen Nächten zugebracht. Selten iſt aber ein Jahr und eine Jahreszeit ſo günſtig dazu geweſen, als dieſer wunderbar ſchöne, helle und reine Herbſt. Ich kann nicht ſagen, daß an den Sternen mich ſo die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den ſie einnehmen, in Entzücken ſetzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieſer Anſicht der Zahlloſigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt ſogar ſehr vieles, was gewiß nur auf menſchlicher, nicht ewig zu dauern beſtimmter Anſicht beruht. Noch weniger betrachte ich ſie mit Hinſicht auf das Leben jenſeits. Aber der bloße Gedanke, daß ſie ſo außer und über allem Irdiſchen ſind; das Gefühl, daß alles Irdiſche davor ſo verſchwindet, daß der einzelne Menſch gegen dieſe in den Luftraum verſtreuten Welten ſo unendlich unbedeutend iſt, daß ſeine Schickſale, ſein Genießen und Entbehren, worauf er einen ſo kleinlichen Werth ſetzt, wie nichts gegen dieſe Größe verſchwinden; dann daß die Geſtirne alle Menſchen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß ſie alles geſehen ha-

ben vom Anbeginn an, und alles ſehen werden, darin verliere ich mich immer im ſtillen Vergnügen beim Anblick des geſtirnten Himmels. Gewiß iſt es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauſpiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Geſtirne, gleichſam wie ein Weltenchor, herauf- und herabſteigen, und gewiſſermaßen das Daſein in zwei Theile zerfällt. Der eine Theil, wie dem Irdiſchen angehörend, in völliger Stille der Nacht verſtummt, und nun der andere heraufkommt in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der geſtirnte Himmel, aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, gewiß auch von moraliſchem Einfluß. Wer, der ſich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben, und oft darin zu verweilen, könnte ſich leicht auf unmoraliſchen Wegen verirren. Wie entzückt nicht ſchon der einfache Glanz dieſes wundervollen Schauſpiels der Natur? Ich habe ſchon oft daran gedacht, daß Ihnen gerade, liebe Charlotte, ein kleines Studium der Aſtronomie beſonders zuſagen müſſe; wenn Sie es wünſchen, will ich Ihnen gern einige Anleitung geben, und Ihnen Bücher nennen, die Ihnen behülflich ſein können.

Sie fragen mich, ob ich allein, oder mit den Meinigen in Burgörner geweſen bin? Wir waren noch in dieſem Sommer mit allen unſern Kindern und noch andern Verwandten in Burgörner, ſo daß im ziemlich großen Hauſe kein Zimmer zu viel war. Meine Tochter aus Schleſien kam aber erſt ſpäter, und mein jüngſter Sohn hatte uns früher verlaſſen. Ich aber bin nicht immer dort geweſen. Einmal bin ich meiner Tochter entgegen gereiſt, ſie abzuholen, dann habe ich auf zwei andern Gütern meiner Frau

einige Tage allein zugebracht. Ich kann wohl ſagen, daß ich beides, das Familienleben und die Einſamkeit genieße. Ich wünſche mich nie aus dem erſten in die letzte, aber bin ich allein, ſo füllt ſich meine Zeit und mein Sein auch gehörig durch mich ſelbſt aus. Indeß kann man nicht leicht einfacher, glücklicher und heiterer in ſeiner Familie leben, als ich, da alle mit mir zufrieden ſind und ich mit allen. Es iſt nie eine Uneinigkeit, nie eine Verſtimmung und keine Störung, als die etwa Krankheit macht. Daher iſt von dieſem Leben auch wenig zu ſagen, da es gar wenig reich an Begebenheiten iſt. Von Krankheiten ſind wir Gottlob! frei geblieben. Meine Frau, die zu Zeiten viel zu leiden hat, aber bei großer Geiſtesſtärke und Willensklarheit wenig davon in ihre Aeußerungen übergehen läßt, iſt ſeit einiger Zeit viel beſſer, und viel kräftiger in der That und im Ausſehen geweſen. Hier haben mich meine Töchter mit ihren Männern herbegleitet, aber mein älteſter Sohn iſt mit ſeiner Frau nach Schleſien zurück gegangen, wohin meine zweite Tochter auch bald zurück kehrt. So iſt das Aeußere meines Lebens geweſen, und ſo iſt es. Es iſt nie meine Art geweſen in Briefen davon gerne zu ſprechen, und daher hatte ich auch vergeſſen Ihnen zu ſagen, ob ich allein gereiſt ſei, oder nicht. Ich halte einmal nichts vom Erzählen, Ereigniſſe und Begebenheiten ſcheinen mir nur der Gefühle und Gedanken wegen, die ſie hervorbringen, intereſſant. Auch im Geſpräch erzähle ich nie, wo ich nicht muß, und trage nichts in meiner Familie, was mich und andere betrifft, herum, um es mitzutheilen. Es hat mir immer eine gewiſſe Ideenarmuth geſchienen, wenn man ſchriftlich oder mündlich aufs Erzählen kommt, wiewohl ichs in andern nicht tadle. Ich bin auch nie der Meinung geweſen, daß es zur Freundſchaft gehört, ſich mitzutheilen,

was einem Frohes oder Schmerzliches begegnet. Es mag dies wohl auch Freundſchaft heißen und ſogar ſein, aber es giebt wenigſtens Gottlob! eine höhere, auf Reinerem und Höherem beruhende Freundſchaft, die deſſen nicht bedarf und, weil ſie mit etwas Edlerem beſchäftigt iſt, darauf nicht kommt.

Was ich Ihnen, liebe Charlotte, ſchon lange beſtimmt hatte, werden Sie nächſter Tage erhalten, nämlich eine Rolle Kupferſtiche vom hieſigen Hauſe nebſt einem Grundriß und Erklärung, ſo daß Sie dadurch eine anſchauliche Idee von meiner hieſigen Exiſtenz erhalten, da ich doch am meiſten hier bin. Dieſe Kupferſtiche gehören zu einem allgemein architektoniſchen Werke, und ich konnte ſie mir bisher nicht einzeln verſchaffen. Aber nun werde ich einen Weg dazu finden. Wenn Sie alſo eine Rolle mit Kupferſtichen erhalten, ſo iſt es von mir. Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal geleſen habe. An das zarte Verhältniß unſerer dauerhaften Freundſchaft knüpfen ſich ſo manche ſchöne, und wenn man ſie weiter verfolgt, höhere und ſelbſt erhebende Ideen. Ich gehe zuerſt davon aus, daß Sie mir dieſe Empfindungen von früher Jugend her gewidmet, und zart geſondert erhalten haben, bis ins Alter, ohne irgend eine Abſicht, Wunſch oder Forderung daran zu knüpfen. Es giebt alſo ſchon hier, unter allem irdiſchen Wechſel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit, und man möchte ſogar ſagen Unendlichkeit. Auf der andern Seite, von Feſthalten des Unveränderlichen, von Würdigung des wahrhaft Werthvollen in würdiger Erfaſſung eines höhern Guts,

in Wegweiſung kleinlicher, engherziger Beſchränkung. Denn gerade dieſe Engherzigkeit, der man ſo oft begegnet, und worin ſich der, der ſie nährt, meiſt gefällt, beweiſt die ſinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um ſich dahinter zu verſtecken. Die wahre Liebe, die ihrer höhern Abſtammung treu bleibt und gewiß iſt, erwärmt gleich der Sonne, ſo weit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend alles in ihrem lautern Glanz. Endlich erhebt eine ſolche Erſcheinung die Seele in Hoffnung und Glauben. Begleiten uns ſchon hier in unſrer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, beſitzen wir ſchon hier unentreißbare Güter, die mit uns hinüber gehen, die wir nicht zurück laſſen werden, wie ſollte uns nicht die Hoffnung beſeelen und erheben, daß wir im Ueberirdiſchen in höherer Klarheit wieder finden, was uns ſchon hier beſeligen konnte, als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, theure Charlotte, aber auch feſt auf die gleiche und unwandelbare Geſinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 30. October 1825.

Ich ſchreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, um die Ku pferſtiche von Tegel nicht ohne Begleitung abgehen zu la ſen. Die Beſtimmung der einzelnen Zimmer ſteht zum Theil auf dem Plan. In dem als Bibliothek bezeichnete und den Kabineten nach dem Garten zu daneben wohne ich Sonſt ſind im rez-de-chaussée nur Leuteſtuben. In der Stockwerke eine Treppe hoch iſt, wie es auch bezeichnet iſ über der Küche das Eßzimmer. Auf der entgegengeſet ten Seite des Hauſes, in dem runden Ausbau nach der Hofe hin, ſchlafen wir. Die übrigen Räume dieſes Stocke bewohnt meine Frau mit meiner unverheiratheten Tochter und zugleich ſind es die Geſellſchaftszimmer. Der zweit Stock iſt für meine Kinder, und ſind mehr hier, als d Platz haben, ſo räumen wir ihnen Platz im erſten Stock werk. Leben Sie herzlich wohl. Wie immer Ihr H.

Vierundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 8. November 1825.

Sie werden, liebe Charlotte, die Kupferſtiche von mir erhalten haben, und ich weiß zum voraus, daß ſie Ihnen Freude machen werden. Sie ſind ſo genau, daß ſie ein ſehr beſtimmtes und deutliches Bild des Hauſes geben müſſen, wenn man ſie durchgeht. Ich habe den Ort ſehr gerne, bin aber doch im Grunde nicht viel da. In dieſem Jahr verlebte ich kaum vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe, in der Stadt zu ſein, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann ſehr zuſagen würde. Im Sommer nöthigen oder veranlaſſen mich wenigſtens die Angelegenheiten der andern Güter, auch dieſe zu beſuchen. So kommt man, bei aller anſcheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu thun, was einem das Liebſte wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptſächlichſte die Bildſäulen ſind, theils Antiken in Marmor, theils Gypſe von Antiken, die in den Zimmern ſtehen, und die ich alſo immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildſäule hat, ſo gehört das zu den reinſten, edelſten und ſchönſten Genüſſen, und man entbehrt die Geſtalten ſehr ungern, an denen ſich das Vergnügen, wie unzählige male man ſie ſieht, immer erneuert, ja ſteigert. So reizend auch Schönheit und Geſichtsausdruck an lebenden Menſchen ſind, ſo ſind beide doch an einer vollende-

ten Statue, wie die antiken ſind, ſo viel mehr, und ſo viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine beſonderen Kenntniſſe zu beſitzen, ſondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben, und ſich dieſem Gefühl zu überlaſſen. Die Schönheit, welche ein Kunſtwerk beſitzt, iſt natürlich weil es ein Kunſtwerk iſt, viel freier von Beſchränkung, als die Natur, ſie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch ſo leiſe und entfernter Weiſe eigennützige oder ſinnliche Regung. Man will ſie nur anſehen, nur ſich mehr und mehr in ſie vertiefen, man macht keine Anſprüche an ſie, es gilt von dieſer Schönheit ganz, was Goethe ſo ſchön von den Sternen ſagt: „Die Sterne die begehrt man nicht, man freut ſich ihres Lichts.“ Sie werden auf der Zeichnung des Hausflurs einige Statuen bemerken, unter andern einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieſer ſteht nicht mehr da, ſondern iſt jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich beſitze ihn ſchon lange, und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es iſt eine der vollendetſten antiken Figuren, die ſich erhalten haben, und es giebt nicht leicht eine andere Bildſäule einen ſo reinen Begriff ſtreng weiblicher Schönheit. Alle Figuren, die Sie in dem Flur gezeichnet ſehen, ſtehen jetzt in den Stuben. Nur das runde Gefäß in der Mitte iſt im Flur geblieben. Es wird Sie gewundert und Sie werden nicht errathen haben, was es iſt. Es iſt eine antike Brunneneinfaſſung von Marmor mit einem Basrelief rund herum, welches ein Bacchusfeſt vorſtellt. Man ſieht noch den Einſchnitt, den nach und nach der Strick, an dem man die Eimer heraufzog, im Marmor gemacht hat. Der Himmel weiß, durch welche Umſtände dies Stück in Rom in eine Kloſterkirche gekommen war. Die Legende ſagt, es

ſei derſelbe Brunnen, in dem der heilige Papſt Calixtus den Märtyrertod gelitten habe. Man hielt ſogar das Waſſer für heilbringend. Indeß wollte der Papſt den Marmor verkaufen, und ſo erhielt ich ihn. Es koſtete anfangs Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, ihn aus Rom auszuführen. Aber der Papſt, der vorige, war mir ſehr gewogen und gab mir die Erlaubniß. In dem Saal über meiner Stube, der die hauptſächlichſten Kunſtwerke enthält, ſtehn drei ſehr ſchöne Säulen, von äußerſt ſeltenem Marmor, und ein Meduſenhaupt von Porphyr, die mir der Papſt geſchenkt hat. Die zierlichſte unſrer Antiken, eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Waſſer zu ſchöpfen geht, ſteht in einer Niſche im Salon, dicht am Antiken-Saal. Ich erzähle Ihnen, liebe Charlotte, dieſe Details, weil ſie Ihnen ein Bild von dem Innern des Hauſes geben werden. Gemählde ſind gar nicht im Hauſe, wir haben die, welche wir beſitzen, hier in Berlin.

Ich habe mich recht herzlich gefreut, in Ihrem letzten Brief die ruhige, heitere, vertrauende Stimmung wieder zu finden, die Ihnen immer eigen war. Erhalten Sie ſich nur ja in dieſer Stimmung, und geben Sie keinen trüben Gedanken wieder Raum. Ich weiß wohl, daß das leichter geſagt, als gethan iſt, und fühle allerdings, daß Ihre Lage Ihnen viel zu wünſchen übrig läßt, aber außerdem, daß Sie eine ſchöne und ſeltene Genügſamkeit beſitzen, haben Sie doch in Ihrer Lage ſelbſt Eins, was Ihnen ein erhebendes Gefühl und eine große Genugthuung gewähren muß. Sie können ſich nämlich ſagen, daß Alles, was Ihre Lage auch wieder Gutes und Beruhigendes hat, Ihr Werk iſt, daß Sie ſich durch ſich ſelbſt ein unabhängiges Daſein geſchaffen und wieder geſichert haben. Die Charakterſeiten, die dazu im Innern gehörten, das Talent und die

Thätigkeit, die im Aeußern hinzukommen mußten, gewähren einen Lohn in ſich, ganz abgeſondert noch von dem, was dadurch hervorgebracht wird. Was mir nur immer leid thut, iſt, daß eigentlich Ihr ganzes Weſen eine andere Art von Beſchäftigtſein bedürfte. Man muß allerdings annehmen, daß auch äußere Lagen, die ganz heterogen erſcheinen, wieder Charakterſeiten ausbilden, die ohne dies vielleicht unentwickelt blieben, und darauf kommt es am Ende doch vor allem an. Ich lobe und billige ſehr, daß Sie Einrichtungen getroffen, wodurch Ihnen, was Sie vor allem bedürfen, mehr Stille geſichert wird. Das Entbehren deſſen, was unſer innerſtes Bedürfniß fordert, iſt härter als äußere Entbehrungen, beſonders für Sie.

Sie wollen meine Meinung über Walter Scott, und fragen mich, was Sie leſen ſollen. Da weiß ich Ihnen aber ſchwer Rath zu geben. Ich leſe ſchon an ſich wenig Deutſch, und unter dieſen meiſt ſolche wiſſenſchaftliche Bücher, die doch nicht für Sie ſein würden, ich bin alſo eigentlich darin ein ſchlechter Rathgeber. Sie bemerken, daß Sie, ob die Mode es wolle, Scotts Romanen keinen rechten Geſchmack abgewinnen können, daß die Kerker-, Räuber- und Wirthshaus-Scenen und die ſchaudererregende Richtung ſeiner Phantaſie ſehr unangenehme Eindrücke auf Sie machen und hinterlaſſen; daß ein Paar ſeiner Bände Ihnen nicht Eine erhebende Idee geben, daß Sie ſeinen Romanen keine längere Dauer verſprechen als den Lafontaine'ſchen. Wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung ſein kann, will ich Sie doch auch nicht widerlegen; ich begreife, daß ſie den geſchilderten Eindruck auf Sie machen, und Sie nicht alle leſen werden. Einige habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorleſen hören, und ſie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen

den Aſtrologen, den Kerker von Edinburg und Ivanhoe. Es iſt eine ſchöne Lebendigkeit und eine ſehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charakter in dieſen Romanen, und ſie haben noch das Anziehende, daß ſich mehrere derſelben genau an wirklich geſchichtliche Ereigniſſe anſchließen, und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verſchiedener Zeitalter enthalten. Geſchichtsbücher würde ich immer als Lectüre vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schickſal haben ſollte, wie es Perſonen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz ſchwache Augen zu bekommen, oder ganz blind zu werden, wo das eigne Studiren nicht mehr geht, daß ich mir, ſage ich, da würde lauter Geſchichtsbücher vorleſen laſſen. In der Geſchichte intereſſirt nun einen mehr das Entferntere, andern mehr das Nahe. Wenn Ihnen das letzte das liebſte wäre, ſo ſind ſeit einigen Jahren eine Menge intereſſanter Memoiren in Frankreich erſchienen. Ich habe äußerſt wenige davon geleſen, aber doch viel davon gehört, und anziehend ſind dieſe Schriften gewiß. — Ich ſehe nun mit Vergnügen dem neuen Heft Ihrer Lebenserzählung entgegen und es macht mir lebhafte Freude, daß Sie dieſe Arbeit fortſetzen wollen. Ich wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Verſicherung meiner herzlichen und immer gleichen Geſinnungen. Ihr H.

Fünfundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 1. December 1825.

In der Zwiſchenzeit, wo ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht ſchrieb, habe ich Ihr letztes Heft nebſt Ihrem Brief empfangen und geleſen, und danke Ihnen für beides, beſonders Ihre Lebenserzählung, auf das herzlichſte. Es hat mir daſſelbe Vergnügen gewährt als die vorhergehenden, und recht eigentlich das Vergnügen dieſer in mir erneuert. Es iſt gerade die intereſſanteſte Epoche des weiblichen Alters, welche Sie in dieſem Hefte ſchildern, und darum iſt das Intereſſe, das es erregt, noch lebhafter, wenn es auch eigentlich noch leer an dem iſt, was man Begebenheiten zu nennen pflegt. Das Heranwachſen eines menſchlichen Weſens, die innere, ſich immer mehr und deutlicher entfaltende Eigenthümlichkeit, ihr Durchlaufen verſchiedener Stufen, die alle an einander gereihet ſind und eine zur andern führen, dies Alles iſt ſelbſt eine Begebenheit, und gerade für den, der es richtig aufzufaſſen und zu würdigen verſteht, eine größere und intereſſantere, als irgend ein Wechſel äußerer Umſtände, den man gewöhnlich mit dieſem Namen zu belegen pflegt, und der dann doch am Ende nur als ein äußerer Anſtoß wirkt. Dieſe innere Begebenheit nun, denn ſo kann man es nennen, iſt auch in dieſem Heft einfach und natürlich dargeſtellt, und ſo, daß man zugleich ſieht, daß ſie mit Freiheit und Scharfblick aufgefaßt iſt. Dabei ſieht man Sie ſich doch immer auch in Ihren damaligen

Umgebungen bewegen, lernt die Perſonen kennen, die mit Ihnen in Verbindung ſtanden, und hat alſo ein anſchauliches Bild intereſſanter menſchlicher Eigenthümlichkeiten in einer nun ſchon lange vergangenen Zeit. Wenn dieſes Bild ſchon von ganz fremden und unbekannten Menſchen Intereſſe erwecken würde, ſo geſellt ſich zwiſchen Ihnen und mir freundſchaftlicher Antheil dazu, und ſo werden Sie mir, wie ich Ihnen oft ſagte, durch die Fortſetzung dieſer Hefte recht großes Vergnügen machen, für das ich Ihnen recht lebhaften und aufrichtigen Dank fühle. Die Schilderung Ihrer damaligen Freundin Henriette L. iſt Ihnen ſehr gelungen, und alles, was ſich um ſie, ihr geheimes Verhältniß und ihr ſichtbares Leben dreht, erhöht um ſo mehr das Intereſſe dieſes Heftes, als Sie damals einen ſo innigen Antheil an ihr nahmen, und daher ſie auch nicht ohne großen Einfluß auf Sie blieb. Es iſt aber ſehr hübſch, daß dies nicht ſowohl ein Einfluß der Art, wie die Freundin ſelbſt von Natur ſein mochte und ſich im Leben geſtaltet hatte, ſondern bei weitem mehr ein Einfluß Ihrer eignen Empfindungen für die Freundin auf Sie ſelbſt iſt. Jene war dazu nur die Veranlaſſung. Sie haben ſehr recht ſich zu wundern, daß bei ſo großer Verſchiedenheit eine ſolche Zuneigung und Vertraulichkeit unter Ihnen Beiden herrſchen konnte. Allein es iſt auch ſichtbar, daß das, was Sie an die Freundin band, und ihre Gegenwart Ihnen zu einem ſo hohen Genuß ſteigerte, einestheils der romantiſche Eindruck der geheimnißvollen Leidenſchaft derſelben, und Ihr Beſtreben, dieſe zu ſchützen, anderntheils das Bild war, was die äußere Erſcheinung der Freundin, die Sie aber mit Augen des Geiſtes und des Gefühls aufnahmen, auf Sie machte. Beides war gleich rein und edel in Ihnen empfunden. Ich glaube aber mit Ihnen, daß das letzte wirk-

lich wahres Gefühl, weibliche Liebe in Ihnen war. Die Sehnsucht nach dieser Empfindung steigt in der Jugend in beiden Geschlechtern, in dem einen so, im andern anders dunkel und unverstanden auf, und wenn das Schicksal es nicht so fügt, daß sie gerade den Gegenstand trifft, der ihr angemessen ist, so geht sie in andre verwandte Gefühle über und leihet aber dann diesen mehr ihre Farbe, als daß sie die ihrige annimmt. Nun kam aber allerdings bei Ihnen dazu, daß Sie das größte Lebensglück in Freundschaft und in dem Besitz einer Freundin ahndeten und ersehnten, daß dies aufs höchste gesteigert war durch das frühe Lesen der übrigens ganz von Ihnen unverstandenen Clarisse, so trugen Sie ein solches Ideal in der Seele, und Ihre Freundin Henriette war die Form, worin Sie es übertrugen. Eigentliche Freundschaft konnte unter Ihnen Beiden nicht leicht stattfinden. Sie erfordert wirkliche Uebereinstimmungen in den Hauptcharakterseiten, und wenn, wie es doch nach Ihrer eigenen Erzählung unter Ihnen war, große Verschiedenheiten der Art die Dinge anzusehn und zu empfinden vorhanden sind, bleibt es immer ein vergebliches Bemühen, in sehr große Nähe zu treten oder sich darin zu erhalten. Schwerlich gelingt dies wenigstens unter Personen von gleichem Alter, wie Sie waren, es müßte denn die eine das innere Bedürfniß fühlen, sich der andern, als der höhern, ganz unterzuordnen. Die Liebe aber empfängt nicht sowohl den Eindruck von dem Gegenstande, als sie den letztern vielmehr selbst in den Glanz kleidet, der ihr angemessen ist. Was Sie in den Zügen der Freundin, ihrem Wesen sahen, lag wohl in den ersten Anlagen in ihr, wurde aber von Ihnen anders, als es in der Wirklichkeit geworden war, aufgefaßt und in einen Zauber gehüllt, der eigentlich nur Ihrer Empfindung angehörte. Die Eigen-

thümlichkeit, geliebte Perſonen gern ſchlafen zu ſehen, hat etwas überaus Anſprechendes. Aber der Schlaf iſt auch charakteriſtiſch. Wie reizend in holder Unſchuld ſind Kinder, wie engelgleich in ihrer blühenden Farbe! Wie bange und quälend iſt der Schlaf und der Ausdruck des Geſichts eines nicht ſchuldloſen Gewiſſens.

Leben Sie herzlich wohl, mit dem liebevollſten Antheil

Ihr H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Berlin, den 25. December 1825.

Ich habe seit Abgang meines letzten Briefes zwei von Ihnen empfangen, liebe Charlotte, einen vom 6., den andern vom 20. d. M., und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben, ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, aber kleiner als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes, seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel giebt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an, es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eignen Ideen in den Bau gemischt habe.

Wir sind nun wieder am Schlusse eines Jahres. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, den 3. Januar, wo wir dann ein neues begonnen haben. Das jetzige ist mir heiter und glücklich, aber ungeheuer schnell verflossen, so daß es mir ist, als hätte ich lange nicht so viel darin gethan, als ich

mir vorgesetzt hatte, und als auch eigentlich wohl ausführbar gewesen wäre. Daß ich die herzlichsten Wünsche für Sie, auch besonders beim Wechsel des Jahres hege, das wissen Sie, gute, liebe Charlotte. Möge vor allem Ihre, doch oft leidende, Gesundheit sich stärken und Ihre innere heitere Ruhe sich erhalten. Auf die Unveränderlichkeit meiner Theilnahme für Sie, und aller Gesinnungen, auf die Sie so gütig Werth legen, können Sie mit Zuversicht immer rechnen. Ich möchte Ihnen immer nach allen meinen Kräften, wo sich Gelegenheit zeigt, mit Rath und That nützlich sein, und es würde mich ungemein freuen, wollten Sie sich mit mehr Vertrauen noch als Sie thun, im Innerlichen und Aeußerlichen an mich wenden. Sie werden mich in allem immer gleich finden.

Ich klagte erst über das schnelle Verfliegen der Zeit, und wie ich es sagte, so ist es in Absicht der Arbeiten, die mich beschäftigen, auch wahr. Sonst aber kann ich nicht sagen, daß mich diese Schnelligkeit beunruhigt, oder mir lästig ist. Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich, durch eine sonderbare innere Stimmung, vielleicht von meiner Jugend an, nicht bloß als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weit aussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber sehr thöricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdauere. Meine Gedanken, meine Empfindungen sind doch eigentlich der Kreis, in dem ich lebe und durch den ich genieße, von außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindun-

gen ſind zu ſehr mein, als daß ich ſie nicht mit mir hin übernehmen ſollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorſehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenſeits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einſicht in das Tiefſte und Höchſte, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichthum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternhimmels bringt mir das mit einer innern Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem ſie zu Theil geworden iſt, vor das Gefühl, und ſo erſcheint mir das Ende des Lebens, ſo lange es von Krankheit und Schmerz frei iſt, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der ſchönſte und heiterſte Theil.

Für dieſe Jahreszeit fürchte ich immer die zu große Anſtrengung für Sie doppelt, bei den wenigen Tagesſtunden. Schonen Sie, liebe Charlotte, Ihre Augen, arbeiten Sie nicht zu tief in die Nacht, ſchonen Sie ſich überhaupt, und denken Sie daran, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß gerade Sie, mit Fähigkeit und Bedürfniß im Höheren zu leben, ſich für das Leben ſo abmühen. Sie klagen nicht darüber, und wenn Sie es thäten, würde es mich vielleicht weniger rühren. — Auch wünſche ich, Sie könnten bald mit freierer Muße an Ihre Lebenserzählung denken, die mir ſo viel Freude macht. Es ſchien Ihnen, als Sie dieſe Hefte anfingen, als würden Sie nie endigen. Nun haben Sie doch aber ſchon Ihre ganze Kindheit geſchildert, und ſo, wenn Sie mit Liebe zu der Arbeit fortfahren, wird ſich auch nach und nach das Uebrige daran reihen. — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie ſagen mir, daß Sie über manche Ihnen ſehr wichtige

Wahrheiten und Meinungen die meinige und meine Ansichten haben möchten. Ich bin dazu mit Freuden immer bereit. Sagen Sie mir immer ohne Umstände, was in Ihrer Seele aufsteigt. — — — — — — — — — —

Denken Sie beim Schluß des Jahres meiner, und sein Sie versichert, daß ich mit der aufrichtigsten Theilnahme und Zuneigung Ihrer gedenke. Der Ihrige H.

Siebenundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 14. Februar 1826.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für Ihr[illegible] langen und ausführlichen Brief vom 25. und 29. Janua[illegible]. Er hat mir eine ganz beſondere Freude gemacht, und me[illegible] Dank iſt daher wirklich ein recht lebhaft empfundener. Ih[illegible] Blätter ſprechen nicht allein wieder in gleicher Wärme d[illegible] liebevollen Geſinnungen aus, auf die ich einen ſo groß[illegible] Werth lege, ſondern ſie ſind auch in der ruhigen Stim[illegible] mung und Heiterkeit geſchrieben, die ich beſonders ge[illegible] habe. Es iſt dies auch nicht bloß eine Eigenheit mein[illegible] Geſinnung oder meiner Jahre, dieſe heitere Ruhe allem a[illegible] dern vorzuziehen, ſondern es iſt doch wirklich wahr, da[illegible] wo ſie geſtört iſt, die Harmonie des Lebens nicht me[illegible] rein und voll erklingt. Ich meine nämlich die innere Ha[illegible] monie, die die nothwendige Bedingung des glücklichen L[illegible] bens, ja die wahre Grundlage deſſelben iſt. Wo die[illegible] Störung durch Kummer, durch Unruhe, durch irgend ei[illegible] inneres Leiden, welcher Art es ſein möge, entſteht, be[illegible] greift ſich das von ſelbſt. Aber ich möchte ſagen, auch w[illegible] dieſe Ruhe durch Kummer und betrübende Urſache, durch Sehnſucht, durch Stärke eines Gefühls in Schwanken ge- räth, iſt der Seelenzuſtand, wenn er auch augenblicklich ſüß ſein mag, doch nicht ſo ſchön, ſo erhebend, ſo der innerſten und höheren Beſtimmung, nach und nach, und ſo viel es dem Menſchen hier gegeben iſt, ſich in die Ruhe

und Unveränderlichkeit des Himmels einzuwiegen, angemessen. Alles Heftigere und Leidenschaftliche trägt mehr Irdisches an sich. Doch bin ich weit entfernt, darum selbst wahre Leidenschaft, wenn sie wirklich aus der Tiefe des Gemüths stammt und auf einen guten Zweck gerichtet ist, gewissermaßen zu verurtheilen. Was ich ausspreche, mag auch mehr eine Abendansicht des Lebens sein, und überhaupt war ich nie leidenschaftlich, und habe früh die Maxime gehabt, was davon die Natur in mich gelegt hatte, durch die Herrschaft des Willens zu besiegen, was mir auch, wenn auch mit Anstrengung, nicht mißlungen ist. Wie dem aber sei, so halte ich die Ruhe und die sie hervorbringende und aus ihr fließende Stimmung immer für wohlthätiger und beglückender als eine bewegtere, welcher Art sie sei, und da ich den innigsten Antheil an Ihnen und Ihrem Glück nehme, so reicht mir das hin, am liebsten diese Stimmung in Ihren Briefen ausgedrückt zu finden. — Sie erwähnen in Ihrem letzten Schreiben nicht, liebe Charlotte, ob Sie darauf denken, weiter an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ich hoffe es indeß. Jedoch wissen Sie einmal für allemal, wie ich darüber denke. Ich wünsche, daß Sie dieselbe fortsetzen und zu Ende führen, ich lese sie immer mit großem Interesse und lebhaftem Vergnügen, allein ich will Ihnen auch nicht lästig damit werden, wenn Sie überhaupt nicht, oder zu einer bestimmten Zeit nicht Freude hätten, sich damit zu beschäftigen. Daß ich, wie Sie sagen, den Briefwechsel mit Ihnen angefangen hätte, um Sie genauer kennen zu lernen, kann ich nicht sagen. Ich bin aber immer gern in die Vergangenheit zurück gegangen, und in der Erinnerung an Sie und meine Bekanntschaft mit Ihnen, und in meinem frühern Briefwechsel lag Grund des Wiederanknüpfens genug,

um keines andern zu bedürfen. Allein das iſt gewiß, daß durch Fortdauer deſſelben Stärke der Theilnahme und der Freude am wieder aufgenommenen Briefwechſel ſehr beſtätigt und erhöhet werden mußte durch die Offenheit, mit der Sie mir geſtatteten, in Ihr Inneres und in die Schickſale Ihres Lebens zu ſehen. Ich bin Ihnen immer auf das Aufrichtigſte und Lebhafteſte für die Art dankbar geweſen, mit der Sie es thaten, und gewiß können Sie, wie Sie danach erſcheinen müſſen, nur unendlich gewinnen. Von Ihnen und von jedem, der ſich der Reinheit ſeiner Geſinnungen und Gefühle bewußt iſt, verſteht ſich das von ſelbſt. Aber ich möchte auch allgemein behaupten, daß, wenn man das Gewebe von Empfindungen, Gedanken und Geſinnungen eines Menſchen ganz kennte, ſich viele Unebenheiten ausgleichen würden, und immer ſehr vieles, was man, einzeln und abgeſondert betrachtet, verurtheilt, oder doch mit Strenge mißbilligt, leicht tragen und ſelbſt entſchuldigen würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe, daß Sie die Cadet de Vaux'ſche Heilmethode gebraucht, ſetzen aber hinzu, daß Sie ſolche nicht ganz durchgeführt haben. Das glaube ich wohl, denn die Kur iſt, wie man verſichert und wie man es ſich auch von ſelbſt denken kann, entſetzlich angreifend, ſo daß es wohl nicht viel Leute giebt, die ſie ganz ausgebraucht haben. Sie meinen doch die Kur, die darin beſteht, daß man ſo lange, bis das Uebel vergeht, heißes Waſſer, ſo heiß, als man es ertragen kann, trinkt, und zwar in ſehr kurzen Zwiſchenräumen. Ich bitte Sie, ſchreiben Sie mir genau, wie Sie es gebraucht, wie viel, in welcher Zeit und Zwiſchenräumen Sie getrunken, und wie Sie ſich während des Trinkens befunden haben. Daß es Ihnen eine Zeitlang geholfen, nachher aber wieder das Uebel ſich erneuert hat, ſehe ich leider aus Ihrem Briefe. Ich

bin überzeugt, daß dieſe Kurart ungemein wirkſam iſt, und habe auch hier mehrere Beiſpiele erzählen hören, wo ſie hartnäckige Uebel ganz geheilt hat. Allein es läßt ſich darum doch nicht ſagen, daß ſie unbedingt jedem helfen wird.

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund iſt. Ob ich indeß dieſen Aberglauben nicht habe, iſt er ſehr alt und wohl unter den meiſten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine übele Ahndung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohlbekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Dieſem Aberglauben liegt indeß doch wohl eine tiefere Idee zum Grunde. Das Preiſen des Glücks, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte ſelbſt thut, iſt wohl überall als ein Ueberheben über den unſteten Gang der menſchlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demuth und Scheu Entgegenlaufendes, angeſehen worden. Daran hat ſich der Begriff geknüpft, daß dieſem Ueberheben die Strafe nachfolgt, an die ſich die häufige Erfahrung eines ſolchen Wechſels der Dinge geſellt hat. In furchtſamen, oder von ſolcher Scheu ſich zu überheben durchdrungenen Gemüthern hat das alſo ein Streben hervorgebracht, ſein Glück lieber zu verbergen, wenigſtens nicht laut werden zu laſſen, das Schickſal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit ſei, nun auch einen Wechſel eintreten zu laſſen. In Beziehung auf Andere hat ſich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemiſcht, man hat befürchtet, es ſei dies Anpreiſen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Abſicht, eine Umwandlung herbei zu führen. Dadurch iſt das Anpreiſen auch als ein Zaubermittel angeſehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des „Unberufen" herleiten. Vor geläuterten, auch religiöſen Ideen fällt das

alles über den Haufen. Wer ſein oder Anderer Glück aus reiner Freude daran, mit Dankbarkeit gegen den Urſprung deſſelben rühmt, iſt gewiß Gott wohlgefällig und ſetzt ſich dadurch, wenn dies nicht ſonſt in unerforſchliche Planen liegt, keiner Umwandlung als Strafe aus. Viel mehr iſt es eine ſchöne Empfindung fremdes Glück ohne Neid zu preiſen, und ſich des eigenen als einer unverdienten Gabe zu freuen.

Ich ſehe aus Ihrem Briefe, daß Sie heute einen Brief an mich werden abgehen laſſen; da ich dieſen aber erſt in drei Tagen erhalten kann, ſo denke ich mir, daß es Ihnen lieber iſt, daß ich den gegenwärtigen nicht, bis dieſer ankommt, aufhalte. Es wird mir angenehm ſein, wenn Sie mir etwas von Ihrem Geſchäft ſagen. Sie wiſſen, wie ich an allem Theil nehme, was Sie betrifft, alſo auch daran aufrichtig und herzlich, und wünſche ich, daß es recht im Detail ſei. Ich bitte Sie mir zunächſt den 28. Februar zu ſchreiben. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den Geſinnungen unveränderlicher Anhänglichkeit Die Ihrige. H.

Achtundfunfzigſter Brief.

Berlin, den 13. März 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 13. und 26. v. M. zur Beantwortung vor mir liegen. Sie können ſich kaum vorſtellen, wie viel Freude mir der ruhige und vertrauungsvolle Ton macht, der in beiden herrſcht, und der ein treuer Abdruck Ihrer Geſinnung und Seelenſtimmung iſt. Es hat mich auch ſehr gefreuet zu ſehen, daß es doch mit Ihrer Geſundheit leidlich zu gehen ſcheint. Es iſt ſehr viel, daß Ihnen die Cadet de Vaux'ſche Kur zum zweitenmal nicht nur möglich, ſondern ausführbar geworden iſt. Ich weiß Perſonen, denen das warme Waſſer ſo viel Erbrechen verurſacht hat, daß ſie das Trinken haben aufgeben müſſen. Andern hat es das Blut ſo zum Kopf getrieben, daß beinahe ein Schlagfluß zu fürchten geweſen iſt. Doch kenne ich auch hier Beiſpiele von Männern und Frauen, die ohne zu große Beſchwerde das Trinken haben, wie Sie, durchſetzen können, und die dann ganz geheilt worden ſind. Ich habe übrigens keinen beſondern Grund, nach dem Gebrauch, den Sie von dieſer Kur gemacht haben, zu fragen. Ich bat Sie nur, mir darüber zu ſchreiben, weil mich alles intereſſirt, was Sie und Ihre Geſundheit betrifft, und weil auch dieſe Heilmethode meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, da ſie ſo vielſeitig beſprochen worden iſt, und ich gleich eifrige Anhänger und Widerſacher derſelben gefunden habe. Es genügt mir daher auch dasjenige voll-

ständig, was in Ihrem Briefe darüber enthalten ist, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Bei Ihnen wirkt nun aber die einfache und regelmäßige Lebensart, die Sie führen, gewiß sehr zur leichteren Besiegung aller Krankheiten mit, und damit verbinden Sie eine Ausdauer, die man gewiß selten findet. Es ist unglaublich, wie viel es thut, wenn der ganze Körper in einer steten und immer ununterbrochen fortgesetzten Ordnung bleibt und von dem Wechsel der Eindrücke frei ist, der doch immer die körperlichen Funktionen mehr oder weniger stört. Durchgängige Mäßigkeit ist gewiß doch am Ende dasjenige, was den Körper am längsten erhält und am sichersten vor Krankheiten bewahrt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, tritt nur ein Uebermaß ein wofür ich Sie so gern sicher wüßte, das nämlich der Arbeit. Ich habe mit lebhafter Freude gesehen, daß Sie darauf bedacht sind, sich mehr Hülfe und eigne Ruhe zu verschaffen. Sie haben aber sehr recht und ich habe deutlich erkannt, daß auch der Theil der Arbeit, den Sie sich vorbehalten haben, noch über einzelne Kräfte ist. Wenn Sie durch dieselbe, wie Sie mir sagen, stets genöthigt sind, bis tief in die Nacht bis 1 — 2 Uhr zu arbeiten, und doch um 6 Uhr Morgens wieder auf zu sein, so ist das gewiß eine zu große Anstrengung. Ich bleibe zwar auch immer, bis auf wenige Ausnahmen, bis 1 Uhr Nachts auf, und jetzt, wo ich Ihnen schreibe, ist es nahe an Mitternacht. Aber ich bin es aus langer Zeit gewohnt, stehe auch Morgens vor 8 Uhr nicht auf, und suche vor dem Schlafengehen in den letzten Stunden nur leichte, nicht anstrengende Beschäftigungen. Gewöhnlich schreibe ich nur Briefe und besorge meine Geschäfte. Eigentliche wissenschaftliche, oder sonst anstrengende Arbeit behalte ich mir immer für den Tag, meistentheils für den Morgen vor. Die ganze Schilderung,

die Sie mir von Ihrer ſchönen, und unter den Verhältniſſen, die eine entſchiedene Wahl verlangten, wohl gewählten Arbeit und dem Ertrag derſelben machen, hat mich mit dem größten Intereſſe erfüllt. Es iſt wirklich bewundernswürdig zu ſehen, daß, wie Sie es auf dem kleinen Blättchen mir zur Ueberſicht zuſammengeſtellt haben, vom Jahre 1820 bis 25, alſo in 6 Jahren, Ihre Einnahme verdreifacht iſt. Es macht nicht nur Ihrer Ausdauer und Thätigkeit, ſondern auch Ihrem Talent und Geſchmack die größte Ehre. Das, was Sie aber jetzt erſtreben müſſen, iſt, daß Sie ſelbſt nicht mehr mit zu arbeiten brauchen, ſondern ſich auf die Anordnung und Aufſicht beſchränken können, ſonſt laufen Sie doch Gefahr, an Geſundheit und Erwerb zugleich zu leiden. Ich bitte Sie recht ſehr, dieſen Punkt zum Hauptgegenſtand Ihres aufmerkſamen Nachdenkens zu machen.

Es iſt ſehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie meine Briefe des letzten Jahres wieder der Reihe nach durchgeleſen haben. Es thut mir aber leid, daß Sie bei denen verweilt haben, die Ihnen mißfällig waren. Das war ohne Nutzen. Es war ein reines Mißverſtehen, das wir Beide können ganz ruhen laſſen. Wichtiger und nach Ihren Geſinnungen für mich beruhigend muß es Ihnen ſein, daß ſich in mir gegen Sie nichts von dem, was vorher war, geändert hat, daß ſich nichts ändern wird, daß Sie meiner lebhafteſten Theilnahme und Anhänglichkeit immer gewiß ſind. Ohne Ihnen dies als einen Vorwurf zu ſagen, iſt es doch gewiß, und ich ſehe es aus Ihren Briefen durchſcheinen, daß Sie ſich noch immer manchmal Sorge und Kummer deshalb ohne Urſache machen, das thut mir leid, ob ich die Geſinnung zu ehren weiß, da es die ſtille Heiterkeit hindert, die Sie doch jetzt haben könnten. Auf mich,

meinen Antheil, meine Bereitwilligkeit Ihnen zu helfen, können Sie rechnen und ſicher rechnen, da in meinem Alter unmöglich mehr etwas Leidenſchaftliches, was immer unſicher iſt, liegen kann, und in meinem Charakter nichts Launenhaftes liegt, noch je gelegen hat. Wie ich gegen Sie bin, ſo bleibe ich. Auch ſehe ich mit Rührung, daß Ihr Kummer noch immer zuweilen der iſt, mir vielleicht in Ihren Aeußerungen mißfällig geweſen zu ſein. Nichts davon liegt in meiner Ihnen in der innigſten Theilnahme zugewendeten Seele. Wollen Sie mir aber einen Beweis geben, daß Sie mir gern einen Gefallen erzeigen, ſo laſſen Sie dieſe Sache ruhen und erwähnen derſelben nicht wieder. Sie können mir auch offen alles ſagen, ich nehme am Kleinſten wie am Größten Theil, und werde Ihnen immer mit Ruhe, Vernunft und herzlicher Theilnahme in allen Dingen rathen, ſie mit Ihnen prüfen und Ihre innere Zufriedenheit, wie Ihr äußeres Wohlſein nach meinen Kräften befördern. In unſerm Briefwechſel thue ich es mit Fleiß daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickel- und ausſpreche, ob beide übereinſtimmen oder nicht. Es iſt das der Hauptvorzug eines Briefwechſels, der keinen äußern Gegenſtand betrifft, ſondern nur Mittheilung von Gedanken und innern Stimmungen enthält. Aber ich habe darum gar nicht die Anmaßung, daß ich gerade immer Recht habe, und ſelbſt wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden ſollen; vielmehr iſt mir jeder Widerſpruch immer erwünſcht. So, liebe Charlotte, ſehen Sie mein Verhältniß zu Ihnen an, und gewinnen und bewahren Sie ungeſtörtes Vertrauen, Zufriedenheit und Heiterkeit, verbunden mit der Ruhe, die jedem Alter, vorzüglich aber, wie ich an mir ſelbſt fühle, dem höheren ſo wohlthätig iſt.

Ich muß in Geſchäften auf einige Wochen, ich weiß nicht wie lange, nach Schleſien reiſen. Ich bitte Sie mir den 26. d. M. zu ſchreiben, unter der gewöhnlichen Adreſſe nach Ottmachau bei Neiße in Ober-Schleſien. Abzugeben an Hrn. A. M. Leben Sie herzlich wohl. Mit den liebevollſten Geſinnungen der Ihrige H.

Neunundfunfzigſter Brief.

Ottmachau, den 10. April 1826.

Ich bin heute hier angekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vorgefunden, der hier gewiß ſchon lange gelegen hat. Denn obgleich ich den 29. März aus Berlin abgereiſt bin, ſo habe ich mich, ehe ich hierher kam, an mehreren Orten aufgehalten. Zuletzt war ich acht Tage lang bei einer Verwandtin, die noch eine Geſpielin meiner Kindheit iſt, und als Wittwe mit ihren zwei Söhnen, davon einer verheirathet iſt, ein großes Schloß im Gebirge bewohnt. Es iſt ein angenehmer Ort, durch die Natur und die Bewohner, und ich bin ſehr angenehm dort geweſen. Das Wetter war allerdings, wie auch Sie von Ihrer Gegend ſagen, rauh und naß, aber die letzten drei Tage auch ſo ſchön, daß heute eine ordentliche Sommerwärme war. Ich fuhr ſchon um 5 Uhr aus, und als ich aus dem tiefen Thal, wo das Schloß meiner Verwandtin liegt, langſam hinauf fuhr, ſah man die Strahlen der Sonne immer heller, bis ſie endlich ganz da ſtand, und die ſehr ſchöne Gegend ſo überglänzte, daß man die Ränder der fernſten Bergſpitzen ſah. Allein heute Abend iſt alles bewölkt; eine ſo große Wärme kann ſich in dieſer Jahrszeit nicht halten. Ich bin dieſen ganzen letzten Winter nicht oft, ja vielmehr höchſt ſelten, kaum ein Paar Tage auf dem Lande geweſen, und ſo iſt es mir ganz neu, jetzt auf einmal ganz allein in tiefer Einſamkeit zu ſein. Denn ich habe niemand von meiner Familie mitgenommen, und wohne mit einem Be-

dienten, der aber weit von mir ist, ganz allein im Hause. Es ist eine Grabesruhe. Mir mißfällt die indeß niemals, vielmehr sagt sie meinen innersten Neigungen und Empfindungen zu, und ich bleibe dann noch lieber bis spät in die Nacht auf, gleichsam als wollte ich die Einsamkeit des Orts noch durch die Einsamkeit der Nacht vermehren.

Den jungen Rosen kenne ich recht gut und liebe ihn sehr, er ist liebenswürdig, fleißig und talentvoll zugleich, und wirklich schon jetzt ein gelehrter junger Mensch. Er wird einmal sehr viel leisten. Es würde mir recht angenehm gewesen sein, wenn er Ihren Neffen zu mir gebracht hätte. Ich habe es immer zum Grundsatz gehabt, daß man in jedem Alter und jeder Lage sehr zugänglich sein muß, und ich weise auch Unbekannte nie zurück. Man hat gegenseitig Vortheile davon, ein lebender Mensch ist immer ein Punkt, an den sich wieder anderes anschließt, und wo man nicht berechnen kann, wo und wie es sich wieder zu etwas Erfreulichem gestaltet. Leute aber, die sich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, haben immer, auch wenn sie im Anfange ihrer Laufbahn sind, ein höheres Interesse als andere, und man geht mit ihnen leicht auch in Dinge ein, die einem nach seiner eigenen Lebensweise und Bildung fremd sind. Denn am Ende hängt doch, wäre es auch nur in den höchsten und allgemeinsten Punkten alles, was mit Ideen ausgemessen werden kann, zusammen, und die Berührung mit Personen verschiedenartiger Ausbildung, wenn diese nur irgend einen bedeutenderen Grad erreicht hat, wirkt vorzugsweise belebend auf den Geist und verhindert die Einseitigkeit, der man sonst selten, und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit Menschen aller Stände gemischt hat und reich an wechselnden Erfahrungen gewesen ist.

Sie haben Unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie ſa
daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichſam
billigenden Ton annehme. Meinem Gefühle nach iſt
nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinu
theile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen
mein letzter Brief bewieſen, wo ich ganz verſchiedener
nung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß
Ihre Anſichten und Ideen prüfe. Oefterer freilich ko
es vor, daß ich wirklich auch ſelbſt, und gänzlich nach
ner Prüfung, mit Ihren Meinungen übereinſtimme,
dann ſage ich es allerdings gern und weiche der Ueber
ſtimmung beſonders, weil ich mir nicht nur denke, ſon
es auch weiß, daß ſie Ihnen Freude macht. So iſt e
dem, was den Gehalt Ihrer Meinungen, Empfindu
und Wünſche betrifft. Die Form iſt wenigſtens gewiß
allem Zwange der Höflichkeit frei, von aller Abſichtlich
aber der Wunſch kleidet ſich in Bitte, und der Widerſpr
wo er eintritt, ſchleift wenigſtens das ab, was er Schr
und Eckiges haben könnte. Das alles iſt natürlich in ei
Verhältniß, deſſen Grundlage Gleichheit der Perſönlich
iſt. Der wahre, aufrichtige und herzliche Antheil, den
liebſte Charlotte, an Ihnen und Ihren Schickſalen neh
bürgt ſchon dafür, daß dieſe Herzlichkeit ſich auch im A
druck wiedergiebt, und die Kälte vermieden wird, we
eine gewiſſe Höflichkeit allerdings mit ſich führt. D
Kälte iſt mir, wenn nicht das Verhältniß zu den ganz
abſolut gleichgültigen gehört, in der Seele verhaßt, und
verſtatte ihr nur in Geſchäften und im alltäglichſten
ſellſchaftsleben Raum. Außer dieſen Sphären, die es au
dem gut iſt, ſo fern es immer gehen mag, zu halten, d
ich dieſe Kälte, die noch dazu immer mit Leerheit verb
den iſt, gewiß nicht. Aber in der Art der Höflichkeit,

gerade dem Vertrauungsvollen und Herzlichen nichts nimmt, gehe ich allerdings vielleicht weiter als Andre. Das ist mir angeboren, und wenn mich jemand mit meinen Töchtern sähe, würde er, außer am Du nennen, auch nicht gleich merken, daß ich der Vater wäre. Ich meine es darum nicht weniger vertrauungsvoll, habe auch keine Grundsätze darüber, aber wüßte es kaum anders zu machen.

Ich will hier schließen. Für Ihr nächstes Schreiben weiß ich Ihnen leider in diesem Augenblicke keine bestimmte Adresse zu geben. Hier bleibe ich zu kurz, um noch einen Brief zu empfangen; es thut mir sehr leid, daß ich diesmal länger Ihre Briefe entbehren werde. Ich bitte Sie mir zu schreiben, aber erst den Brief abzuschicken, wenn ich Ihnen wieder schreibe. Dies geschieht unmittelbar nach meiner Ankunft in Berlin, oder auch früher, wenn ich meine Ankunft sicher berechnen kann.

Mit den Gesinnungen der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige H.

Sechzigſter Brief.

Glogau, den 9. Mai 1826.

Meine Reiſe, liebe Charlotte, hat ſich über meine Erwa
tung verzögert, ich bin aber nun auf der Rückreiſe na
Berlin, und ſchreibe Ihnen von hier, da ich früher, als i
dachte hier angekommen bin, und doch nicht weiter reiſ
mag, ſondern hier übernachten will. Es iſt ſehr lange he
daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe. Es w
mir, ſo ſehr leid es mir that, unmöglich Ihnen einen O
anzugeben, wo mich Ihre Briefe mit Gewißheit gefund
hätten. Mein Aufenthalt war wechſelnd, und obgleich i
vierzehn Tage in Ottmachau war, ſah ich auch das nic
voraus, ſondern meine Geſchäfte zogen ſich nur ſo vo
einem Tage zum andern hin. Jetzt bitte ich Sie, lie
Charlotte, mir den 23. dieſes Monats zu ſchreiben, d
trifft mich der Brief gewiß in Berlin, wohin Sie wie g
wöhnlich adreſſiren. Ich hoffe, daß alsdann nicht wied
eine ſolche Unterbrechung unſeres Briefwechſels ſtatt finde
ſoll, da ich immer ſehr ungern Ihre Briefe und Nachric
ten entbehre. Ich fürchte, daß Ihnen das kalte und un
freundliche Wetter Uebelbefinden zugezogen hat. Es wa
hier wenigſtens — ich meine in Schleſien — ſehr rauh un
gar nicht der Jahreszeit gemäß. Aus Berlin höre ich die
ſelben Klagen, aber ſeit drei, vier Tagen hat es ſich ge
ändert, und heute war ein warmer, ſchöner Sonnenſchein
der mich von früh bis Abend im Fahren begleitet hat

Himmel und Erde boten einen sonderbaren Contrast dar. Die Luft war ruhig, der Himmel blau, nur mit leichten Wolken hie und da bedeckt, die Sonne selten, nur auf Augenblicke versteckt. Dagegen hatte die Erde keinen so friedlichen Anblick. Ich mußte auf einer Fähre über die Oder gehen, und mein Weg führte mich auch stundenlang an dem Ufer des Stromes hin, den ich erst hier verlassen habe. Vorgestern und gestern war der Fluß ungewöhnlich gestiegen, große Felder waren überschwemmt, Dörfer wurden ausgeräumt, die Menschen waren überall in Bewegung, der Flut zu wehren, die Dämme zu erhöhen und Vorkehrungen aller Art zu treffen. Menschen konnte nicht leicht ein Unglück begegnen, da die weite Wasserfläche, außer in der Strömung selbst, ruhig und still war. Es sah wunderbar aus, wie das Gebüsch aus dem Wasser hervorblickte. Seit dem Jahr 1813 hat man keine so große Flut hier gehabt. Die unfreundliche kalte Jahreszeit hat vermuthlich den Schnee in den hohen Gebirgen vermehrt und die Wärme einiger darauf folgenden Tage zu schnellem Schmelzen gebracht. So erklärt man sich wenigstens hier das schnelle unbegreifliche Anschwellen des Wassers. Die Zeitungen erwähnen diese Ueberschwemmungen gewiß, und Sie werden darin davon lesen. Es ist aber wohl möglich, fällt mir ein, wie ich dies schreibe, daß Sie, liebe Charlotte, keine Zeitungen lesen. Ich würde dies wenigstens sehr begreiflich finden, schon wenn ich Sie nach mir beurtheile. Ich habe wirklich seit dem 29. März, wo ich Berlin verließ, keine Zeitung angesehen, wenn ich ein paar Blätter ausnehme, die mir zufällig in die Hand gefallen sind. Mein Leben kann innerlich und äußerlich recht gut fortgehen, ohne daß ich in Berührung mit dem bin, was man Weltbegebenheiten nennt. Wenn die wirklich großen

ſich ereignen, und die Kunde davon gewiß iſt, erfährt man es, ohne die Zeitungen zu leſen, und alle kleinen aufzuſammeln, oder die großen von ihrem Entſtehen an zu verfolgen, oder dem Schwanken der Nachrichten über ſie Monate lang nach zu gehen, hat kein erhebliches Intereſſe für mich und ermüdet bald meine Geduld. Auch in den Weltbegebenheiten und den Ereigniſſen, die ganze Staaten erleben, bleibt doch immer das eigentlich Wichtige dasjenige, was ſich auf die Thätigkeit, den Geiſt und die Empfindung Einzelner bezieht. Der Menſch iſt einmal überall der Mittelpunkt und jeder Menſch bleibt doch am Ende allein, ſo daß nur, was in ihm war und aus ihm ausgeht, auf ihn Wichtigkeit ausübt. Wie der Menſch im Leben auf Erden mitempfindend, wirkſam, theilnehmend, immer ſich geſellig entwickelnd iſt, ſo macht er den größeren Weg, der über die Grenzen der Irdiſchkeit hinaus reicht, doch allein, und keiner kann ihn da begleiten, wenn auch freilich in allen Menſchen die Ahndung liegt jenſeits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen ſind, und die um ſich zu verſammeln, die nach uns übrig bleiben. Kein gefühlvoller Menſch kann dieſer Ahndung, ja dieſes ſichern Glaubens entbehren, ohne einen großen Theil ſeines Glückes und gerade den edelſten und reinſten, aufzugeben, und auch die heilige Schrift rechtfertigt ihn. Ja, man kann ihn in einigen Schriftſtellen als eine ausgemachte und zu den troſtreichen Lehren des Chriſtenthums weſentlich gehörende Wahrheit aufgeſtellt finden. Allein, das ändert in dem, was ich erſt ſagte, nichts ab. Ich meinte nämlich, daß hier auf Erden alles, was ſich auf andere, und im Ganzen auf künſtlich eingerichtete Inſtitute bezieht, doch nur in ſofern dem Menſchen wahren Gewinn bringt, als es in den Einzelnen eingeht. Alles Erhöhen der Bildung, alles

Verbeſſern der Dinge und der Einrichtungen auf Erden, alle Vervollkommnung der Staaten und der ganzen Welt ſelbſt beſteht nur in der Idee, inſofern es ſich nicht im einzelnen Menſchen ausſpricht, und darum nehme ich in allen, auch den größten Weltbegebenheiten immer den Einzelnen, ſeine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln heraus. Die Allgemeinheit der Begebenheit macht nur, daß ſie zugleich auf Viele ſo wirkt, oder durch ein ſolches Wirken Vieler entſteht, und die Größe der Begebenheit, daß ſie außerordentliche und ungewöhnliche Kräfte in Bewegung ſetzt oder zu Urhebern hat. Dadurch verknüpft ſich denn auch das Privatleben mit dem öffentlichen. Was man in dieſem an dem einzelnen Menſchen bemerkt, findet ſich auch, nur anders, durch andere Triebfedern in Bewegung geſetzt, zu andern Handlungen anregend, in jenen. Es iſt nur der Schauplatz, der ſich ändert, das Schauſpiel, der Gegenſtand, an dem man ſich erfreuet, iſt derſelbe. Sieht man ſo die öffentlichen Ereigniſſe an, ſo gewinnen ſie, wenigſtens in meinen Augen, ein höheres und lebendigeres Intereſſe. So aber können die Zeitungen ſie eigentlich gar nicht, oder nur höchſt ſelten liefern. Bei dem, was ich vorher bei dem Wiederfinden nach dem Tode ſagte, fällt mir ein rührender Vers ein, den ich vor einigen Tagen beim Spazierengehen auf einem Dorfkirchhofe fand. Eine Frau, die Mutter und Großmutter geweſen war, war mit ihren Kindern und Enkeln redend und für ſie betend eingeführt, und das Gebet ſchloß mit den Worten: „Behüte ſie, Gott, vor Ungemach, und bringe ſie mir ſtille nach!“ Dieſer Ausdruck hat etwas ungemein Naives und Ergreifendes. Ich vermuthe, daß die beiden Verſe ſchon in ältern Geſangbüchern vorkommen, die in der Regel ſchönere und kräftigere Lieder, als die neueren haben, und ſo ſind ſie

Ihnen vielleicht bekannt. Ich habe eine eigne Neigung zu Kirchhöfen, und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu beſuchen. Vor allem liebe ich ſie, wenn ſie mit großen und alten Bäumen bepflanzt ſind, auch nur eine oder der andere ſolcher Bäume darauf ſteht. Das grünende Leben verbindet ſich ſo ſchön mit den ſchlummernden Todten. Die ſchönſten Kirchhöfe ſah ich in dieſer Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der ſchönſten, größten und kräftigſten Linden. Ich brachte einen Theil des Jahres 1809 in Königsberg zu, und verſäumte nicht leicht einen ſchönen Sommernachmittag, an einem dieſer Kirchhöfe herumzugehen. In Rom liegt der der Fremden, die nicht katholiſch ſind, auch ſehr ſchön, und hat auch eine antike Pyramide, auch ein Grabmal, die zufällig da ſtehen.

Wenn ich nach Berlin komme, bleibe ich nur kurze Zeit da, und gehe dann nach Tegel, theils weil ich den Ort liebe und von dem umgeben bin, was ich liebe, theils der ungeſtörten Ruhe wegen, in der ich dort wieder arbeiten kann. Auf der Reiſe und bei wechſelndem Aufenthalt thut man immer wenig, und hat nur eine ſolche Geſchäftigkeit, bei der man für den Geiſt eigentlich immer untheätig iſt.

Leben Sie wohl, liebe Charlotte, mit herzlicher Theilnahme und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige

H.

Einundſechzigſter Brief.

Berlin.

Ich bin ſehr wohl, aber unendlich beſchäftigt, da ich Arbeiten, die ich ſchon ſeit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die nächſten Jahre einen regelmäßigen Plan darüber gemacht, und werde ihnen jetzt, wie ich es ſeit einigen Wochen thue, alle meine freie Zeit widmen.

Die Witterung iſt ſo ſchön, wie ſie ſelten bei uns, in unſerm nördlichen Klima iſt; man fühlt ſich dann geiſtig wie körperlich heiter, und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geiſtigen Beſchäftigungen. Es iſt gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der ſüdlicheren Himmelsſtriche, ſich einer größeren Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In anderer Hinſicht iſt dieſe Gleichheit der Natur wieder freudenloſer und vielleicht gar in geiſtiger Hinſicht nachtheilig. Die Ankunft des Frühlings iſt keine ſolche reine und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter gar nicht ſo unähnlich iſt. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigſtens für ſehr wahr halte, daß jede leidenſchaftliche oder doch tiefere Empfindung ihren urſprünglichen Grund in Eindrücken der äußeren großen Natur, auch ohne daß wir es ſelbſt im Einzelnen bemerken, hat, ſo kann es einen wohl bedünken, daß die Sehnſucht gar nicht ſo in der Seele und

dem Gemüthe südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne, wie unter uns, wo seit unserer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpfverschließenden Starrheit des Winters nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsern Dichtern alles mehr in contrastirenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen aufgetragen wird, daß vieles freilich düsterer, finsterer ist aber auch alles tiefer, ergreifender, und bei jeder noch kleinen Veranlassung mehr aus dem Licht der äußeren Natur in das Dunkel und in die Einsamkeit des innern Gemüths zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Glut flammt hat hier eine andere Art des Feuers, ein mehr innerliches geheim kochendes und langsam verzehrendes. Diese Empfindung, diese Sehnsucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diesen wenig Reize darbietenden Himmelsstrichen auf jene immer wie auf ein Paradies hinblicken, das uns wenigstens auf längeren und beständigen Wohnsitz, versagt ist. Das bringt in allen, hauptsächlich mit geistigen Dingen beschäftigten Menschen eine zweite große Sehnsucht hervor, die nur wenigen fremd ist. Denn wer sich hier auch noch so wohl fühlt und auch nie einen andern Himmelsstrich gesehen hat, kann doch nicht anders, als empfinden, daß es schönere giebt, und in jeder Art von der Natur reicher begabte. Es kann damit immerhin verbunden sein, daß er doch nicht seinen Aufenthalt mit einer Reise vertauschen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entschädigung finden, allein darum ist das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zu

Theil geworden ist, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnsucht, wenigstens auf Augenblicke, nicht getrennt sein. Auch ist sie in allen deutschen und englischen Dichtern, und spricht sich gleich aus, wie der Zusammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringeren vergleichen dürfte, eine Aehnlichkeit mit der Sehnsucht nach einem mehr von sinnlichen Schranken befreiten Dasein, die in jeder höher gestimmten Seele wirklich vorhanden ist, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlassen wünscht.

Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten sein. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistentheils gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zusammen ziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich. Ich erinnere mich früher zwei Frauen gekannt zu haben, die mit allen Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen schwer wurde ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das mindeste an Interesse eingebüßt hatten. —

Sie berühren mit Widerwillen manche Laster in gewissen Beziehungen und Folgen, und wollen meine Ansichten darüber. Ich gestehe, daß ich die Ansicht nicht liebe und nicht sonderlich billigen kann, wo man die Sittlich-

keit ſo in einzelne Tugenden zerlegt, welche man einze
Laſtern gegenüber ſtellt. Es ſcheint mir eine durchaus
kehrte und falſche. Ich wüßte nicht zu ſagen, wer unter
Hoffärtigen, Geizigen, Verſchwenderiſchen, Wollüſtigen
der am meiſten Verhaßte ſei. Es kann es nach Umſtä
jeder ſein; denn es kommt auf die Art an, wie es jede
Ich gehe in meiner Beurtheilung der Menſchen gar
darauf, ſondern auf die Geſinnung, als den Grund aller
danken, Vorſätze und Handlungen, und auf die geſa
Geiſtes- und Gemüthsſtimmung. Wie dieſe pflichtm
oder pflichtwidrig, edel oder unedel iſt, das allein ent
det bei mir. Haben zwei oder drei Menſchen in demſe
Grade eine unedle, ſelbſtſüchtige, gemeine Gemüthsart
iſt es mir ſehr einerlei, in welchem Laſter ſich dieſe äu
Das eine oder andere kann ſchädlicher oder unbequemer
aber alle dieſe Untugenden ſind dann gleich ſchlecht und
bärmlich. Und eben ſo iſt es mit den Tugenden. Es k
Einer gar keine Unſittlichkeit begehen, manche Tu
üben, und dagegen ein Anderer z. B. durch Stolz
Heftigkeit oder ſonſt fehlen, und ich würde doch, wenn
Letztere, was ſehr gut möglich iſt, eine höhere und e
Geſinnung hegt, ihn vorziehen. In der Geſinnung
kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach
aus welcher man gut iſt, und auf die Willensſtärke, d
die man dieſe Idee gegen die Freiheit oder Leidenſc
lichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen
ſchen ſind die, die nichts über ſich vermögen, nicht kön
was ſie wollen, und die, welche ſelbſt indem ſie tugendhaft
niedrige Motive haben, Rückſichten auf Glück und Zu
denheit, Furcht vor Gewiſſensbiſſen, oder gar vor künf
Strafen. Es iſt recht gut und nützlich, wenn die
ſchen auch nur aus dieſen Gründen nicht ſündigen,

wer auf Gesinnung und Seelenzustand sieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbst erkanntes und empfundenes Gesetz aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur diese Motive beweisen, daß wirklich die Gesinnung selbst groß und edel ist, und nur sie wirken auch wieder auf die Gesinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemüthern immer der Fall ist, die Religion dazu, so kann auch sie auf zweierlei Art wirken. Die Religion kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott selbst nur in Rücksicht auf sich dient, um wieder dafür Schutz, Hülfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichsam von ihm zu fordern, daß er sich um jedes einzelne Lebensschicksal kümmern soll, der macht doch wieder sich zum Mittelpunkt des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes so mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüth aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung.

Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, antheilvoller Anhänglichkeit, der Ihrige H.

Zweiundſechzigſter Brief.

Tegel, den 10. September 1826.

Ich habe, liebſte Charlotte, Ihre Briefe, nebſt dem m Ungeduld erwarteten neuen Heft Ihrer Lebensgeſchichte em pfangen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es ſin allerdings wenige Blätter, Sie umfaſſen einen kurzen abe inhaltreichen Zeitraum, aber ich habe ſie nicht nur mi großem Intereſſe, ſondern mit inniger Theilnahme geleſen.

Sie hatten mir ſchon einmal geſagt, daß, als ich Sie in Pyrmont kennen lernte, Sie eigentlich ſchon verſprochen waren, nur noch nicht öffentlich. Es fiel mir damals ſehr auf. Ich hatte, wie wir uns ſahen, keine Ahndung da von. Die Art, wie dieſe Verbindung ſich anknüpfte, ha etwas ganz Eigenes und Sonderbares. — Allein, was ma in ſolchen Fällen auch denken und ſagen mag, es ſchei allerdings, wie Sie ſehr richtig bemerken, ein ewiges Ve hängniß im Zuſammenhang zu walten, worin niema dem Schickſal entgehen kann, was ihn für ſeine höhe Beſtimmung entwickeln ſoll, worauf es doch eigentlich a kommt. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es nicht der bar iſt, daß die Vorſehung das, was wir Glück und U glück nennen, einer Berückſichtigung würdige. So troſtl das auf den erſten Blick ſcheint, ſo erhebend iſt es z gleich, einer höheren Ausbildung werth gehalten zu we den. Es iſt in ſolchen Schickſalen, wie das Ihrige w und ſehr früh begann, ein wunderbarer Zuſammenhan

wenn man nicht von Andern geſtoßen und getrieben
wenn man nicht einmal ſich ſelbſt recht deutlich ma-
kann, was einen innerlich ſtößt und treibt, nähert
ſich doch einem Ziele, oder zieht eine Fügung über
eran, von der man beinahe das Gefühl hat, es ſei
, man ſtieße ſie zurück. Wirklich haben Sie auch we-
gethan, ſich in das Schickſal, das ſich für Sie be-
, zu verwickeln, als Sie nur ſich haben aus Liebe
rer Freundin gehen laſſen, und nicht entgegen gear-

Es iſt ungemein häufig der Fall, daß Verbindun-
hne alle Neigung, ja ſelbſt gegen die Neigung, aus
nd Gründen, mit Empfindungen eingegangen wer-
die man oft gar nicht in ſich tadeln kann, die aber
bei einem ſolchen Schritte nicht leitende ſein ſollten.
ir und nach meiner Weiſe kann ich mir das zwar
begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmög-
weſen, auch nur den Gedanken einer ſolchen Verbin-
zu faſſen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung
mpfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich
de, die einzige ſei, mit der ich ein ſolches Band ein-
könnte. Der Gedanke der Ehe, ſelbſt auf eine recht
nd verträgliche Weiſe mit gegenſeitiger Achtung und
bſchaft geſchloſſen, aber ohne das tiefe und das ganze
ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt,
nir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Na-
tgegen geweſen, ſie auf eine ſolche Weiſe zu ſchlie-

Es iſt zwar wahr, daß die ſo, wie ich es da von
age, geſchloſſenen Ehen die einzigen ſind, in welchen
mpfindungen bis zum Grabe im gleichen Grade, nur
Modifikationen, welche Jahre und Umſtände her-
ren, dieſelben bleiben. Es iſt indeß doch recht gut,
ieſe Art die Sache anzuſehen, nicht die allgemeine

ist, da sonst wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen so viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig geschlossen werden, so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt. In Ihrem Fall war es offenbar das Gefühl für Ihre Freundin, das Sie leitete, und das war allerdings ein edles und aus dem besten und reinsten im menschlichen Herzen sprießendes. Gerade das aber zeigt sich recht oft, daß die besten, edelsten, aufopferndsten Gefühle gerade die sind, die in unglückliche Schicksale führen. Es ist, als würde durch eine höhere und weise Führung die äußeren Geschicke absichtlich in Zwiespalt mit den inneren Empfindungen gebracht, damit gerade die letzteren einen höheren Werth erlangen, in höherer Reinheit glänzen, und dem, der sie hegt, eben durch Entbehrung und Leiden theurer werden sollten. So wohlthätig die Vorsehung waltet, so kommt es ihr nicht immer und durchaus auf das Glück der Menschen an. Sie hat immer höhere Zwecke, und wirkt gewiß vorzugsweise auf die innere Empfindung und Gesinnung *).

Die Geschichte der geisterartigen Warnung ist sehr sonderbar — sie wurde Ihnen in dem Moment, wie Sie zuerst bestimmt Ihre Zustimmung zu einer Verbindung niederschrieben, die Sie in unendliche Leiden verwickelte. Noch sonderbarer, da sie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter war **).

Daß Sie wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht abzuleugnen. Es ist auch eben so sicher, daß kein sterbli

*) Das Folgende müßte, als ganz unverständlich außer dem Zusammenhange, wegbleiben, allein die dadurch veranlaßten Folgerungen sind zu schön, um sie auszuscheiden. A. d. H.

**) Diese starb genau acht Tage darauf, in demselben Moment, wo die warnende Stimme sich hatte vernehmen lassen.

cher Menſch Sie gerufen hat in der totalen, abgeſchiedenen Einſamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In Sich haben Sie die Stimme gehört, wenn Sie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen ſchien, und in Ihnen iſt die Stimme erſchallt. Es giebt gewiß Viele, die das nur als eine Selbſttäuſchung erklären würden, die denken, daß der Menſch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdiſchen mit dem Geiſterreich, bloß durch die innere Bewegung, die in ſeinem Gemüth, ſeiner Einbildung, ſeinem Blut ſelbſt waltet, ſo etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es ſo ſein kann, bisweilen ſo iſt, möchte ich nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders ſein kann, und bei gewiſſen Menſchen unter gewiſſen Umſtänden anders geweſen iſt. Sie ſagen: Ihrer Seele habe ſich in ſpäterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in ſeiner Theorie der Geiſterkunde (ich habe ſie nicht geleſen) aufſtelle, daß die uns Vorangegangenen, heller ſehenden, mit Liebe uns umgebenden, uns oft gern ſchützenden, warnend uns erkennbar zu werden ſuchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereigniſſe knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß ſie ſich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geiſtige Zuſtand von den äußern Sinnen ſich befinde. In dieſem entbundenen Zuſtand, worin ſich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung geweſen zu ſein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rückſichten hinaus Ihre Entſchließungen nieder geſchrieben haben. Dieſe Ihre Bemerkuugen ſind tief gedacht und empfunden. Es giebt unleugbar ein ſtilles, geheimnißvolles, mit irdiſchen Sinnen nicht zu faſſendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahn-

den, umgiebt, und warum ſollte da nicht auf Augenblicke der Schleier reißen und das vernommen werden können, wozu in dieſem Leben keine vernehmbare Spur führt? Sie wurden hier in dem Augenblicke gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten Gedanken niederſchreiben wollten, einen Federzug thun, der Ihr Leben in vielfach und unglückſelige Verwickelung ziehen ſollte, Sie wurden mit der Stimme gewarnt, die bald nicht mehr ſein ſollte, und es wurde, wie Sie bemerken, um ſicherer Sie zum Nachdenken zu führen, der Moment bedeutend bezeichnet, da Ihre Mutter gerade in demſelben Moment acht Tage nachher ſtarb. Das war offenbar nicht von dieſer Welt. Es war eines der Zeichen, die ſelten, aber doch bisweilen kund werden, von dem, was eine im Leben unüberſteigbare Kluft von uns trennt. Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie dies nicht übergangen haben.

Es iſt unverkennbar, ſichtbar und begreiflich, daß Sie ſich zu ſehr angeſtrengt haben, um der übernommenen Beſtellung zu genügen. Ob ich Ihre Ausdauer ſehr hoch ehre, thut es mir zugleich leid, ſchonen Sie ſich, ich bitte Sie. Ich würde gern dazu beitragen. Ich möchte Sie einer größeren Muße theilhaftig wiſſen, woran Sie von allen Seiten Anſpruch haben — ich fürchte immer, Sie werden eine größere Ausdehnung Ihres Unternehmens nicht durchführen können, es gehört dazu mehr merkantiliſcher Geiſt, und jüngere Kräfte und Jahre. Es iſt gewiß beſſer in dem beſchränkten Wirkungskreis, wie bisher, zu bleiben. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu ſchreiben. Für heute Adieu liebſte Charlotte. Mit unwandelbarem Antheil und Anhänglichkeit, der Ihrige

H

Dreiundſechzigſter Brief.

Tegel, im October 1826.

Ihr ausführlicher Brief vom 16. September iſt ſchon mehrere Tage in meinen Händen. Er hat mir ſehr viel Freude gemacht, und es iſt mir ſehr angenehm geweſen, daraus zu erſehen, daß der meinige Ihnen Stoff zu regem Nachdenken und zu tröſtenden, erhebenden und heitern Empfindungen gegeben hat. Ich ſelbſt lebe wenig oder gar nicht in äußeren Dingen, es begegnet mir, außer in wiſſenſchaftlichen Dingen, die eigentlich ausſchließlich meine Thätigkeit in Anſpruch nehmen, ſelten etwas von Andern, woraus ich etwas für mich zu nehmen wüßte. So entſteht, was ich von Grundſätzen, Maximen und Lebensanſichten in mir trage, im genaueſten Verſtande aus mir, und ſo begreife ich, daß wie Sie von einigen in meinem letzten Brief enthaltenen Ideen ſagen, Andern in meiner Vorſtellungsweiſe manches neu ſein kann. Es iſt darin durchaus kein Verdienſt einer höhern oder tieferen Anſicht, es entſpringt nur aus der Abgeſchloſſenheit, in der ich, wie ich im buchſtäblichen Verſtande ſagen kann, außer wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, bloß mit mir ſelbſt lebe, und bloß mit mir ſelbſt beſchäftigt bin. Wer mit mir lebt, würde dieſe Aeußerung vielleicht in einer Art von Widerſpruch finden mit meinem Leben. Denn meine äußere Lage bringt es mit ſich, daß ich doch viel Leute ſehe, daß ich, theils mit ihnen, theils entfernt von ihnen, für mich in ihre Lage

und Bedürfniſſe eingehe, und mich alſo momentan, auch wenn ſie mir nicht näher ſtehen, mit ihnen beſchäftige. Allein ich habe eine Gewohnheit darin erlangt, daß mich das in meinem innern Leben wenig oder gar nicht ſtört, oder nur unterbricht, ja daß oft, indem ich ein langes Geſpräch führe, meine innere Ideenreihe darum immer ganz entfernt vom Geſpräch fortgeht, ohne daß ich deshalb zerſtreut erſcheine.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, wie ich das meinte, wenn ich ſagte, daß die Stimme, die Sie an jenem Novemberabend rief, eigentlich in Ihnen erſchallte, da Sie dieſelbe doch deutlich hinter ſich vernahmen. Recht ordentlich zu erklären iſt ſo etwas eben nicht, ich möchte hierin auch meine Anſicht nicht für die ausgemacht wahre ausgeben, aber ich habe über alles, was man Geiſter und Geiſtererſcheinungen nennt, einen Glauben, der, wenn ich ſo ſagen darf, den Glauben und Unglauben daran gewiſſermaßen mit einander vereinigt. Ich glaube, daß Menſchen ſolche Erſcheinungen in Tönen und Geſichten und auf jede Weiſe haben können, und daß dies gar nicht Einbildungen einer bloß erhitzten Einbildungskraft, Täuſchungen und ſo zu ſagen wachende Träume ſind. Ich würde es kaum ſonderbar finden, wenn mir ſelbſt etwas dieſer Art begegnete. Ich halte alſo dieſe Erſcheinungen für etwas Wirkliches, durch eine überirdiſche Macht Hervorgebrachtes, nur daß man freilich ſehr genau prüfen muß, ob in dem einzelnen Fall die Erſcheinung wirklich eine von der gewöhnlichen Ideenverbindung verſchiedene und keine bloße Abirrung dieſer Ideenverbindung, oder bloße Vorſtellung der Phantaſie war. Dagegen glaube ich nicht, daß ſolche Töne oder Geſichte eben ſo außer demjenigen vorgehen, welcher ſie vernimmt, als wie wenn ein leiblicher Menſch rufe oder auftritt. Daher bin ich auch etwas ungläubiger gegen ſolche

Geſchichten, wo ein Geräuſch von mehreren gehört wird. Sind es nur zwei, ſo kann die Gleichheit der innern Seelenſtimmung wohl gleichzeitige innere Erſcheinungen hervorbringen. Für innerlich halte ich alſo Erſcheinungen, von denen nicht wirkliche Beweiſe des Gegentheils da wären, aber ſo für innerlich, daß ſie im Innern immer auch durch eine überirdiſche Macht eingeführt und geweckt werden, und daher der Menſch, der ſie erfährt, weil ihn das Bewußtſein überirdiſcher Gegenwart und von nicht aus ihm kommender Einwirkung ergreift, ſie nothwendig außer ſich ſetzt. Wie viel auch ſchon über dieſe Sache geſtritten worden iſt, ſo kann man doch nicht ableugnen, daß etwas wirklich Innerliches, von dem, dem es begegnet, als durchaus äußerlich betrachtet werden kann, und der höhern überirdiſchen Macht iſt die Hervorbringung einer Erſcheinung eben ſo möglich, wenn ſie in der That eine gewiſſermaßen körperlich äußere, als wenn ſie eine idealiſch innere iſt. —

Der Gedanke einer verfolgenden Macht würde mir immer fremd ſein. Ich habe mich niemals mit den Vorſtellungen vertragen können, die eines ſolchen, allem Guten feindſeligen, am Böſen Gefallen findenden Weſens Daſein annehmen. Im neuen Teſtament halte ich die dahin einſchlagenden Stellen nur für bildliche, ſich an die Vorſtellungen des Judenthums anſchließende Ausdrücke, für das Böſe, das der Menſch, auch wenn er gut iſt, und ſich ganz ſchuldlos glaubt, doch immer in ſich zu bekämpfen hat. Es giebt unleugbar Perſonen, welchen mehr Widerwärtiges, als Glückliches begegnet, und auch die ſehr Glücklichen haben kürzere oder längere Perioden, wo der Verlauf der Umſtände ihnen nicht zuſagt, und ſie gegen den Strom zu ſchwimmen genöthigt ſind. Dies liegt aber, auch wo es gar nicht eigne Schuld, oder Folge unrichtig berechne-

ter Verfahrungsweiſe iſt, in der natürlichen Verkettung der Umſtände, wo das allgemein Nothwendige oder Unvermeidliche dem Intereſſe des Einzelnen zuwider iſt. Sehr oft, und dies iſt mir bei weitem wahrſcheinlicher, kann es auch Fügung der mit weiſer und immer wohlthätiger Strenge heilſam züchtigenden und prüfenden Vorſehung ſein; denn die Züchtigung überirdiſcher und übermenſchlicher Weisheit ſetzt nicht gerade immer Schuld voraus. Es kann in den Wegen und Pfaden der über alle menſchliche Vernunft hinausreichenden Einſicht liegen, auch ohne Verſchulden, zur bloßen heilſamen Zurückführung auch den ganz Schuldloſen zu züchtigen. Auch iſt der Beſte, wenn er nur die Selbſtprüfung mit gehöriger Strenge anſtellt, nicht von Flecken rein, und es können in ſeinen bewußtloſen Empfindungen ſolche liegen, die ihn zur Schuld führen würden, wo aber der Schuld durch die heilſam angebrachte Züchtigung vorgebeugt wird. Der Menſch ſelbſt iſt zu kurzſichtig und ſein Blick zu trübe, dies einzuſehen, allein die in der Höhe waltende Macht durchſchaut es, und weiß es zu lenken und zum Beſten zu kehren. Alles dies pflege ich mir zu ſagen, oft ohne äußere Veranlaſſung, allein auch beſonders da, wo, wie's auch mir geſchieht, das Schickſal den Wünſchen entgegen wirkt, und eine Periode der Widerwärtigkeit oder des wahren Unglücks eintritt. Ich werde dann vorſichtiger als ſonſt im Handeln, und ohne mich im geringſten beugen oder betrüben zu laſſen, ſuche ich durchzuſteuern, ſo gut es gehen will. Wenn ich ſage, ohne mich zu betrüben, ſo meine ich damit nicht, daß mich die einzelnen Unfälle nicht betrüben ſollten (was unvermeidlich iſt), ſondern nur, daß ich ihr Eintreten überhaupt, die Wendung vom Glück zum Gegentheil nicht als etwas Feindſeliges, ſondern als etwas Natürliches, mit dem Weltgang und der menſchlichen Natur eng Ver-

bundenes, oft ſogar Heilbringendes nehme. Nach dieſer in mir feſtgewordenen Anſicht kann ich an eine verfolgende oder gar nur neckende Macht nicht glauben. Ich geſtehe, daß ich einen ſolchen Glauben nicht einmal bei Andern dulden oder unangefochten laſſen könnte. Es iſt eine finſtere, beengte Vorſtellung, die der Güte der Gottheit, der Größe der Natur und der Würde der Menſchheit widerſpricht. Dagegen hat der Glaube an eine, unter der Zulaſſung und Leitung der höchſten, untergeordnete, ſchützende Macht etwas Schönes, Beruhigendes und den reinſten und geläutertſten Religionsideen Angemeſſenes. Ich möchte ihn daher niemand rauben, der durch ſeine Natur angeregt wird, ihn zu haben und zu hegen. Mir iſt er jedoch nicht eigen, und er gehört auf alle Fälle zu denjenigen religiöſen Vorſtellungen, die nicht allgemein geboten ſind, ſondern bei denen es auf die individuelle Neigung und Stimmung ankommt.

Es wird mich ſehr freuen, wenn Sie Zeit und Stimmung haben, Ihre Lebenserzählung fortzuſetzen. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie feſt auf die Dauer der Geſinnungen, die Ihnen immer von mir gewidmet bleiben. Ihr H.

Vierundſechzigſter Brief.

Berlin, den 8. November 1826.

Sie ſehen an der Ueberſchrift dieſes Briefes, liebe Charlotte, daß ich das Land verlaſſen habe, und wieder in die Stadt gezogen bin. Es wäre dies ſchon eine Woche früher geſchehen, wenn nicht außergewöhnliche Abhaltungen eingetreten wären. Ich verlaſſe das Land immer ungern, auch der Winter hat ſeine Freude, und ich entbehre ungern den Anblick der Marmor- und Gypsgeſtalten, die mich in Tegel umgeben. Indeß hindern mich andere häusliche Umſtände, den ganzen Winter auf dem Lande zu bleiben, und im Grunde lebe ich hier vielmehr noch an meine Stube gebannt, da ich auf dem Lande öfterer im Freien bin. Auch haben wir unſere Gemählde in der Stadt. Denn um nicht beides zugleich zu vermiſſen, laſſen wir die Gemählde das ganze Jahr hier, ſo wie die Bildhauerwerke feſt in Tegel ſtehen.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht, weil er in den Inhalt meines letzten eingeht und demſelben Gründe und Behauptungeu entgegenſtellt. Es iſt ſehr natürlich und begreiflich, daß unſere Anſichten bisweilen aus einander gehen müſſen, es liegt das zuerſt im Geſchlecht, dann in der Lebensweiſe und den einmal angenommenen Gewohnheiten. Ein Mann, und noch mehr einer, der oft in Verhältniſſen war, in denen er gegen Gefahr und Ungemach nur bei ſich Schutz und Rath ſuchen konnte, muß mehr

von der Selbſtändigkeit erwarten und mehr auf ſie dringen. Er muß ſich zutrauen, mehr ertragen, Schmerz und Unglück (von denen kein Menſch frei iſt, und zu denen Geſchäfte und für Andere übernommene Verantwortlichkeit auch empfindlichere Gelegenheiten darbieten, als in einfachern Lagen vorkommen können) mit mehr Gleichgültigkeit anſehen, um ſie mehr durch ſich ſelbſt bezwingen zu können. Indeß müſſen Sie nie denken, daß dies die Theilnahme an fremdem Unglück ſchwächt, oder daß es hindert zu begreifen, daß jeder die verſchiedenartigen Ereigniſſe des Lebens nach ſeiner Weiſe und ſeiner Eigenthümlichkeit aufnimmt. Sind Sie aber auch in vielem von dem, was mein voriger Brief enthielt, anderer Meinung mit mir, ſo ſtimmen wir ganz in dem Wunſche überein, eine Anzeige des bevorſtehenden Todes zu haben. Bis jetzt denke ich mir den Tod als eine freundliche Erſcheinung, eine, die mir in jedem Augenblick willkommen wäre, weil, wie zufrieden und glücklich ich lebe, dies Leben doch immer beſchränkt und räthſelhaft iſt, und das Zerreißen des irdiſchen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Löſung mit ſich führen muß. Ich könnte darum ſtundenlang mich Nachts in den geſtirnten Himmel vertiefen, weil mir dieſe Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwiſchen dieſem und dem künftigen Daſein erſcheint. Ich hoffe dieſe Freudigkeit der Todeserwartung ſoll mir bleiben, ich würde mich deſſen, da ſie tief in meiner Natur (die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anſchauung gehangen hat) gegründet iſt, ſogar gewiß halten, wenn nicht der Menſch, wie ſtark er ſich wähne, ſehr vom augenblicklichen Zuſtande ſeiner körperlichen Geſundheit und ſelbſt ſeiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal ſtark, ſondern fordre nur

unbedingt von mir es zu ſein. Ich würde daher, blie[illegible]e ich wie jetzt geſtimmt, den Tod ohne Schrecken herannah[illegible]n ſehen, und mein Bemühen würde nur ſein, mit Beſonne[illegible]- heit den Uebergang in einen andern Zuſtand, ſo lange [illegible]s möglich iſt, ſchrittweiſe zu verfolgen. Darum würde i[illegible]ch auch für mich einen langſameren Tod nicht für ein U[illegible]n- glück erachten, obgleich ein ſchneller ſowohl für den St[illegible]er- benden ſelbſt, als für die Zurückbleibenden Vorzüge h[illegible]at. Ich trage mich auch ſeit einer Reihe von Jahren, und n[illegible]ach einer Begebenheit, die mich, als ich in Rom war, t[illegible]af und ſehr ergriff, mit dem Glauben, oder, wenn dies [illegible]zu viel geſagt iſt, mit der Ahndung, daß ich nicht anders ſt[illegible]er- ben werde, als bis eine beſtimmte Erſcheinung es mir v[illegible]or- her verkündet. Wie das nun ſein wird, will ich erwart[illegible]en, aber erwünſcht wäre mir, wie Ihnen, die Vorandeutur[illegible]g.

Sie ſchreiben, daß Sie Jahre lang vorausgeſehen, d[illegible]aß Ewald früher als Sie ſterben würde. Das ſchloſſen [illegible]ie wohl bloß aus der Beſchaffenheit ſeiner Geſundheit, o[illegible]der hatten Sie andere Anzeichen? — Die bibliſchen Stellen, [illegible]die Sie anführen, waren mir als ich ſie nachſchlug, wohl bekan[illegible]nt. Sie ſind allerdings tröſtend, weil ſie Hoffnung gewähr[illegible]en, Vertrauen hervorrufen, und auf Liebe, die ſich erbarm[illegible]t, zählen laſſen. Ich meine aber, dieſe Anſicht läßt ſich ſe[illegible]hr gut mit derjenigen vereinigen, die ich in meinem Bri[illegible]efe ausſprach. Denn jene Stellen, ſie mögen nun, wie do[illegible]ch wohl eigentlich der Fall iſt, von einem künftigen Leben r[illegible]e- den, oder vom gegenwärtigen, verweiſen doch alle auf ei[illegible]ne ferne Zukunft. Indeß dauert die Empfindung des Unglück[illegible]s und der Schmerzen fort, und da in dieſer Zwiſchenze[illegible]eit können, außer jener Ausſicht auf die Umänderung des G[illegible]e- ſchickes, die von mir berührten Gründe, die Sie die ph[illegible]i- loſophiſchen nennen, von großer Wirkſamkeit ſein. Es i[illegible]ſt

auch nicht ganz richtig, dieſe Gründe bloß und aus-
lich philoſophiſche zu nennen. Es liegt in der reli-
Geſinnung, die menſchlichen Schickſale als einen zu-
enhängenden, von der höchſten Weisheit angeordneten
anzuſehen, in welchen eben dieſe Weisheit auch menſch-
und unverſchuldetes Unglück aufgenommen hat, und
ıan dies, philoſophiſch oder religiös, nehme, ſo iſt es
ngs, da jener Plan in beiden Anſichten die tiefſte
rcht weckt und gebietet, ein Troſt und ein erhebender
ıke mitten im Schmerz und Unglück, auch mit dieſen
ı in jenen unendlichen Plan zu gehören. Ich muß
doch, wenn ich meine innere Empfindung erſchließe,
daß gerade die von Ihnen angeführten Stellen nicht
igen ſein würden, bei denen ich Troſt ſuchen würde.
ehören in die Reihe der Verheißungen, Hoffnungen,
in dieſer Art in der Zukunft zu leben, iſt nie mein
n und Trachten geweſen. Ich habe immer mehr ge-
mich gleich ſelbſt in der Gegenwart zu bearbei-
daß daraus ſoviel mögliche innere Beſiegung des Un-
hervorgeht. Gerade in dieſer Hinſicht aber iſt das
der Bibel eine unendliche und wohl die ſicherſte Quelle
roſtes. Ich wüßte ſonſt nichts mit ihr zu vergle-
Der bibliſche Troſt fließt, wenn auch ganz verſchie-
doch gleich ſtark, auf eine doppelte Weiſe im alten
ıeuen Teſtament. In beiden iſt die Führung Gottes,
llwalten der Vorſehung, die vorherrſchende Idee, und
ı entſpringt in religiös geſtimmter Geſinnung auch
die tiefe innere, durch nichts auszurottende Ueberzeu-
daß auch die Schickſale, durch welche man ſelbſt lei-
doch die am weiſeſten herbeigeführten, die wohlthätig-
ür das Ganze und den dadurch Leidenden ſelbſt ſind.
m neuen Teſtament hernach iſt ein ſolches überſchwäng-

liches Vorwalten des Geiſtigen und des Moraliſchen, es wird alles ſo einzig auf die Reinheit der Geſinnung zurückgeführt, daß was den Menſchen ſonſt innerlich und äußerlich betrifft, wenn er jenem mit Ernſt und Eifer nachſtrebt, vollkommen in Schatten zurücktritt. Dadurch verliert auch das Unglück und jedes Leiden einen Theil ſeiner drückenden Einwirkung, und es ſchwindet auf jeden Fall alle Bitterkeit davon. Die unendliche Milde der ganzen neuteſtamentlichen Lehre, die Gott faſt nur von der erbarmenden Seite darſtellt, und in der überall die aufopfernde Liebe Chriſti für das Menſchengeſchlecht vortritt, lindert, wie ein wohlthätiger Balſam, verbunden mit Chriſti Beiſpiel ſelbſt, jeden Körper- und Seelenſchmerz. Im alten Teſtament kann ſich dies allerdings nicht finden. Aber da erſcheint wieder und doch auch immer mehr tröſtend, als ſchreckend, die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers und Erhalters der Dinge, die durch die Größe und Erhabenheit der Vorſtellung über das einzelne Unglück hinaushebt.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir den 21. d. M. zu ſchreiben, und muß diesmal wünſchen, daß es nicht viel ſpäter ſei, weil ich in den erſten Tagen des Decembers verreiſe, und dann Ihren Brief, der mir nachgeſchickt werden müßte, ſpäter erhielte. —

Leben Sie herzlich wohl. Mit den Geſinnungen die, wie ich weiß, Sie lieben, und die nie in mir ändern werden Ihr H.

Fünfundſechzigſter Brief.

Tegel, den 6. December 1826.

ıbe, liebe Charlotte, Ihren inhaltreichen Brief vom M., den Sie am 21. geſchloſſen haben, bekommen t großem Intereſſe geleſen, und danke Ihnen recht dafür. Sie ſagen, daß mein letzter Brief Ihnen Tage ſpäter zugekommen, als es nach dem Datum in ſollen. Der Fehler liegt gewiß am unrichtigen n. — — — — Verzeihen Sie, daß ich hier- was weitläufig geworden bin. Es iſt ein für alle- chehen, und es iſt mir wichtig, daß Sie nicht durch Verſpätung beunruhigt werden.

bemerken in Ihrem Briefe, daß vor dem Erſchei- riſti ein Umgang zwiſchen der Gottheit und einigen n bevorrechteten Perſonen ſtattgefunden, durch das ıthum aber jeder, der in ſeinen Schooß aufgenom- , ein näheres Verhältniß zu dem höchſten Weſen habe. Ich halte dies für ungemein richtig. Zwar ich nicht ſagen, was eigentlich von jener engeren :ſönlichen Gemeinſchaft der Erzväter mit Gott, wie alte Teſtament ſchildert, zu halten ſei. Dieſe Er- en des erſten Theils der Schrift haben in jeder ıt, welches auch ihr Urſprung ſein möge, eine ſo ›ige Heiligkeit, daß man dem Zweifel an der Wahr- nen Raum giebt, wohl aber ungewiß bleiben kann, igenthümlichkeit der Vorſtellungs- und Darſtellungs-

weiſe, bildlicher oder eigentlicher Ausdruck ſei. Denn
ſo alten Ueberlieferungen, und die ſich doch auch wieder
vermuthlich Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt hab
ehe ſie aufgezeichnet worden ſind, läßt ſich der wahre Si
von der äußern Einkleidung ſchwer und wenig unterſcheid
Das aber iſt eine gewiſſe und tröſtliche, und im höchſ
Grade heilſame Wahrheit, daß durch das Chriſtenthum
Segnungen der Religion eine durchaus allgemeine Wo
thätigkeit erlangt haben, daß alle innere und äußere
vorrechtung aufgehört, und jeder ohne Unterſchied Gott
nahe zu ſtehen glauben kann, als er ſich ihm durch ſe
eigene Kraft und Demuth im Geiſt und in der Wahrh
zu nähern vermag. Es iſt überhaupt in Allem, im R
giöſen und Moraliſchen, der wahrhaft unterſcheidende C
rakter des Chriſtenthums, die Scheidewände, die vorher
Völker wie Gattungen verſchiedener Geſchöpfe trennt
hinweggeräumt, den Dünkel, als gäbe es eine von
Gottheit bevorrechtete Nation, genommen, und ein all
meines Band der Nächſtenpflicht und Nächſtenliebe um
Menſchen geſchlungen zu haben. Hier iſt nun nicht m
von bildlichen Darſtellungen und nicht mehr von Wund
die Rede. Es herrſcht hier die geiſtige Gemeinſchaft, wel
die einzige iſt, deren der Menſch wahrhaft bedarf, und
gleich diejenige, der er immer durch Vertrauen und W
del theilhaftig werden kann. Ich geſtehe daher auch, d
ich nicht in die Idee eingehen kann, als wäre oder
könnte nur noch jetzt eine engere Gemeinſchaft zwiſch
Gott und Einzelnen ſein, als die allgemeine, der ſchlich
Lehre des Chriſtenthums angemeſſene, in die jeder du
Reinheit und Frömmigkeit der Geſinnung tritt. Es w
ein gefährlicher Stolz, ſich einer ſolchen andern und beſ
dern theilhaftig zu glauben, und das Menſchengeſchlecht

darf deſſen nicht. Frömmigkeit und Reinheit der Geſinnung und Pflichtmäßigkeit des Handelns, ſelbſt ſchon Streben nach beiden, da das vollendete Erreichen keinem gelingt, ſind alles, den Menſchen, einzeln und in der Geſammtheit, Nothwendige, und alles dem höchſten Weſen, wie wir es uns denken müſſen, Wohlgefällige. — Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. December nach Hadmarsleben bei Halberſtadt, und bemerken auf dem Couvert, daß der Brief bis zu meiner Ankunft aufgehoben wird. Hadmarsleben iſt ein Gut meiner Frau, wo ich mich einige Tage aufhalten werde. Mit der herzlichſten und unveränderlichſten Theilnahme der Ihrige H.

Sechsundsechzigster Brief.

Rudolstadt, den 2. Januar 1827.

Das neue Jahr hat begonnen, und ich wünsche Ihnen, liebe Charlotte, von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorglos und vor allem in ungestörter Gesundheit durchleben. Ich hoffe, daß die Erfüllung dieser Wünsche wahrscheinlich ist. —

Was Ihre übrige Zufriedenheit betrifft, so ist sie Ihnen größtentheils durch die stille Beschäftigung gesichert, die Sie sich durch Ihren Geist und durch die Gefühle Ihres Herzens zu geben wissen, und was ich durch unsern Briefwechsel oder sonst zu Ihrer größeren Heiterkeit beitragen kann, das werde ich auch in diesem Jahr, wie immer, mit herzlicher Freude thun. Meine Gesinnungen für Sie sind keiner Aenderung fähig, und Sie können mit Sicherheit auf die gleiche Fortdauer derselben rechnen. Ich bitte Sie mir auch die Ihrigen unverändert zu erhalten, da ich nie aufhören werde, einen großen Werth darauf zu legen. Unser Verhältniß hat einen so frühen Ursprung, und hat sich auf eine so seltene Weise erhalten und erneuert, daß ich es immer zu den merkwürdigen und sehr erfreulichen Ereignissen meines Lebens rechnen werde. Niemand kann leicht der Vergangenheit größere Rechte einräumen, die Erinnerung daran mehr ehren, und lieber in die Tage der Jugend zurück gehen, als ich. — — — — — — — — —

Ein Jahr ſcheint ein ſo kleiner Abſchnitt des Lebens, und iſt es auch gewiſſermaßen, da Tage, Wochen und Monate ſo unglaublich ſchnell verſchwinden. Es iſt aber doch wieder ein ſo wichtiger Abſchnitt, da auch der längſt Lebende nicht ſo viele dieſer Abſchnitte zuſammen ſetzt. Es fängt auch freilich mit jedem Tage gewiſſermaßen eben ſo gut, als mit dem erſten Januar, ein neues Jahr an, aber es iſt dennoch nicht abzuleugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahreszahl immer etwas in ſich trägt, das den Bedächtigen und gern Ueberlegenden in Nachdenken verſetzt. Es iſt überhaupt ſehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zuſammen zu faſſen, und irgend etwas Neues in meinen Vorſätzen zu beginnen, und ich habe oft gefunden, daß es immer ſeinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorſätze in Erfüllung gehen oder durchaus dauerhaft ſind. Es giebt auch mehr oder minder günſtige Jahre, und das beweiſt ſich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewiſſen Anzeichen, wenn ſie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend ſcheinen, in den erſten Tagen, wo die neue Jahrszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubig finden, aber es iſt es doch nicht ſo ganz und ſo ſehr. Die Unfälle, die den Menſchen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken ſollte, aus ihm ſelbſt. Es giebt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menſchen auf die Dinge, was man ihm nicht Schuld geben kann, weil es nicht innerhalb ſeines Bewußtſeins liegt, aber was doch von ihm kommt. Iſt nun die Stimmung innerlich eine ungünſtige, düſtere, von Heiterkeit fern, ſo bringt ſie auch ſo etwas im Aeußern hervor; wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigſtens ruhig und gleichmüthig mit einer gewiſſen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, ſo ſtellt es ſich nicht

bloß in sofern noch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleineren, die doch auch überwunden sein wollen, scheint es mir nicht abzuleugnen zu sein. — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Ort, von dem ich Ihnen, liebste Charlotte, schreibe, wird Ihnen wohl dem Namen nach, sonst aber wahrscheinlich nicht bekannt sein. Er liegt so, daß man selten und nur durch besondere Veranlassungen hinkommt, und in dem halb gebirgigen Lande ist auch der Zugang rauh und unwegsam. Ich bin allein hier, ohne jemand der Meinigen und gehe übermorgen wieder fort. Die verwittwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie sehr selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheirathung. Wir heiratheten in derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheirathung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so daß mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein liebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin, und wir lebten auch da viel mit einander. Bald nachher wurde sie Wittwe, und während der Minderjährigkeit des Prinzen Regentin des Landes. Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit großer Klugheit, und stets mit der Güte und Wohlthätigkeit, durch welche Fürsten, besonders in kleinen Ländern, sich von ihren Unterthanen auch persönlich verehrt und geliebt machen können. Seit der Fürst die Regierung übernahm, und die Erziehung der andern Kinder vollendet

ist, lebt sie bloß sich selbst, arbeitet und studirt für sich, sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eignen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiösität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicherweise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andern, ganz wunderbaren Zufall, nämlich daß sie seit mehrern Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt, damals durch ein wunderbares Ungefähr unmittelbar vor ihrem Schlosse sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß ihr seitdem, so oft sie versucht hat in den Wagen zu steigen, kurz darauf übel wird und sie in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz auf alles Fahren verzichtet und entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnort, als sie zu Fuß gehen kann. Vermuthlich haben die Nerven des Rückgrates gelitten, und gerathen durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer giebt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirn mittheilt. Rudolstadt selbst ist eine der schöneren und sehr schönen Gegenden Deutschlands, ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann bloß ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und nahe liegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schloß, das

auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürſt ha aber ein anderes Schloß, etwa 3 Meilen von hier, da alte Stammhaus der Familie Schwarzburg. Das lieg noch eigenthümlicher, mitten in Wäldern auf einer mäßige Anhöhe, die eine ſchöne Wieſe voll Wildpret und eine rauſchenden Bergbach, die Schwarze, vor ſich hat, aber i ſehr kleiner Ferne von hohen, meiſt mit Tannen bewachſe nen Bergen umgeben iſt. Ich war dort einmal vor viele Jahren mit der Fürſtin und ihrer Familie eine Woche in Sommer, und fand es ungemein ſchön. Wenn die edl Fürſtin jetzt dies Schloß beſuchen will, geht ſie zu Fuß i zwei, drei Tagereiſen dahin.

Ihren lieben Brief werde ich erſt in mehrern Tage empfangen, es thut mir immer ſehr leid, auch habe ic gern einen Brief von Ihnen bei mir, wenn ich ſelb ſchreibe; aber meine Reiſe hat ſich gegen meinen Wille verlängert. Ich bitte Sie mir jetzt ſo zu ſchreiben, da Ihr Brief den 25. oder nur wenige Tage ſpäter in Berli eintrifft. Leben Sie wohl, beſte Charlotte. Mit der herz lichſten und unveränderlichſten Theilnahme der Ihrige H.

Siebenundſechzigſter Brief.

Berlin, den 28. Januar 1827.

Ich habe, liebſte Freundin, Ihre beiden Briefe richtig empfangen, obgleich den erſten vom 20. December v. J. ſehr ſpät, da ich meinen Reiſeplan nicht ſo, wie ich ihn machte, ausgeführt habe, und gar nicht nach Hadmarsleben gekommen bin. Er iſt mir hierher nachgeſchickt worden. Nun bleibe ich bis zur Mitte des Sommers hier und in Tegel, und unſer Briefwechſel iſt bis dahin gegen Störungen dieſer Art geſichert. Es hat mich ſehr gefreuet zu ſehen, daß Ihre Geſundheit wenigſtens leidlich iſt, und daß die Veränderlichkeit der Witterung und der viele Sturm, der ſonſt reizbaren Konſtitutionen zu ſchaffen macht, Ihnen nicht ſehr nachtheilig geworden iſt. Ich liebe den Winter zwar gar nicht, und habe von Kindheit an für die angebliche Schönheit eines Wintertags keinen Sinn gehabt. Die Kälte iſt mir in ſofern gleichgültig, als ich mich ihr nie anders als ſo verwahrt ausſetze, daß ſie mir nichts anhaben kann, und als ich mir ſogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verſchließe. In der Stadt iſt es mir überhaupt heimlicher, wenn ich von meinem Zimmer aus nichts davon erblicke. Es iſt da nur die Nacht ſchön, wo der Menſch und das gewöhnliche Treiben des Gewühls verſchwinden und der geſtirnte Himmel den Anblick der reinen Natur giebt. Am

Tage freuet der Anblick aus dem Fenſter nur auf de
Lande. Dieſe Gewohnheit, mich in der Stadt auf d
Genuß der Nacht zu beſchränken, habe ich ſchon ſehr frü
gehabt. Schon als ganz junger Menſch ſaß ich, ſo oft i
die Stadt bewohnen mußte, die Tage über, wenn ich nid
in Geſellſchaft war, in meinem Zimmer, durchſtrich ab
faſt regelmäßig, ſogar im ſtrengen Winter, mehrere Stu
den lang des Nachts die einſamen Straßen. Es freu
mich ungemein, daß Sie die gleiche Neigung mit mir fi
den geſtirnten Himmel haben. Wem dieſer innere Sin
nicht erſchloſſen iſt, entbehrt eine ſehr große, und eine d
reinſten und erhabenſten Freuden, die es giebt. Auch ei
net ſich dieſer höhere Genuß recht eigentlich für Ihr G
müth und Ihr Stillleben. Mit großem Intereſſe habe i
wieder bei dem Ueberblick Ihrer arbeitenden Beſchäftigun
verweilt, den Sie ſo gut ſind, mir allemal beim Abſchlu
des alten und Beginn des neuen Jahres zu geben. Es h
mich aber geſchmerzt zu ſehen, daß Sie bei ſehr großer un
übermäßiger Anſtrengung weniger Gewinn davon gehal
haben, als die früheren Jahre. Solche Bemerkungen thu
mir immer unendlich weh. Wie ſehr ich Fleiß und Arbe
liebe, wie hoch ich beides beſonders an Ihnen, gute, liebſ
Charlotte, ehre, ſo möchte ich Sie doch am Abend Ihre
Lebens nach einem heißen Mittag gern in einer ruh
gern Lage wiſſen, und darum kann ich es auch nicht billi
gen, wenn Sie Ihrem Geſchäfte noch eine größere Aus
dehnung zu geben bemüht ſind. Glauben Sie mir, theu
Charlotte, daß ich Ihr Zartgefühl empfinde und ganz wü
dige, aber ſprechen Sie ſich mit Vertrauen über Ih
äußere Lage aus. Sie halten mich ja werth, mir da
Höhere, Ihr Inneres, zu zeigen, woran ich eine wah
und große Freude habe. Sie können ſich in Wahrheit g

gen niemand aussprechen, der einen größeren Antheil an allem nehme. —

In einer Korrespondenz, wo weder von wissenschaftlichen Gegenständen, noch von Geschäften die Rede ist, berührt man Begriffe, Ideen, Gesinnungen und Empfindungen, und theilt sich offen mit, was in dem Geschriebenen besser, was weniger zu billigen wäre. Es versteht sich, daß so etwas immer nur die eigne Meinung ist, die auch eine irrige sein kann. Man kann aber nun einmal nur aus der eignen Meinung heraus so lange urtheilen und schreiben, bis man sie durch eine bessere berichtigt findet.

Die Vorsehung begünstigt gewiß nicht Einzelne, sondern die tiefe Weisheit Ihrer Rathschläge dehnt sich auf die Zurechtweisung und Veredlung Aller aus.

— —

Die Zulassung des Bösen in der Welt, die Straflosigkeit des Lasterhaften, so wie das Unglück der Guten in der Welt, sind von jeher Aufgaben gewesen, die der Mensch bald so, bald anders in der Weltregierung zu lösen versucht hat.

Mir ist es immer als das sicherste Mittel vorgekommen, sich in inniger Demuth auf die unerforschliche, aber sichere Weisheit der göttlichen Rathschläge und auf die natürliche Betrachtung zu beschränken, daß wir in diesem Le-

ben nur einen ſo kurzen Theil des menſchlichen Daſein überſehen, daß derſelbe gar kein Urtheil über das ganz zuläßt.

Sie bemerken ſehr richtig, daß ein Wintertag doch au ſeine Freuden habe. Einförmig iſt der Schnee freilich, ab auch rein, und wie ein Bild unberührter Fleckenloſigkei wenn er friſch gefallen und noch unbetreten iſt. In d Schweiz ſehen jene weißen Decken an den hohen Gebirge die nicht leicht ein Menſchenfuß erreicht, ſehr ſchön au Ihr Vergleich mit einem Leichentuch iſt mir aufgefalle Er war mir neu. Aber wenn nun der Schnee ein Leiche tuch wäre, iſt es keine unerwünſchte Erinnerung. Die N tur liegt wie in Todesſtarrheit im Winter, und wenn d große Natur in ihrem regelmäßig wiederkehrenden Laufe d Erinnerung an den Tod herbeiführt, erſcheint er dem Ge und der Einbildungskraft nur wie eine nothwendige V wandlung, eine Enthüllung eines neuen, vorher nicht g ahndeten Zuſtandes.

Ich muß mich neulich nicht deutlich ausgedrückt habe wenn Sie, liebe Charlotte, glauben, ich hätte gewiſſe maßen beſtritten, daß die allwaltende Vorſehung die Schic ſale der Menſchen auch ganz im Einzelnen leite. Auch na meiner feſten Ueberzeugung kann darauf der Menſch m Sicherheit bauen, es liegt in der Idee des Weltſchöpfe und Welterhalters, es geht aus vielen Stellen der Bibe des alten und neuen Teſtaments, hervor, und iſt nicht nu eine ſichere und feſt gegründete, ſondern auch tiefe un troſtreiche Wahrheit, über welche kein Zweifel bleibt, un Sie haben gewiß recht, wenn Sie ſagen, der Glücklich bedarf den Glauben, um nicht übermüthig zu werden, de

nicht Glückliche aber als Halt, und der Unglückliche um nicht zu erliegen. Wenn auch jeder auf seine Weise sich diese göttliche Theilnahme und Fürsorge denkt, so sind das nur unbedeutende Verschiedenheiten der individuellen Ansicht. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unsre kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, daß daher alles, was geschiehet, gut und uns, sei es auch schmerzhaft, wohlthätig sein muß, endlich daß sein Wohlgefallen an uns, und wo nicht aus andern gleich weisen Gründen Ausnahmen eintreten, auch der Segen oder Unsegen, der uns trifft, von der Pflichtmäßigkeit unsrer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unserer Gesinnungen abhängt. Darin können unsere Meinungen nicht von einander abweichen. Was ich sagte, bezog sich nur auf das, was Ihr früherer Brief enthält, wo Sie anzunehmen schienen, daß die Gottheit gleichsam einen Unterschied unter den Menschen zu machen scheine und manche durch eine strengere Schule leite. Sie hatten dies nicht einmal als Ihre Meinung ausgesprochen, sondern nur als eine der versuchten Erklärungsarten der von Ihnen erwähnten Erscheinungen. In die Ansicht nur könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um Einige weniger kümmert, als um Andere. Gott kann, und das liegt in der Sache selbst, sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die dadurch, daß sie ihm anhängen, eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemüths beweisen, aber eine ungleiche Vertheilung seiner leitenden, sorgenden, belohnenden und strafenden Fürsorge läßt sich nicht, weder mit den Begriffen von seiner Allmacht, noch mit denen von seiner Gerechtigkeit in Vereinigung bringen. Im alten Testament kommt allerdings von Auserwählten Gottes vielleicht auch

in dieſem Sinne vor, allein dieſe Stellen hängen auch zum Theil mit der jüdiſchen Idee des auserwählten Volkes Gottes zuſammen, und dann braucht auch dieſer Begriff der Auserwählung nicht gerade jenen ausſchließenden Sinn, ſondern nur den zu haben, daß die Auserwählten diejenigen waren, welche ſich durch ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit am meiſten der Liebe Gottes würdig gemacht und ſein Wohlgefallen auf ſich gezogen hatten. Im neuen Teſtament kommen Stellen, aus denen man auf eine ungleiche Sorge Gottes in den waltenden Fügungen ſeiner Vorſehung ſchließen könnte, wohl nicht vor. Wenn es bei einer oder der andern dies Anſehen haben ſollte, iſt ſie wohl anders zu erklären. Der tröſtende Gedanke aber bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und ſchmerzliche Schickſale nur aus Liebe ſendet, um unſere Geſinnungen zu läutern. So, liebe Charlotte, habe ich die Sache verſtanden, die in ein Paar unſerer Briefe von uns beſprochen iſt, und ſo ſollte ich denken, ſtimmte ſie auch mit Ihren Anſichten und Ueberzeugungen vollkommen überein.

Achtundſechzigſter Brief.

Tegel, den 18. März 1827.

Sie kennen ſchon meine Neigung bisweilen auf dem Lande zu ſein, und ſo wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen von Tegel jetzt ſchreibe. Ich bin indeß nur auf ein Paar Tage hier und habe eigentlich die Stadt noch nicht verlaſſen. Wenn gleich die Witterung rauh iſt, ſo hindert mich das nicht, alle Tage ſpazieren zu gehen, nämlich hier und ſo lange und ſo oft ich hier bin.

Der See, der in meinen Beſitzungen iſt, iſt natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das iſt immer ein Schauſpiel, an dem ich mich ſehr erfreue, dies Befreitwerden des Waſſers von den Banden, die ihm im Winter ſeine ſchöne Beweglichkeit rauben und es dem feſten Lande gleich machen. Man fühlt ordentlich die wiedergegebene freie Bewegung mit und iſt der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, ſo tief ſie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den ſchönſten Theil ſeiner eigenthümlichen Natur bringt. Man ſagt gewöhnlich, das Waſſer trennt die Länder und Orte, aber es verbindet ſie eher, es bietet eine viel leichter zu durchſchneidende Fläche dar als das feſte Land, und es iſt ein ſo hübſcher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer von einander entfernt ſind, die Welle, die mir die Füße beſpült, in kurzer Zeit am gegenüberſtehenden Geſtade ſein kann.

Mit Vergnügen leſe ich in Ihrem Briefe, daß Sie mit

dem Plan einer kleinen Reiſe nach Offenbach beſchäftig ſind, und bitte Sie, doch ja Ihren Vorſatz nicht aufzugeben, auch glaube ich, daß Sie, liebe Charlotte, einmal einer Erholung bedürfen, oder eine ſolche wenigſtens ſehr wohlthätig auf Sie wirken würde. Ich empfinde recht wohl, daß Sie darum auf keine Weiſe unzufrieden mit Ihrer Lage, oder Ihrer Beſchäftigung überdrüſſig ſind. Allein es iſt doch in den Menſchen ſo. Wenn ſie eine lange Zeit hindurch dieſelbe Sache, auch ohne Widerwillen, ſogar mit Vergnügen getrieben haben, ſo bemächtigt ſich ihrer dennoch eine durch die Einförmigkeit bewirkte Ermüdung, und neue, auch nur auf eine kurze Zeit genoſſene Gegenſtände geben den Gedanken und der Empfindung eine neue Spannung, die gewöhnlich auch auf den Körper zurückwirkt. Die Wahl von Offenbach finde ich ſehr angemeſſen, da Sie dort eine innig mit Ihnen verbundene, liebe, vertraute Freundin haben; es iſt ein angenehmer Ort in einer ſehr hübſchen Gegend, auch nicht ſehr weit von Ihnen entfernt. Ich war ſehr oft da, zum erſtenmal in demſelben Jahre, wo ich Sie in Pyrmont ſah, im Jahre 1788. Ich beſuchte dort die als Schriftſtellerin bekannte Frau von la Roche, die ich auch viele Jahre ſpäter dort wieder ſah, als ich mit meiner Frau und Familie von Paris zurückkam. Sie war eine geiſtreiche und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau, und hatte etwas ganz beſonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man ſie mitten im Kreiſe Ihrer Kinder und Enkel ſah. Ein Sohn, wenig älter als ich, lebt noch hier in Berlin in ſehr genauer Freundſchaft mit mir, iſt glücklich verheirathet und in jeder Rückſicht ein trefflicher Menſch. — Ich wünſche von Herzen, daß Sie das Vorhaben ausführen.

Neunundſechzigſter Brief.

Berlin, den 10. April 1827.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, den Sie nach meinem Wunſch am 3. abgeſchickt haben, richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Der heitere, zufriedene Ton, der darin von der erſten bis zur letzten Zeile herrſcht, hat mir eine ganz beſondere Freude gemacht. Da ich, wie Sie wiſſen, an Ihnen und Ihrem Wohlergehen ſo lebhaften Antheil nehme, ſo iſt mir das natürlich das Wichtigſte, woraus ich Ihre Stimmung erkenne. Wenn auch Ihre Lage jetzt durch Ihre Talente, Fleiß und Anſtrengung ſo iſt, daß ſie nicht außerordentliche Störungen fürchten läßt, ſo läßt ſie doch ſehr viel zu wünſchen übrig, und ſelbſt in der gleichförmigſten Lage können doch Dinge vorkommen, welche ſelbſt ohne Krankheit und Mißgeſchicke die Stimmung verändern und wehmüthig machen. Die wehmüthige Stimmung aber begegnet gerade den edelſten Gemüthern am meiſten, und es läßt ſich nichts dagegen ſagen, wenn man ſie auch des Glücks der Perſonen ſelbſt wegen, die ſie befällt, wegwünſcht. Es ſcheint mir aber, als wären Sie ſchon ſeit längerer Zeit viel gleichförmiger geſtimmt, als im Anfang unſers brieflichen Umgangs. Es iſt ſehr gütig und liebevoll von Ihnen, und gereicht mir zur Freude, daß Sie es dem Einfluß zuſchreiben, den Sie mir ſo willig geſtatten. Das Verdienſt iſt auf Ihrer Seite; Ihre Seele iſt ſo klar und empfänglich wie Ihr Gemüth, und ſo ſind Sie jeder Ueberzeugung und jeder Wahrheit immer offen. Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es iſt nicht gerade die

laute, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe sie in Andern und mir vorzüglich der größern Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erste und unerläßliche Bedingung eines genügenden Daseins im Leben für sich und im Umgange mit Andern ist. Die Wehmuth führt auch bisweilen eine und oft noch größere Klarheit mit sich. Man sieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüth so tief in sich bewegt ist, daß der Schleier zerreißt, der sie sonst verhüllt. Aber es ist dies, wie ich es nennen möchte, eine schmerzliche Klarheit, die theuer erkauft werden muß, und sie zeigt die Gegenstände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels schauet, wenn der Blitz die Wolken zerreißt. Davon ist die leichte Klarheit ruhiger Heiterkeit himmelweit verschieden. Diese zeigt die Dinge theils, als gingen sie fremd vor einem vorüber, theils als besitze man Stärke genug, sich nicht von ihnen bewegen zu lassen. Auf beide Weisen geht die Masse der Ereignisse wie ein Schauspiel vorüber, und das ist eigentlich die des Menschen würdigste Art, sie anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder sich gar in sie zu vertiefen, immer eingedenk, daß es ein ganz anderes und würdigeres geistiges Gebiet giebt, in dem der Mensch wirklich sich heimathlich zu fühlen bestimmt ist. Wenn man das Fremde so nimmt, und dasjenige, was Antheil der Freundschaft und Zuneigung nun in der That zur Wirklichkeit macht, die sich auf keine Weise mehr als Schauspiel behandeln läßt, nicht mehr bloß die Phantasie und den Gedanken in Anspruch nimmt, sondern warm und lebendig das Herz ergreift, so behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigste

Art. Es iſt mir für die Erhaltung und Fortdauer Ihrer Heiterkeit, liebſte Charlotte, ſehr lieb, daß Sie ſich mit dem Plane Ihrer kleinen Reiſe beſchäftigen. Es würde Ihnen dieſe Beſchäftigung ſelbſt zur Entſchädigung dienen, im Fall ſich der Ausführung des Projekts etwas entgegen ſtellte. Ich kann mir aber das nicht denken, da die Sache ſo ungemein einfach iſt. Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über Offenbach ſagen, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wußte nicht, daß der Iſenburger Hof das ehemalige Haus der Frau von La Roche war. Es iſt ſehr hübſch und ſehr natürlich von Ihnen, daß Sie alles lebhaft bei Ihrem Dortſein und Wohnen in dem Hauſe intereſſirte, ſo daß Sie bei allen Details verweilten, da die Schriften der La Roche, wie Sie mir ſagen, Ihnen in der Jugend nicht nur großes Vergnügen gewährten, ſondern bildend auf Sie wirkten. In gut gearteten Gemüthern bewahrt und erhält ſich dann eine dankbare Anhänglichkeit. Gerade der Garten, von dem Sie reden, iſt das Einzige, deſſen ich mich deutlich erinnere. Ich ſah die Frau von La Roche zum letzten Male darin, als ich im Jahre 1801 mit meiner Frau und Familie aus Paris zurückkam. Es war eine Laube im Garten, in der wir ſaßen. Sie erinnern mich an das, was Goethe in ſeiner Biographie, Wahrheit und Dichtung von der Familie La Roche ſagt, wo er bei ſeiner Rückkehr von Wetzlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte und freundſchaftlich aufgenommen war. Sie ſind, wie es ſcheint, nicht ganz zufrieden mit Goethe, und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienglieder darſtellt.

Leben Sie für heute herzlich wohl, und ſchreiben Sie mir doch den 24. d. M. Mit der herzlichſten und immer unveränderlichen Theilnahme Ihr H.

Siebenzigster Brief.

Berlin, den 2. Mai 1827.

Tauſend Dank, liebe Charlotte, für Ihren mir ſehr er-
wünſcht geweſenen Brief vom 24. v. M. Ich habe es
immer ſehr gern, wenn ich, indem ich einen Brief ſchrei[illegible]e,
einen zur Beantwortung vor mir habe. Wenn auch un[illegible]er
Briefwechſel ſelten etwas enthält, worauf eigentlich ei[illegible]ne
Antwort erforderlich wäre, ſo iſt doch ein Briefwechſel ſ[illegible]ei-
ner Natur nach immer eine Erwiederung, und man ſchre[illegible]bt
weniger gern, wenn der Faden für den Augenblick ab[illegible]e-
riſſen iſt und von neuem angeknüpft werden muß. D[illegible]s
begegnet mir nun durch Ihre liebevolle Aufmerkſamkeit n[illegible]e,
ſondern unſere Briefe wechſeln ſich regelmäßig ab. Ich b[illegible]n
überzeugt, daß wenn manche Menſchen wüßten, daß w[illegible]ir
uns ſo regelmäßig ſchreiben, ohne über wiſſenſchaftliche od[illegible]er
Geſchäftsgegenſtände zu reden, noch uns Thatſachen mi[illegible]t-
zutheilen, ſie gar nicht begreifen würden, was man ſi[illegible]ch
ſagen könne, wenn man ſich ſcheinbar nichts zu ſagen ha[illegible]t.
Recht wenige Menſchen haben einen Begriff und eine[illegible]n
Sinn für die Mittheilung von Gedanken, Ideen und Em-
pfindungen, wenn es ihnen auch auf keine Art an Ver-
ſtand, Geiſt und Regſamkeit für alle Gefühle fehlt, fü[illegible]r
welche der Menſch empfänglich zu ſein pflegt. Es gehör[illegible]t
zum Gefallen an ſolchen Mittheilungen noch mehr, nämlic[illegible]h
die Neigung, das, was man ſelbſt denkt und fühlt, gern[illegible]
außerhalb des eignen Seins im Andern zu erblicken. Be[illegible]

nem Umgange, wie es der zwiſchen uns Beiden iſt, iſt nicht eben der Wunſch, etwas in den Andern zu verlanzen, Meinungen in ihm zu gründen, zu befeſtigen er zu zerſtören, wenigſtens fühle ich keinen ſolchen Hang d ſolches Bemühen in mir. Aber was ich deutlich fühle, ein großes und in der Liebe zu gefaßten Meinungen bſt gegründetes Verlangen, was ich über Gegenſtände ieren Bewußtſeins meine und empfinde, mit den Erfahıgen und der Vorſtellungsweiſe Anderer zu vergleichen. kommt einem nur gewiſſermaßen in ſich geſicherter vor, s man mit dem Vorſtellen und dem Denken Anderer ammen hält, und wenn es keinen andern Grund gegentiger Mittheilung im Menſchengeſchlecht gäbe, ſo wäre on dies gewiß ein hinlänglicher. Es hat auch gewiſſerßen das Schreiben darin einen Vorzug vor dem mündjen Geſpräch. Es vereinigt die Vorzüge des letzteren t denen des einſamen Nachdenkens, die doch gleichfalls verkenntlich ſind. Man hat für alles, was die Mittheiıg der Gedanken und Empfindungen betrifft, den Andern ht wieder gegenwärtig, als wenn man perſönlich bei einder iſt, und zu der Sammlung und dem Feſthalten der nen Gedanken trägt doch unfehlbar das Alleinſein, und bſt, daß man den Faden ſeiner Gedanken ruhig ausſpinn kann, ehe ein Anderer dazwiſchen tritt, bei.

Es iſt mir ſehr erfreulich geweſen zu ſehen, daß es Ihn lieb war, meinen Brief gerade in den Feiertagen zu halten. Es war das meine Abſicht. Ich weiß, daß Sie h in den Feſttagen Muße, Ruhe und Erholung erlauben, e Sie, gute Charlotte, ſo oft erſehnen — und ihrer ſo lten theilhaftig werden — ich weiß auch, daß Ihnen das ſingſtfeſt beſonders lieb iſt in ſeiner geiſtigen Bedeutung, nd nun erkenne ich mit Vergnügen, daß ſo die Tage in

Heiterkeit ſtill an Ihnen vorübergegangen ſind, und me[illegible] ir
Brief und deſſen Beantwortung Ihre zufriedene, heite[illegible] r
Stimmung vermehrt hat. Ich geſtehe Ihnen, daß Ih[illegible] r
einfache Zufriedenheit mir ſtets erfreulich, oft rührend i[illegible] ſt.
Sie geht aus Ihrem Innern hervor, wodurch ſich d[illegible] as
Aeußere geſtaltet. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß [illegible] ie
Einrichtung beſtimmter Ruhetage, ſelbſt wenn ſie gar ni[illegible] ht
mit religiöſer Feier zuſammenhinge, eine für jeden, der [illegible] in
menſchenfreundliches, auf alle Klaſſen der Geſellſchaft [illegible] e-
richtetes Gemüth hat, höchſt erfreuliche und wirklich [illegible] r-
quickende Idee iſt. Es giebt nichts ſo Selbſtiſches u[illegible] nd
Herzloſes, als wenn Vornehme und Reiche mit Mißfall[illegible] n,
oder wenigſtens mit einem gewiſſen verſchmähenden E[illegible] el,
auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbſt die W[illegible] hl
des ſiebenten Tages iſt gewiß die weiſeſte, welche hätte [illegible] e-
funden werden können. So willkürlich es ſcheint und [illegible] is
auf einen Punkt auch ſein mag, die Arbeit um einen T[illegible] g
zu verkürzen oder zu verlängern, ſo bin ich überzeugt, d[illegible] aß
die ſechs Tage gerade das wahre, den Menſchen in ihr[illegible] en
phyſiſchen Kräften und in ihrem Beharren in einförmig[illegible] er
Beſchäftigung angemeſſene Maß iſt. Es liegt noch etw[illegible] s
Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menſch[illegible] en
behülflichen Thiere dieſe Ruhe mit genießen. Die Perio[illegible]
wiederkehrender Ruhe über die Maße zu verlängern, wür[illegible]
eben ſo unhuman als thöricht ſein. Ich habe dies ſog[illegible]
einmal an einem Beiſpiel in der Erfahrung geſehen. [illegible]
ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, [illegible]
habe ich dort es erlebt, daß man auch dieſe Einrichtung[illegible]
ſich an die göttliche Einſetzung nicht kehrend, dem trockne[illegible]
und hölzernen Decimalſyſtem untergeordnet hatte. D[illegible]
zehnte Tag erſt war es, was wir einen Sonntag nenne[illegible]
und alle gewöhnliche Betriebſamkeit ging neun Tage lan

ort. Wenn dies eigentlich ſichtbar viel zu viel war, ſo urde von Mehreren, ſoviel es die Polizeigeſetze erlaubten, er Sonntag zugleich mit gefeiert, und ſo entſtand wieder i vieler Müßiggang. So ſchwankt man immer zwiſchen vei Aeußerſten, wie man ſich von dem regelmäßigen und ordneten Mittelwege entfernt.

Wenn dies nun aber ſchon nach bloß vernunftgemäßen nd weltlichen Betrachtungen hiermit der Fall iſt, wie an- ers ſtellt ſich noch die Sache nach den religiöſen Bezie- ungen dar; dadurch wird die Idee, wie der Genuß der eiertage zu einer Quelle geiſtiger Heiterkeit und wahren roſtes. Die großen Feiertage ſind überdies mit ſo merk- ürdigen Geſchichtsereigniſſen verbunden, daß ſie dadurch ne beſondere Heiligkeit erhalten. Es iſt gewiß die ange- eſſenſte Feier dieſer Tage, in der Bibel ſelbſt, in allen ier Evangeliſten, die Erzählung derjenigen, auf welche ſich as Feſt bezieht, zu leſen, wie Sie mir ſchreiben, daß Sie u thun pflegen ſeit vielen Jahren. In den Evangeliſten ſt namentlich die Uebereinſtimmung in der Erzählung eben o merkwürdig als die Art, wie die Erzählung der einzel- en von einander abweicht. Die Uebereinſtimmung bürgt ür die Treue und Wahrheit, und in ihr liegt das Gepräge des Geiſtes, in dem alle dieſe unmittelbaren Zeugen, die Chriſtus ſelbſt ſahen und begleiteten, ſchrieben. Allein die- ſer Geiſt, ob er gleich ein Geiſt der Einheit war, der Alle beſeelte, hinderte doch nicht, daß ſich nicht die eigenthüm- liche Aechtheit und Schönheit jedes einzelnen Erzählers hätte gehörig entfalten und darſtellen können. Wirklich kann man, wenn man gewohnt iſt die vier Evangeliſten oft zu leſen, nicht leicht verkennen, von welchem eine Stelle iſt, wenn man nur irgend eine ſolche auswählt, in der ſich das Charakteriſtiſche einigermaßen zeigen läßt. Es ſcheint

mir auch aus Ihrem letzten Briefe, wie ich schon öfter bemerkt zu haben glaube, daß Sie dem Evangelium Johannis den Vorzug geben. Dieser Ausdruck ist zwar nicht passend, da in diesen Schriften mit Recht alles gleich geachtet werden muß. Allein es ist doch natürlich, daß der eine Erzähler das Herz und die Empfindung auf eine andere Art, als der andere anspricht, und alsdann läßt sich auch nach Individualitäten ein Unterschied im Eindruck fortsetzen. Ich theile ganz Ihre Meinung hierüber. Es ist gerade im Johannes, wenn man es so nennen darf, etwas vorzüglich Seelenvolles. —

Sie erinnern mich, liebste Charlotte, daß ich Ihnen noch Antwort schuldig bin auf eine Stelle Ihres frühern oder vorletzten Briefs, und nennen es sehr gütig Berichtigung Ihrer Meinungen über wichtige Wahrheiten. Lassen Sie es mich richtiger sagen, es ist der Wunsch, daß wir auch hier gleicher Meinung sein mögen, wie wir es gewiß meist sind über wichtige Wahrheiten. Ich erkenne, und immer mit großer Freude, daß Ihre Ansichten die Resultate eines geläuterten tiefen Nachdenkens sind, das sich die Gegenstände, die es auswählt, mit dem Lichte eines klaren Verstandes beleuchtet. Unter dem Frieden, dessen ich erwähnte und worauf Sie zurück kommen, verstehe ich allerdings den, welcher an den beiden von Ihnen angeführten und sehr gut gewählten Stellen bezeichnet ist, nur auf die Weise, wie ich die Stellen nehme. Ich muß aber beide Stellen eigentlich mit einander verbinden, da eine allein die von mir damit verbundene Idee wenigstens nicht unmittelbar ausdrückt. Zuerst ist, wie es im Jesaias heißt, der Friede das Werk der Gerechtigkeit, er ist unmöglich ohne strenge Pflichterfüllung, unmöglich in jedem, da Strenge der Pflichterfüllung das Erste und Nächste ist. Dies aber

hte ich nur den irdiſchen menſchlichen Frieden nennen. muß die Grundlage ſein, aber er iſt nicht alles. Er) gepredigt durch den Propheten, durch das voraus ge=)e alte Teſtament; das neue giebt erſt die Vollendung. ; allein iſt der Friede, den die Welt nicht giebt; ein bertrefflicher Ausdruck. Was dieſem Frieden angehört,)on der Welt, dem äußern Glück und dem äußern Ge= geſchieden, es ſtammt von einer unſichtbaren Macht allein die Geſinnung muß im Gemüthe vorhanden ſein, man ſein ganzes inneres Weſen von der Welt trennt, man nicht auf äußeres Glück Anſpruch macht, daß ı nur die hohe Seelenruhe ſucht, die auf dem Leben in nuth und innerem Gehorſam wie in einer klippenloſen :n Waſſerfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Aus= ng der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung ſelbſtiſchen Daſeins unter das Geſetz und noch weit r unter das Anerkenntniß der höchſten alles beherrſchen= und alles durchdringenden Liebe muß ſo vorwaltend , daß das ganze Weſen darin aufgelöſt iſt. Nur bei er Geſinnung kann man den von Jeſus dargebotenen :den ſich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Aus= ıng der ſchönen bibliſchen Stelle, wenn man glauben ıte, der himmliſche Friede ſenkte ſich ſo von ſelbſt und e alles Zuthun auf den Menſchen herab. Wohl zwar t er ſich alſo nieder, er kann nicht durch Werke ver= ıt, nicht gleichſam wie Erdengüter durch eigenes Thun orben werden. Er iſt eine freie, himmliſche, immer der Gnade entſtrömende Gabe. Allein der Menſch n ſie nicht erfaſſen ohne jene Geſinnung, er kann des mmliſchen nicht theilhaftig werden, ſo lange er irdiſches ück ſucht. Beſitzt er aber dieſe Geſinnung, ſo iſt er :der jenes Friedens gewiß, denn es iſt recht eigentlich

von den himmliſchen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdiſche muß ſchon, ſo viel es die ſchwache Kraft vermag, das Himmliſche angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu Theil werden ſoll. Auf dieſe Weiſe hängt der innere Friede immer vom Menſchen ſelbſt ab, der Menſch braucht zu ſeinem Glücke im wahren Verſtande nichts als ihn, und er braucht, um ihn zu beſitzen, nichts als ſich.

In dem, was Sie über das Glück ſagen, haben Sie mich doch einmal mißverſtanden, wie das ja auch bei den meiſten und großen Uebereinſtimmungen unter uns manchmal nicht anders ſein kann. Was ich darüber denke, wende ich übrigens nur für mich an. Ich finde es für mich tröſtend und ausreichend. Ich liebe es auf mir ſelbſt zu ſtehen, und entbehre lieber, als ich an Hoffnungen hänge, die auch fehlſchlagen können. Jeder mag darin ſeine Weiſe haben. Mit innigſter Theilnahme Ihr H.

Einundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 23. Mai 1827.

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Brief vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus erſehen, daß Sie wohl und heiter ſind, und das ſchöne und wirklich ungewöhnlich ſchöne Frühjahr genießen. Sie wundern ſich nicht mit Unrecht, daß ich dieſes Jahr ſpäter, als es die Jahreszeit zu erlauben ſchien, hierher gegangen bin. Indeß pflege ich gewöhnlich erſt im Juni die Stadt zu verlaſſen. Es iſt jetzt ſehr ſchön hier, und eigentlich war es vor acht Tagen noch ſchöner. Es blühete da der Lila oder ſpaniſche Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit iſt, er giebt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indeß wenig, denn ich kann nicht ſagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen ſehr viel hielte. Die ganze Gartenkunſt läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich ſuche die großen Bäume, und ziehe noch mehr die eines freien Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben iſt mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um Pflanzungen und Blumenanlagen. Dies weite Herumgehen und die Freude an Bäumen habe ich nun hier ſehr. Um mein Haus unmittelbar herum ſind ſchöne, alte und doch noch in voller Kraft ſtehende Bäume in bedeutender Menge, und will ich weiter gehen, ſo habe ich dicht hinter meinem Park

einen großen, dem König gehörenden Wald. Die Bäume haben darin etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos, wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, nothwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu sein. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüthe einen Reiz für mich. Es giebt zwar sehr große, und deren Wuchs in der That malerisch ist. Aber sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indeß vermuthlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder, daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verrathen, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B.

den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wüßte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen, und sie in sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen, und zu Ihnen zu reden wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das Eine und Andere heute zu sagen, so werden Sie diesmal noch einen längeren Brief, als gewöhnlich erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung theilen in dem, was ich über den Werth einer schriftlichen Mittheilung, wie wir sie in unserm Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tieferen Kenntniß des Charakters führt. Wenn es gewiß nur Wenige sind, die an einem Briefwechsel wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht Jedermanns Sache sind, vor allen andern auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen Niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse. Im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd; sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller

der Vorzeit ſind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet und ihre Briefe ſind kaum zu leſen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort iſt nicht leicht. Gewiß aber iſt die Sprache ein Haupterforderniß, und ſie iſt nicht Allen verliehen, und in der That mehr angeboren als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es iſt das eine ungemein richtige Bezeichnung, die mir ſehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, iſt die Sprache vor vielen Andern geworden, und wenn auch, wie Sie mir wohl geſagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lektüre unbekannt geblieben ſind, zu der Ihnen keine Zeit übrig blieb, indem Sie auch nicht durch ihre Neigungen dahin gezogen wurden, ſo hat Ihnen das gar nicht geſchadet, vielleicht iſt das Eigenthümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich ſelbſt bin auch ganz unbekannt mit dieſen Büchern. Es iſt aber unverkennbar, daß Sie bei früherer, größerer Muße nur unſere beſten Schriften geleſen, ja mit ihnen gelebt haben, ſo hat ſich Charakter und Denkweiſe zugleich mit Sprache und Styl gebildet. Leben, Wärme und Feuer iſt in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie geſucht oder ſchwülſtig iſt. Ich habe Ihnen ſchon oft Aehnliches geſagt, ohne mich einer Schmeichelei ſchuldig zu machen. Die Thatſache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Heft Ihrer Biographie. Es hat mich gar nicht überraſcht, daß Sie mir ſagen, wie Sie ſchon ſehr früh die Neigung gehabt, in „ernſthafte" Korreſpondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, ſondern Betrachtungen, Gedanken und dergl. enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben Sie ſchon als Kind mit einer Art Leidenſchaft ergriffen, und Ihre empfangenen Briefchen, wohl geordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh ſchon, wohl mit zwölf

Jahren wären Ihnen manche Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Ueberhaupt bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beschäftigungen die mit Crayon und Feder die liebsten gewesen, ob Ihnen doch auch eine vielleicht seltene Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren sei; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen oder auch bedurft haben, da der scharf unterscheidende Blick Ihres Auges hinreichend gewesen, Sie zu belehren. (Diese Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Theil Ihres Lebens von der größten Wichtigkeit für Sie geworden.) Ob nun dies Talent oder Kunstfertigkeit Sie auch erfreuet habe, und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie sich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtisch zugewendet, und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.

Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, diese Selbstschilderungen aus einem Heft Ihrer Biographie nicht ohne Absicht zurück. Die frühe Uebung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks zu geben, nicht weniger aber sind auch die intellektuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Werth geben.

Durch alle diese, sich stets erneuernden Bemerkungen ist schon mehr als einmal ein Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute aussprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernst ist. Hören Sie mich denn aufmerksam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun schon lange vergangenen Zeit, nach den Ihnen leider unersetzt gebliebenen Vermögensverlusten ganz niedergebeugt waren. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie

damals mit ſich, Verhängniß und Entſchlüſſen kämpften, und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunſtarbeit wählten, mit der Sie Ihre Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergeſſen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten, und ſich ſo eine ſeltene Geſchicklichkeit gewannen, ſo daß Ihre Fabrikate den ausländiſchen gleich geſtellt, ſehr geſucht und verſendet wurden. So gelang es Ihrer Anſtrengung und Ausdauer ſich eine unabhängige Selbſtſtändigkeit zu ſchaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre, und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterſeiten, die dazu erfordert werden.

Gern möchte ich Sie indeß in einer freieren Lage und in Beſchäftigungen wiſſen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angeſtrengt, mehr ſich ſelbſt lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen ſein. Ja, theure Charlotte, ich möchte Sie ſo gern aus Ihrer ſehr angeſtrengten Lebensweiſe herausgehoben wiſſen, und weiß zugleich, daß, was für viele Andere paßt, doch nicht für Sie iſt.

Sie haben ſehr oft in Ihren Briefen des ſchönen Verhältniſſes gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechſelnden Schickſale Ihres Lebens, bis an ſein Grab, zu Ewald geſtanden; Sie gedenken mit gerührter Dankbarkeit des Einfluſſes, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Theilnahme, die er Ihnen in Rath und That durch ein langes Leben troſtvoll bewieſen. Hat er nie die Idee in Ihnen geweckt, Vortheil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen thaten und thun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt ſind als Sie. Denken Sie nur an Thereſe Huber, deren Sie ſchon mehrmal mit Liebe er-

wähnt haben, die Ihnen durch gemeinschaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Nothwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Thereſe Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter ſeinem Schutz, Forthülfe und Korrektur. Wenn Sie einen ſolchen Entſchluß faſſen auf meinen Rath, ſo iſt es billig, daß ich Ihnen hülfreich bin. Schreiben Sie Ihre Anſichten, Gedanken, Betrachtungen über freigewählte Gegenſtände. Ihre eigenen Schickſale und Mancher, die Ihnen näher ſtanden, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch Ihr reiches, inneres Leben, das auch in der ſehr einfachen und angeſtrengten Lebensweiſe die Sie führen, ſich nie erſchöpfte. Die Schilderungen innerer Seelenzuſtände, gelingen Ihnen ganz vorzüglich.

Denken Sie meinem Vorſchlage nach, prüfen Sie Ihre innern Kräfte, ſein Sie nicht zu beſcheiden, und ſagen mir mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar ſo gütig zeigen, und worauf meine Theilnahme an allem was Sie angeht, auch gerechten Anſpruch hat, Ihre Meinung.

Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, ich erſchrecke ſelbſt über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Theilnahme, womit ich Ihnen angehöre und unwandelbar angehören werde.

Ihr H.

Zweiundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1827.

Ihr lieber Brief, am 5. d. M. zur Poſt gegeben, hat mir, wie alle Ihre Briefe, wieder viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür, liebe Charlotte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend auch ſo viele Gewitter haben. Neulich dauerte hier eins die ganze Nacht hindurch, und ich erinnere mich nie ſo ſchöne und mannichfaltige Donner gehört zu haben. Alle Arten des fernen und langſamen und dann beſchleunigten Rollens und der Schläge, die mit Krachen immer die Höhe verrathen, kamen hinter einander vor. Ich ſaß, wie ich gewöhnlich thue, bis nach ein Uhr an meinem Schreibtiſch beſchäftigt, ging aber noch während des Gewitters zu Bette, und ſchlief ein, als es noch in voller Stärke war. Ich liebe unter allen Naturerſcheinungen die Gewitter vorzugsweiſe. Ob ſie gleich freilich oft großen Schaden anrichten, und ſchmerzliche Verluſte herbeiführen, ſo ſind ſie doch auch durch Kühlung und den Regen, den ſie gewähren, höchſt wohlthätig. Hier in Tegel kommen ſie ſelten recht herauf, weil der ſehr große See das iſt, was die Leute eine Wetterſcheide nennen. Haben ſie aber den Uebergang über den See gemacht, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie groß genug waren, um den Abgang an Elektricität, welche die Waſſermaſſe ihnen nimmt, ertragen zu können, und dann pfle-

a ſie ſich nachher noch lange zu halten. Sie ſagen mir Ihrem Brief, daß Sie im letzten ſtrengen Winter einige kazien verloren haben, die Sie zum Schirm vor der onne in Ihrer Gartenſtube hatten pflanzen laſſen, und trauern den Verluſt der ſo ſchön herangewachſenen Bäume. as glaube ich Ihnen gern und verſtehe es ganz. Es iſt ht nur verdrießlich, Bäume zu verlieren, ſondern es kann ar ſchmerzlich ſein, wenn man ſich an einen Baum ge- hnt hat. Durch den Froſt habe ich keinen Baum ver- en, aber der Sturm hat mir eine Akazie entwurzelt und en Ahorn geſpalten. Beides waren alte, wunderſchöne ume. Die Akazie habe ich nirgends größer geſehen. Sie te einen ſehr dicken Stamm und weit verbreitete Aeſte. Grunde aber bleibt die Akazie ſelten geſund, wenn ſie Alter, wie dieſe gewiß hatte, von 45 bis 50 Jahren eicht. Auch dieſe war ſchon einmal geſpalten, ich hatte r durch eine angelegte ſtarke Klammer ihr wieder Fe- kkeit gegeben. Der Sturm hat ſie langſam niederge- gt, und die Wurzeln mit aus der Erde geriſſen. Der orn war noch größer und ſchöner, aber leider ſo geſpal- , daß ich den ganzen Baum habe müſſen abhauen laſ- . Nun iſt eine Lücke entſtanden, die man, wenn man ht die Urſache weiß, für abſichtlich hält, da ſie gerade n Hauſe eine hübſche Ausſicht auf den See giebt, die r aber leid thut, ſo oft ich hinblicke. Die Bäume ſind in eigentlich unglücklich, zu allem Wind und Wetter, al- Verunglimpfungen der Vögel und Inſekten, der Be- ädigungen durch Menſchen gar nicht zu gedenken, gerade ſtill halten zu müſſen, und ſich nicht vom Fleck rühren zu nen. Thieren ſteht es doch frei, einen Schutz zu ſu- n, und doch kann man ſich kaum erwehren, die Bäume ch als empfindende Weſen anzuſehen. Lebende ſind ſie

offenbar. Ihr Neigen ſieht oft wie eine Klage aus, daß ſie ſo unbeweglich da ſtehen müſſen, der Sturm iſt ohnehin die unerfreulichſte, ja man kann wohl ſagen, fürchterlichſte Naturerſcheinung. Schon daß er eine ſo furchtbare Gewalt unſichtbar ausübt, und man gar nicht einmal begreift, wie er plötzlich entſteht und ſich wendet, macht ihn viel ſchauerlicher, als die andern Naturerſcheinungen, die mehr in die Augen fallen. Bei Stürmen denke ich noch allemal mit größerer Theilnahme, wie Sie darunter leiden, da Sie mir wohl geſagt haben, daß Ihr Gartenhaus ſo wenig Sie ſichert.

Sie haben es ſich ſchon wieder müſſen gefallen laſſen, daß ich mich in meiner Liebe für die Bäume habe gehen laſſen, aber Sie ſind zu gut und unendlich gut, und ſagen mir ſehr freundlich, daß Ihre eignen Empfindungen für meine Lieblinge der freien Natur ſehr geſteigert ſeien, und Sie jetzt die belaubten Mitbewohner Ihres kleinen Gebiets mit größerer Liebe betrachten als früher. Das ſind ſo ſchöne und zart weibliche Aeußerungen, daß ich Sie mit Vergnügen geleſen habe, und Ihnen recht innig dafür danke, liebe, gute Charlotte.

Sie ſprechen in Ihrem Brief davon, daß ich wohl in dieſem Sommer nach Schleſien gehen würde, und dies Ihnen minder lieb ſei, weil es Ihnen eine ſo weite Entfernung dünke. Ich gehe aber leider, obgleich ich Schleſien nicht berühren werde, in dieſem Sommer noch weiter. Ich begleite nämlich meine Frau ins Bad nach Gaſtein. Dies Bad liegt hinter Salzburg und iſt alſo nahe an 120 Meilen von hier. Wir gehen aber erſt im Julius fort, und ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe, den ich noch vor meiner Abreiſe von hier

ſchreiben werde, ſagen, wohin ich Sie bitten werde, die Briefe an mich zu richten. Ich werde auch bei dieſer Gelegenheit einmal wieder München beſuchen, wo ich ſeit ſehr langen Jahren nicht war. Unſere Abweſenheit wird bis in den September hinein dauern, da mit der Hin- und Rückreiſe ſchon bedeutende Zeit verloren geht, und der Aufenthalt in München hinzukommt. Gaſtein iſt eine der intereſſanteſten Gegenden Deutſchlands. Ich habe es zwar noch nicht ſelbſt geſehen, da im vorigen Jahr meine Frau ohne mich da war, aber ich kenne Salzburg und dort fängt das Gebirge an, von dem das Bad Gaſtein gewiſſermaßen die letzte und äußerſte Schlucht iſt. Gaſtein wird vom Norden Deutſchlands wenig beſucht, von Oeſterreich und Baiern aber, und ſelbſt aus Italien ſehr viel. Dennoch ſind alle Anſtalten zum Wohnen und Leben dort ſehr ſchlecht, und man denkt auch wenigſtens nur ſehr langſam darauf, ſie zu verbeſſern. Da ich Tegel ſehr liebe, ſo gehe ich eigentlich immer ungern weg. Doch iſt das überwunden, wenn man im Wagen ſitzt, und in vieler Rückſicht freue ich mich auf dieſe Monate. Ich habe ſehr lange keine Berge und überhaupt keine wahrhaft große, ſchöne Natur geſehen, und ſo verſetzt man ſich immer gern in eine ſolche. Das Gaſteiner Waſſer gehört übrigens zu den wirkſamſten, die man kennt. Was aber die Geſundheit betrifft, ſo gehören die Badereiſen zum Theil auch zu den Moden der Aerzte. In meiner Kindheit und erſten Jugend war es höchſt ſelten, daß jemand, wenn er auch bedeutend leidend war, ſich in Bewegung ſetzte, um ſeine Geſundheit durch ein Bad wieder herzuſtellen. Jetzt ſind die Menſchen beweglicher geworden und finden mehr Vergnügen an dem Hin- und Herwandern, wiſſen ſich auch, obgleich Alles jetzt koſtbarer iſt, die Mittel dazu zu ſchaffen, und ſo ent-

ſteht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode iſt, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend.

Es thut mir ſehr leid, daß die große Wärme dieſes Jahres, die ſehr Vielen und auch mir ſo erwünſcht und erfreulich iſt, ganz entgegen geſetzt auf Sie wirkt, und Ihnen Beängſtigungen, das ſchlimmſte von allem, erregt. Ich werde mich ſehr freuen, wenn Ihr nächſter Brief mir beſſere Nachrichten giebt.

Es iſt mir ſehr merkwürdig, daß Sie ſich einer ſo großen Reihe von Sommern erinnern, worin ſehr wenig Sommerwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abweſend und in ſüdlichen Ländern. Es geſchieht mir überhaupt leicht, das zu vergeſſen, was in der Zeit vorgefallen iſt, die ich ſelbſt erlebt habe. Ich bin in der viel älteren Geſchichte viel beſſer bewandert. Ich beſinne mich theils nicht auf das Geſchehene, theils ſetze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran ſich mir im Geiſte oder im Gefühl etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereigniſſe, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In dieſem Sommer aber iſt alles merkwürdig früh. Die Roſen ſind ſchon vorüber, die Lilien werden es bald ſein. Zu den Lilien habe ich eine beſondere Zuneigung, Farbe, Wuchs, Geruch, alles iſt unendlich lieblich, und mehr als das, ſie haben eine Pracht, die allen andern Blumen fehlt. In Italien und Spanien ſieht man viele Blumen wild, die man bei uns bloß in Gärten ſieht. Aber Lilien ſind ſehr ſelten. Auf der Inſel Iſchia bei Neapel giebt es eine Art Lilien, ſehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe iſt nicht ſo ſtra-

lend weiß und fällt mehr ins Graue. Sie wachſen nur an einer Stelle der Inſel, und gerade, da ſonſt die Lilie einen guten Boden fordert, im allerdürreſten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wunder ſei, das man der heiligen Roſalia, der Schutzheiligen der Inſel, danke. An der Stelle, wo ſie dort den Märtyrertod gelitten, wüchſen jetzt dieſe Lilien. —

Sie ſagen mir, daß Sie einen lieben Brief von der Tochter des Direktors der rheiniſch-weſtindiſchen Compagnie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater iſt ein ſehr angenehmer, intereſſanter Mann, der einem, wie man ihn ſieht, Vertrauen zu ſeiner Einſicht, Thätigkeit, Geſchicklichkeit und Gewandheit einflößt. Ein Theil ſeiner Kinder wird wohl in England geboren ſein. Er hielt ſich lange dort auf, theils in London, theils in Mancheſter, er hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein in der Zeit des Kriegs mit Frankreich hat er ſie aufgeben müſſen, und hat ſich erſt dann wieder nach Deutſchland gezogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indeß hat es ihm in England, trotz ſeines ſehr langen Aufenthalts dort, doch nicht recht gefallen. Er findet ſich jetzt viel glücklicher in Deutſchland. Es muß doch wohl in Lebensweiſe, Umgebungen, dem Eindruck, den die Nationalgeſichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es recht ſelten Menſchen giebt, die ihr Leben in der Fremde beſchließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man freilich, ſogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber ſelten ſind ſie immer. Selbſt diejenigen, die durch allerlei Umſtände feſtgehalten, nicht in ihr Vaterland zurückkehren, behalten eine Sehnſucht danach, und gehen mit Plänen um, ſich wirklich wieder dahin zu verſetzen.

Sie ſchreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief

ſteht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung n
den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr M
iſt, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gege

Es thut mir ſehr leid, daß die große Wärme di
Jahres, die ſehr Vielen und auch mir ſo erwünſcht
erfreulich iſt, ganz entgegen geſetzt auf Sie wirkt, und
nen Beängſtigungen, das ſchlimmſte von allem, err
Ich werde mich ſehr freuen, wenn Ihr nächſter Brief mir
beſſere Nachrichten giebt.

Es iſt mir ſehr merkwürdig, daß Sie ſich einer ſo großen Reihe von Sommern erinnern, worin ſehr wenig Sommerwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abweſend und in ſüdlichen Ländern. Es geſchieht mir überhaupt leicht, das zu vergeſſen, was in der Zeit vorgefallen iſt, die ich ſelbſt erlebt habe. Ich bin in der viel älteren Geſchichte viel beſſer bewandert. Ich beſinne mich theils nicht auf das Geſchehene, theils ſetze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran ſich mir im Geiſte oder im Gefühl etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereigniſſe, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In dieſem Sommer aber iſt alles merkwürdig früh. Die Roſen ſind ſchon vorüber, die Lilien werden es bald ſein. Zu den Lilien habe ich eine beſondere Zuneigung, Farbe, Wuchs, Geruch, alles iſt unendlich lieblich, und mehr als das, ſie haben eine Pracht, die allen andern Blumen fehlt. In Italien und Spanien ſieht man viele Blumen wild, die man bei uns bloß in Gärten ſieht. Aber Lilien ſind ſehr ſelten. Auf der Inſel Iſchia bei Neapel giebt es eine Art Lilien, ſehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe iſt nicht ſo ſtrah-

lend weiß und fällt mehr ins Graue. Sie wachſen nur an iner Stelle der Inſel, und gerade, da ſonſt die Lilie einen uten Boden fordert, im allerdürreſten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wun- er ſei, das man der heiligen Roſalia, der Schutzheiligen er Inſel, danke. An der Stelle, wo ſie dort den Mär- yrertod gelitten, wüchſen jetzt dieſe Lilien. —

Sie ſagen mir, daß Sie einen lieben Brief von der Tochter des Direktors der rheiniſch-weſtindiſchen Compag- nie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater ſt ein ſehr angenehmer, intereſſanter Mann, der einem, vie man ihn ſieht, Vertrauen zu ſeiner Einſicht, Thätig- eit, Geſchicklichkeit und Gewandheit einflößt. Ein Theil einer Kinder wird wohl in England geboren ſein. Er hielt ich lange dort auf, theils in London, theils in Mancheſter, r hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein n der Zeit des Kriegs mit Frankreich hat er ſie aufgeben nüſſen, und hat ſich erſt dann wieder nach Deutſchland ge- ogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indeß hat s ihm in England, trotz ſeines ſehr langen Aufenthalts ort, doch nicht recht gefallen. Er findet ſich jetzt viel lücklicher in Deutſchland. Es muß doch wohl in Lebens- eiſe, Umgebungen, dem Eindruck, den die Nationalge- ichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es echt ſelten Menſchen giebt, die ihr Leben in der Fremde eſchließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man frei- ich, ſogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber ſelten ſind ſie immer. Selbſt diejenigen, die durch allerlei Umſtände feſtgehalten, nicht in ihr Vaterland zu- rückkehren, behalten eine Sehnſucht danach, und gehen mit Plänen um, ſich wirklich wieder dahin zu verſetzen.

Sie ſchreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief

viel von Gewittern, indem Sie auf etwas antworten, was ich in einem meiner Briefe darüber geſagt hatte. Ich bekam Ihre lieben Blätter gerade bei einem heftigen Gewitter. Daß es Ihnen iſt, als könnten Sie den Wunſch hegen, gerade durch einen Blitz zu ſterben, bin ich weit entfernt zu tadeln, ich finde es, wenn man den Tod leicht gegenwärtig hat, ſehr natürlich, und würde den Wunſch ohne Anſtand ſelbſt theilen. Es iſt ein ſo reiner, gar nicht verſtümmelnder, kaum verletzender Tod, und wenn man auch immer, welche Todesart einem auch beſtimmt ſein mag, durch eine höhere Fügung ſtirbt, ſo iſt es doch in der Einbildungskraft nicht auszutilgen, was Sie auch von Ihren Kinderjahren ſagen, daß dieſer Tod als einer angeſehen wird, der gleichſam unmittelbar vom Himmel kommt. Unter den Elementen giebt es kein reineres und ſchöneres Feuer, als das bloß durch die elektriſche Naturkraft entſtehende. Man wird auch bei dieſer Todesart in einem ſo majeſtätiſchen Schauſpiel hinweg genommen, daß darüber das Gewaltſame verſchwindet. Kein durch äußere Umſtände herbeigeführter Tod iſt dem natürlichen ſo nahe kommend, als dieſer. Unſtreitig aber ſehen die vom Gewitter Erſchlagenen weder den Blitz, noch hören ſie den Donner. Es kann nur eine Sekunde ſein, wo Leben und Bewußtſein dahin ſind. Es iſt indeß ſonderbar, daß Perſonen, die ſich vor dem Gewitter fürchten, gerade bei dem Donner am meiſten in Schrecken zu gerathen pflegen: wenn man den Donner hört, iſt alle Gefahr vorüber. Wie viel man ihnen das ſagen mag, es hilft nichts. Es liegt das gewiß darin, daß der Donner durch ſein furchtbares Krachen und langſam ſteigendes Rollen die Nerven erſchüttert und damit alle ruhige und verſtändige Ueberlegung raubt, oder wenigſtens ſchwächt. Es mag überhaupt die Gewit-

terfurcht nicht immer ſowohl Furcht und ängſtliche Beſorgniß vor der drohenden Gefahr, ſondern öfterer eine Wirkung des Blitzes und Donners auf reizbare Nerven ſein. Es iſt aber überhaupt eine nicht ſo leicht zu beantwortende Frage: ob vorzuziehen iſt, ſchnell hinweggerufen zu werden, oder langſam zu ſterben, und das Bewußtſein ſeines Todes zu haben? Ich ſetze freilich dabei immer voraus, daß auch der langſame Tod ein ſchmerzloſer ſei. Selbſt theologiſch hat man die Frage aufgeworfen. Der Grund, den man ſich dabei gedacht hat, iſt wohl kein anderer geweſen, als daß man Zeit haben ſoll, ſich auf den Tod vorzubereiten, damit man nicht unbußfertig ſterbe. Davon geſtehe ich, würde ich wenig halten, und bin ohne Ihre Erklärung darüber gewiß, daß wir gleicher Meinung ſind. Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben ſein, ſo wie das Leben ſelbſt, und wirklich von ſeinem erſten Schritte an, eine Annäherung zum Tode iſt. Allein wenn ich auch in dieſen Grund nicht eingehen kann, ſo läßt ſich ſonſt, wenigſtens im individuellen Gefühl, manches zu Gunſten eines vorausſehenden, mit Bewußtſein verknüpften Todes ſagen. Es hat immer etwas ſehr Gewaltſames, ſo plötzlich hinweggerufen zu werden, auch wenn es ein bloßer Schlagfluß iſt, und in der That noch ſo ſanft. Dann aber liegt noch etwas Menſchliches darin, ſich dem Gefühl des Todes nicht entziehen zu wollen, ihn kennen zu lernen, bis auf den letzten Hauch das ſcheidende Leben in ſich zu beobachten.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihre Antwort auf dieſen Brief nach München zu adreſſiren: abzugeben an Hrn. v. Küſter, königlich preußiſchen Geſandten in München. Nachher bitte ich Sie wieder, den 31. Julius zu ſchreiben, und dann den Brief wie gewöhnlich und nach Bad Gaſtein über Salzburg zu adreſſiren.

Leben Sie recht wohl, liebſte Charlotte, und ſuchen Sie ſich gegen den Ihnen ſo nachtheiligen Einfluß der Hitze zu verwahren. Ihre Meinung, immer durch Aderläſſe ſich zu erleichtern, beunruhigt mich. Sie können dadurch nur geſchwächt werden, und noch mehr bei Ihrem Mangel an Eßluſt. Der Ihrige H.

Dreiundſiebenzigſter Brief.

Landshut, den 19. Julius 1827.

bin früh genug hier angekommen, was mich ſehr
:, ſo kann ich Ihnen, liebe Charlotte, noch von hier
ſchreiben. Ich hoffe übermorgen nach München zu
nen. Wenn ich unterwegs kein ungewöhnliches Hin-
iß antreffe, ſo denke ich übermorgen Abend im Beſitz
; Briefes von Ihnen zu ſein. Denn ich weiß ge-
daß Sie an dem Tage, an dem ich Sie darum bat,
Brief abgeſchickt haben. Es iſt von hier nach Mün-
nur eine, und nicht einmal große Tagereiſe, und ich
te ſehr füglich ſchon morgen Abend dort ſein. Aber
ɔeſuche einen Bekannten auf dem Lande, der etwas
ɔärts wohnt, und halte mich bei ihm eine Nacht auf.
entſchließe mich jetzt überhaupt ungern zum Reiſen,
thue es nicht ohne erhebliche Gründe. Die Unbequem-
:iten ſcheue ich gar nicht, ich liebe aber die Anſtalten
gen nicht, ſondern gehe darin ſehr einfach zu Werke.
der Seite alſo wäre mir das Reiſen nicht zuwider. Aber
Störung in meinen Geſchäften iſt es mir. Man kann es
vermeiden, daß nicht das Reiſen zu einer Art Nichts-
, oder wenigſtens zu einer Art geſchäftigen Müſſig-
ɣes werde. Ich wehre mich zwar, ſo viel ich kann
gen, und wenn ich auch freilich nicht dieſelben Arbei-
fortſetzen kann, ſo ſuche ich es wenigſtens dahin zu
gen, daß es nur ein Wechſel von Arbeiten ſei. Das

Arbeiten ist, meinem Gefühle nach, dem Menschen so gut ein Bedürfniß, als Essen und Schlafen. Selbst diejenigen, die gar nichts thun, was ein vernünftiger Mensch Arbeit nennen würde, bilden sich doch ein, etwas zu thun. Einen Müssiggänger, der es seiner Meinung nach wäre, giebt es wohl nicht auf der Welt. Auf der Reise aber giebt es eine andere Weise der Beschäftigung, nämlich das stille Denken ohne einen Finger zu rühren, ohne zu lesen oder zu schreiben. Das kann man zwar auch zu Hause haben, aber die oft sogar unrichtige Geschäftigkeit erlaubt es nicht, man ist zu pedantisch, um es sich eben anders zu gestatten, als vielleicht bei einem einsamen Spaziergange. Ich halte sehr viel davon, und habe darum sogar schlaflose Nächte recht gern, nur daß ich zu diesen, da ich einen guten, gesunden Schlaf habe, kaum anders, als in Krankheiten komme. Beim Reisen aber tritt die Nothwendigkeit ein, und man hat den Genuß, indem der Wille gerechtfertigt ist. Wenn man, wie ich jetzt, mit jemand reist, mit dem man gerne spricht, wie ich mit meiner Frau, wo das Gespräch nicht ausgeht, und wo man auf eine mehr anziehende Weise angeregt wird, als man selbst anregt, da fällt dies natürlich weg. Aber ich sprach nur erst vom Alleinreisen. Wirklich aber ist es wahr, daß Männer sich nicht genug im müssigen Denken gehen lassen. Sie thun eher alles, als denken, auch wenn sie ganz unbeschäftigt sind, oder sie geben sich, wenn sie gerade zu keinen höheren Beschäftigungen berufen sind, lieber noch ganz leeren und nichtigen hin. Die Beschäftigungen der Männer sind leider so, daß sie das gleichzeitige innere Denken ausschließen, und doch den Geist gar nicht auf eine irgend würdige Weise in Anspruch nehmen. Auf diese Beschäftigungen haben doch Viele die Albernheit, einen Werth zu setzen,

und ſich etwas darauf einzubilden. Dies iſt offenbar eine der Urſachen, warum in der Regel Frauen intereſſanter zu ſein pflegen als Männer. Denn bei den Arbeiten der Frauen wird das ſtille Sein der Seele für ſich viel ſeltener durch die Arbeit geſtört. Beides geht neben einander fort, und der Werth der Gedanken und Gefühle wird mehr empfunden. Eine Frau, die deſſen ſonſt fähig iſt, hängt beiden mit mehr Liebe nach.

Die Gegenden, durch die man von Berlin bis hier kommt, ſind nicht gerade von vorzüglicher Schönheit. Nur in einzelnen Strecken zeichnet ſich die Natur aus. Die wahrhaft großen Gebirgsgegenden kommen erſt zwiſchen München und Salzburg, und von da weiter bis Gaſtein. In München und Salzburg war ich ſchon mehrmals, doch machte ich nie einen längeren Aufenthalt daſelbſt. Bis hierher und zwiſchen hier und München geht zwar der Weg durch Provinzen, die überaus reich an mannichfachen Naturſchönheiten ſind, aber ſie liegen nicht an der Straße, theils zufällig, theils weil man dieſe mehr durch das ebene Land geführt hat. Baireuth iſt ein vorzüglich ſchönes Land und auch noch der reizendſte Strich, durch den ich ſeit Berlin bis jetzt gekommen bin. Es hat Seltenheiten, die ſich ſonſt nicht leicht in irgend einem Lande finden. Es werden nämlich in großen, weiten, unterirdiſchen Höhlen, ganze Haufen von Knochen großer Thiere, ja ganze Theile von Skeletten angetroffen. Sie erinnern ſich gewiß davon geleſen zu haben. Es war eine Zeit lang ſehr viel, ſelbſt in den gewöhnlichen Zeitungen die Rede davon. Theils waren die Knochen von Thieren, die man zwar ſehr gut kennt, die aber jetzt nicht dort leben, theils aber gehören ſie auch Thieren an, deren Gattungen verloren gegangen zu ſein ſcheinen, da man in keinem Lande Kenntniß von

ihnen hat. Auch eine Menge verſteinerter Pflanzen und Thiere aller Arten giebt es im baireuthiſchen Gebirge, mehr als in den meiſten andern. Eine ſchwer zu erklärende Sache iſt es, daß man noch niemals verſteinerte Menſchen gefunden hat, nicht bloß hier nicht, ſondern in keinem Theil des Erdbodens. Die menſchlichen Knochen werden eben ſowohl verſteinern, als thieriſche, und nach der Schöpfung läßt ſich doch kein eigentlicher Zwiſchenraum zwiſchen der Bevölkerung des Erdbodens mit unvernünftigen Thieren und zwiſchen der mit Menſchen annehmen. Denn ſonſt könnte man glauben, daß die Epoche, wo thieriſche Subſtanzen in Stein übergingen, der Zeit vorhergehend geweſen ſei, wo Menſchen auf dem Erdboden verbreitet waren. Die nächſte Poſtſtation von hier aus jenſeits Baireuth hat eine überraſchend anziehende, merkwürdige Lage, heißt Berneck, iſt nur ein kleiner Marktflecken, aber ringsum von anmuthigen, mit Tannen bewachſenen Bergen umgeben, von denen man ſich in einem ganz engen, kreisrunden Thal umſchloſſen ſieht. Die Berge ragen weit, auch über den Kirchthurm des Orts hervor und an ihrer ſonſt grünbewachſenen Seite ſtehen viele ganz nackte, zackige Felsſtücke heraus. Auf einem dieſer Berge ſteht ein hoher, viereckiger Thurm, der ſich ganz ſonderbar ausnimmt. Er iſt unten alt, oben aber größtentheils neu aufgeführt. Er hat eigentlich keinen Zweck. Es iſt zwar eine Uhr darin, aber es verdient kaum die Mühe, daß man, wie man es thut, ſie regelmäßig aufzieht, da eine andere Uhr im Ort iſt. Man hat aber, was eine lobenswürdige, hübſche Sorgfalt iſt, den Thurm bloß hergeſtellt, um ein Stück des Alterthums zu erhalten. Ich weiß, Sie, liebe Charlotte, begleiten mich mit ihren Gedanken, und wiſſen gern, durch welche Gegenden ich komme, und wobei ich

verweile; Sie kennen und theilen auch meine Neigung für die Schönheiten der Natur, und wie ich oft da gern verweile, was gewiß Vielen keines Blickes werth ſcheint. Wäre das nicht, ſo müßte ich um Verzeihung bitten, daß ich mich ſo oft vor Ihnen gehen laſſe, um ſo mehr, da Sie mir wohl geſagt haben, daß Sie eigentlich überhaupt keine Reiſebeſchreibungen lieben, und auch lieber von mir ſolche Briefe empfangen, die Sie mehr in meinen Ideengang hineinziehen. Ich bin Ihnen für beides ſehr dankbar, und es iſt eine mir gar liebe Vorſtellung, daß Sie meine Beſchreibungen, wie Gemählde, gern betrachten, eigentlich, weil ſie von mir ſind. Es iſt das ſo rein weiblich, den Anſichten eines Mannes gern zu folgen, für den im Buſen liebevolle Ergebenheit wohnt, daß dies ſelbſt von einer Fremden angenehm ſein würde, wie ſollte es mich nicht von Ihnen herzlich erfreuen! —

Ich bitte Sie, mir ſo nach Gaſtein zu ſchreiben, daß Sie den 10. Auguſt den Brief abgehen laſſen unter der gewöhnlichen Adreſſe. Nachher aber ſollen Sie mir nicht eher ſchreiben, als bis ich es Ihnen anzeigen werde. Die Briefe gehen ſehr langſam nach Gaſtein, und ein ſpäter abgehender Brief könnte mich leicht nicht mehr dort treffen. Ueber meine Rückkunft nach Berlin kann ich noch nichts beſtimmen.

Leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher Theilnahme

der Ihrige H.

Vierundſiebenzigſter Brief.

Bad Gaſtein, den 5. Auguſt 1827.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, von unterwegs, ich denke von Regensburg, gewiß am 19. d. v. M. geſchrieben, und hoffe, daß Ihnen der Brief, wenn auch ſpäter, zugekommen ſein wird. Die Erfahrung hat mich gelehrt im vorigen Jahr, daß die Poſt hierher ungemein langſam geht. Seitdem habe ich nun Ihren ſehr lieben, freundlichen Brief vom 10. Julius in München durch Hrn. v. Küſter empfangen, und ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank dafür. Ich hatte Sie gebeten, Ihren nächſten Brief am 10. d. M. abzuſchicken, daran iſt nun nichts mehr zu ändern. Leicht kann ich Ihnen einen zu ſpäten Tag beſtimmt haben, denn es ſcheint, daß unſere Badekur ſchon eher beendigt ſein wird, wie ich es früher nicht dachte. Weſentlich ſchadet es nicht, da er mir auf jeden Fall nachgeſchickt wird. Es ſollte mir nur leid ſein, ſo lange von Ihnen ohne Nachrichten zu ſein. — Der Ort hier liegt ſchon den höchſten Bergen Deutſchlands ſehr nahe. Man befindet ſich ſelbſt hier im Bade 2000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal iſt überaus lieblich und ſchön. Von Salzburg hierher geht eine große, ſehr bequem angelegte Straße. Doch iſt das Thal ſehr enge. Im Grunde dankt man dies Thal nur dem Lauf des Fluſſes, welcher darin ſein Bett hat. Von Salzburg aus iſt es den größten Theil des Wegs über die Salza, einige Meilen von hier aber die Ache, die in die

Salza fließt. Sehr selten aber kann der Weg neben dem Fluß in der Thalebene hinlaufen. Meistentheils hängt er hoch an dem Felsen, und geht nur da hinunter, wo er sich mittelst einer Brücke auf die andere Seite des Flusses schlägt. An den Felsen hinlaufend, ist er mit hohen Mauern, mitunter auch nur mit hölzernen Pfeilern gestützt. Dieser Weg dauert aber nur bis in das Bad. Hier streckt sich eine Bergkette quer vor. Von hier weiter kann man nur mit ganz kleinen Landwagen noch etwa eine Stunde weit fahren, nachher nur mit Lastthieren oder reitend übers Gebirge kommen. Dies macht eben den schönen Anblick des Orts, da man, wenn man mit dem Gesicht gegen das Ende des Thals steht, mehrere Stufen von Bergen über einander sieht, deren unterste mit dunkeln Tannen bewachsen und die obersten mit Schnee bedeckt sind. Unmittelbar an diesem Berge liegt das Haus, wo wir mit andern Badegästen wohnen, und das ein vom letzten Erzbischof von Salzburg gebautes Schloß, aber weder prächtig noch groß ist. Ueber diese das Thal beschließende Bergreihe fällt nun die Ache, und bildet einen in seiner ganzen Länge sehr hohen, aber eigentlich aus mehreren einzelnen Fällen bestehenden Wasserfall. Die ganze Höhe beträgt 630 Fuß. Von beiden Seiten ist er von steilen Felsen eingeschlossen, über die aber an einigen Stellen der Schaum in der Ferne sichtbar hervorspritzt. Die Lage des Schlosses ist darin wunderbar, und für mich sehr angenehm, daß die Hinterseite so nahe an dem Felsen und dem Gebirge liegt, daß man keine volle zwei Schritte Raum hat. Die Vorderseite, die nach dem Orte zu liegt, hat hingegen eine hohe Treppe, die vom Platz in das untere Stockwerk führt. Hinten herum gehen Treppen und kleine mit Geländern versehene Pfade den Berg hinauf, neben dem Wasserfall

hin, dieſer iſt kaum zwanzig Schritte vom Hauſe entfernt, und macht ein großes, donnerartiges Getöſe, das die Badegäſte vom Augenblick ihrer Ankunft bis zur Abreiſe nicht einen Moment verläßt. Vielen, beſonders nervenſchwachen Perſonen iſt dieſer Lärm ſehr zuwider, ſie machen weite Spaziergänge, um ſich auf Augenblicke davon zu befreien, können nicht ſchlafen, und haben ein großes Weſen damit. Mir thut er nichts, vielmehr habe ich ihn gern. Ich bewohne das Zimmer, dem er am nächſten iſt, und arbeite und ſchlafe vortrefflich. Das einzige Unbequeme iſt, daß, wenn man Beſuch hat, man, um ſich vor dem Rauſchen zu verſtehen, viel lauter als ſonſt angenehm iſt, reden muß. Die kleinen Felſenwege hinter dem Schloß führen auf eine über den Waſſerfall weg an ſeinen höchſten Punkt gehende Brücke. Man hat dieſer ſehr unrichtig den Namen der Schreckensbrücke gegeben. Sie iſt angenehm und gewährt einen lieblichen und ewig den Blick anziehenden Anblick, hat aber im geringſten nichts Schreckliches. Geht man über dieſe Brücke, ſo ſteigt man noch eine Zeit lang zur Seite der eben ihrem Fall zuſtürzenden Ache, und gelangt dann in ein viel freieres Thal, als das hieſige, das von noch höheren Bergen umgeben iſt. Es iſt meiner Empfindung nach bei weitem nicht ſo mahleriſch als das hieſige, aber man kann eine große Strecke lang ohne zu ſteigen fortgehen, weshalb ich es gern zu Spaziergängen wähle, auf denen ich mich mehr mit mir, als mit der Gegend beſchäftigen will. In dem Thale des eigentlichen Bades, das der Vorderſeite des Schloſſes gegenüber liegt, ſind ſehr ſchöne Pfade und Gänge aller Art, aber kein Platz, wo man nur 200 Schritte, ohne hinauf oder hinab zu ſteigen gehen könnte. Für Perſonen, die an den Füßen leiden, iſt das ſchlimm, da es ihnen leicht an Be-

wegung mangelt. Indeß wird auch die Bewegung hier gar nicht als nothwendig zur Kur angesehen. Man legt sich vielmehr gleich nach dem Bade auf eine oder zwei Stunden ins Bette, und es wird für zuträglich gehalten, wenn man schläft. Die ersten Tage, ehe man die Wallung und Aufregung des Bades gewohnt wird, will das nicht gelingen, jetzt aber schlafe ich immer. Ich bade nämlich schon um vier Uhr Morgens. Man bleibt gewöhnlich eine Stunde im Bade. Die Quelle ist sehr heiß, wohl 40 Grad Hitze; man läßt es früh ein, damit es abkühlen kann; 27 bis 28 Grad ist die gewöhnliche Badewärme. Getrunken wird das Wasser auch, doch ist das Baden die Hauptsache. Einigen bekommt auch das Trinken nicht. Ohne den Wasserfall wäre das Thal seiner größten Schönheit beraubt. Ich kann Stunden lang dabei stehen, und dies Treiben, Kochen und Sprudeln mit ansehen, in dem sich das Wasser bis zu bloßem Schaum verarbeitet. An den weniger jähen Stellen rollt es dann in länglichen, grünen Wölbungen fort, deren Säume nur mit Schaum eingefaßt sind, und überall ist eine Eile, eine Emsigkeit, als gelte es das Leben, das ruhige und stille Thal zu erreichen. Ich habe in der Schweiz und Italien viel größere und eigentlich auch schönere Wasserfälle gesehen, der hiesige gehört doch nur zu den kleineren. Aber seine Länge und die Verschiedenheit, bald senkrecht steiler, bald bloß einer mehr und minder schiefen Fläche ähnlicher Abhänge giebt ihm wieder eine Mannichfaltigkeit, welche jene nicht haben. Ich bin in meiner Erzählung sehr ausführlich gewesen, weil ich weiß, daß es Ihnen an sich interessant sein wird, noch mehr aber weil ich gewiß bin, daß Sie mich gern mit Ihren Gedanken begleiten, und darum gern ein anschauliches Bild von einem Ort empfangen, der, so viel ich weiß,

noch wenig beſchrieben iſt. Sie ſehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer ſchönen Gegend zu erfreuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.

Auf der Herreiſe beſuchte ich auch München und blieb vier Tage dort. Es iſt von Kunſtſchätzen ſehr viel und unendlich Schönes da zu ſehen. Der König hat ſehr viel antike Statuen und Gemählde zuſammengekauft, und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um ſie darin aufzuſtellen. Dem Klima nach iſt allerdings, wie Sie ſagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer ſehr hohen Fläche, und hat daher nicht bloß einen ſehr ſtrengen Winter, ſondern auch ſehr ſcharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbſte. Die unmittelbare Gegend rund herum iſt auch nicht ſchön, ſondern eher häßlich zu nennen. Bloß der engliſche Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang, und iſt eine wirklich ſchöne Anlage

Eine Antwort hierher würde mich nicht mehr treffen. Ich bitte Sie alſo, Ihren nächſten Brief an mich am 28. Auguſt auf die Poſt zu geben, und nach Berlin wie ſonſt gewöhnlich zu adreſſiren. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundſchaft und Theilnahme Ihr H.

Fünfundſiebenzigſter Brief.

Bad Gaſtein, den 21. Auguſt 1827.

Ich habe bereits vor mehreren Tagen, liebe Charlotte, hren Brief vom 5. d. Monats empfangen, und mich ge-reut zu ſehen, daß Ihnen auch der meinige, den ich, enke ich, aus Regensburg abſchickte, richtig zugekommen ſt. Ich hoffe, Sie werden ſeitdem auch den empfangen aben, den ich Ihnen von hier aus geſchrieben. Es iſt ſehr ut, daß Sie diesmal den Ihrigen haben früher abgehen laſſen, ls ich es beſtimmt hatte. Ich habe darin mit großem ergnügen eine Sorgfalt geſehen, mir die Nachrichten von ch, von denen Sie wiſſen, wie ſehr ſie mich intereſſiren, über zuzubringen.

Ob mich in Ihren Briefen alles intereſſirt, ſo habe ich it beſonderem Antheil in Ihrem letztern geleſen, was Sie ir von einer franzöſiſchen Familie ſagen, die Sie vor ahren gekannt haben, und die jetzt nach Deutſchland zu-ück gekehrt iſt. Vor allem hat die junge, vor wenigen ahren verheirathete Frau meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, die auch Sie unverkennbar und vorzugsweiſe in-reſſirt*). Nach allem, was Sie mir von ihr ſagen, wenn ch Liebe die Feder führte, muß ſie voll wahrer Anmuth n. Es wird mir ſehr lieb ſein, wenn Sie mir mehr n ihr und dieſer Familie überhaupt erzählen. Ich liebe mer, wie Sie wiſſen, und in allen Beziehungen das In-

*) Thereſe.

dividuelle; es bereichert beſtändig, eine Geſtalt mehr
kennen, ſei es, daß man ſie ſelbſt ſah, oder daß man
Bild nur durch Schilderung in der Einbildung trägt.
glaube aus Ihrem Briefe recht zu verſtehen, daß dies
ausgewanderte Familie iſt, die in der Zeit der Revolu
ſich, wie alle Emigrirte, einen Zufluchtsort vor den
fahren, die ihnen im Vaterlande droheten, im Ausl
ſuchend, in Deutſchland in Erwartung günſtiger Verä
rungen aufhielt, dann, als dieſe in der That eintraten,
Frankreich zurück kehrte, und nun eine Reiſe in Ihre Ge
gemacht hat. Wenn unter dieſen Emigrirten Kinder wa
welche einige der Jahre, in welche man mit Recht am mei
die geiſtige Entwickelung des jugendlichen Alters ſetzen n
unter uns zugebracht haben, ſo dachte ich, könnte der
fluß deutſcher Sitten, deutſcher Bildung und deutſ
Umgebung nicht ganz unbemerkt an ihnen vorübergegan
ſein. Das jugendliche Alter ſtößt das Verſchiedenar
nicht feindſelig von ſich zurück. Dies iſt offenbar n
eine Unart des ſpäteren. In der Jugend öffnet offer
der bemerkte Kontraſt mehr und eher die Empfänglich
als er derſelben im Wege ſteht. Es iſt aber allerdi
wahr, daß ein Umſtand bei den meiſten franzöſiſchen E
grirten gemacht hat, daß ihr Aufenthalt in Deutſchl
kaum fruchtbarer für ſie geworden iſt, als wenn ſie
unter uns den Fuß geſetzt hätten. In vielen Familien
ſich das auch auf die Kinder erſtreckt, obgleich andere
lerdings auch wieder die deutſche Erziehung ſehr zweck
ßig benutzt haben. Ich kenne ſogar Beiſpiele, wo
welche als Kinder die Auswanderung theilten, ſich ſo
allem Deutſchen verbunden und verſchmolzen haben, daß
ganz bei uns geblieben ſind, und daß ihnen die Spr
ihres Vaterlandes ſelbſt minder geläufig geworden iſt.

Doch ſind dieſe Fälle freilich die ſelteneren. Der Umſtand, von dem dieſer ganz verſchiedenartige Einfluß abhängt, iſt nämlich der, wie weit dieſe Leute in die deutſche Sprache eingegangen ſind, und ſich mit ihrer beſſern Ausbildung vertraut gemacht haben. Was Sie in Ihrem vorletzten Brief darüber ſchreiben, war ſehr wahr und richtig bemerkt. Die wahre Heimath iſt eigentlich die Sprache. Sie beſtimmt die Sehnſucht danach, und die Entfremdung vom Heimiſchen geht immer durch die Sprache am ſchnellſten und leichteſten, wenn auch am leiſeſten vor ſich. Nur gewiſſe klimatiſche Verhältniſſe wirken gewiſſermaßen körperlich. So iſt wenigſtens das Heimweh der Schweizer zum Theil, das alle Bewohner großer Gebirge bis auf einen gewiſſen Grad mit ihnen gemein haben. Wer an die reine, feine, kräftigende Bergluft gewöhnt iſt, kann nicht wohl im Thal ausdauern. Gerade das Weite beengt ihn, durch die ſchwere, dumpfere und feuchtere Atmoſphäre, in welcher er ſich bewegen ſoll. Doch auch in dieſem Fall bemerkt man die Macht, wenn auch nicht der Sprache, aber doch der Eindrücke, welche der Menſch durch das Ohr empfängt. Dieſe haben auf jede Weiſe eine eindringendere Schärfe, als die uns durch das Auge zukommen. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß nichts ſo ſehr das Heimweh der Schweizer weckt, als die ganz eigenthümliche und nur dort übliche Reihe von Modulationen, welche den ſogenannten Kuhreigen bildet, der von Worten ganz getrennt, und auf keine Melodie oder Muſik beſchränkt iſt. Um auf die franzöſiſchen Ausgewanderten zurück zu kommen, ſo hat ſich im Ganzen der Einfluß deutſcher Art und Sprache, wo er noch Statt gefunden hat, wohl mehr auf die Männer, als die Frauen bezogen. Die Knaben und jungen Leute kamen nicht nur überhaupt mehr in Um-

gang mit gebildeten Klaſſen, ſondern ſie benutzten auch häufig deutſche Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten, was ſie dann in volle Gemeinſchaft mit der Sprache führte. Die Mädchen, mehr an den Kreis ihrer ganz franzöſiſch bleibenden Eltern gefeſſelt, lernten unſere Sprache nur auf todte und künſtliche Weiſe durch Lehrmeiſter, oder gar aus dem Umgange mit dem Geſinde. Auf keinem dieſer Wege konnte dasjenige in ihnen lebendig werden, was gerade ſie hätten Wohlthätiges für ſich aus unſerer Denk- und Empfindungsart ziehen können. Denn wohlthätig halte ich jede Verſchmelzung mit einer der Individualitäten der gebildeten europäiſchen Nationen. Es bricht die Einſeitigkeit und wo dies auf die rechte Weiſe geſchieht, da giebt man die eigne Eigenthümlichkeit nicht auf, ſondern glättet nur ihre ſchrofferen Ecken ab, behält aber ihren ächten und edlen Charakter nur auf eine noch feſtere und ſich mit allen innern Gefühlen inniger verſchlingende Weiſe bei.

Da die Badekur beendet ſcheint, ſo reiſe ich vermuthlich übermorgen, den 23. d. M. auf dem gradeſten Wege von hier nach Tegel zurück. Die Rückreiſe braucht 10 — 12 Tage, ſo kann ich am 2 — 3. September dort angelangt ſein. Es können ſich indeß Verhinderungen für ein paar Tage finden, denen man um ſo lieber nachgiebt, da der Aufenthalt hier ſehr ſchön iſt. Willkürlich hier ſeinen Aufenthalt verlängern, würde ſchwer ſein bei dem großen Andrange der Badegäſte und der geringen Zahl der Wohnungen. Ich habe Sie, liebe Charlotte, ſchon in meinem letzten Brief gebeten, mir am 28. Auguſt, wie gewöhnlich, nach Berlin zu ſchreiben. Ihr Brief kommt dann entweder mit mir zugleich, oder unmittelbar vorher an. Leben Sie herzlich wohl. Mit freundſchaftlicher Theilnahme der Ihrige

H.

Sechsundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 5. September 1827.

Ich bin am 3. d. M. hierher zurück gekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vom 25. und 28. Auguſt, für den ich Ihnen herzlich danke, hier, ſo wie ich es erwartete, vorgefunden. Ich halte viel auf die Regelmäßigkeit, und ſelbſt Briefe, die ich, wie die Ihrigen zu jeder Zeit mit Freude empfange und leſe, ſind mir doch doppelt lieb, wenn ſie gerade zu der Zeit, wo ich ſie erwarten kann, eintreffen. Ich rechne daher Ihnen die Regelmäßigkeit Ihres Schreibens ſehr an, und weiß ſie zu erkennen und zu ſchätzen. Beim Empfang dieſer Zeilen werden Sie wohl auch gewiß meinen Brief vom 21. Auguſt bekommen haben. Mein voriger war, wie ich aus dem Ihrigen ſehe, zwölf Tage gegangen, und ſo müßte er Ihnen dieſen Morgen zukommen. Es iſt bei dem Tage meiner Abreiſe, wie ich Ihnen denſelben darin ſchrieb, geblieben, und auch die Reiſe habe ich Tag für Tag ſo machen können, wie ich es beſchloſſen hatte. Sie iſt aber lang, und wenn man jede Nacht in größeren Städten bleiben will, muß man oft kurze Tagereiſen machen. In Baireuth habe ich mich einen Tag aufgehalten, ſonſt nirgends. So kam ich am 2. d. Abends in Berlin an, und ging am 3. hierher. Hier bleibe ich nun bis zum Ende October, und wenn das Wetter zuſagt, wohl auch etwas länger, ehe ich in die Stadt gehe. Es iſt ſehr gütig von Ihnen, bei dem in der letzten Zeit rauhen Wetter

an meine Reiſe gedacht zu haben. Wirklich war das Wetter vom 23. Auguſt Morgens, wo ich abreiſte, bis zum 30., wo ich in die Ebene von Leipzig kam, ſehr unangenehm. Der Regen ging zwar noch an, er war weder lang noch anhaltend, noch heftig, ob er gleich mehrmals täglich erſchien. Allein kein Sonnenblick, ein ewig umwölkter Himmel. Glücklicherweiſe hatte ich noch in Salzburg einen leidlicheren und wenigſtens etwas freieren Tag und Himmel, was dort ſehr wichtig iſt. Denn es giebt nicht leicht eine ſchönere Lage und Gegend, eine große fruchtbare Ebene, in der man gerade in der Nähe und Ferne, die beide gleich wohlthätig ſind, die in ſchöne Maſſen vertheilten Gebirge ſieht. Einzelne kleine Berge, die man überall ſonſt groß nennen würde, die aber den hohen Gebirgen gegenüber nur Hügel ſcheinen, ſind in der Nähe der Stadt und machen ſelbſt einen Theil derſelben aus. Auf einem liegt die Citadelle, auf einem andern ein Kapuciner-Kloſter, ein dritter iſt bloß mit anmuthigen Gärten bedeckt. Dieſer begränzt die Stadt und eins der Thore iſt durch ihn hindurch geſprengt. Man erzählt, daß der Erzbiſchof, der es machen ließ (man arbeitete Jahre daran) es that, um ſeinem Kammerdiener einen nahen und bequemen Zugang zu einem Garten zu verſchaffen, den er ihm früher geſchenkt hatte. Hinter Salzburg und bis Baireuth hin bietet der Weg nichts vorzüglich Schönes dar. Baireuth aber hat wieder eine anziehende und liebliche Lage, wenn es ſich freilich auch nicht mit Salzburg meſſen darf.

Vor dem Gaſteiner Waſſerfall ſcheinen Sie einen großen Reſpect zu haben. Ich bleibe dabei, daß er mich nicht geſtört hat. Sie wundern ſich, daß nach der Milde meines Weſens eine Gegend, wie die Gaſteiner mir gerade vorzugsweiſe gefällt. Es liegt auch allerdings ein gewiſſer

Gegenſatz darin, aber auf der andern Seite wieder nicht. Denn gerade wer eine furchtloſe Milde in ſich trägt und bewahrt, ſieht auch die umgebende Natur mit dem Auge ſeiner Geſinnung an, und das Andern furchtbar und beengend Erſcheinende iſt ihm nur groß, feierlich und ernſt. Dagegen fordern finſtere, verſchloſſene, harte Gemüther eher Freundlichkeit und Lieblichkeit in bloß beſchwichtigender Geſtalt um ſich, weil, wenn ſie auch ihre Sinnesart nicht zu ändern gemeint ſind, ſie nicht wollen, daß ihnen ſelbſt auf gleiche Weiſe gewiſſermaßen feindſelig entgegen gekommen wird.

Ich habe alſo vergeſſen, Ihnen zu ſagen, nach welcher Himmelsgegend das Schloß, in dem ich wohnte, liegt. Sie haben ganz recht, dies zu erinnern, jede Schilderung, in der die Natur die Hauptrolle ſpielt, ſollte nothwendig davon beginnen. Ich will es alſo nachholen. Sie erinnern ſich aus meiner Beſchreibung, daß das Thal von Gaſtein nur nach einer Seite hin offen iſt, indem ſich gerade der Oeffnung gegenüber eine Querwand von Felſen, von denen der Waſſerfall herunter kommt, davor ſtellt. Die Oeffnung nun iſt nach Nordweſt, doch mehr nördlich als weſtlich, und der Waſſerfall geht von Süden nach Norden. Die Vorderſeite meines Zimmers ging nach Norden, die Querſeite, es war eine Eckſtube, nach Weſten. Auf den beiden andern Seiten ſtießen andere Zimmer daran. Da die gegen Morgen das Thal begränzenden Berge weniger hoch ſind als die abendlichen, und auch weiter von den Gebäuden abliegen, ſo kann die Morgenſonne ſchon immer ziemlich früh in das Thal, wenigſtens vor acht Uhr. Wie lange vorher weiß ich nicht, da ich nach meinem Bade, wie es in Gaſtein Vorſchrift iſt, immer wieder ein paar Stunden ſchlief. Aber Abends verließ ſie das Thal zwiſchen vier und fünf

Uhr. Dies war das einzige Unangenehme im dortigen Aufenthalte, denn nach Sonnenuntergang wurde es bald auch kühl und windig. Eigentlich rauh und kalt war es während meines Aufenthaltes nur wenige Tage. Nur einen habe ich eingeheizt. Darin iſt aber die Ebene nicht beſſer daran. Hier kann man ſich über die Höhe der Berge nicht beklagen, und doch habe ich geſtern einheizen müſſen. Heute aber war es ein ſchöner, warmer und ſonniger Tag, an dem man ſich einmal wieder ſehr erfreuet. Was in meiner Gaſteiner Wohnung weniger angenehm war, war daß ich den Mond, wenn ich nicht ausdrücklich hinaus ging, nicht ſah. Nach Norden hin war das unmöglich und nach Weſten zu war er zu kurz am Himmel bei dem beſchränkten Horizont, und ging auch ſo viel tiefer auf, und mehr ſüdlich als die Sonne, daß der Mondſchein nie mein Zimmer berührte. Doch habe ich ihn ein paar Mal ſehr ſchön geſehen, einmal, wie er gerade über den Berg kam, und wie ein goldener Nachen unmittelbar darauf zu ruhen ſchien.

Alles, was Sie mir, liebe Charlotte, von Ihren Empfindungen und Geſinnungen für mich ſagen, hat mir, wie immer, die größte Freude gemacht. Die tief und wahr empfundene, liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die ſeltene, zart-innige Treue, die aus allen Ihren Ausdrücken ſpricht, iſt mir ungemein wohlthätig, und bleibt mir ein erfreulicher Beweis, daß Sie gerade das in mir ſehen, und bei demjenigen in mir verweilen, an deſſen Erhaltung und Bewahrung ich immer am eifrigſten gearbeitet habe. Ich kann auch ſagen, daß die große und lebendige Dankbarkeit, in der Sie ſich gegen mich ausſprechen, gerecht iſt, aber Sie können auch ſicher glauben, daß es mich unaufhörlich und recht innerlich freut, den Briefwechſel mit Ihnen wieder aufgenommen zu haben. Ich that es in dem Vor-

ſatze, ihn nun nicht wieder unterbrechen zu laſſen, und das wollen wir als unumſtößlich anſehen. Ich bitte Sie, mir den 11. d. M. wieder zu ſchreiben, wenn dies nach der Ankunft dieſes Briefes möglich iſt. Iſt es das nicht, ſo bitte ich Sie, nicht den nächſtfolgenden Dienſtag abzuwarten, ſondern den nächſten Poſttag nach Empfang dieſes Ihren Brief abgehen zu laſſen. Mit den herzlichſten Geſinnungen unveränderlich der Ihrige H.

Siebenundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 21. September 1827.

Ihre beiden Briefe vom 4. und 15. d. M. ſind mir, liebe Charlotte, richtig zugekommen, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie haben mir beide beſondere Freude gemacht, da ſich die Geſinnungen, die Sie mir ſchenken, darin gerade auf die angenehmſte und mir gefälligſte Art ausſprechen. Es war mir auch eine erfreuliche Ueberraſchung, daß mir der erſte dieſer Briefe unerwartet kam, alſo eine liebe Zugabe außer der Regel, weßhalb Sie gewiß nicht um Verzeihung bitten dürfen. Ich erbitte mir nur Ihre Briefe auf einen beſtimmten Tag, weil Sie das gern haben. Wenn ich neulich äußerte, daß es mir lieber ſei, auf den Tag, nicht früher und nicht ſpäter, den Brief zu erhalten, ſo ſagt das nicht, daß mir nicht immer einer mehr, welchen Tag er eintreffen möge, angenehm ſei.

Die Erzählung von der Familie, die ich ohne allen Grund für eine ausgewanderte (franzöſiſche) Familie hielt, hat mich ſehr intereſſirt, und Sie haben dieſelbe auf Ihre Art recht hübſch in beide Briefe vertheilt. Ich bitte, fahren Sie damit fort. Von der Tochter, die Sie jetzt vor allen intereſſirt, und die Sie Thereſe nennen, enthält Ihre Erzählung bis jetzt noch zu wenig, als daß ich mir ein anſchauliches Bild von ihr machen könnte. Das Hauptſächlichſte, was ſie betreffen wird, muß erſt kommen. Bis

jetzt gefällt mir der Vater besonders in der Art, wie Sie ihn thätig, hülfreich und menschenfreundlich kennen lernten. Es freut mich, daß Sie mit dieser Familie wieder in Verbindung gekommen sind. Personen wieder zu sehen, von denen man lange Zeit getrennt gewesen war, ja, wo das Verhältniß ganz aufgelöst schien, gewährt immer ein großes und das Dasein belebendes Gefühl. Denn im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Werth geben, und je tiefer eingehend sie sind, desto mehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigentliche Genuß steckt, die Individualität. Selbst wo man den Menschen nicht unmittelbar nahe tritt, wo man nur von ihnen durch Andere, wie ich durch Sie, von dieser Familie hört, genießt man schon dies mit, wenigstens wenn, wie Sie das immer thun, die Schilderung gerade in ihren wesentlichen, wenn auch scheinbar kleinen Zügen zusammengesetzt wird. Es ist mir daher sehr angenehm gewesen, und ich danke Ihnen besonders dafür, daß Sie in diese Erzählung eingegangen sind. Ich werde mit gleichem Interesse die Fortsetzung in Ihren nächstfolgenden Briefen aufsuchen, ja eigentlich noch mit größerem, da in dieser Fortsetzung Therese mehr ausgemahlt und charakterisirt erscheinen muß.

Was mir aber am erfreulichsten in Ihrem Briefe ist, ist vor allem das, was Sie mir über Ihre immer zunehmende Heiterkeit und Zufriedenheit sagen. Es ist das ein sicheres Zeichen, daß Ihre Seele jetzt in einer Stimmung ist, die aus einer, Ihnen ziemlich zusagenden äußeren Lage und Schicksalen hervorgeht. Erhalten Sie sich so viel als möglich darin, liebe Charlotte. Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück thun, und was er äußern Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf

Kraft des Entſchluſſes und auf einige Gewöhnung zur Selbſtüberwindung an. Dieſe aber iſt die Grundlage aller Tugend, ſo wie aller innern größeren Geſinnung. Sie ſagen in Ihrem Briefe vom 15. September: ich weiß, daß alles, was mich eigentlich jetzt beglückt, ſo bleibt, wie es iſt. Gewiß, liebe Charlotte, dürfen Sie nicht fürchten, daß ich je anders gegen Sie werden würde, als ich jetzt bin. Sie beſorgten es einmal, und obgleich auch damals Ihre Beſorgniß ungegründet war, konnte ſie dennoch damals eher entſtehen. Es ſind ſeitdem über zwei Jahre verfloſſen, und Sie haben geſehen, wie unnöthig Ihre Beſorgniſſe waren, und nicht die leiſeſte Umänderung eingetreten iſt, und das Verhältniß unter uns dadurch zu dem geworden iſt, was Ihnen das liebſte iſt, und hat die Geſtalt angenommen, die Ihnen am meiſten zuſagt. In mir iſt eine Aenderung wahrhaft unmöglich. Ich nehme den herzlichſten Theil an Ihnen und Ihrem Schickſal, wünſche Ihr Glück, trage gern zu Ihrer Freude bei, gebe gern Ihren Wünſchen nach, wo es ſich ſo thun läßt und ſo geſchehen kann, daß ich nicht aus meinem innern Kreiſe heraus gehe. Für mich erwarte ich nichts, Sie können Ihrem Charakter und Ihren Geſinnungen nach mich nie täuſchen, aber ich kann auch von niemanden getäuſcht werden, da ich von Keinem auf etwas Anſpruch mache, mich Keinem mit Erwartungen nähere, ſondern mein inneres Bedürfniß ſo mit meinem eignen innern Vermögen in Gleichgewicht geſetzt habe, daß ſich das erſtere nie nach außen zu wenden braucht. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß ich nie auf Dank rechne, ſondern das, was ich für Andere thue, wenn es mir nicht gewiſſermaßen gleichgültig erſcheint, aus Ideen und Grundſätzen fließt, die für mich einen von der Wirkung auf den Andern ganz unabhängigen Werth haben.

Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Weſen ausmacht, iſt abgeſchloſſen in ſich und unabhängig von allen ſolchen das Leben ſo Vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadle dieſe darum nicht; Sie haben ihre Weiſe und ich die meinige. Aber die meinige iſt die ſichere und beglückendere. Dabei iſt mir jede Anerkennung, jede mir erwieſene Theilnahme, jede mir geäußerte Geſinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich ſchätze ſie beſonders als ein Zeichen deſſen, was in der Seele derer iſt, die ſie hegen. Wird nun eine ſolche anhängliche, treue, verehrende Geſinnung ſeit langer und ſehr langer Zeit, wie in Ihnen, liebe Charlotte, fortgetragen, ſo ſteigt natürlich der Werth derſelben. Es freut mich daher immer, zu ſehen, wie Sie erkennen, daß der nie ſich verleugnende Ernſt und die in ſich geſchloſſene Feſtigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußeren Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück mir nur ſelbſt aus meinem Innern zu ſchöpfen, über Ihnen ſchweben, wie Sie gern daran herauf blicken und Ihre Ideen dadurch berichtigt ſehen, wo ſie einer Berichtigung bedürfen. So wird es auch gewiß ferner und immer bleiben. Mein inniger Antheil, meine Bereitwilligkeit, meine Freude Ihnen nützlich und erfreulich zu ſein, werden Ihnen ſtets unwandelbar bleiben. Ich bitte Sie, mir den 2. Oktober und nicht ſpäter zu ſchreiben. Der Herbſt iſt wunderſchön; ob er gleich immer unſere ſicherſte und beſte Jahreszeit iſt, ſcheint es mir doch, daß er in dieſem Jahr ſich ſelbſt übertrifft. Leben Sie recht wohl. Mit der herzlichſten Theilnahme Ihr H.

Achtundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 8. Oktober 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. Oktober vor einigen Tagen erhalten, und er hat mich aufs neue erfreut, und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was ſagen Sie zu dieſem prachtvollen Wetter? man kann unmöglich es ſo ungerührt an ſich vorüber gehen laſſen. Indeß liebe ich an unſerm nördlichen Klima das, daß die Jahreszeiten ſich von einander unterſcheiden, und nicht in Gleichförmigkeit in einander fließen. In ſüdlichen Ländern iſt das nicht ſo, der Frühling trennt ſich nicht beſtimmt wie bei uns vom Winter, er iſt mehr nur der noch mildere Theil deſſelben. Gerade aber der Uebergang aus der Erſtarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitre Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem Herbſt, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, ſchließt ſich der Wechſel und die Folge dieſer drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menſchen immer die nächſten ſind, das Erſtarren im Tode und das Auferſtehen zu neuem Leben. Was man um ſich ſieht und empfindet, und was einer in der innern Tiefe ſeines Gemüths denkt, ſtellt unter ganz verſchiedenen Formen immer dieſer Wechſel und dieſe Uebergänge vor. Am lebendigſten aber thut es die Natur im Wechſel der Jahreszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn

mütterlich verdeckende Erde, und dem wieder Hervorkeimen aus derſelben und vielen andern Erſcheinungen, die man ſymboliſch und allegoriſch alſo deuten und darauf hinziehen kann. Es iſt der große Gedanke der Natur ſelbſt, die nur dadurch beſteht, daß ſie ſich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieſer Idee, ſo würde man ſehr oft ſeinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewiſſe Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zuſtand in den freiern und vollkommneren gedacht werden kann. Denn man kann ſich doch das Sterben und wieder zu neuem Daſein Erſtehen nicht als bloß zufällig geſchehend, oder auf irdiſche Ereigniſſe berechnet, vorſtellen. Das Verlaſſen dieſes Lebens ſteht gewiß, es geſchehe früh oder ſpät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Weſen des Dahingehenden, und iſt immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen iſt, eine fernere Entwickelung auf dieſer Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Eben ſo kann auch der Tod nicht auf Alle gleiche Wirkungen haben, den, welcher im Leben mehr und höher zu geiſtiger Stärke gereift war, nicht ſo, als den führen und ſtellen, der darin zurück geblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für ſie Gereifte. So muß alſo auch der Menſch dieſe Reife in ſich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben iſt nur eine und ebendieſelbe. Denn ſie iſt eine Trennung vom Irdiſchen, eine Gleichgültigkeit gegen irdiſchen Genuß und irdiſche Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt ſind, ein ſich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es iſt mit einem Wort die Stimmung,

daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksal behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverleugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitre, furchtlose Ruhe, die nichts äußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über den so in sich gestimmten Menschen ausbreitet.

Die Erzählung von Ihrem Wiedersehen mit der Familie von S. hat mich auch in dem Beschluß sehr interessirt. Die jüngste Tochter Thereſe muß ein unendlich liebenswürdiges Wesen von innerer und äußerer Anmuth und Grazie sein, und selbst wenn große und vielleicht selbst parteiische Liebe den Pinsel führte, ist Ihr Bild höchst anziehend, und danke ich Ihnen wiederholt herzlich dafür. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunundſiebenzigſter Brief.

Tegel, den 26. Oktober 1827.

Entſchuldigen Sie ſich nie, liebe Charlotte, wenn Sie einmal einen Poſttag ſpäter ſchreiben, als ich Ihnen meinen Wunſch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie ſind immer ſo pünktlich und aufmerkſam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hinderniß eintrat, das Sie nicht beſeitigen konnten. Auch beſtimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünſchen.

Sie haben ſehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu ſagen, daß der 18. Oktober, den man gleich nach dem Ereigniß, welches damals ſo ungeheuer ſchien, ewig feiern wollte, jetzt ſchon beinahe vergeſſen iſt. Wahrhaft als ein Erinnerungstag gefeiert wird er noch in Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indeſſen in der Natur der Dinge, daß ein Ereigniß das andere treibt, und daß es kaum möglich iſt, eins auf ſehr lange feſt zu halten. Man empfindet die wohlthätigen Folgen noch dankbar im Innern der Bruſt, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schickſals, wodurch die menſchlichen Plane an einem ſo denkwürdigen Tage ein ſolches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über alles hinweghebende, ſich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erſtirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erſchien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht ſein mag, ſo iſt es doch natürlich, und iſt, ſo lange die Welt ſteht, ſo ge-

weſen. Ich kann es ſelbſt nicht ſo ſehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußern Dingen die größte Wichtigkeit, ſtiftet und vernichtet im Augenblick das Glück, oft das Daſein von Tauſenden, aber wenn nun die Welle des Augenblicks vorüber gerauſcht iſt, der Sturm ſich gelegt hat, ſo verliert ſich, ja ſo verſchwindet oft ſpurlos ihr Einfluß. Viele andere ganz geräuſchlos die Gedanken und Empfindung ſtimmende Dinge ſind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einfluß. Der Menſch kann ſich überhaupt ſehr frehalten von allem, was nicht unmittelbar in ſein Privatleben eingreift, und dies iſt eine ſehr weiſe Einrichtung der Vorſehung, weil ſo das individuelle Glück unendlich mehr geſichert iſt. Gerade auch je mehr der Menſch ſich in ſeine Individualität einſchließt, deſto mehr geht aus ihr hervor — was ſegenvoll auf das Gemüth und das innere Glück Viele wirkt. Dieſe Betrachtungen verrücken zwar ſehr die gewöhnlich über das, was richtig und unrichtig iſt, herrſchenden Ideen; das für das Wichtigſte Gehaltene wird faſt zur Gleichgültigkeit herabgeſetzt und dem Unſcheinbaren große Bedeutung beigemeſſen. Sie ſind aber denen doch nicht minder wahr, und werden auch gewiß ſo von Allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen innern Sinn abgeſtumpft hat. Auch die verſchiedenen Epochen des Lebens verändern hierin die Anſicht ſehr. Dem Jugend- und frühern Mannsalter ſagt alles mehr zu, was auf einen größern Schauplatz verſetzt; im Alter fällt der falſche Glanz von den Dingen, aber ſie erſcheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenſchliche in ihnen ſuchen und ſchätzen, und dies bewährt ſich ohne Wandel, ſo lange man Kraft behält, ſich mit ihm in Berührung zu ſetzen.

Achtzigſter Brief.

Im December 1827.

Wir ſtehen wieder am Schluſſe eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben ſchon oft in unſern Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man ſagt ſich wohl tauſendmal, daß die Jahreseintheilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unweſentliches ſind, und in der That ginge die Zeit eben ſo leer und eben ſo bewegt, wie ſie jeder ergreift und wie jeder ſie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein dieſe trocken vernünftige Philoſophie verliert ſich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in ſich trägt, geht immer ganz anders vom 31. December zum 1. Januar, als von zwei andern auf einander folgenden Tagen über. Es iſt als wenn der Menſch verſucht, durch die Zeiteintheilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigſtens ihren ununterbrochenen und ungeſchiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie ſelbſt zwar geht immer fort, aber der Menſch ſteht wie auf einer ſchmalen Grenze zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft ſtill, er ſammelt ſich, nimmt in ſeinen Gedanken den zuletzt verfloſſenen Zeitabſchnitt zuſammen, und umſpannt den nächſt folgenden mit neuen Vorſätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Beſorgniſſen. Ich möchte die Veranlaſſungen dies zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, ſo willkommen iſt es gewahr zu

werden, daß ſie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, ſie ſtraft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die ſie einmal gethan; ſie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft, und zwiſchen dieſer Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit ſteht der Menſch beſtändig, immer mit dem Gefühl, das Verſäumte nie zurückführen zu können, und nicht voraus zu ſehen, ob es die Zukunft nachzuholen geſtatten wird. Dann halte ich auch ſehr viel auf das Charakteriſtiſche gewiſſer, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehent bringt ſeine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes ſeine Genüſſe und ſeine Entbehrungen, und die Weisheit iſt nur, das nicht zu verwechſeln, nicht in ein Alter übertragen, was einem andern angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wiſſen, eine eigne Liebe für die ſternhellen Winternächte, und es freuet mich nicht allein, daß ſie auch dieſe Neigung, wie ſo viele andere mit mir theilen, ſondern auch, daß Sie mir oft geſagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt, und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß ſich unſre Blicke wohl oft in einem Planeten oder andern Geſtirn begegnen in den tiefdunkeln hellen, ſchönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl geſagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien weiten Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahr und darüber war, ging ich ganze Nächte hier, und wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann ſo die Geſtirne hinziehen und ihre Stellungen verändern ſehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abtheilungen der Zeit ſind, von denen ich eben ſprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre

gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns, und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das sich Verlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne, und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge ungeschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Ueberhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Wasser gesessen, bloß um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüsse, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Wassernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Ueberdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend

erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöhet, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, bloß weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte einem jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich schönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr, und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gerne Ruhe und Frieden beut.

Die gedrückte und schwermüthige Stimmung, deren Sie erwähnen, thut mir sehr leid, und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrüßliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen, und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürfenden Seele schmerzlich entgegen treten — aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch, bald licht und hell, bald dicht und finster gethürmt einher ziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für

Gemüth iſt der Wille. Allein wenn dies ſehr leidet,
)t er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube
ı uns allein über das kleinliche tägliche Leben und
ſche Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs
)ere geben und auf Gegenſtände und Ideen, die allein
rth und Wichtigkeit haben. Es giebt etwas, das Ihnen
t fehlt, ja, das Ihnen, liebſte Charlotte, inwohnt, das
auch gewiß höher achten, als alles, was man äußer-
und innerlich Glück zu nennen pflegt. Es iſt der
:de der Seele. Er wird nach Verſchiedenheit der
ſchlichen Richtungen auf ſehr verſchiedenen Wegen ge-
men und erhalten. Der im äußeren Glück und ſelbſt
ng Lebende bedarf dieſes Friedens eben ſo ſehr, als der
Kummer und Sorgen Beladene. Aber er erlangt ihn
)erer. Denn jener Friede iſt ein einfaches Gefühl, das
verwickelten Verhältniſſen ſchwerer gewonnen wird. Es
ıht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewiſſens, da-
allein aber iſt es nicht errungen. Man muß ſich zu-
)en mit ſeinem Schickſale empfinden, ſich mit Ruhe und
hrheit ſagen, daß man das Schickſal nicht anklagt, ſon-
ı wenn es glücklich iſt, mit Demuth, und wenn es
lücklich iſt, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen
Gottes weiſe Führung empfängt. Da die ſchwerere,
ienvollere Lage auch das Verdienſt erhöht, ſich ohne
ge zu finden und ſich in ihr zu erhalten, oder aus ihr
uszuarbeiten, ſo gelangt man auf dieſem Wege zur
moniſchen Uebereinſtimmung mit dem Geſchicke, wie es
) ſein möge. Sie, liebe Charlotte, wiſſen und üben
alles ſelbſt. Sie brauchen nur in ſich und mit Ver-
ıen auf Ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen,
) Sie werden gewiß die ſchwere und niederbeugende
immung, über die Sie jetzt klagen, überwinden, wenn

alle Augenblicke etwas fallen läßt, ſagt was man nicht ſagen ſoll, und wie es ſo oft in Träumen geſchieht, niemals zu dem kommt, was man in der Abſicht hat. Alles das liegt freilich weniger noch im Schickſal als im Menſchen, der ſich immer ſelbſt ſein Schickſal macht. Es kommt wohl oft von den erſten Eindrücken her, die man beim Beginnen des Jahrs bekommt, und die gleich das Vertrauen auf ſein Glück ſchwächen, oder gar Furcht vor Unglück oder wenigſtens Beſorgniſſe erwecken. Bisweilen iſt es auch bloß phantaſtiſch. So halte ich viel von der Jahreszahl. Wenn ſie viele ungerade Zahlen enthält, hat man bei aller Vernunft eine Art Scheu davor. Wenn dagegen ſo ſchöne grade Zahlen wie in 1828 ſind, ſo flößt das eine gewiſſe freudige Sicherheit ein. Man ſchließt ſich in das Jahr mit heiterm Muthe ein, wie in ein Fahrzeug, das ſchon durch ſein Anſehn verſpricht, einen ſicher an das Ufer des nächſten Jahres zu bringen. Wenn ich ſagte, daß jeder ſich ſelbſt ſein Schickſal macht, ſo iſt das ein altes Sprichwort, freilich ein heidniſches, das aber auch, chriſtlich genommen, einen richtigen Sinn hat. Es iſt nämlich hier von dem innern Schickſal die Rede, von der Empfindung, mit der man das Aeußere aufnimmt, und das hat der Menſch in ſeiner Gewalt. Er kann immer Ergebung, Faſſung, Vertrauen auf wohlthätige höhere Macht in ſich erhalten, und wenn es ihm noch daran fehlt, in ſich hervorbringen. Wenn der Menſch nicht darin allein von ſich ſelbſt abhinge, ſo gäbe es keine Freiheit.

Indem die Vorſehung die Schickſale der Menſchen beſtimmt, iſt auch das innere Weſen des Menſchen dabei in Einklang gebracht. Es iſt eine ſolche Harmonie hierin,

wie in allen Dingen der Natur, daß man ſie auch gegenſeitig aus einander ohne höhere Fügung erklären und herleiten könnte. Gerade dies aber beweiſt um ſo klarer und ſicherer dieſe höhere Fügung, die jener Harmonie das Daſein gegeben.

In der letzten Hälfte des Märzes werde ich eine größere Reiſe machen und wohl erſt in ſechs Monaten zurück kommen. Meine jüngſte Tochter iſt, wie Sie wiſſen, an Herrn von Bülow verheirathet, und dieſer iſt jetzt preußiſcher Geſandter in London. Er iſt ſchon ſeit mehreren Monaten dort, und meine Tochter will ihm nun mit ihren drei kleinen Mädchen nachgehen. Dahin nun werde ich, meine Frau und meine älteſte Tochter ſie begleiten. Wir gehen über Paris und halten uns dort einige Wochen auf, dann gehen wir nach London über und bleiben dort etwa anderthalb Monate. Von da reiſen wir, ich, meine Frau und älteſte Tochter, wieder über Paris, und dann über Straßburg und München nach Gaſtein und brauchen dort die gewöhnliche Badekur. Ende September können wir auf dieſe Weiſe wieder hier ſein. Ich mache die Reiſe ſehr gern, und das Einzige, was mir daran unlieb iſt, iſt die Nothwendigkeit, ſchon in der Mitte Auguſts wieder in Gaſtein ſein zu müſſen. Ich liebe zwar Gaſtein ſehr, und bin gern da, aber ich würde diesmal die Zeit lieber länger in London zubringen und dann auch ſpäter hierher zurück kommen. So ſetzt mir das Bad zu beſtimmte Grenzen in meinem Aufenthalt. Paris und London ſehe ich mit großer Freude wieder. Wenn ich nicht auf dem Lande bin, bin ich am liebſten in den größten Städten. Mitten im Gewühl iſt man wieder in der Einſamkeit. Solch eine Reiſe

ſcheint ſehr groß, und iſt es auch der Meilenzahl nach, aber am Ende iſt die Zahl der Tage, die man im Wagen zubringt, doch ſo groß nicht. Nachts werden wir nie fahren, und ſo iſt es viel weniger unbequem, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Das Wetter kann freilich im März noch kalt und unangenehm ſein, doch iſt in Deutſchland der April gewöhnlich gut, und ſollte der Mai Rücken von Rauhheit haben wollen, ſo ſind wir dann ſchon im milderen Frankreich. Meinen Schwiegerſohn finden wir in London ſchon in einem ganz eingerichteten Hauſe und ſo entgehen wir den Unbequemlichkeiten, die man ſonſt in einer fremden Stadt erfährt. Paris nenne ich nicht fremd. Ich habe es mit meiner Frau und Kindern in den früheren Jahren meiner Heirath einige Jahre hindurch bewohnt. Es ſind mir zwei Kinder dort geboren und eins geſtorben. Nachher war meine Frau einige Monate ohne mich dort, und ich während des Kriegs zweimal ohne ſie. Jetzt ſind es freilich eilf Jahre, daß ich nicht nach Paris gekommen bin, und als ich das letzte Mal, es war bei Nacht, herausfuhr, dachte ich bei mir, daß ich nie wieder hinkommen würde. Mit demſelben Gefühl ſah ich die felſigen Ufer von England, als ich es im Jahre 1818 verließ. Das Schickſal hat es ſonderbar gefügt, daß ich nun wieder ganz unerwartet dahin komme, und daß mein Schwiegerſohn die Stelle bekleidet, die ich damals hatte. Er bleibt vermuthlich lange dort, und ſo wird mir das eine Veranlaſſung werden, auch öfterer hinzureiſen. Thäte ich es aber allein, ſo würde ich nicht den weiten Weg über Paris ſondern gewiß den kurzen über Hamburg nehmen. Man iſt alsdann in wenig Tagen in London, und kann in drei Wochen hin- und herreiſen und beinahe vierzehn Tage in London zubringen. Wie wir es mit unſerm Briefwechſel

einrichten, will ich Ihnen in meinem nächſten Briefe ſchreiben. Sein regelmäßiger Gang wird nicht dadurch unterbrochen werden. Natürlich brauchen die Briefe längere Zeit um anzukommen, aber dies iſt vorzüglich nur das erſtemal unangenehm und fühlbar. Hernach bleibt, welche die Entfernung ſei, der Zwiſchenraum derſelbe. Ich werde es übrigens ſo einrichten, daß Sie Ihre Briefe ganz wie gewöhnlich hierher ſchicken. Hier iſt ohnehin ein Menſch, der mir die Briefe, wo ich bin, nachſendet. Auch die meinigen werden Sie in der Regel wohl von hier aus bekommen, ſo wird alles im gewohnten Geleiſe bleiben. Bei meinem Wiederkommen nach Paris und London fällt mir ein, daß irgendwo ſehr hübſch geſagt iſt, daß man immer nur die Orte gern beſucht, die man ſchon von früher her kennt. Das iſt aus ſehr richtiger Beobachtung geſchöpft, es iſt wirklich ſo und macht den Empfindungen des Menſchen Ehre. Man behandelt Orte wie Menſchen, und kehrt nur zu den ſchon bekannten gern zurück. Die Freude, die Sie in Ihrem ſtillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude, da ſie durch die meinige mehr erhöht und vermehrt iſt; gern beantworte ich Ihre Fragen, ſo viel ich es ſelbſt kann. Daß Ihnen früher die Zahlloſigkeit der Geſtirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Wort, die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erſchien, habe ich ſonſt kaum begreifen können, und es freut mich, daß ſich dieſe Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur ſchon iſt eine erhebende, heitere, die ich gerade zu den am meiſten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber iſt es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß ſie als Größe niederdrükkend wäre, ſo würde ſie wieder erhebend und beglückend ſein durch die unermeßliche Güte, die ſich zugleich für alle

ſcheint ſehr groß, und iſt es auch der Meilenzahl nach, aber am Ende iſt die Zahl der Tage, die man im Wagen zubringt, doch ſo groß nicht. Nachts werden wir nie fahren, und ſo iſt es viel weniger unbequem, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Das Wetter kann freilich im März noch kalt und unangenehm ſein, doch iſt in Deutſchland der April gewöhnlich gut, und ſollte der Mai Mücken von Rauhheit haben wollen, ſo ſind wir dann ſchon im milderen Frankreich. Meinen Schwiegerſohn finden wir in London ſchon in einem ganz eingerichteten Hauſe und ſo entgehen wir den Unbequemlichkeiten, die man ſonſt in einer fremden Stadt erfährt. Paris nenne ich nicht fremd. Ich habe es mit meiner Frau und Kindern in den früheren Jahren meiner Heirath einige Jahre hindurch bewohnt. Es ſind mir zwei Kinder dort geboren und eins geſtorben. Nachher war meine Frau einige Monate ohne mich dort, und ich während des Kriegs zweimal ohne ſie. Jetzt ſind es freilich eilf Jahre, daß ich nicht nach Paris gekommen bin, und als ich das letzte Mal, es war bei Nacht, herausfuhr, dachte ich bei mir, daß ich nie wieder hinkommen würde. Mit demſelben Gefühl ſah ich die felſigen Ufer von England, als ich es im Jahre 1818 verließ. Das Schickſal hat es ſonderbar gefügt, daß ich nun wieder ganz unerwartet dahin komme, und daß mein Schwiegerſohn die Stelle bekleidet, die ich damals hatte. Er bleibt vermuthlich lange dort, und ſo wird mir das eine Veranlaſſung werden, auch öfterer hinzureiſen. Thäte ich es aber jetzt allein, ſo würde ich nicht den weiten Weg über Paris, ſondern gewiß den kurzen über Hamburg nehmen. Man iſt alsdann in wenig Tagen in London, und kann in drei Wochen hin- und herreiſen und beinahe vierzehn Tage in London zubringen. Wie wir es mit unſerm Briefwechſel

einrichten, will ich Ihnen in meinem nächſten Briefe ſchreiben. Sein regelmäßiger Gang wird nicht dadurch unterbrochen werden. Natürlich brauchen die Briefe längere Zeit um anzukommen, aber dies iſt vorzüglich nur das erſtemal unangenehm und fühlbar. Hernach bleibt, welche die Entfernung ſei, der Zwiſchenraum derſelbe. Ich werde es übrigens ſo einrichten, daß Sie Ihre Briefe ganz wie gewöhnlich hierher ſchicken. Hier iſt ohnehin ein Menſch, der mir die Briefe, wo ich bin, nachſendet. Auch die meinigen werden Sie in der Regel wohl von hier aus bekommen, ſo wird alles im gewohnten Geleiſe bleiben. Bei meinem Wiederkommen nach Paris und London fällt mir ein, daß irgendwo ſehr hübſch geſagt iſt, daß man immer nur die Orte gern beſucht, die man ſchon von früher her kennt. Das iſt aus ſehr richtiger Beobachtung geſchöpft, es iſt wirklich ſo und macht den Empfindungen des Menſchen Ehre. Man behandelt Orte wie Menſchen, und kehrt nur zu den ſchon bekannten gern zurück. Die Freude, die Sie in Ihrem ſtillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude, da ſie durch die meinige mehr erhöht und vermehrt iſt; gern beantworte ich Ihre Fragen, ſo viel ich es ſelbſt kann. Daß Ihnen früher die Zahlloſigkeit der Geſtirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Wort, die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erſchien, habe ich ſonſt kaum begreifen können, und es freut mich, daß ſich dieſe Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur ſchon iſt eine erhebende, heitere, die ich gerade zu den am meiſten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber iſt es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß ſie als Größe niederdrükkend wäre, ſo würde ſie wieder erhebend und beglückend ſein durch die unermeßliche Güte, die ſich zugleich für alle

Geſchöpfe darin ausſpricht. Ueberhaupt iſt es doch nur die phyſiſche Macht und Größe, welche als gewiſſermaßen niederdrückend Furcht einflößen kann. So unendliche phyſiſche Macht aber auch diejenige iſt, welche ſich in der Schöpfung und dem Weltall verherrlicht und darſtellt, ſo iſt ſie doch noch weit mehr eine moraliſche. Dieſe aber, das wahrhaft Erhabene, erweitert immer das Innere, macht freier athmen und erſcheint allemal in Milde, als Troſt, Hülfe und Zuflucht. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß dieſe ſchaffende allmächtige Größe überall ſich in gleicher, gleiche Bewunderung auf ſich ziehenden Stärke ſehen läßt. Aber man kann mit Wahrheit behaupten, daß am Himmel in den Geſtirnen ſie in einfachern Verhältniſſen erſcheint. Sie drängt ſich der Phantaſie mehr auf, es iſt Alles nur durch Zahl und Maß zu ergründen, und es flieht doch wieder durch ſeine Unendlichkeit alle Zahl und alles Maß. Gerade weil man an den Himmelskörpern lauter Verhältniſſe findet, die ſich auf mathematiſche zurückbringen laſſen, kennt man die Räume des Himmels in einigen Stücken beſſer, als die Erde und ihre Geſchöpfe. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. d. M., und ſein Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir ſagen, großes Intereſſe für mich hat und mir immer willkommen iſt. Leben Sie herzlich wohl und zählen Sie auf meinen unwandelbaren, unveränderlichen Antheil.

H.

Das Leben iſt eine Gabe, die immer ſo viel Schönes für einen ſelbſt, und wenn man es nur will, ſo viel Nützliches für Andere enthält, daß man ſich wohl in der Stimmung erhalten kann, es nicht nur in Heiterkeit und innerer Genugthuung fortzuſpinnen, ſondern daß man auch aus

wahrer Pflicht alles thun muß, was von einem selbst abhängt, es zu verschönern und es sich und Andern nützlich zu machen.

Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes.

Wenn man auch das Ende des irdischen Daseins gar nicht fürchtet, wenn man ihm sogar mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit entgegen sieht, muß man dem Gedanken daran doch keinen, auf irgend eine Weise störenden Einfluß auf das Leben einräumen.

Wir reisen nach Paris über Weimar und Frankfurt a. M. Weimar ist die nähere und in Wegen und Wirthshäusern die bessere Straße. Wir bleiben übrigens wegen des Hofes, mit dem wir sehr bekannt sind, einige Tage dort.

Zweiundachtzigſter Brief.

Berlin, den 21. März 1828.

Es freuet mich, Ihnen, liebe Charlotte, ſagen zu können, daß ſich unſer Reiſeplan ſo geändert hat, daß wir über Kaſſel gehen werden. Unſer Plan iſt, am 31. von hier abzureiſen, und hiernach können wir am 2. April in Kaſſel ſein. Eine Nacht bleiben wir dort auf jeden Fall, ob den folgenden Tag und alſo zwei Nächte, weiß ich noch nicht. Ueberhaupt iſt kein Plan gewiß, wenn man mit Mehreren reiſt.

Ich freue mich ſehr Sie zu ſehen. Es wird freilich nur auf eine oder zwei Stunden ſein können, aber es iſt immer ſchön ſich wieder zu ſehen. Komme ich früh genug an, ſo komme ich noch denſelben Abend zu Ihnen; iſt es zu ſpät, ſo komme ich den folgenden Tag, wenn es auch vielleicht erſt am Abend ſein ſollte; komme ich früh genug und bleibe doch den folgenden Tag, ſo ſehe ich Sie beide Tage. Ich glaube nicht, daß mich eine Antwort auf dieſen Brief noch hier finden kann, ſonſt wäre es mir ſehr lieb, wenn Sie mir noch einige Zeilen herſchrieben.

Leben Sie herzlich wohl!

Dreiundachtzigſter Brief.

Unterweges.

Ich glaubte geſtern noch bis 5 Uhr noch einmal zu Ihnen zu kommen, aber es kam mir etwas dazwiſchen. Hätten Sie näher gewohnt, hätte ich Sie dennoch auf eine halbe Stunde geſehen. So war es unmöglich.

Sie in Ihrem Hauſe geſehen zu haben, hat mir große Freude gemacht und hat mir einen ſehr angenehmen Eindruck hinterlaſſen. Ich ſchreibe Ihnen, liebe Charlotte, gewiß bald aus Paris, und hoffe auch dort einen Brief von Ihnen zu finden.

Vierundachtzigſter Brief.

Paris, den 23. April 1828.

Ich habe bei meiner Ankunft hier, liebe Charlotte, Ihren n
Brief vom 26. v. M. gefunden und darin Ihre Sorgfalt t
erkannt, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen. Noch lebhafter r
als für dieſe Sorgfalt aber danke ich Ihnen für den leben= =
digen Ausdruck der Freude, der in Ihrem Briefe herrſcht. .
Ich bin hernach Zeuge dieſer Freude ſelbſt geweſen, und d
Ihre Freude, die dieſer Brief ausdrückt, hat mir dieſelbe e
noch lebhafter zurückgerufen. Sie iſt mir ein neuer ſehr r
angenehmer Beweis Ihrer Geſinnungen geweſen, oder viel= =
mehr ich habe, da mir bisher nur immer Ihre Briefe dieſe e
Geſinnungen ausſprachen, ſie nun in ihrer lebendigen, noch h
unendlich mehr erfreuenden Aeußerung geſehen. Es iſt mir r
ſehr viel werth, ſelbſt bei Ihnen geweſen zu ſein, es hat t
mir einen anſchaulichen Begriff Ihres Lebens gegeben, noch
außer der Freude, Sie wieder geſehen zu haben. Das Le= =
ben, wie Sie es ſich dort eingerichtet haben, iſt ſehr hübſch, ,
und ſpricht für den Geiſt und die Weiſe, die Sie hinein= =
legen. Sie genießen einer freundlichen und heitern Ein= =
ſamkeit, und alles in Ihrem kleinen Hauſe, aber gar nicht t
ſo kleinen Garten, ſpricht einen gleich beim Hereinkommen n
ſo an, daß einem wohl darin wird. Und doch habe ich
beides nur bei rauhem Wetter und ohne Frühlings= und
Sommerſchmuck geſehen. Wie viel muß der Garten durch
beides gewinnen, wo Sie dann im vollen, dichten Grün

genießen. Der wahre, große Reichthum, der sich daselbst befindet, ist nicht so, wie oft an andern größern Orten, von Armuth und schreiendem Elend begleitet. Das gehört aber sehr dazu, wenn einem an einem Orte wohl werden soll. Man fühlt an jedem immer, bis auf einen gewissen Punkt, mit der ganzen Volkszahl, und es ist einem nicht behaglich, wenn man in dieser Noth und Armuth in zu großem Kontrast mit dem Wohlstande antrifft.

Von Frankfurt bis Saarbrück aus haben wir wieder größere Strecken Weges zurückgelegt, und sind am vierten Tage noch vor der hier gewöhnlichen Stunde des Mittagsessens, die allgemein 6 Uhr ist, angekommen. Das Reisen durch Frankreich ist nicht mit großen Annehmlichkeiten verbunden. Die Wege sind jetzt zum Theil schlecht und sehr schlecht, im Ganzen mittelmäßig und nirgends recht gut. Gute Wirthshäuser findet man nur in den größten Provinzialstädten, wie Lyon u. s. w. Der Anblick des Landes und der Bewohner hat von der Seite, von der wir kamen, gar nichts Anziehendes und Fesselndes. Die Gegenden sind vielmehr höchst gewöhnlich und bieten nicht einmal große Fruchtbarkeit oder Stärke der Vegetation dar. Was mir aber immer am meisten in Frankreich mißfallen hat, ist der Anblick der Dörfer gewesen. Sie lassen sich gar nicht mit unsern deutschen vergleichen. Sie bestehen entweder aus wenigen Häusern, die auf einmal, ohne daß man es erwartet, an einer, oft an beiden Seiten des Weges einander gegenüber stehen, und die von keinem Baume, von keinem Garten umgeben oder angekündigt sind, oder sie gleichen unsern kleinen Marktflecken, und haben nicht das mindeste Ländliche. Die Bewohner sind nicht anders. Sie haben entweder ein sehr ärmliches oder städtisches Ansehen. Vorzüglich sind die Frauen und Mädchen gar nicht hübsch und

gender größeren Muße genießen möchten. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welchen lebhaften und aufrichtigen Antheil ich an der Erfüllung dieſes Wunſches nehmen würde. — — — — — — —

Unſere Reiſe iſt zwar recht glücklich geweſen, in ſofern als ſich kein ſonderlich unangenehmer Zufall beigemiſcht hat. Aber wir ſind von Kaſſel aus viel langſamer gereiſt als bis dahin. Worüber wir uns ſehr zu beklagen gehabt haben, war das Wetter. Unterwegs, namentlich zwiſchen Kaſſel und Frankfurt, war es wahrhaft winterhaft. Auf einer langen Reiſe mit Frauen und Kindern iſt das beſchwerlich. In Frankfurt hielten wir uns drei Tage auf, dieſe Verzögerung war aber nicht willkürlich dasmal, ſondern nöthig. Theils war es meiner Frau und den Kindern nothwendig auszuruhen, theils waren Reparaturen an Wagen vorzunehmen. Der längere Aufenthalt in Frankfurt war mir verdrüßlich, weil er immer ſo viel Tage dem hieſigen entriß, ſonſt hatte ich ihn nicht ungern, denn ich habe Frankfurt immer geliebt, und es giebt wirklich nur ſehr wenige Städte in Deutſchland, welche die Vergleichung damit ertragen können. Es zeichnet ſich hauptſächlich durch zwei Vorzüge aus. Einmal hat es ſo äußerſt hübſche Umgebungen. Ich rede hier nicht bloß von den ſchön angelegten Pflanzungen, die die Stadt umgeben, ſondern von der Gegend ſelbſt. Das Taunus-Gebirge gewährt von mehreren Punkten einen höchſt reizenden Anblick, und der Fluß kommt dazu. Ich bin immer mit großer Freude dort ſpazieren gegangen. Dann aber bringt auch die Stadt den Eindruck hervor, daß die Bewohner faſt im Allgemeinen eines großen oder wenigſtens hinreichenden Wohlſtandes

...oen und alles Intereſſante geſtiegen.
... iſt mit keiner bei uns zu vergleichen.
...en deutſchen haben dagegen etwas Klein-
...Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt,
...ſo eine ſolche Stadt jeder andern vorzuziehen.

...hoffe jetzt bald einen Brief von Ihnen, liebe Char-
..., zu bekommen. Sie ſehen, daß ich die Briefe auf
...n Ihnen angegebenen Wege richtig bekomme. Den meini-
...n will ich verſuchen, geradezu, wie Sie wünſchten, gehen
...laſſen, damit er nicht den Umweg über Berlin zu machen
...aucht. Sie werden mir ſchreiben, wenn er in Ihren
...händen geweſen iſt. Ihnen in der Entfernung einen Tag
...u beſtimmen, an dem Sie mir ſchreiben, halte ich nicht
...ür thunlich. Ich bitte Sie, mir acht Tage nach Empfang
...dieſes Briefes zu ſchreiben, und wieder über Berlin.

Vor dem 15. Mai gehe ich nicht von hier weg. Dann aber, wenn nicht unvorhergeſehene Hinderniſſe eintreten, gewiß. Sollte ich auch einige Tage zugeben, ſo wäre doch der 20. Mai das ſpäteſte. Man ſchickt mir Ihre Briefe eben ſo nach London, als hierher nach, und die Entfernung iſt eher kleiner.

Mit der innigſten und aufrichtigſten Theilnahme Ihr

H.

anziehend. Allerdings trägt aber auch ihr Anzug dazu bei, [illegible], ſie weniger anmuthig erſcheinen zu laſſen, vor allem die [illegible] ſchweren und ungeſchickten Holzſchuhe. Dieſer wenig rei[illegible] zende Anblick des Landvolks und ſeiner Wohnungen nimmt [illegible] t der Annehmlichkeit des Reiſens in Frankreich ſehr viel, und [illegible] wird von allen Reiſenden bemerkt.

Hier in Paris hingegen befinde ich mich ſehr wohl [illegible]. Ich führe hier ein meinem gewöhnlichen ganz entgegenge[illegible] ſetztes Leben. Ich gehe den ganzen Tag herum oder fahre[illegible], und bin im eigentlichſten Verſtande nur eine Stunde nac[illegible] dem Aufſtehen, einige vor dem Schlafengehen, und bis [illegible] weilen, obgleich auch ſelten, den Mittag zu Hauſe. D[illegible] ich ſo verſchiedene male, zum erſtenmal ſchon 1789, hie[illegible] war, ſo habe ich ſehr viele Bekanntſchaften, und es fehl[illegible] nicht, daß ſich nicht immer neue dazu geſellen. Dann fin[illegible] auch eine Menge Dinge zu beſehen, und ſo vergeht de[illegible] Tag, wie lang er ſcheinen mag. Es wird Ihnen wunder[illegible] bar vorkommen, daß mir ein Leben nicht eher zuwider iſt [illegible] von dem ich zu Hauſe aus Wahl gerade das Gegenthei[illegible] führe, allein ich habe in den verſchiedenen Perioden meine[illegible] Alters ſo verſchieden gelebt, daß ich das jetzige Leben nich[illegible]t weniger neu nennen kann. Es iſt auch überhaupt nich[illegible] t meine Art, ſo an einer Weiſe zu hängen. Mir iſt ziem[illegible] lich jede lieb, in die ich geworfen werde oder ſelbſt über[illegible] gehe, und ich befinde mich immer körperlich und geiſti[illegible] gleich wohl dabei.

Paris hat ſich in den 13 Jahren, daß ich es nicht ge[illegible] ſehen habe, ungemein verſchönert. Es ſind viele einzelne [illegible] ſchöne neue Gebäude, ja ganze Straßen und Quartiere ent[illegible] ſtanden. Der Wohlſtand, der Luxus, die Volksmenge ha[illegible]t zugenommen, die Bewegung, die ſchon immer ſo groß war [illegible], iſt dadurch größer geworden. Auch in Wiſſenſchaften un[illegible]d

künſten iſt das Leben und alles Intereſſante geſtiegen. ine ſolche Stadt iſt mit keiner bei uns zu vergleichen. luch die größten deutſchen haben dagegen etwas Klein-ädtiſches. Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt, t allerdings eine ſolche Stadt jeder andern vorzuziehen.

Ich hoffe jetzt bald einen Brief von Ihnen, liebe Char-tte, zu bekommen. Sie ſehen, daß ich die Briefe auf em Ihnen angegebenen Wege richtig bekomme. Den meini-en will ich verſuchen, geradezu, wie Sie wünſchten, gehen a laſſen, damit er nicht den Umweg über Berlin zu machen raucht. Sie werden mir ſchreiben, wenn er in Ihren ,änden geweſen iſt. Ihnen in der Entfernung einen Tag a beſtimmen, an dem Sie mir ſchreiben, halte ich nicht ir thunlich. Ich bitte Sie, mir acht Tage nach Empfang eſes Briefes zu ſchreiben, und wieder über Berlin.

Vor dem 15. Mai gehe ich nicht von hier weg. Dann ber, wenn nicht unvorhergeſehene Hinderniſſe eintreten, ewiß. Sollte ich auch einige Tage zugeben, ſo wäre doch er 20. Mai das ſpäteſte. Man ſchickt mir Ihre Briefe ben ſo nach London, als hierher nach, und die Entfernung t eher kleiner.

Mit der innigſten und aufrichtigſten Theilnahme Ihr

H.

Fünfundachtzigster Brief.

London, den 20. Mai 1828.

Wir sind gestern Nachmittag hier angekommen, liebe Charlotte, und es ist eins meiner ersten Geschäfte, es Ihnen zu sagen. Wir sind Alle vollkommen wohl. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 23. April aus Paris richtig empfangen; ich habe seitdem den Ihrigen am 8. geschlossenen erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Sie hätten mir keinen deutlichern und überzeugendern Beweis von dem geben können, was mein Besuch Ihnen gewesen ist, als Sie durch diesen Brief gethan haben. Es hat mich ungemein gerührt, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Auch mir ist es eine sehr angenehme Erinnerung, Sie in Ihrer ganzen häuslichen Umgebung gesehen zu haben. Ich kann Ihnen mit völliger Wahrheit sagen, daß mir auch die letztere einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen hat. Sie ist einfach und flößt dennoch die Ueberzeugung ein, daß denen, die sich darin befinden, in ihrem Inneren und Aeußeren wohl ist, und was kann der Mensch eigentlich mehr verlangen? Das einsame Gartenleben, das Sie, von jederman unabhängig, führen, hat schon durch die drei Punkte, daß es unabhängig, der Natur so nah und einsam ist, etwas so Reizendes, daß es wenigen Menschen auf Erden gegönnt ist. Sie danken es allein sich selbst. Das Dasein, was Sie haben, haben Sie sich selbst, zuerst durch eine charakteristische Wahl, dann durch hel[illegible]e

nſicht, Erfindungskraft und Schönheitsſinn, wie durch achdenken, Fleiß, Anſtrengung und Ausdauer verſchafft. ie dürfen ſich ſelbſt darin achten, daß Sie, bei den eh= wollen unerſetzten Vermögens=Verluſten, nun die Kraft tten, ſich nur an ſich zu halten, und niemand, wie man hl ſagt, zur Laſt zu fallen. Sie gewannen ſo eine Frei= t, die Wenigen zu Theil wird, und worin jeder Sie un= hört reſpektiren muß. Ich erinnere mich recht gut, wie e nur nach und nach und ſtufenweiſe zu der Fertigkeit ommen ſind, die Sie jetzt beſitzen. Sie haben mir ein= l eine Schilderung davon gemacht, die ich nie vergeſſen rde, da ſie ſo wahr und natürlich war. Auch ſagen Sie Ihrem jetzigen Briefe, wie Sie erſt vor kurzem dahin angt ſind, dem untern Theile Ihres Hauſes ein ſo hei= es und freundliches Anſehn zu geben. Es iſt Ihnen das r gelungen. Was aber mehr als alles mich mit dem igſten Intereſſe erfüllt, iſt, daß in dieſer ſo ſehr ange= ngten Lebensweiſe, die Sie oft ſelbſt Arbeitsnoth nen, Ihr Inneres frei blieb und ſich erheben kann, in= n Ihnen nicht einmal die Zeit bleibt, ſich die Lektüre zuwählen, die Ihnen zuſagen könnte; Sie wiederholen : jetzt ſchriftlich, was Sie mir mündlich auf die liebe= lſte Weiſe ſagten, daß Sie ſich an meinen Ideen nährten, ; Sie ſich daran erheben, daß Sie dadurch erleuchtet rden. O! er hat mich ſehr gerührt dieſer Ausdruck Ih= Gemüths, Ihrer ſo weiblichen, ergebenen Geſinnungen. enn es denn ſo iſt, liebſte Charlotte, ſo faſſen Sie die wißheit in ein unerſchütterlich=vertrauenvolles Herz, daß ine Geſinnungen für Sie ſo unwandelbar ſind, wie mein theil an Ihnen.

Seit ich Ihnen aus Paris ſchrieb, iſt es uns recht gut ergangen. Wir haben Paris den 15. d. M. verlaſſen, und ſind am 19. von Calais gerade nach London übergeſchifft. Man macht die Ueberfahrt jetzt in Dampfböten, es giebt ſelbſt für Reiſende keine andre mehr. Es iſt auch eine ſehr bequeme Manier. Die Schiffe ſind groß, haben außer der Anſtalt für den Dampf auch Segel, die ſie, wenn der Wind günſtig iſt, auch gebrauchen, und man kommt meiſtentheils, wie es unſer Fall war, in weniger als 12 Stunden von Calais bis London über. Es war das ſchönſte Wetter, was man denken kann. Die erſten Stunden war die See, da der Wind lebhaft ging, ziemlich hoch, und das Schiff ſchwankte ſehr. Die meiſten Perſonen wurden krank, und viele legten ſich zu Bett. Ich habe nie eine unangenehme Empfindung auf dem Waſſer, ſondern bin immer auf dem Verdeck geblieben und habe mich des wundervoll ſchönen Anblicks des Meeres erfreuet. Vorzüglich groß und ſchön war der Sonnenaufgang, der mich um ſo mehr anzog, als ich ihn wirklich noch nie auf dem Meer geſehen hatte. Wir ſegelten nämlich ſchon um 3 Uhr Morgens ab. Hier wohnen wir bei meinem Schwiegerſohn und ſind alſo ſehr angenehm im Schooße unſerer Familie. London überraſcht immer aufs neue durch ſeine Größe, ſeine Volkszahl und die daraus entſtehende merkwürdige Bewegung. Es hat weniger ſchöne freie Anſichten, als Paris, das durch die großen öffentlichen und vielen Privatgärten hier und da ein ordentlich ländliches Anſehen hat. Aber es erregt als Stadt, als an einem Orte zuſammengefloſſene, und ſich in beſtändiger Mannichfaltigkeit und doch im höchſten Wohlſein regende Volksmaſſe, eine größer Bewunderung.

Wir werden nahe an zwei Monate hier bleiben un

ann unſere Rückreiſe antreten. Allerdings war es und iſt
3 eine große, und unter den Umſtänden, wie wir ſie mach-
:n, anſtrengende Reiſe. Aber den Hauptzweck haben wir
:füllt, eine Tochter mit den Kindern an den Ort ihrer
Beſtimmung gebracht. Das Uebrige wird ja auch gut gehen.

Es thut mir leid, daß Sie dieſen Brief mit einiger Ver-
›ätung erhalten werden. Ich kann ihn nicht anders als
ber Berlin gehen laſſen, es iſt zu weitläufig, Ihnen das
u erklären, es iſt aber ſo. Schreiben Sie mir auf die
ewöhnliche Weiſe. Ihr H.

Sechsundachtzigster Brief.

London, Juni 1828.

— — — — — Zu Ihrer gänzlichen Beruhigung noch etwas über meinen Gesundheitszustand. Ich begreife nicht recht, was Sie, liebe Charlotte, deshalb besorgt gemacht hat? Daß ich älter geworden bin, seit wir uns in Frankfurt sahen, liegt in der Natur und dürfte Sie nicht wundern. Ich bin bis auf diesen Tag auf der ganzen Reise durch meinen Körper an nichts gehindert worden. Mein Körper fügt sich ohne irgend eine Unbequemlichkeit in alle abweichenden Lebensweisen. Man ißt hier nie vor halb 8 Uhr zu Mittag, es wird aber oft auch 8 und bisweilen 9 Uhr. Ich frühstücke, da man hier im Hause spät aufsteht, um halb 10 Uhr, und nur Kaffee, ohne dazu zu essen, und dazwischen und dem Mittagsessen nehme ich nichts. Sie brauchen also gewiß nicht besorgt meinetwegen zu sein.

Unser Aufenthalt hier nähert sich seinem Ende. Wir schiffen uns zwischen dem 10. und 15. Julius wieder ein. Es thut mir sehr leid nicht länger bleiben zu können, aber mehrere zusammentreffende Umstände, vor allem unsre Badereise und die Nothwendigkeit, den 15. August in Gasteín zu sein, erlauben es nicht. Sonst fehlt es hier nicht an interessanten Gegenständen, um eine viel längere Zeit sich angenehm zu beschäftigen. Es giebt eine große Menge der schönsten und merkwürdigsten Kunstsachen hier, ein unglaublicher Reichthum von Statuen und Gemählden, auch in Pri-

athäuſern, die einzeln aufzuſuchen viel Zeit fordern. In
Paris iſt das viel leichter, da man alles an wenig Orten
eiſammen findet. Außerdem iſt auch ſehr viel für Wiſſen-
haften und Sprachen zu thun, vorzüglich für die letzteren,
a hier aus allen Welttheilen Menſchen zuſammen kommen.
Endlich iſt jetzt gerade die Zeit der meiſten Geſellſchaften,
daß man ohne Ende Mittags und Abends ausgebeten iſt.

Den 16. Julius.

Ich reiſe übermorgen von hier ab und gehe wieder über
Paris, wo ich mich aber nur acht Tage aufhalten werde.
Dann gehe ich nach Gaſtein, und mache vielleicht nur noch
nen Aufenthalt in München, wenn der König gerade dort
in ſollte, da ich dieſen wieder zu ſehen wünſchte. Ich
in mit meinem Aufenthalte hier ſehr zufrieden, und nehme
enigſtens die Beruhigung mit hinweg, liebe Charlotte, ihn
gut benutzt zu haben, wie es unter den Umſtänden nur
nmer möglich war. Ich habe keine Sache ganz verſäumt,
nd diejenigen, welche ein beſonderes Intereſſe für mich
atten, habe ich vollkommen erſchöpft. Auch ſind wir Alle
ollkommen wohl. Die Geſundheit meiner Frau hat ſich
gar verbeſſert. Sie iſt gar nicht in Geſellſchaft gegangen,
a man hier immer erſt um halb 8 Uhr und oft ſpäter zu
Mittag ißt und alſo die Abend-Geſellſchaften nicht vor 11
hr angehen. Aber ſie hat alles geſehen, was Intereſſe für
e hatte. Das Parlament geht jetzt zu Ende, und die Leute
ngen ſchon an aufs Land zu gehen, wo ſie nun bis zum
März künftigen Jahres bleiben. Denn man richtet ſich
ier nicht nach der Jahrszeit, ſondern einzig nach den öf-
ntlichen Geſchäften. Auch macht die Jagd, daß jeder

gern den ganzen ſpäten Herbſt über auf dem Lande bleibt. London wird dann ſehr leer, und es giebt dann faſt keine Geſellſchaften mehr. Die keine Landſitze haben, ſchämen ſich deſſen ordentlich, und verhängen wohl gar ihre Fenſter gegen die Straße, um die Leute glauben zu machen, daß ſie auf dem Lande ſind. Das Landleben iſt aber größtentheils nur ein Verpflanzen der Geſellſchaft von der Stadt aufs Land. Dort hat jeder Beſitzer eine Menge von Beſuchen und macht Einladungen auf mehrere Tage. Auch ſind die Engländer auf dem Lande offener und mittheilender, als im Getümmel der Geſchäfte und den Zerſtreuungen der Stadt.

Dem Gottesdienſte habe ich hier mit meiner Frau einigemal beigewohnt, er iſt mir aber weniger erbaulich erſchienen, als bei uns. Es werden wohl zwei volle Stunden ehe die Predigt angeht, mit Ableſen von Stücken aus der Bibel, Herſagen des Glaubens u. ſ. w. zugebracht. Bei dieſem Ableſen wiederholen diejenigen, welche dem Altar am nächſten ſind, vorzüglich die Kinder, welche in der Religion unterrichtet werden, die letzten Worte jedes Verſes. Dies hat natürlich etwas ſehr Einförmiges und iſt auf die Länge wahrhaft ermüdend. Geſang der Gemeine iſt ſehr wenig und eben ſo wenig Orgelſpiel, nur kurz und bald wieder abbrechend fallen Geſang und Orgel ein. Die Predigt iſt ebenfalls kurz, etwa eine halbe Stunde. Die wir hörten, war äußerſt kalt und durchaus nicht, was man erbaulich nennen kann. Wie man mir ſagt, iſt dies der Ton und die Art der meiſten Prediger hier. Dann hat noch das Aeußere etwas ſehr Störendes. Nur eine Reihe Bänke, etwa der vierte Theil der Kirche, iſt für jedermann frei. Die andern ſind verſchloſſen, gehören aber nicht einzelnen Perſonen, wie bei uns eigenthümlich, wenigſtens

nicht alle. Nun ſtehen, wenigſtens bis die Predigt angeht, zwei Frauen mitten in der Kirche, mit dem Geſicht gegen die Thür gewandt. Dieſe weiſen jedem, der kommt und es wünſcht, einen Platz in verſchloſſenen Bänken an, und empfangen dann, wenn ſie die Leute wieder herauslaſſen, ein kleines Geſchenk. Ob ſie dies ganz behalten oder etwas davon abgeben, weiß ich nicht. Immer aber iſt es widrig, den größten Theil des Gottesdienſtes über zwei Perſonen ohne alle Aufmerkſamkeit darauf und mit etwas ganz Weltlichem beſchäftigt zu ſehen. Freilich iſt das Herumgehen mit dem Klingelbeutel bei uns etwas noch mehr Störendes. Indeß iſt es auch in mehreren Kirchen, wenigſtens im Preußiſchen, abgeſchafft.

Etwas ganz Neues für mich waren die Zuſammenkünfte der Quäker. Ich hatte, wie ich ſonſt hier war, ſie zu ſehen verſäumt. Jetzt bin ich in einer geweſen. Der Saal war vor einigen Jahren angebauet, ſehr bequem und reinlich, aber ohne alle, auch die geringſte Verzierung oder Ausſchmückung. Das Licht fiel von oben ein, und weiter hatte der Saal keine Fenſter. Die Verſammlung war ſehr zahlreich, die Männer auf einer Seite, die Frauen auf der andern. Die Quäker haben, wie Sie gewiß wiſſen, keine Prediger. Wer Muth und innern Beruf in ſich fühlt zu reden, der ſteht auf und thut es. Sonſt herrſcht in der Verſammlung eine Todtenſtille. Wer ſpricht, thut das entweder von der Stelle aus, wo er iſt, oder geht auf einen etwas erhöhten Platz, auf dem aber mehrere zugleich ſtehen können und der gar nicht einer Kanzel gleicht. Als wir darin waren, war es die zwei Stunden, die die Verſammlung dauerte, faſt ohne alle Unterbrechung ſtill. Indeß ſprach doch ein Mann und zwei Frauen. Sie ſagten nur einzelne, aber ſelbſt, und wie es ſchien, im Augenblick ge-

machte Gebete, von ganz kurzen Betrachtungen begleitet. Was sie aber sprachen, war in sich sehr gut, von vielen Sprüchen aus der Bibel begleitet und mit großer Innigkeit und Herzlichkeit vorgetragen.

Es giebt hier eine Gesellschaft von Frauen zur Verbesserung der weiblichen Gefangenen, wovon Sie vielleicht gehört oder gelesen haben. Mehrere sehr vornehme Frauen gehören dazu. In dieser Gesellschaft ist eine Quäkerin Fry, die Frau eines sehr bemittelten Kaufmanns, der bei uns reich heißen würde. Wir sahen sie im Hauptgefängniß von London den weiblichen Gefangenen eine Lesung aus der Bibel machen und erklären, wirklich auf eine vortreffliche und höchst einfache und anspruchslose Weise. Sie führte uns nachher im Gefängniß herum, und wir waren auch in ihrem Hause bei ihr. Man beschränkt sich in Absicht der Gefangenen nicht auf die geistliche Erbauung allein; man giebt ihnen Arbeit und bezahlt sie dafür, und theilt sie nach ihrer Aufführung in Klassen, was eine große Nacheiferung in guter Aufführung bei ihnen bewirkt. Sie können nicht glauben, wie reinlich, still und anständig diese Gefangenen waren, und doch sind gerade diese aus dem rohesten verderbtesten Theile des Londoner Pöbels. Die meisten waren entweder zeitlebens oder doch auf mehrere Jahre zur Transportation nach Botany-Bay und Neu-Südwallis verurtheilt, zwei zum Tode. Doch war es so gut als gewiß, daß diese begnadigt werden würden, da man hier nur äußerst selten Personen weiblichen Geschlechts hinrichtet.

Erst am Ende meines Briefes sage ich Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichsten Dank für den Ihrigen, den ich zu seiner Zeit richtig empfangen habe, und der wie alle so viel Freundschaftliches, Gutes und Liebes enthält-

Sie können unausgesetzt fest überzeugt sein, daß diese Gesinnungen für mich den größten Werth haben und immer behalten werden. — — — — —

In Rücksicht auf die Briefabsendungen ist es besser, daß es bei meinen ersten Einrichtungen bleibt; ich kann Ihnen das nicht so deutlich machen, allein es ist auch ferner unnöthig, da ich Ihnen wieder näher komme. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 5. August, nicht nach Berlin, sondern nach München, und bemerken links auf dem Couvert: abzugeben an den Königlich Preußischen Gesandten Herrn von Küster. Sie haben, wenn ich nicht irre, schon voriges Jahr Briefe an ihn adressirt.

Leben Sie nun herzlich wohl und erhalten mir Ihre liebevollen Gesinnungen, ich verbleibe mit denselben Ihnen wohlbekannten unveränderlich Ihr H.

Siebenundachtzigster Brief.

Salzburg, den 14. August 1828.

Ich ſchreibe Ihnen wieder aus Deutſchland, liebe Charlotte, und aus der Gegend, die man wohl die ſchönſte von Deutſchland nennen kann. Wenigſtens kenne ich keine, die man als ſchöner rühmen könnte. Die Lage iſt wirklich prachtvoll, eine lachende, fruchtbare Ebene, von der man überall die Anſicht majeſtätiſcher Gebirge hat, und in der ſelbſt einige wie hingeſchleuderte Felſenparthien liegen. Dieſe ſind wirklich merkwürdig, und ich ſah nirgends ſonſt ähnliche dieſer Art. Es ſind nicht einzelne Felsſtücke bloß, noch weniger einzelne gipfelige Berge, ſondern hohe, lange und verhältnißmäßig ſchmale Felsmaſſen, die auf ihrer Oberfläche eine mit fruchtbarer Erde bedeckte, mit Gärten und Häuſern geſchmückte Ebene bilden.

Unſere Reiſe von London bis hierher war ſehr glücklich, nur hat das Wetter uns gar nicht begünſtigt. Bloß einzelne heitere und ſonnige Tage, ſonſt meiſtentheils Sturm und Regen. Kaum ein ſchöner Tag, ſo war er gleich von ſo ſchwüler Hitze und ſo ſtechender Sonne, daß ſich ein Gewitter zuſammen zog und wieder Kühle und Regen herbei führte. In London, Paris und Deutſchland war daſſelbe unerfreuliche Wetter. Indeß iſt das nun vorüber, und meine Wünſche gehen nur dahin, daß es beſſer mit dem Wetter während des Gaſteiner Badeaufenthalts ſei. In der Mitte hoher Gebirge und auf einem ſo hohen

Standpunkte, wo das Haus, in dem man wohnt, wenigſtens ſo hoch als der Gipfel des Brocken liegt, ſind milde Sonne und liebliche warme Luft mehr als bloß angenehme Zugaben zum Daſein. Unſere Ueberfahrt von London nach Calais war wieder ſehr glücklich, nur ging die See ſehr hoch, und ſo machte das Schwanken des Schiffs viele Kranke. Ich litt keinen Augenblick, ſondern ergötzte mich eher am Schaukeln. In Paris verlebte ich noch eine ſehr angenehme Woche. Ich würde recht gern einmal ein ganzes Jahr dort zubringen, und da meine Frau den Aufenthalt dort auch liebt, ſo richte ich es vielleicht einmal ſo ein. Der Weg durch das ſüdliche Deutſchland und Straßburg iſt ſehr ſchön und bequem, und wenn wir fortfahren Gaſtein zu beſuchen, ſo ließe es ſich ſehr gut machen nach dem geendigten Badeaufenthalte eines Jahres nach Paris zu gehen, und zu dem des folgenden Jahres von da zurück zu kehren. Doch kommt zwiſchen ſolche Plane leicht vieles — und ſo iſt es bis jetzt mehr Idee als Plan. In Straßburg iſt eine ſehr hübſche Miſchung von franzöſiſcher und deutſcher Art. Die Natur iſt deutſch in Gegend und Menſchen. Das wird man gewahr, wie man den Elſaß von dem ſchönen Bergrücken von Zabern überſieht. Es iſt einer der ſchönſten Anblicke, die man haben kann. Lieblich geformte Hügel und Berge, ſchön mit Gebüſch und Wald bekränzt, und auf den Gipfeln mehrere Gemäuer alter Burgen, ganz wie man ſie ſo oft in Deutſchland ſieht, wie ſie aber Frankreich gänzlich fremd ſind. Die Phyſiognomien bieten auch ganz deutſche Geſichtszüge dar, und eben ſo iſt auch das Benehmen der Menſchen im Ganzen. Damit iſt nun das franzöſiſche Weſen verbunden und gleichſam darauf gepfropft. Ich finde dieſe Miſchung intereſſant und angenehm zugleich. Von einer an-

dern Seite betrachtet, könnte man auch vielleicht anders darüber urtheilen, und gerade über die Vermiſchung das Verdammungsurtheil ausſprechen. Denn es iſt freilich nun weder ächte Deutſchheit, noch wahres franzöſiſches Weſen in ihnen. Das fühlt ſich am meiſten in der Sprache. Sie ſind wohl aus dem einen heraus, aber nicht völlig ins andere hinein gekommen. Nach dem Elſaß und wohl noch mehr iſt Schwaben ein liebliches Land, in den Gegenden wie den Menſchen. Wenn die Schwaben wie zu einem Sprichwort in Deutſchland geworden ſind, ſo iſt das einer Art Naivetät zuzuſchreiben, die der ſpöttiſch Urtheilende leicht von einer lächerlichen Seite als Einfalt darſtellen kann. Mehr und bös iſts auch wohl mit dem Spottnamen nicht gemeint. An ſich ſind die Schwaben vielleicht die lebhafteſten, leicht beweglichſten und phantaſiereichſten unter den deutſchen Völkerſchaften.

In München blieb ich wieder drei volle Tage und fand alle Gebäude und Kunſtſachen bedeutend vorgeſchritten, der König verfolgt ſeinen Plan mit höchſt lobenswürdiger Stetigkeit und Ordnung. Nur eine gewiſſe und beſtimmte Summe wird jährlich verwendet, dieſe dann auf die bei dem Beginn des Gebäudes feſtgeſetzte Weiſe, und ſo rückt alles nicht ſchnell, aber in einer ſichern Folge ohne Unterbrechung und Störung vor. Was man ſchon ganz oder auch nur halb fertig ſieht, iſt von bewunderungswürdiger Schönheit. Bis jetzt ſind in neuer Aufſtellung und von neuer Erwerbung aber nur die antiken Statuen zu ſehen. Die neue Gemählde-Gallerie kann erſt in mehreren Jahren fertig werden, und die angekauften Gemählde ſind jetzt nicht zu ſehen. Den König fand ich nicht in München, werde ihn aber wahrſcheinlich auf meiner Rückkehr von Gaſtein ſehen. Sie haben ſehr recht, ihn hoch zu ehren,

und der Ausdruck, daß er unter die Monarchen gehöre, die in Ihrem Herzen einen Thron haben, ist seiner würdig. Er ist gewiß ein vortrefflicher Monarch. Ich kenne ihn seit seinen sehr jungen Jahren und habe immer so über ihn geurtheilt. Er besitzt auch sehr viele und selbst solche Kenntnisse, die man gewöhnlich gelehrte nennt. So weiß er recht gut Griechisch, und es rührt wohl eben daher der zugleich edle und großmüthige Eifer, den er so lebendig und kräftig für die Befreiung der Griechen an den Tag gelegt hat. Er nährt noch immer dieselbe Gesinnung. Es ist eine ordentliche Schule junger Griechen in München, und es sollen sehr gelehrige, aufgeweckte Köpfe darunter sein. Der junge Bozzaris, der Sohn dessen, der sich im Kriege so heldenmüthig ausgezeichnet hat, aber geblieben ist, hat eine der originellsten und einnehmendsten Gesichtsbildungen. Mit dieser Neigung des Königs hängt denn auch die für griechische Kunst zusammen, und das Alles vereint bildet in ihm ein schönes und interessantes Ganze. Dabei nimmt er sich der Regierungsgeschäfte bis ins kleinste Detail an.

Es freut mich, daß Sie sich fortwährend gern mit dem Sternenhimmel beschäftigen, wie ich es beklage, daß mein Auge nicht mehr dafür ausreicht. Ich gebe sehr ungern einen Genuß auf, der mich so oft gestärkt und erhoben hat, und eines Glases bediene ich mich nicht gern.

Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 2. September nach Bad Gastein über Salzburg, nachher nach Berlin.

Leben Sie recht wohl, mit dem lebhaftesten Antheil der Ihrige H.

Achtundachtzigſter Brief.

Ein einfach ruhig zufriedenes Stillleben, wie Sie es genießen und ſich nach Ihrer Neigung geſchaffen haben, iſt eigentlich das Höchſte, was der Menſch beſitzen kann. Es iſt meiner innerſten Empfindung nach nicht nur dem nach außenhin mannichfach bewegten Leben vorzuziehen, ſondern auch wirklicher innerer, aber nur augenblicklich erſcheinender Freude wenigſtens gleichzuſetzen. Die Stille und Ruhe gönnen dem innern Sein eine tiefere Macht und ein freieres Walten, und es iſt immer, meiner aus langer Erfahrung geſchöpften Ueberzeugung nach, beſſer, wenn das Innere nach außen, als wenn umgekehrt das Aeußere nach innen ſtrömt. Es ſcheint zwar wohl, als könnte ſich das Innere nur von außenher bereichern und befruchten; allein dies iſt ein trügeriſcher Schein. Was nicht im Menſchen iſt, kommt auch nicht von außen in ihn hinein, was von außen in ihm eingeht, iſt nichts als ein zufälliger Anhalt, an dem ſich das Innere, aber immer aus ſeiner, nur ihm angehörenden eigenthümlichen Fülle entwickelt. So wie ein tiefer und reicher Gehalt inwendig vorhanden iſt, ſo kommt es niemals ſoviel auf den äußern Anlaß der Entwickelung an. Jeder, auch der kleinſte, iſt hinreichend, da hingegen bei mangelndem innern Gehalt auch der reichlichſte äußere Zufluß wenig oder nichts hervorbringen würde. Ich habe dies oft in Abſicht von wiſſenſchaftlichen

Kunſtkenntniſſen geſehen. Bei Männern iſt es weniger zu bemerken, da ſie dieſe Kenntniſſe ſehr oft wieder nur zu äußeren Zwecken anwenden, und man weiter nun nichts gewahr wird, oder danach fragt, wie dieſelben auf ihr Inneres gewirkt haben. Aber bei Frauen iſt das anders, und da ſind mir mehrere vorgekommen, die wirklich recht viele und in gewiſſer Art ſogar gelehrte Kenntniſſe hatten, aber in ihrem Geiſt und Gemüthe, alſo in ihrem ganzen Innern darum nicht mehr gebildet, wenigſtens nicht mehr bereichert waren, als wenn ihnen das alles gefehlt hätte. So ſehr kommt es darauf an, daß das Innere dem äußeren Objekt, welches es in ſich aufnimmt, auch ſelbſtſtändig entgegen wirke.

Bad Gaſtein, den 14. September.

Sie beſorgen, liebe Charlotte, es müſſe hier im Gebirge ſo kalt ſein, daß die Badekur dadurch unterbrochen werde. Ich habe ſelbſt faſt daſſelbe gefürchtet. Mein Reiſeplan ließ es nicht anders zu, als ſo ſpät im Jahr hierher zu kommen. Es iſt aber ſehr möglich, daß ich in einem andern Jahre aus eigner Beſtimmung und ohne nöthigende Veranlaſſung dieſen Theil des Jahres wähle. Das Wetter iſt allerdings während der vier Wochen, die wir hier bald zugebracht haben, nicht immer ſchön geweſen, aber ſeit acht Tagen haben wir ſo warme Luft, daß man ſich bei Nachmittags- und Abend-Spaziergängen in Acht nehmen muß, um ſich nicht zu erhitzen. Es iſt auch nur bei Gewittern in dieſen verhältnißmäßig immer engen Thälern viel Wind, und bei uns iſt es eben der Wind, der in der Ebene die Luft widrig und kalt macht. Die Sonne wirkt zwar hier nicht lange, nur eine geringe Zahl von Stunden er-

reichen den Tag ihre Strahlen das Thal ſelbſt, ob man ſie gleich, wenn ſie auch nicht mehr zu ſehen iſt, noch lange ſehr ſchön an den Bergſeiten uud Berggipfeln erblickt. Aber die Enge der Thäler und das Zurückprallen der Sonnenſtrahlen von glatten Felsmaſſen giebt ihrem Scheinen mehr Wirkſamkeit. Auch iſt das Wetter allgemeiner und oft durch die That beſtätigter Erfahrung nach hier eher noch im Herbſt, als im Sommer von einiger Beſtändigkeit. Das Ende Auguſts und der Anfang des September ſind hier die Erndtezeit, auch und oft noch ſpäter des Heumähens. Auch dieſe ländlichen Arbeiten, die man um ſich her ſieht, verſetzen die Einbildungskraft in eine frühere Zeit des Jahrs. Was noch mehr macht, daß man des Spätherbſtes hier wenig gewahr wird, iſt, daß man gar kein Abfallen der Blätter bemerkt. Dies liegt aber freilich am Mangel großer Laubholzbäume. So vortrefflich auch der Baumwuchs hier iſt, und obgleich alle Vorberge bis Oben hinauf mit Wald bewachſen ſind, ſo iſt es immer Nadelholz, hohe und breitſchattige Tannen und ganz vorzüglich ſchöne Lärchenbäume.

Das Bad ausgeſetzt haben wir des Wetters wegen auch nicht ein einzigesmal. Es iſt theils nie ſo kalt geweſen, theils würde das aber auch nicht ſo nöthig ſein. Wir haben die Bäder in demſelben Hauſe, das wir bewohnen, nur wenige Schritte von unſern Zimmern, und da die Bäder ſo warm gemacht werden können, als man ſie braucht oder wünſcht, ſo iſt gar an Erkältung nicht zu denken, man müßte ſie ſich denn muthwillig zuziehen. Wir haben in dieſen Tagen bei 15 ſelbſt 18 Grad Wärme viele und ſtarke Gewitter gehabt, eins noch in der letzten Nacht. Der Donner macht in den engen klippigen Thälern ein prächtiges, majeſtätiſches Rollen, das noch den Waſſerfall übertönt.

Wovon ich aber vorher sprach, das allmälige Scheiden des Sonnenlichts von den größeren Bergen, am Abend, ist vorzüglich schön. Man sieht die Sonne da eigentlich im Morgen, an den östlich ihr gegenüber stehenden Bergen, untergehen. Ihr Licht steigt dann immer höher und höher, die Schatten, die sich darunter lagern, nehmen einen immer größeren Theil der Berge ein. Endlich ist nur noch die höchste Spitze erleuchtet, die wie ein goldener Knopf leuchtet und schimmert. Zuletzt senkt sich auch diese in Nacht. Ich stehe hier jetzt nicht früh genug auf, um die ähnliche Erscheinung beim Aufgang der Sonne zu sehen, auch ist sie hier nicht so gut zu sehen, da dem Aufgange hier nicht so im Westen wie dem Untergange im Osten eine einzelne Bergspitze gegenüber steht, aber es giebt in andern Thälern dieses Gebirges Berge, die man danach Sonnenblick nennt, und die auch im Volk diesen Namen tragen, weil sie den Aufgang der Sonne verkünden. Der höchste Berg dieses Thals heißt Gamskogel, oder wie wir sagen würden, Gemskegel. Er ist schon von sehr bedeutender Höhe und steht gegen Nord und Ost meinen Fenstern gerade gegenüber, die Badegäste besuchen ihn häufig, da er jetzt, wo der Erzherzog Johann den Weg hat besser bahnen und ebnen lassen, leichter zu ersteigen ist. Ich bin aber nicht oben gewesen. Man soll jedoch eine ungemein weite und schöne Aussicht von ihm haben. Man übersieht besonders deutlich von da die ganze Kette der höhern Gebirge, namentlich derer, die mit Gletschern versehen sind.

Für Ihre Lieblingswissenschaft empfehle ich besonders für Ihren Zweck: Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Es hat Karten für jeden Monat im Jahr und Beschreibungen dazu, falls Sie noch nicht hinlänglich damit versehen wären. Ich möchte Ihnen aber

gerade nicht rathen, das Buch zu kaufen; da es eine vollständige Aſtronomie enthält, iſt es doch theuer, vielleicht bekommen Sie es aus einer Privat-Bibliothek, oder aus der kurfürſtlichen. Fördernd wäre es Ihnen gewiß, auch macht es mir Freude, da ich, wie Sie ſagen, dieſe Neigung in Ihnen belebt habe.

Wir reiſen den 17. d. M. von hier, halten uns aber, wenn nichts dazwiſchen kommt, noch einige Tage in Franken auf. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß wir erſt im Anfang Oktober nach Berlin und Tegel zurückkommen. Schreiben Sie mir nach Berlin wie gewöhnlich. So werden alsdann die ſechs Monate abgelaufen ſein, wo ich einen ſo wechſelnden Aufenthalt gehabt habe. Leben Sie recht wohl und rechnen Sie fortdauernd mit Gewißheit auf meine unveränderliche Theilnahme. Ganz der Ihrige H.

Neunundachtzigſter Brief.

Tegel, den 16. Oktober 1828.

Es mag wohl ein Jahr her ſein, daß ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht von hier aus ſchrieb. Ich freue mich aber deſto mehr, es heute zu thun, und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mich in Ihrem lieben Brief, den ich hier fand, ſo herzlich beglückwünſchen zu der Heimkehr in die ſchöne, liebliche Heimath. Ja, liebe Charlotte, Sie haben recht, darin eine eigne Freude zu ſehen, und es erhöht in der That die meinige, daß Sie dieſelbe ſo liebevoll mit empfinden.

Wir ſind am 4. d. M. nach Berlin zurückgekommen, einige Tage ſpäter hierher gefahren, und haben uns hier, doch nur auf wenige Wochen eingerichtet. Es fängt doch an rauh zu werden, und der November pflegt uns immer zur Stadt zurück zu führen. Ich bin, ſo angenehm mir auch die Reiſe war, doch ſehr gern in mein heimiſches Leben zurück gekehrt und habe Tegel immer gleich hübſch gefunden. Ihre Bemerkung iſt ſehr richtig, daß dem Lande ein Wetter, wie wir es dieſen Sommer gehabt haben, wohl thut. Alles iſt ſo friſch und wie neu erquickt, und ich finde auch, was Sie bei ſich bemerken, daß noch wenig Laub abgefallen iſt, bei der ſchon ſehr vorgerückten Jahreszeit. Nur dem Obſt iſt das Jahr ungünſtig geweſen, das Getreide hat nicht gelitten, und da ich abweſend war, iſt mir das mißrathene Obſt gleichgültig, und das was mir viel

Vergnügen macht, das heitre, freundliche und kräftige Anſehen, habe ich alles ſehr gut gefunden. Das Haus und die Sachen darin haben mir denſelben erfreuenden Anblick als ſonſt gemacht. Es ſpricht einen immer, wenn man auch gerade unmittelbar vorher Großes und Schönes geſehen hat, mit heimlicher und zur Heiterkeit ſtimmender Freundlichkeit an. Es iſt auch in meiner Abweſenheit gut gehalten, und Wände und Gypſe haben nicht durch Fliegen gelitten, die ich ſehr haſſe. Wir ſind ſehr langſam gereiſt, und hätten der Entfernung nach recht gut ſchon am 25. v. M. hier ſein können. Wir hatten aber einen Grund, der uns in Gaſtein und auf der Reiſe länger aufhielt. Der Arzt meiner Frau, denn ich brauche ſo ſelten einen, daß ich von dem meinigen nicht reden kann, begleitet den Kronprinzen auf ſeiner Reiſe nach Italien. Wir wünſchten ihn wenigſtens auf der Reiſe irgendwo zu treffen, um einige Stunden mit ihm reden zu können. Dies war der Grund unſeres langſameren Reiſens. Indeß erreichten wir unſern Zweck durch einen Umweg über Bamberg, dort trafen wir mit ihm zuſammen. Wir machten dann von da noch einen Beſuch auf dem Lande, der uns noch ein paar Tage koſtete. In Thurnau wohnt der Graf Giech, der eine Tochter des Miniſters Stein zur Frau hat. Es waren mehrere Beſuche da, auch Perſonen aus Berlin, und wir waren ſehr angenehm dort. Das Schloß iſt uralt, theilweiſe vielleicht tauſend Jahre, und es würde auch von außen ſchöner in die Augen fallen, wenn es nicht den Fehler hätte, daß die kleine Stadt Thurnau dicht daran liegt, ſo daß einzelne Häuſer ſich im eigentlichen Verſtande daran anlegen. Selbſt um in den Garten zu kommen, muß man über die Straße gehen. In Ottmachau gehört zwar auch das Schloß zur Stadt, es liegt aber ganz an

dem einen Ende derſelben, und hat alſo von der entgegengeſetzten Seite die ganz freie Anſicht in das Land. Auch iſt das Gehöft mit ſeinen Gärten dicht daran herum. Die Gegend iſt aber um Thurnau ſehr hübſch, ein fruchtbares Land, reich an Hügeln und Wäldern und mannichfaltig von Anblick. Anziehend iſt die Schattirung vom friſchen Grün des Laubholzes und dem ernſten Dunkel der Tannenwälder. Es ſcheint eine große Abwechſelung von Spaziergängen ſich ganz in der Nähe darzubieten. Wir haben ſehr ſchöne Spazierfahrten gemacht. Von Thurnau ſind wir zwar gerade hierher gereiſt, aber in ſehr kleinen Tagereiſen. In Gera nur haben wir uns noch einen Tag aufgehalten, weil wir dort eine Zuſammenkunft mit Perſonen verabredet hatten, die in der Nähe wohnen.

Es freut mich ſehr, daß fortwährend die Sterne Ihnen eine wohlthuende, erheiternde Beſchäftigung gewähren, um ſo mehr, da Sie mir ſagen, daß Sie doch oft in einer mehr als wehmüthigen Stimmung ſich befinden.

Am Himmel werden Sie ſich bald orientiren, da Sie einen ſchönen und weiten Horizont von allen Seiten haben und in Ihren Beobachtungen fortfahren. Außer dem Buche von Bode, das ich Ihnen einmal empfohlen habe, kann ich Ihnen für das Erkennen der Sterne einen Rath geben, der Ihnen gewiß nützlich ſein wird. Man muß nämlich den Himmel nach einer gewiſſen Methode durchgehen und ſich große Abtheilungen machen. Zuerſt müſſen Sie ſuchen die Sterne recht genau und feſt zu erkennen, die bei uns niemals untergehen und nur vor der Helligkeit des Tages verſchwinden, ſonſt aber ihren ganzen täglichen Kreis vor unſern Augen vollenden würden. Sie

ſtehen bekanntlich, und wie Sie wiſſen, im Norden, drehen ſich um den Polarſtern und die beiden Bären herum, und ſind leicht zu erkennen, da man ſie an jedem ſternenhellen Abend ſieht, und ſie zu denſelben Stunden in allen Jahreszeiten dieſelbe Stelle haben. Zu dieſen gehört auch die Capella, deren Sie erwähnen. Zweitens müſſen Sie die zwölf Sternbilder des Thierkreiſes aufſuchen. Man ſieht in jeder Jahreszeit immer nur ſechs auf einmal am Himmel. Bliebe man eine ganze Nacht auf, ſo gehen natürlich einige unter und andere kommen herauf. Allein einige werden dann immer vom Tage überholt. Wenn man nur eins recht feſt kennt, ſind die andern ſehr leicht zu finden, da ſie, wie in einem großen Gürtel um den Himmel herum liegen, man alſo die Richtung, in der man ſuchen muß, nicht verfehlen kann, wenn man ſich vorher mit der Ordnung und Folgenreihe, vor- und rückwärts, recht bekannt gemacht hat. Die im Winter, im Januar und December, ſo zwiſchen ſieben und neun Uhr erſcheinen, ſind ſchöner als diejenigen, die man zu gleicher Zeit im Sommer ſieht. Der Löwe iſt ein ſehr ſchönes Geſtirn, iſt aber jetzt erſt in ſpäten Stunden ſichtbar. Die Planeten erſcheinen immer nur in demſelben Gürtel, und können diejenigen, die noch nicht recht geübt ſind, manchmal ſehr irre machen. Allein man lernt ſie doch auch bald unterſcheiden, kennt man einmal recht feſt die nie untergehenden nördlichen Geſtirne und die Thierkreiszeichen, ſo iſt es dann leicht, ſich für die noch übrigen Geſtirne zurecht zu finden. Denn nun macht man ſich mit denen bekannt, die zwiſchen dem Thierkreis und den nie untergehenden Geſtirnen, und dann mit denen, die zwiſchen dem Thierkreis und dem ſüdlichen Horizont auf- und untergehen. Bode's Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels hat das Angenehme,

daß es Karten für jeden Monat enthält, auf denen man natürlich die Sterne leichter findet, da jede Karte genau so ist, als der Himmel zu einer dabei angegebenen Stunde an dem Tage, oder wenigstens in dem Monat gerade ist.

Sie sagen sehr richtig, daß das Betrachten des gestirnten Himmels von der Erde abzieht, und die Seele mit höheren Ahnungen, Sehnen und Hoffen erfülle, tröste und erhebe. Das thut es im höchsten Grade. Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, so scheint es zwar ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herum schwimmt. Der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen, und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges, tröstendes Zeichen einer höheren Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt, und die Besorgniß tröstend aufhebt. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunzigster Brief.

Berlin, den 16. November 1828.

Sie klagen auch darüber, liebe Charlotte, daß es oft ist, als könne man im Schreiben gar nicht fort, Augen, Hand und Feder sind wie im Bündniß gegen alles Gelingen der Handschrift. Man giebt sich Mühe, nimmt sich vor, recht langsam zu schreiben, damit es nur deutlich werde, aber alle Vorsätze scheitern, und es ist närrisch, daß man dann immer kleiner und kleiner schreibt. Mir geht es oft so, als ob ich gar keine großen Buchstaben machen könnte, und ich denke dann, wie viel Nachsicht Sie und Alle haben müssen, die mich lesen wollen. Wirklich war Ihr letzter Brief auch weniger hübsch und gut, als Sie sonst thun, geschrieben. Die Handschrift war nicht undeutlich, aber man sah ihr die Beschwerde an.

Aber mit mehr Bedauern habe ich gesehen, daß Sie sehr bekümmert und sorgenvoll waren. In solchen Gemüthszuständen, liebe Freundin, muß man immer die äußern Veranlassungen scheiden von der innern Anlage des Gemüths zu Heiterkeit und Ruhe, oder zu Besorgniß und Schmerz. Das Innere ist immer das Mächtigste. Auch wahres, selbst erschütterndes Unglück wird leichter und schwerer aufgenommen, je nachdem die Seele schon von lichteren und düsterern Ideen erfüllt ist. Bei Ihnen scheint mir das gerade jetzt noch mehr der Fall, und da bitte ich Sie inständig, dem entgegen zu arbeiten. Ich rechne es schon zu

dieſen dunkeln Stimmungen, daß Sie, ohne doch krank zu ſein, bald zu ſterben glauben. Sie ſagen zwar, und gewiß mit voller Wahrheit, daß Ihnen gerade die Todesgedanken freudige und Ihrer Neigung zuſagende ſind, und niemand kann dies beſſer begreifen als ich. Ich habe nie die mindeſte Furcht vor dem Tode gehabt, er wäre mir in jedem Augenblick willkommen. Ich ſehe ihn als das an, was er iſt, die natürliche Entwickelung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter gewiſſen endlichen Bedingungen geläuterte und ſchon gehobne menſchliche Daſein in andere befriedigendere und erhellendere gelangen ſoll. Was menſchlich iſt, in dem Ausbildungsgange des Lebens liegt, was alle Menſchen mit einander theilen, das kann der irgend Weiſe nicht fürchten, er muß es vielmehr begünſtigen und lieben, gleichſam mit Wißbegierde, ſo lange die Beſinnung ihm beiwohnt, auf den Uebergang achten, verſuchen, wie lange er das fliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen ſagen, der Tod müſſe gewiß von einem wohlthätigen und angenehmen Gefühl begleitet ſein, und das iſt mir ſelbſt, wenn auch manchmal das Gegentheil Statt zu finden ſcheint, glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe ſich zu legen und faſt immer haben Todte, ehe die Züge entſtellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedliches, ſelbſt oft etwas Erhebendes und Verklärtes. Bei alledem muß man es doch eine düſtere Gemüthsſtimmung nennen, wenn man ſich dem Tode nahe glaubt. Der Tod iſt immer ein Ausſcheiden aus aller bekannten Heimath, ein Gehen ins Neue und Fremde. So trafen äußere unerwünſchte Umſtände ſchon bei Ihnen auf ein wenigſtens ſehr ernſt bewegtes Gemüth. Suchen Sie, theure Charlotte, denn auch hier da die Heilmittel, wo Sie ſie ſchon ſo oft fanden, in Ihrem Innern, in Ihrem

Gottvertrauen, was Sie nie im Stich ließ. Es wird Sie aufs neue retten, und Troſt und Hülfe erſcheinen, wenn Sie ſie auch noch nicht ſehen. Immer ſchütten Sie Ihr beklommenes Herz mir aus, immer werden Sie dieſelbe Theilnahme in mir finden, die keiner Veränderung fähig iſt. Ganz der Ihrige H.

Den 16. December 1828.

Es wird mich ſehr freuen, eine Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung zu bekommen. Sie wiſſen, daß ich auch an Ihrem vergangenen Leben einen warmen und innigen Antheil nehme, und daß außerdem ſchon jede recht individuelle Schilderung für mich einen hohen Reiz hat, der mich anzieht und verweilen läßt. Ich fühle aber ſehr gut, daß eine ſolche Schilderung aufzuſetzen und aus den Händen zu geben, eine große und ſchwer zu überwindende Schwierigkeit hat. Es kommen doch im Leben der Menſchen immer Dinge vor, die gerade in den beſten und feingeſinnteſten Gemüthern eine gewiſſe Scheu ſie auszuſprechen hervorbringen. Ich meine damit gar nicht ſolche, die man ſich gleichſam zu geſtehen ſcheuete, weil man fürchtet deshalb ungünſtig beurtheilt zu werden. O nein, es giebt Dinge, die gar nicht dieſer, ſondern ganz entgegengeſetzter Natur ſind, und deren man ſich eher rühmen könnte, die aber doch ein gewiſſes Zartgefühl über die Lippen gehen zu laſſen und gar durch die Feder dem Papier anzuvertrauen verbietet oder ſchwer macht. Es kommen auch Dinge vor, die Andere in ein nachtheiliges Licht ſtellen, und die man alſo, wie ſehr es auch ihre Urheber verdient haben möchten, ungern ans Licht bringt. So wie man aber von dem Grund-

ſatz abgeht, bei einer Lebenserzählung nur bloß und einfach die Erinnerungen ſeines Gedächtniſſes abzuſchreiben, und gänzlich darauf Verzicht zu leiſten, zu beurtheilen, was wohl geſagt werden kann, und was verſchwiegen oder verhüllt werden muß, ſo iſt der Reiz einer wahren Naturſchilderung dahin. Es iſt nicht die einfache, nicht die vollſtändige, und mithin nicht die wahre Geſchichte. Es iſt keine Erzählung der Vergangenheit, ſondern eine aus dem Standpunkt des ſpätern Lebens gemachte Beſchreibung derſelben. Man glaubt wohl, die moraliſche und geiſtige Wahrheit, um die es eigentlich zu thun ſei, verliere nichts, wenn man zwar hier und da eine Thatſache nur halb oder allgemein erzählt, allein ganz treu und wahr die Wirkung ſchildert, die dieſe Thatſache auf die Empfindung und das Gemüth hervorgebracht habe. Wenn z. B. jemanden ein verletzendes Wort geſagt worden ſei, ſo komme es nicht darauf an, dies ſelbſt zu wiederholen. Man könne es vielmehr ganz füglich verſchweigen, wenn man nur den Eindruck des Worts auf den, der es hören mußte, beſchreibt. Dies iſt aber durchaus falſch. Denn es hört nun aller Maßſtab der ganzen Scene auf, den der Art und dem Grade nach bloß das Wort ſelbſt, einfach ausgeſprochen, geben kann. Ich ſage Ihnen das ſo ausführlich, weil ich Ihnen recht offenherzig und nicht bloß obenhin über die Fortſetzung Ihrer Lebenserzählung ſprechen möchte. Ich kann Ihnen nicht rathen, dieſelbe weiter als zu dem Punkte fortzuſetzen, wo Sie ſicher ſind, alles und jedes, wie es Ihnen Ihr Gedächtniß giebt, ohne die mindeſte und leiſeſte Reticenz niederzuſchreiben. Dies war in dem Theile, den Sie mir bis jetzt ſchickten, nicht nur möglich, ſondern Ihnen nach Ihrem Charakter ſelbſt leicht, und ich bin ſicher, daß Sie in dieſem ſo gehandelt haben. Sie konnten es,

ohne irgend ein eigenes oder fremdes Gefühl zu verletzen. Es ist möglich, daß dies auch ferner der Fall sei, allein ich kann mir auch sehr gut das Gegentheil denken. Dann würde ich es ganz natürlich finden, daß Sie den Schmerz der Erinnerung scheuen und vernarbte Wunden nicht aufreißen wollen; mir aber würde durch den Gedanken eines solchen mir gebrachten Opfers alle Freude genommen, die mir bisher durch den Empfang jedes Ihrer Hefte geworden. Wenn von Biographie die Rede ist, habe ich nun einmal den Begriff nur von historischer Wahrheit, von dem ich, bei dem großen und innigen Antheil, den ich an Ihnen nehme, auch mit dem besten Willen nicht abgehen könnte. An sich aber halte ich es für gut und heilsam, sein eignes Leben so buchstäblich durchzugehen, und das Zartgefühl, das Reticenzen hervorbringt, für ein falsches, obgleich unendlich natürliches und daher verzeihliches. Indeß mißtraue ich hier meinem eignen Gefühle, da ich bei weitem mehr ein glückliches Leben, in einer ganz genügenden Lage, geführt habe, man könnte dann leicht dahin kommen, den unrichtigen Maßstab an Andere zu legen, wovor ich mich immer gehütet habe. Noch einmal also, liebe Charlotte, wiederhole ich das schon oft Gesagte, folgen Sie Ihrem Gefühl; leidet dies nicht bei der Arbeit, so rechnen Sie immer mit Gewißheit darauf, daß Sie mir eine große Freude dadurch machen, aber nur auch unter der Bedingung, daß Sie ganz und ohne alle Reticenz wahr schreiben können. Sie können zu mir auch, wie man im Sprichwort sagt, wie in ein Grab sprechen. Ihre Hefte liegen wohlverwahrt in meinem Pult, und können nach meinem Tode nur ins Feuer ungelesen gehen. In meiner Lage habe ich Gelegenheiten, dies zu veranstalten, die durch keinen Zufall irgend einer Art vereitelt oder umgangen

werden können. Ich halte es für Pflicht, Sie über dieſen Punkt auch feſt zu beruhigen, es iſt ſchon Pflicht der Dankbarkeit für die vertrauungsvolle, innige, rückſichtsloſe Hingabe, die Sie mir ſeit einer langen Reihe von Jahren bewieſen und offen gezeigt haben.

Das Jahr iſt am Abſcheiden, und wie ich gern verweile bei ſo viel ſchönen Genüſſen, die es gewährte, worunter ich auch Ihr Wiederſehen rechne, ſo ſcheide ich nicht ohne ſehr trübe Ahndung deſſen, was das kommende bringen kann — und ich erkenne mit wehem Gefühl, daß es ähnlich in Ihrem Gemüthe iſt. Möge die Vorſehung von Ihnen, gute Charlotte, neue Prüfungen abwenden! das iſt mein herzlicher Wunſch.

Seit unſrer Rückkunft iſt meine Frau bedeutend an mehreren zuſammen kommenden Uebeln krank, es iſt wenigſtens kein Zeitpunkt der Beſſerung mit Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehen. Dies ſtört meine innere Lage in dieſem Winter ſehr.

Ich bitte Sie, mir den 30. d. M. zu ſchreiben. Leben Sie recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine Ihnen bekannten Geſinnungen der Zuneigung und lebhaften Theilnahme. Ganz der Ihrige H.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Zweiter Theil.

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Vorbericht.

Die Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin fallen von ſelbſt in zwei Theile. Der zweite Theil umfaßt die letzten Lebensjahre, das Alter des Verfaſſers. Sie ſind in den Jahren 1829 bis 1835 geſchrieben, und ſind alle und noch der letzte Brief kurz vor deſſen Ende, eigenhändig geſchrieben.

Nach Frau von Humboldt's Tode beſeelte ein ganz anderer Geiſt ihren jetzt auch ſchon verklärten Gatten. Gewiß blieb ſein Leben und Wirken, im Allgemeinen, gleich wohlwollend, ſeine Theilnahme für Alle die ihm nahe und werth waren, troſtreich und voll Güte und Liebe, aber der Geiſt der Freude war entflohen, war der Erde abgewendet. Vom Leben forderte er nichts mehr, es konnte ihm nichts mehr gewähren, was für ihn Werth hatte, als Stille und Einſamkeit um ungeſtört in der Vergangenheit, in wehmüthigen Erinnerungen, in höheren Betrachtungen, in ſeinen Studien zu leben. Nie iſt vielleicht eine Frau tiefer, edler, zärtlicher betrauert, nie aber wohl auch eine Frau einer ſolchen verklärenden Trauer würdiger geweſen. Das ſprechen alle Sonette, alle Briefe aus, die in jenen Jahren geſchrieben ſind. Der Leſer, in deſſen Erinnerung der Verfaſſer fortlebt, wird mit Ehrfurcht demſelben, im leidenden, aber ſchönen würdigen Alter folgen, wie er ihm in den Jahren des männlich-kräftigen Wirkens mit Verehrung folgte.

Außer dieſem kurzen Vorwort, darf die Herausgeberin dem zweiten Theile wenig hinzufügen. Sie hat ſich ſchwer entſchloſſen zu der Mittheilung der Briefe nach ihrem Ableben, noch ſchwerer den überzeugenden Vorſtellungen nachgegeben, daß es noch bei ihrem Leben geſchehe. Da aber der Entſchluß endlich gefaßt iſt, ſo hegt ſie die freudige Zuverſicht, daß das Buch viele Freunde finden wird.

So gehe denn heraus aus Deiner vieljährigen geheiligten Verborgenheit, Du lieber, troſtreicher Gefährte in dunkeln Tagen, und ſei Vielen zur Freude, zur Erhebung und zum Troſt, wie Du es mir einſt wareſt.

Die Herausgeberin bittet Alle die ſich ihrer Arbeit freuen, um Nachſicht für das wenige Eigene was ſie hinzuthun mußte, und um gütiges Wohlwollen für einen noch übrigen kleinen Lebensreſt *).

*) Die edle Frau iſt nach kurzen Leiden verſchieden.

Inhalt des erſten Theils.

Seite

Vorbericht vom 18. October 1814 VI

An den Freiherrn von Humboldt XXVII

Erſter Brief. Wien, den 3. November 1814.

Aus Wien vom Kongreß 1

Zweiter Brief. Wien, den 18. December 1814.

Aus Wien vom Kongreß 7

Dritter Brief. Burgörner, April 1822.

Erinnerung 10

Vierter Brief.

Erneuerte Erinnerung 11

Fünfter Brief. Burgörner, den 3. Mai 1822.

Beginn der Korreſpondenz 12

Sechster Brief. Burgörner, Ende Mai 1822.

Wohlwollende Geſinnungen 15

Siebenter Brief. Burgörner 1822.

Ein Wunſch. Einwendungen. (Anmerkungen u. Zuſätze.).. 18

Achter Brief. Burgörner 1822.

Beantwortung derſelben. Erſter Verſuch. Der Menſch, das Wichtigſte für den Menſchen 20

Neunter Brief. Tegel, den 10. Juli 1822.

Tegel. Hang zur Einſamkeit und deren Werth Verſchiedene Anſicht verſchiedener Gegenſtände. Ausgezogene Gedanken. Erlaubniß die Briefe zu bewahren. Selbſtcharakteriſtik. Ausgezogene Gedanken 25

Zehnter Brief. Burgörner, Juli 1822.

Zurückkommen auf Lektüre. Behandeln der Menſchen nach ihrem Charakter. Wiederholtes Gutheißen des Hanges zur Einſamkeit. Ausgezogene Gedanken 31

Seite

Elfter Brief. Berlin, den 2. December 1822.
Familiennachrichten 36

Zwölfter Brief. Berlin, den 27. December 1822.
Würdigung treuer Geſinnungen und Zuſagen unwandelbarer Theilnahme. Eigentliches Gelehrtenleben. Studien. Eintheilung der Zeit 42

Dreizehnter Brief. Berlin, den 14. Februar 1823.
Klagen über Stillſchweigen. Alexanders von Humboldt Beſuch und Abreiſe nach Paris 47

Vierzehnter Brief. Berlin, den 14. März 1823.
Gabe zu tröſten und zu erheben. Theilnahme an einer Unannehmlichkeit 48

Funfzehnter Brief. Berlin, den 30. März 1823.
Verweiſe. Milde, ſanft, gütig und liebreich 52

Sechszehnter Brief. Berlin, den 12. April 1823.
Freude über gute Nachrichten 57

Siebzehnter Brief. Berlin, den 25. April 1823.
Abneigung gegen das Stadtleben. Freude am freien Himmel, an der Natur. Abtheilungen des Lebens, Jugend, Reife, Alter. Anblick des Himmels. Geiſterartiges. Geiſterreich. Erhebende Vorausſetzung .....

Achtzehnter Brief. Tegel, den 15. Mai 1823.
Geiſtige Kraft, ſich mitten unter Menſchen zu iſoliren und in ganz verſchiedenen Ideen zugleich zu leben. Vertrauliche Beziehungen auf den Austritt aus dem Miniſterium. Anerkennung des ſeltenen Glücks bei herannahendem Alter vollkommener Freiheit zu genießen .....

Neunzehnter Brief. Tegel, den 26. Mai 1823.
Pfingſtfeſt, geiſtige und irdiſche Bedeutung. Schmerz, Milde, Nachſicht, Duldung, Theilnahme für Frauen. Andere Foderungen an den Mann. Ausgezogene Gedanken. Freundſchaft höherer Naturen .....

Zwanzigſter Brief. Ottmachau, den 12. Juli 1823.
Ottmachau. Güter in Schleſien. Glück, Sehnſucht, Selbſtbeurtheilung 7

Einundzwanzigſter Brief. Tegel, den 11. Auguſt 1823.
Rückkunft nach Tegel 7

Zweiundzwanzigſter Brief. Den 10. September 1823.
Eine ſonderbare, unerklärt gebliebene Spukgeſchichte. Dohm und ſeine Frau 8

Seite

reiundzwanzigſter Brief. Tegel, den 28. September 1823.
Antwort auf erbetenen Rath. Ein Geſuch 87

ierundzwanzigſter Brief. Berlin, den 18. Oktober 1823.
Eigene Art der Anſicht. Bemerkungen über biographiſche Mittheilungen 89

ünfundzwanzigſter Brief. Berlin, den 3. November 1823.
Fortſetzung 92

echsundzwanzigſter Brief. Burgörner, den 29. November 1823.
Fortſetzung 93

iebenundzwanzigſter Brief. Berlin, den 22. Januar 1824.
Glückwünſche beim Jahreswechſel. Liebreicher Tadel, Mißbilligung, Zurechtweiſung. Vorſchläge zu biographiſchen Mittheilungen 97

chtundzwanzigſter Brief.
Erklärung einiger Bibelſtellen 102

eunundzwanzigſter Brief.
Fortſetzung 106

reißigſter Brief. Berlin, den 12. März 1824.
Warnungen vor beunruhigenden Vorſtellungen. Wiederkehr des Frühjahrs 110

einunddreißigſter Brief. Im April 1824.
Höherer Segen. Glück. Sorge für die Herausgeberin ... 113

weiunddreißigſter Brief. Im Mai.
Baum, Luſtſchloß des Grafen Wilhelm zur Lippe-Bückeburg. Phantaſiegebilde, oder Gemüthsbilder in ihrem Einfluß auf das innere Leben 116

reiunddreißigſter Brief. Tegel, den 15. Juni 1824.
Achtung für ein angeſtrengtes Arbeitsleben. Laſt und Pein unbedeutender Beſuche 120

ierunddreißigſter Brief. Herrnſtadt, den 9. Juli 1824.
Ein Brief auf der Reiſe. Erſte Lobrede auf das Alter, das ſich leider ganz anders geſtaltete, als es hier vorausgeſetzt wird. Blick auf das Leben 123

ünfunddreißigſter Brief. Tegel, den 12. September 1824.
Rückkunft in Tegel. Beſchreibung. Große Freude an Schönheit der Bäume. Bäume, Symbole der Sehnſucht. Studien. Schöner Uebergang vom Studium des Alterthums zur Bibel. Ehrfurchtsvolles Urtheil über die Schriften des alten wie des neuen Teſtaments 129

Seite

Sechsunddreißigſter Brief. Burgörner, den 13. November 1824.
Theilnahme am innern und äußern Leben. Eltern und Kinder. Lob und Tadel. Ausgezogene Gedanken 134

Siebenunddreißigſter Brief. Berlin, December 1824.
Schluß des Jahres. Zuſage unwandelbarer Freundſchaft .. 141

Achtunddreißigſter Brief. Berlin, den 31. Januar 1825.
Krankſein. Gelaſſenheit und Würde. Die Zeit, ihre große Wichtigkeit. Freude an Ausdauer und Fleiß 143

Neununddreißigſter Brief. Berlin, den 8. Februar 1825.
Dunkle Stellen 148

Vierzigſter Brief. Berlin, den 12. Februar 1825.
Eigenthümliche Geiſtesrichtung. Studien. Biographie.... 150

Einundvierzigſter Brief. Berlin, den 8. März 1825.
Gleichheit des Alters. Freundſchaft und Liebe..... 153

Zweiundvierzigſter Brief. Berlin, den 22. März 1825.
Freude an der Natur. Eintheilung der Zeit 157

Dreiundvierzigſter Brief. Berlin, den 6. April 1825.
Noch etwas Biographie. Erinnerung d. Jahre 1788, 89, 90 u. 91 162

Vierundvierzigſter Brief. Tegel, den 1. Mai 1825.
Fortſetzung. Campe. Reiſe nach Paris, in die Schweiz u. ſ. w. Leidenſchaftliche Neigung, intereſſante Menſchen näher zu kennen. Empfindungen beim Erwachen der Natur 166

Fünfundvierzigſter Brief. Tegel, den 15. Mai 1825.
Leben in Ideen das reichſte und beſte..... 170

Sechsundvierzigſter Brief. Berlin, den 21. Mai 1825.
Das Pfingſtfeſt. Werth aller Feſte. Ausgezogene Gedanken 173

Siebenundvierzigſter Brief. Tegel, den 16. Juli 1825.
Klare Anſicht eines ſeltenen Verhältniſſes. Wunſch, Mißverſtändniſſe zu beſeitigen. Niemand außer ſich bedürfen — wie das gemeint ſei 178

Achtundvierzigſter Brief. Burgörner, den 18. Auguſt 1825.
Leben in der Provinz. Freude an einem einfachen Leben. Hang zur Vertiefung. Wohlthätiger Einfluß dieſer Neigung. Erklärung derſelben. Übergang aus dieſer Ideenwelt in ein höheres Leben. Erneuerte Verſicherung der Theilnahme. Konſequenz. Nachdenken über ſich ſelbſt..... 183

Neunundvierzigſter Brief. Burgörner, den 6. September 1825.
Geſundheitszuſtand. Zwei Gebiete, in denen ſich der Menſch bewegt: das der Abhängigkeit und das der Freiheit. Schiller. Körperliche Leiden 190

Seite

unfzigſter Brief. Burgörner, den 26. September 1825.
Ermunterungen, Ermahnungen, Erhebungen. Ideen. Klare, erleuchtende Erklärungen 194

inundfunfzigſter Brief.
Kurzer Brief voll Güte 199

weiundfunfzigſter Brief. Tegel, den 17. Oktober 1825.
Sternenhimmel, hohe Freude gewährend. Familienleben in Burgörner 202

reiundfunfzigſter Brief. Berlin, den 30. Oktober 1825.
Die Kupferſtiche von Tegel 208

ierundfunfzigſter Brief. Berlin, den 8. November 1825.
Beſchreibung des Äußern und Innern des Schloſſes. Walter Scott 209

ünfundfunfzigſter Brief. Berlin, den 1. December 1825.
Biographie, ein neues Heft; gütiges Intereſſe an der Charakterentwickelung eines jungen Mädchens, das noch nicht ganz aus der Kindheit herausgetreten war 214

ſechsundfunfzigſter Brief. Berlin, den 25. December 1825.
Schnelligkeit der Zeit. Abgeſchloſſene Rechnung mit dem Leben. Leben, Tod, Fortdauer 218

ſiebenundfunfzigſter Brief. Berlin, den 14. Februar 1826.
Ruhe und Heiterkeit. Cadet de Vaux'ſche Heilmethode. Berufen des Glücks 222

chtundfunfzigſter Brief. Berlin, den 13. März 1826.
Rathſchläge und Verſicherungen der Theilnahme 227

leunundfunfzigſter Brief. Ottmachau, den 10. April 1826.
Kurze Beſchreibung der Reiſe. Der junge Roſen, ein Liebling Wilhelms von Humboldt. Höflichkeit 232

ſechzigſter Brief. Glogau, den 9. Mai 1826.
Rückreiſe. Beſchreibung derſelben. Zeitungen, entbehrlich. Weltgeſchichtliche Begebenheiten im Großen und Allgemeinen und wieder im Individuellen. Übergehen vom Irdiſchen zum Überirdiſchen. Wiederſehen, Wiederfinden unſerer Geliebten; Unentbehrlichkeit dieſer Hoffnung, dieſes Glaubens. Freude an Kirchhöfen. Sehr ſchöne in Königsberg 236

Einundſechzigſter Brief. Berlin.
Zurück in Berlin und ſehr beſchäftigt. Tiefe Sehnſucht nach einem höheren, ſchöneren Zuſtand, als er uns hier verliehen iſt. Ueber Einſeitigkeit. Laſter und Geſinnung 241

Seite

Zweiundſechzigſter Brief. Tegel, den 10. September 1826.
Empfang eines neuen biographiſchen Heftes. Höhere Anſicht, höhere Zwecke ſchmerzlicher Verhängniſſe. Einiges aus dem Geiſterreich 246

Dreiundſechzigſter Brief. Tegel, im Oktober 1826.
Wunderbare ſeltene Geiſteskraft. Noch etwas ins Geiſterreich Gehörendes. Erhebende und troſtreiche Erklärungen. Tiefe Ehrfurcht für die Güte und Weisheit der Gottheit .. 251

Vierundſechzigſter Brief. Berlin, den 8. November 1826.
Tröſtlich und wohlthuend iſt die Vorſtellung über uns wachender Schutzgeiſter. Bibel, altes und neues Teſtament. Vertiefen in den Anblick des Sternenhimmels. Unſterblichkeit, Tod, freudiges Erwarten deſſelben. Freudigkeit und Hoffnung im Tode und der Erwartung des folgenden ſchönern Lebens 256

Fünfundſechzigſter Brief. Tegel, den 6. December 1826.
Segnungen des Chriſtenthums 261

Sechsundſechzigſter Brief. Rudolſtadt den 2. Januar 1827.
Rudolſtadt. Schönheit der Gegend. Schönes Bild der geiſtreichen, liebenswürdigen Fürſtin 264

Siebenundſechzigſter Brief. Berlin, den 28. Januar 1827.
Gedanken und Ideen über verſchiedene Gegenſtände. Religiöſe Anſichten, troſtvoll 269

Achtundſechzigſter Brief. Tegel, den 18. März 1827.
Offenbach. Frau von Laroche 275

Neunundſechzigſter Brief. Berlin, den 10. April 1827.
Wehmuth und Heiterkeit. Erinnerung an Offenbach 277

Siebzigſter Brief. Berlin, den 2. Mai 1827.
Korreſpondenz, was dazu erfordert wird und worin der Genuß und die Freude daran beſteht. Wenig Menſchen haben Sinn dafür. Feſt- und Ruhetage. Erklärung des Friedens, den die Welt nicht giebt 280

Einundſiebzigſter Brief. Tegel, den 23. Mai 1827.
Wiederholte Freude an Bäumen, immer neu und voll reicher Ideen. Zurückkommen auf die Korreſpondenz und Vorſchlag 287

Zweiundſiebzigſter Brief. Tegel, den 12. Juni 1827.
Naturerſcheinungen; von allen die furchtbarſte, der Sturm. Ankündigung einer großen Reiſe nach Bad Gaſtein. Salzburg mit ſeinen ſchönen Gebirgen; in Deutſchland wohl die ſchönſte Gegend. Tod durch Blitz, als Antwort auf eine Briefſtelle 294

Seite

)reiundſiebzigſter Brief. Landshut, den 19. Juli 1827. Reiſen ſtörend in Geſchäften. Stilles Denken lieben Frauen mehr als Männer. Die Arbeiten der Frauen laſſen das ſtille Sein der Seele, das Leben in Gedanken und Empfindungen zu. Die Beſchäftigungen der Männer ſchließen es aus. Darum ſind meiſt Frauen intereſſanter als Männer. München, Baireuth. Schönes Land, reich an Merkwürdigkeiten aller Art 303

ierundſiebzigſter Brief. Bad Gaſtein, den 5. Auguſt 1827. Reiſebeſchreibung. Gaſtein, der Waſſerfall und die überaus reizende Lage dieſes Bades. München. Große Kunſtſchätze daſelbſt 308

ünfundſiebzigſter Brief. Bad Gaſtein, den 21. Auguſt 1827. Familie St. Rückkehr nach Berlin und Tegel 313

ſechsundſiebzigſter Brief. Tegel, den 5. September 1827. Beſchreibung ſehr ſchöner Gegenden, Salzburg, Baireuth und auch noch über Gaſtein. Über die Eindrücke der Natur und Gegenden 317

ſiebenundſiebzigſter Brief. Tegel, den 21. September 1827. Theilnahme an dem Wiederſehen der Familie St. 322

chtundſiebzigſter Brief. Tegel, den 8. Oktober 1827. Südliches und nördliches Klima (Wiederholungen, aber nur um zu höheren Ideen überzugehen: Erſtarren im Tode, Auferſtehn zu neuem Leben, Sterben und zu neuem Daſein erwachen) 326

eunundſiebzigſter Brief. Tegel, den 26. Oktober 1827. Der 18. Oktober 329

chtzigſter Brief. Im December 1827. Sternhimmel. Stimmung beim Anblick des Waſſers. Theilnehmendes Verweilen bei einer traurigen Stimmung. Glaube. Seelenfriede 331

inundachtzigſter Brief. Berlin, im Januar 1828. Sonderbare Einbildungen eines großen Mannes, daran geknüpfte hohe und erhebende Ideen. Großer Reiſeplan. Feſtſtellung des Briefwechſels. Sternhimmel. Größe der Natur, des Schöpfers und deſſen Güte, dieſe vor allen von der troſtvollen Seite betrachtet 337

weiundachtzigſter Brief. Berlin, den 21. März 1828. Aenderung der Reiſeroute 344

Seite

Dreiundachtzigſter Brief. Unterwegs.
Wiederſehen! 345

Vierundachtzigſter Brief. Paris, den 23. April 1828.
Erinnerung daran. Frankfurt, Frankreich, Reiſen in Frankreich, nicht vergnüglich. Ankunft in Paris. Reiſe und Reiſeerzählung 346

Fünfundachtzigſter Brief. London, den 20. Mai 1828.
Überfahrt von Calais nach London. Sonnenaufgang auf dem Meer betrachtet. Eindruck der großen Stadt. Lebensweiſe in London 352

Sechsundachtzigſter Brief. London, im Juni 1828.
Mannichfaltiges Intereſſe, ſowohl in Kunſt und Wiſſenſchaft, als in Gelehrſamkeit. Abreiſe von London. Ende des Parlaments. Engliſcher Gottesdienſt, nicht erbaulich. Quäker, Mrs. Fry. Beſuch des Hauptgefängniſſes 356

Siebenundachtzigſter Brief. Salzburg, den 14. Auguſt 1828.
Rückkehr nach Deutſchland. Reiſe von London nach Gaſtein, über Elſaß, Schwaben und Baiern. Der König. Urtheil über ihn, Würdigung ſeines hohen Werths. Kunſtſchätze.. 362

Achtundachtzigſter Brief.
Werth eines ruhigſchönen Stilllebens. Es geht aus dem Innern hervor. Bemerkung über dieſen Gegenſtand. Noch ein Blick auf Gaſtein 366

Neunundachtzigſter Brief. Tegel, den 16. October 1828.
Schloß Thurnau. Betrachtung des geſtirnten Himmels ... 371

Neunzigſter Brief. Berlin, den 16. Nov. u. 16. Dec. 1828.
Theilnahme an ſchwerer Stimmung. Anſicht des Todes. Beruhigender Zuſpruch. Schwermüthige düſtre Ahndung beim Schluß des Jahrs, der Frau v. Humboldt drohende tödtliche Krankheit... 383

Inhalt des zweiten Theils.

Vorbericht. Seite

Erſter Brief. Berlin, 1829.
Schmerzliche Stimmung. Nahes Ende der Frau von Humboldt 1

Zweiter Brief. Berlin, den 31. März 1829.
Frau von Humboldt's Tod; Begräbniß in Tegel 2

Dritter Brief. Berlin, den 18. Mai 1829.
Neuer Verluſt durch den Tod eines Freundes 4

Vierter Brief. Tegel, den 12. Juni 1829.
Natur, Tod, Unglück, Troſtloſigkeit, Troſt. Leben mit einem großen Schmerz. Wehmüthige Zufriedenheit. Philoſophiſche und religiöſe Berufung zu neuer Thätigkeit. Anſicht großer Naturbegebenheiten 9

Fünfter Brief. Tegel, den 6. Juli 1829.
Erkrankung und Geneſung eines Enkels. Wehmüthige Erinnerung an verlorne Kinder. Ableben der Frau Thereſa Huber 15

Sechſter Brief.
Würdigung der edeln Frau. Forſter und Huber. Kraft des menſchlichen Gemüths. Nahe Abreiſe nach Gaſtein 18

Siebenter Brief. Bad Gaſtein, den 20. Auguſt 1829.
Aus Gaſtein, voll hohen Inhalts 23

Achter Brief. Regensburg, den 10. Septbr. 1829.
Augenleiden. Reſignation. Todesfall auf der Reiſe. Ein Aufſatz in der Horen, von Alexander von Humboldt..... 30

Neunter Brief. Tegel, den 30 Septbr. 1829.
Ruhe und Ergebung. Wehmüthige, auf Blindheit ſich beziehende Geſinnungen. Der Rhodiſche Genius, von Alexander von Humboldt. Wetterlaunen. Gleichmuth in Krankheit. Frau von Humboldt's Grabmal 35

Zehnter Brief. Tegel, den 24. December 1829.
Betrachtende Ruhe. Sonnenuntergang. Tod. Künftiges

Seite
Leben. Wirken ſo lange man kann. Einſamkeit. Studien. Theilnahme. Wechſel des Jahrs 43

Elfter Brief. Tegel, den 26. Januar 1830.
Uebergang vom irdiſchen Kummer zu tiefem Schmerz, der erſt im eignen Grabe endet. Pflicht auch im größten Schmerz zu wirken und zu handeln. Dies der Probierſtein unſrer Empfindungen und der Aechtheit derſelben. Lauterkeit der Gefühle für Verſtorbene. Höher iſt noch die Empfindung des Schmerzes, wenn ſie ſich über das Irdiſche zu Göttlichem erhebt, dann entfremdet ſie der Erde nicht 48

Zwölfter Brief. Tegel, den 5. und 17. März 1830.
Sorge beim Ausbleiben der Briefe, Beruhigung nach Empfang derſelben. Freude an wiederkehrender Heiterkeit. Bitte und Ermahnung ſie zu befriedigen. Ueberall Rückblick auf die Verklärte in hoher Verehrung; überall Beziehung auf den unerſetzlichen Verluſt in höchſter Würdigung. Schmerz, Troſt in Erinnerung 53

Dreizehnter Brief. Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.
Nächtliches Dunkel. Uebergang zu Licht und höheren Anſichten. Rührende, zärtliche Beziehung, hier wie überall, auf der große Verluſt. Ermahnung zur entſchwundnen Heiterkeit 59

Vierzehnter Brief. Tegel, den 29. Mai 1830.
G. Jacobi. Offene Kirchen, tröſtlich und erhebend. Fernow. Göthe's Briefe über Italien. Reiſe nach Schleſien und nach Gaſtein 63

Fünfzehnter Brief. Ottmachau, den 22. Juni 1830.
Wien. Linz. Gewitter. Tod 67

Sechzehnter Brief. Gaſtein, den 17. Juli 1830.
Geſundheit. Vornamen, Vorliebe dabei. Gaſtein. Sehnſucht nach Ruhe. Erklärung derſelben und leiſe Hinweiſung auf äußeres wie inneres Glück 73

Siebzehnter Brief. Tegel, den 12. Auguſt 1830.
Zurückkunft nach Tegel, den ſchönen, lieben Wohnſitz, der alles umfaßte womit die unendliche Sehnſucht beſchäftigt war. Freude an den Studien 78

Achtzehnter Brief. Tegel, den 7. September 1830.
Stimmung und Lebensweiſe. Sternenhimmel. Eine Hypotheſe von Kant, in jener Zeit beruhigend und tröſtlich. Fürſorglichkeit. Die politiſchen Ereigniſſe von 1830 84

Seite

Neunzehnter Brief. Tegel, den 6. October 1830.
Das Leben, ein Fortſchreiten zu einer höheren Stufe. Fr. Leopold Stolberg, ſeine Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti 91

Zwanzigſter Brief. Tegel, den 6. November 1830.
Art und Weiſe mit Seele und Freude eine wiſſenſchaftliche Beſchäftigung vorzunehmen 96

Einundzwanzigſter Brief. Tegel, den 4. December 1830.
Stolberg, ſein Uebertritt zur kathol. Religion. Ein Buch als Andenken. Paläſtina. Carl Ritter, ſchönes Lob deſſelben 101

Zweiundzwanzigſter Brief. Tegel, den 4. Januar 1831.
Wie Wilhelm v. Humboldt den Jahreswechſel begann. Ideen. Jugend, Alter; ſchöne Seiten von beiden. Paläſtina und das Alterthum. Immer derſelbe Geiſt, daſſelbe Bemühn, das Gebeugte zu erheben, das Schwache zu ermuthigen. Wohlwollen, leiſer Tadel und Zurechtweiſung. Anſicht der Weltereigniſſe im Allgemeinen, und derer von 1831 im Beſondern 107

Dreiundzwanzigſter Brief. Tegel, den 5. u. 8. Februar 1831.
Geſundheits-Nachrichten. Immer größere Schwierigkeit des Schreibens. Gellert. Würdigende Erinnerung an den lieben frommen Mann „ohne alle Poeſie". Heiligung nach Gellert, doch ſchön! 112

Vierundzwanzigſter Brief. Tegel, den 6. April 1831.
Stillſchweigen. Vermuthungen. Sonnenuntergang. Phantaſiegebilde 121

Fünfundzwanzigſter Brief. Tegel, den 6. Mai 1831.
Zeitereigniſſe. Krieg, Polen. Schiller's Leben von Frau von Wolzogen. Was iſt Poeſie? Klopſtock, Gellert 126

Sechsundzwanzigſter Brief. Tegel, den 3. Juni 1831.
Tröſtliche Theilnahme an einem Trauerfall. Wehmüthige Erinnerung an einem eignen Verluſt in Rom 129

Siebenundzwanzigſter Brief. Aſchersleben, den 2. Juli 1839.
Erinnerungen an Vergangenheit. Geringer Werth des Lebens. Verluſt und Gewinn des Alters. Campe. Verſchiedene Sphären der Menſchen. Ein irdiſcher und ein höherer Kreis. Der letzte iſt Eigenthum des Alters. Erklärung 134

Seite

Achtundzwanzigster Brief. Norderney, den 26. Juli 1831.
Das Seebad und Norderney. Das Meer. Erhabenheit des Gegenstandes. Lebhafte Beschreibung des Anblicks und von Norderney selbst. Gesundheits-Nachrichten..... 139

Neunundzwanzigster Brief. Tegel, den 1. Januar 1832.
Lebensansichten in verschiedenen Zeiten und Lagen. Zusammenhang des irdischen und überirdischen Daseins. Theilnahme an einem neuen Trauerfall..... 143

Dreißigster Brief. Tegel, den 2. Februar 1832.
Wohlthätiger Einfluß tröstenden Zuspruchs geliebter Personen. Woher diese Wirkung komme. Groß- und edelherzigen Aeußerungen über diesen Gegenstand, und eben so freisinnige Würdigung der Menschen. Gewinn dieser berichtigten Urtheilsart für die Lebensverhältnisse, vorzüglich für die innigsten. Trauer. Mißfallen an kalter frömmelnder Ergebung..... 147

Einunddreißigster Brief. Tegel, den 7. März 1832.
Ueber Duelle. Etwas Astronomie. Selbstkenntniß. Erhebung unserer Gesinnungen. Erweiterung der inneren Bestrebungen ist eben sowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Sittliche Schönheit beweist, daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das zwar unerreichbar ist, aber stets zur Nacheiferung begeistert. In den Kreis von Begriffen, den einer besitzt, gehört nicht grade Bücherbildung, aber Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit ist erforderlich. Mißverhältniß des Denkens zum Wissen. Bei Männern fällt es weniger auf. Bei Frauen ist es unangenehm 153

Zweiunddreißigster Brief. Tegel, den 5. Mai 1832.
An einen unbedeutenden Todesfall geknüpfte trostreiche und erhebende Ideen. Etwas Astronomie. Briefwechsel mit Schiller 158

Dreiunddreißigster Brief. Tegel, den 4. Juni 1832.
Abermalige Reise nach Norderney im Gefühl zunehmender Schwäche. Gelassenes Ertragen derselben. Uebergang zu ernsteren Ansichten über Leben und Tod und Reife zum Tode, diese sieht der Mensch nicht ein und kann sie nicht berechnen..... 165

Vierunddreißigster Brief. Tegel, den 26. Juni 1832.
Das Wichtigste im Leben. Gesundheitsnachrichten die täuschen sollten, aber nicht täuschten!..... 170

Seite

Fünfunddreißigster Brief. Norderney, den 2. August 1832.
Ankunft in Norderney. Ueber die Wirkung des Bades und dortige Verbesserungen. Vorbereitung auf das gefürchtete Kommende. Ueber den Briefwechsel mit Schiller. Hohe Bescheidenheit, ja, Unterordnung unter Schiller. Frau von Stael und eine ihrer Paradoxen. Großes Lob der Frau von Stael. Freude an jungen glücklichen, zeitgemäßen Ehen. Uebergang zum Alter. Nicht freudenarm, doch nicht absprechend über Andre 173

Sechsunddreißigster Brief. Tegel, den 3. September 1832.
Rückkehr nach Tegel. Wiederaufnahme der Studien; Gelassenheit, Geduld, kein Verdienst! Alles nichts dem Reichbegabten voll hoher Selbstbeherrschung. Zwiefache Art des Alters. Liebenswürdiger Frohsinn und Geselligkeit, oder mehr Ernst, und Ruhe und Tiefe..... 179

Siebenunddreißigster Brief. Tegel, den 4. October 1832.
Cholera. Besorgniß bei ihrer Erscheinung in K. Ausgezogene Gedanken. Lieblingsideen. Sonnenuntergang..... 184

Achtunddreißigster Brief. Tegel, December 1832.
Freude an vertrauten Mittheilungen. Einzelne Gedanken. Sein Haus bestellen, im Aeußern und Innern. Zurückkommen auf Geduld. Gar kein Verdienst! Campe. Doppelte Wünsche beim Schluß des Jahres 188

Neununddreißigster Brief. Tegel, den 5. Januar 1833.
Beginn des Jahrs, bei prächtigen Sternnächten. Größere Schönheit der Nächte in Italien..... 191

Vierzigster Brief. Tegel, den 9. Februar 1833.
Werth eines Briefwechsels, der das äußre Leben wenig berührt. Zugleich auch Freude an vertraulichen Mittheilungen. Sein Haus bestellen im Aeußeren und Inneren; Erklärung. Viel edlerer, höherer Art ist das innere geistige..... 194

Einundvierzigster Brief. Tegel, den 8. März 1833.
Ideen. Das Höchste. Erklärung 199

Zweiundvierzigster Brief. Tegel, den 7. April 1833.
Tagebücher, verbrannt!! Gedächtniß. Declamiren. Wie viel dazu gehört. Zufriedenheit mit ergebener Stimmung. Freundliche Ermahnung zu noch höherer Ergebung..... 204

Dreiundvierzigster Brief. Tegel, den 28. April 1833.
Fürst Radzivill und dessen Familie. Gall..... ... 210

Seite

Vierundvierzigſter Brief. Tegel, den 14. Juni 1833.
Wiederholte theilnehmende Beſorgniß. Weibliche Arbeit. Seelenvolles Lob derſelben. Einfluß derſelben auf Gemüth und Geiſt der Frauen 214

Fünfundvierzigſter Brief. Berlin, den 1. Juli 1833.
Homöopathie..... 218

Sechsundvierzigſter Brief. Norderney, den 13. Juli 1833.
Hamburg und der hohe Wohlſtand der dort herrſcht. Klopſtock. Sein Grab. Deſſen zweite Ehe. Widerwille gegen zweite Ehen. Leben in Norderney. Erinnerungen. Ideen und Wiſſenſchaften. Etwas über Göthe's nachgelaſſene Werke..... 220

Siebenundvierzigſter Brief. Norderney, den 2. Auguſt 1833.
Erfreuliche Wirkung des Seebades. Gewalt der Seele über kranke Zuſtände. Frau von Stael. Frau von Laroche. Großes Lob der Erſtern, Gerechtigkeit gegen die Letztere.. 224

Achtundvierzigſter Brief. Tegel, den 6. Oktober 1833.
Ueber Göthe und Herder. Beurtheilung Herder's. Würdigung ſeiner Schriften. Auf welche Art man Schriften nahen und ſie leſen ſoll. Milder Tadel des vorſätzlichen Leſens..... 229

Neunundvierzigſter Brief. Tegel, den 4. bis 8. November 1834.
Doppelte Sphäre in unſerer Seele. Montſerrat..... 234

Funfzigſter Brief. Tegel, den 16. November bis 7. Dec. 833.
Mehr noch über die Art wie man Bücher lieſt. Bunſen. Paul Gerhard. Was ein geiſtlich Lied eigentlich ſein ſoll. Sorgfältige Auswahl und Bearbeitung der Lieder. Vorzug der älteren Lieder vor den neueren. Es herrſcht jetzt mehr als früher, tiefer, religiöſer Sinn. Weltereigniſſe. Sträfliches, doch kein unbedingtes Abſprechen. Ehmals größere Frivolität, die alle Moralität untergräbt und keine Tiefe aufkommen läßt. Einfluß der Witterung auf viele Menſchen. Lächerliches Beiſpiel 238

Einundfunfzigſter Brief. Tegel, d. 20. Dec. 1833. b. 7. Jan. 34.
Italien. Reiſe und Aufenthalt dort ein ſehr hoher Genuß. Reiſebücher als Begleiter. Stolberg vorzüglich, auch Friederike Brun. Erwiederung auf Reſignation fernere Briefe bei ungeheurer Anſtrengung im Schreiben, die in der Schrift auf's ſchmerzlichſte zu erkennen war. Beim Beginn des Jahrs. Es ſollte Troſt ſein und war es auch..... 245

Seite

Zweiundfunfzigſter Brief. Tegel, den 12. Januar 1834.
Noch etwas über Paul Gerhard's Lieder. Ueber Bibel. Herder. Viel und wenig leſen. Woher die größere oder geringere Leſeſucht ſtamme. Was iſt Glück? Frauen finden ſtilles Glück eher als Männer. Zurückkommen auf die Fortdauer des Briefwechſels, leider nicht unbedingt! 251

Dreiundfunfzigſter Brief. Tegel, Februar 1834.
Februar; der Komet von 1835. Das Vorahnden eines nahen Zuſtandes, der über alles vielleicht Aufſchluß giebt. Das Vorahnden geht durch alle Gedanken wehmüthig und erhebend. Noch Erinnerungen an Göthe. Schleiermacher. Sein Tod ein großer Verluſt 256

Vierundfunfzigſter Brief. Tegel, den 14. März b. 9. April 1834.
Stolberg. Seine italieniſche Reiſe und ſein Katholicismus. Schönheit und Pracht der Kirchen in Italien. Offene Kirchen den ganzen Tag. Einfluß derſelben auf das Gemüth Noch ein klares würdiges Urtheil über Paul Gerhardt's Lieder. Werth eines Predigers, worin er beſteht 260

Fünfundfunfzigſter Brief. Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.
Ganz veränderte Handſchrift! Sehr ernſte Betrachtung über den Einfluß des Alters auf Geiſt und Charakter. Lieblingsideen 264

Sechsundfunfzigſter Brief. Tegel, d. 16. Mai 18. u. 28. Juli 1834.
Freude an der Natur, immer neu. Blick auf eine künftige Welt, veranlaßt durch Paulus. Die allerdings vielfachen und großen Beſchwerden des Alters ſind nur in Geduld zu ertragen, und auch die erhebenden Seiten nicht zu überſehen 268

Siebenundfunfzigſter Brief. Tegel, Auguſt u. September 1834.
Selbſtkenntniß 273

Achtundfunfzigſter Brief. Tegel, im März 1834.
Freude über beruhigende Nachrichten 276

Neunundfunfzigſter Brief. Tegel, Novbr. b. 3. Decbr. 1834.
Lob der Heiterkeit. Noch etwas über Göthe's nachgelaſſene Werke. Frau von Varnhagen 279

Sechzigſter Brief. Tegel, Decbr. 1834. bis 2. Jan. 1835.
Ermahnung. Abſchlagen einer Bitte. Frau von Varnhagen. Selbſtkenntniß und Selbſttäuſchung 283

Einundſechzigſter Brief. Tegel, Februar bis 3. März 1835.
Begriff und Weſen der Heiterkeit 291

Seite

Zweiundſechzigſter Brief. Tegel, im März 1835.
Göthe's nachgelaſſene Werke. Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde..... 295

Dreiundſechzigſter Brief. Tegel, Februar bis 3. März 1835. 296

Anmerkungen und Zuſätze 297

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erſter Brief.

Berlin, 1829.

Brief hat mich in einer Zeit gefunden, die ich zu den gſten meines Lebens rechnen kann. Mit meiner Frau, leidenden, ſehr kranken Zuſtand Sie kennen und theil- nd mitfühlen, geht es zwar etwas leidlicher, allein uſtand iſt von einem Tage zum andern immer mehr er Art, daß er über den endlichen Ausgang keinen el übrig läßt. Zugleich ſchwebt noch jetzt in wahrer gefahr an einem ſchlagartigen Nervenfieber der Ge- rath Ruſt, der Eigenthümer des Hauſes, das wir nen, unſer Arzt, und zugleich ein Mann, mit dem eit langen Jahren in der engſten, freundſchaftlichen ndung ſtehen. Erſt ſeit heute früh ſcheint einige Hoff- für ſeine Erhaltung aufzudämmern. Es wäre ein ſt für viele Hunderte, da er nicht bloß einer der hier eiſten thätigen und beſchäftigten Aerzte iſt, ſondern um die Einrichtung der hieſigen Krankenhäuſer und hen Anſtalten die größten Verdienſte hatte, und im Augenblick ſeiner Erkrankung noch mit wichti- eben erſt angelegten Planen dafür beſchäftigt war.

---

n ſolchen Momenten, die zu den ernſteſten des Lebens n, bedarf man es, ſich in ſich zurückzuziehen, und die g da zu ſuchen, wo die Quelle aller Stärke und aller Ausgleichung mit dem Schickſal iſt.

Zweiter Brief.

Berlin, den 31. März 1829.

Ich kann Ihnen, liebe Charlotte, heute nur wenige Zeilen schreiben. Ich habe den tiefen Schmerz erfahren, dem ich, wie Ihnen mein letzter Brief sagte, entgegen sah. Meine Frau ist am 26. d. M. früh gestorben und gestern in Tegel beerdigt worden. Sie hatte ein viermonatliches Krankenlager erduldet und viel gelitten, wenn sie auch von heftigen Schmerzen ziemlich befreit blieb. Ihr klarer, heiterer, dem Tode und dem Leben eigentlich gleich zugekehrter Sinn war ihr unverrückt geblieben. Ihre letzten Stunden waren ruhig, sanft und durchaus schmerzlos. Sie behielt bis zum letzten Athemzug ihre volle Besinnung, und sprach noch wenige Augenblicke vor ihrem Verscheiden mit fester, unbewegter Stimme mit uns, ihren beiden ältern Töchtern und mir. Ihre Worte waren eben so einfach, als der Ton ruhig, in dem sie sie sprach. Je näher der Augenblick des Todes kam, je ruhiger und friedlicher wurden ihre Züge. Auch nicht das leiseste Zucken der Lippen entstellte sie. Ihr Tod war ein allmähliges Uebergehen in einen tiefen Schlaf.

Später.

Ich habe einen ganz unerwarteten, neuen und sehr bittern Verlust erlitten. Ein sehr genauer Freund von uns,

der alle Abende seit Jahren, wenn wir in der Stadt waren, bei uns zubrachte, und auf dem Lande oft bei uns war, ist nach einer sehr kurzen Krankheit gestorben. Er hatte noch mit mir am Grabe meiner Frau gestanden, und gestern war ich bei seinem Leichenbegängnisse. Sein Verlust betrübt mich sehr und ich werde ihn schmerzlich vermissen.

Dritter Brief.

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unſere Briefe, liebe Charlotte, haben ſich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunſch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern ſehen, ſage ich Ihnen zuerſt, daß meine Geſundheit ganz gut iſt. Im höheren Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An ſolchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit ſagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich geſund bin. Von meinem Befinden, und überhaupt von mir zu reden, iſt mir im hohen Grade zuwider. Mich freuet eine liebevolle Theilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß ſie aus aufrichtiger und wahrhaft theilnehmender Bruſt, aus innig theilnehmendem Herzen entſpringt. Aber ſie würde mir peinlich werden, wenn ich ſie gewiſſermaßen in Anſpruch nehmen, ſie an einzelnen Beiſpielen wahrnehmen müßte. Sie iſt mir ein ſchöner Genuß, wenn ich ſie mir überhaupt als in den Geſinnungen liegend denke, die Sie mir ſeit ſo langer Zeit mit ſo großer Treue ſchenken, und auf deren Beſtändigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich ſchrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich ſehr viel verloren habe. Jetzt

blühen nun schon Frühlingsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort, und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eignen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es giebt dann doch auch hier schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen", wie es einmal in einem Schillerschen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich

verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die ſie ſich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückſtoßendes. Wer auch noch ſo tief in Kummer oder Gram verſenkt iſt, überläßt ſich doch gern den Gefühlen, welche die tauſendfältigen Blüthen des ſich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitſchern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenſtände im vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmuth an, in welcher eine gewiſſe Süßigkeit und Heiterkeit ſelbſt ihm gar nicht fremd ſind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geiſter- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man ſie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, ſo gehört nicht der Menſch, ſondern nur der Staub ſeiner irdiſchen Hülle ihr an. Er ſelbſt, ſein höheres und eigenthümliches Weſen, tritt aus ihren Schranken heraus und geſellt ſich einer höhern Ordnung der Dinge bei. Sie ſehen hieraus ohngefähr, wie mich der zwar langſam erſcheinende aber ſchöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er ſich mit meinen innerſten Empfindungen miſcht. Es giebt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern ſelbſt. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmüthige und traurige in dieſem Augenblick erfahren, und wenn ich in dieſem Augenblick ſage, ſo thue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft ſage, weil ich von aller Affektation immer frei geweſen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich es gar kein Hehl haben würde zu ſagen, und kein Bedenken mich ihr zu überlaſſen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige ſein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verluſt

ſoll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß ſich die Erinnerung an den Verluſt ſchwächte, oder man ſich gar im Gefühl des Alleinſtehens enger an ein anderes Weſen anſchlöſſe, was hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleibt. Es iſt mir aber auch ſehr recht, daß es in mir bleibe ſo wie es iſt. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in ſchmerzhaften Empfindungen geſucht, das was die Menſchen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie ſo angeſehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn ſtatt des Genuſſes des erſteren das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich geweſen, größtentheils allein und ganz durch ſie, und wenigſtens ſo, daß ſie und der Gedanke an ſie ſich in alles das miſchte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr mir entzogen. Aber die Erinnerung an die Verſtorbene, das was ſie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schickſal, ohne mich ſelbſt zu zerſtören, entreißen. Es giebt glücklicherweiſe etwas, das der Menſch feſthalten kann, wenn er will, und über das kein Schickſal eine Macht hat. Kann ich mit dieſer Erinnerung ungeſtört in Abgeſchiedenheit und Einſamkeit fortleben, ſo klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und ſich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man dieſen Schmerz ſo mit dem eigenſten Weſen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von ſich, ſondern gerade indem man ihn innerlich nährt und hegt, ſeine wahre Beſtimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die

Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch ſchmerzliche Sehnſucht daraus quillt, ſich ihnen hinzugeben, ſo liegt darin doch ein unausſprechlich ſüßer Genuß. Man ſchließt ſich in Gedanken mit dem Gegenſtande ab, den man geliebt hat, und der nicht mehr iſt, man kann ſich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hülfreich und thätig ſein, aber für ſich fodert man nichts, da man alles hat, alles in ſich ſchließt, was die Bruſt noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Prinzip des gedankenreichſten und ſchönſten Theils ſeiner ſelbſt geweſen iſt, ſo geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte iſt geſchloſſen, man kann es als ein Ganzes überſchauen, in ſeinem Gemüth durch Erinnerung feſthalten und mit ihm fortleben, Wünſche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch dieſe Erinnerung eine beſtändige geiſtige Nähe gewiſſermaßen genießt, in allen ſeinen Kräften ſich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieſer Empfindungen iſt, noch ſeinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur ſchwächer als ſonſt, nur die Menſchen meide ich, weil die Einſamkeit mir inneres Bedürfniß iſt.

Vierter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1829.

Ich danke Ihnen ſehr, liebe Freundin, für Ihren letzten Brief, den ich mit großem und gewohntem Antheil geleſen habe. Ich danke Ihnen beſonders für das, was Sie in Rückſicht auf mich und meine Gefühle ſagen. — — — —

Ich weiß, daß mein Schmerz der Ihrige iſt, auch wenn Sie ſich ſcheuen, ihn zu berühren. Dieſe zarte Scheu hat etwas Heiliges in ſich und iſt allen tiefen Gemüthern eigen. — — Sie ſehen aus meinen Briefen, daß ich ruhig und beſonnen bin. Ich lebe, und das kann nur mit jedem Jahr ausſchließlicher zunehmen, im Andenken der Vergangenheit, mit dem Glück, das die Gegenwart nicht mehr giebt. In dieſem Andenken bin ich reich, und in ſofern zufrieden, als ich fühle, daß dies gerade das Glück iſt, das dieſer Periode meines Lebens entſpricht. Außer dieſem Andenken ſuche ich nichts, ſehe mich nicht in dieſem Leben nach Erſatz, Troſt, Beruhigung um. Ich fordere nichts und bedarf von dieſer Seite nichts. Gegen meine Kinder bin ich wie ſonſt. Es hat ſich nichts in meinen Gefühlen für ſie geändert, als daß ich Mitleid mit ihrem Schmerz über den gleichen Verluſt empfinde. Mich enger an ſie anſchließen, mehr für ſie ſorgen, kann ich nicht, da ich das immer ſo viel gethan, als ich vermochte. Alle übrigen Verhältniſſe bleiben mir gerade daſſelbe, was ſie mir geweſen ſind, und ich bin gewiß nicht weniger theilnehmend,

hülfreich, aufgelegt mit Rath und That beizuſtehen als früher. So, liebe Charlotte, müſſen Sie ſich mein Inneres denken, und Sie ſehen, daß Sie auf keine Weiſe beſorgt um mich zu ſein brauchen. Was ich erfahren, liegt im natürlichen Laufe der Dinge. Die zuſammen die Lebensbahn gehen, müſſen ſich an einem Punkte ſcheiden, es iſt glücklicher, wenn die Zwiſchenzeit ſehr kurz iſt, in der ſie einander folgen. Allein aller Verluſt von Jahren iſt kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht jetzt nichts anderes vor, als daß mein Inneres ſich ungekünſtelt, unabſichtlich, ohne durch Vorſätze oder Maximen geleitet zu ſein, bloß ſich ſeinem Gefühl überlaſſend, mit der Lebens- oder Schickſalsperiode, wie Sie es nennen wollen, ins Gleichgewicht ſetze, in die ich unglücklicherweiſe früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem ſolchen Gleichgewicht darf es dem Menſchen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach ſollte ihm wenigſtens immer eigen ſein. Es iſt dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, ſich heftige Empfindungen zu erſparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, phyſiſchen und moraliſchen, in ſein Daſein mit aufnimmt, aber es beſteht darin die wahre Demüthigung unter die Fügung des Geſchickes, die ich in mir immer als die erſte und höchſte Pflicht des Menſchen betrachte. Gehe ich nun in meine gegenwärtige Lebensepoche zurück, ſo kann in ihr ein gewiſſes Anſchließen an Perſonen und an die Welt nicht mehr liegen, aber das wohlthätig aus ſich Hinausgehen, die Geneigtheit Antheil zu nehmen und in jeder möglichen Art zu geben, ſind gewiſſermaßen in dem Grade größer, als man minder geneigt zum Empfangen, wenigſtens die Seele gar nicht gerade darauf gerichtet iſt. Mein hieſiger

Aufenthalt ſagt mir überhaupt und gerade jetzt mehr zu, als ich es auszuſprechen vermag. Dennoch bin ich faſt in jeder Woche in dieſer letzten Zeit, wo ich am liebſten vollkommene Freiheit und Einſamkeit genoſſen hätte, ein auch zwei Tage in der Stadt geweſen. Es iſt ſonderbar, daß ich gerade in dieſer Zeit wieder habe müſſen in Geſchäfte treten, ohne es ablehnen zu können. Sie ſind zwar glücklicherweiſe wenig bedeutend, nehmen mir aber doch viel Zeit weg, nöthigen mich zu Entfernungen von hier, und bringen mich mit mehr Menſchen in Berührung, als mir gerade jetzt lieb iſt. Es iſt nämlich hier in Berlin ein neues Muſeum erbauet, in dem alle Kunſtſammlungen und Kunſtwerke, welche der König beſitzt, aufgeſtellt werden ſollen. Hierzu iſt eine Kommiſſion von Künſtlern ernannt und mir die Leitung derſelben anvertrauet worden. Das Geſchäft iſt in ſich leicht und intereſſant, und die Menſchen, mit denen ich in die nächſten Berührungen komme, gehörten ſchon immer zum Kreiſe meines Umgangs. Auf dieſe Weiſe ſtört mich dies neue Verhältniß weniger, als ſonſt der Fall geweſen ſein würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe der Ueberſchwemmungen und der Unglücklichen, welche durch Waſſersnoth gelitten haben. Die Unterſtützungen, welche man für ſie zuſammengebracht und ihnen gegeben hat, ſind ſehr bedeutend geweſen. Sehr viel hat auch die Regierung gethan. Der wahren Noth iſt freilich alſo geholfen und geſchehen, was nur immer in ſolchen Fällen geſchehen kann. Immer bleiben natürlich eine große Menge, die nicht eigentlich arm oder verarmt, an ſolchen Unterſtützungen nicht theilnehmen können oder wollen, und doch in ihrem ganzen Vermögen und Gewerbsbetriebe ſehr zurückgekommen ſind. Dieſe gerade dürften faſt die Beklagungswertheſten ſein, es iſt aber aller-

[illegible]

[illegible]

[illegible] Es ist auf der einen Seite das Gefühl, daß man auf jedem Flecke des Erdbodens in der Hand einer höhern Macht steht, und die Sicherheit, die gleichsam eine physische und mathematische wäre, nicht haben soll und in keinem Theil der Erde hat. Die Erfahrung bestätigt auch dies Gefühl. In den Theilen Spaniens, die jetzt so schrecklich gelitten haben, sind bisher, so weit wir die Geschichte kennen, gar keine Erdbeben gewesen, man hat nicht einmal in der Bildung und Beschaffenheit der Berge und des Bodens dort Spuren bemerkt, welche irgend solche Gefahren fürchten ließen. Man müßte nirgend wohnen, wenn man jede und alle solche vermeiden wollte. Ereignisse dieser Art sind Winke des Himmels, daß der Mensch überhaupt nicht zu fest und sicher auf der Erde Wurzel fassen soll. Es ist nur auf andre Art bloß die Wiederholung der Lehre des Paulus, die Sie sehr richtig und schön in Ihrem Briefe anführen: leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller erschaffenen Wesen. Auf der andern

Seite ſtammt aber auch das Wiederaufbauen von durch Waſſer und Erdſtöße verödeten Gegenden das ſich Wiederanſiedeln auf Punkten, welche die Grabſtätten von Menſchen und Menſchenwerken geworden ſind, aus einem ſchönen, ſehr lobenswürdigen und wahrhaft frommen Vertrauen auf die Güte der Vorſehung, daß ſie der Wuth der Elemente Einhalt thun, ihnen nicht geſtatten wird, immer die Sicherheit und Ruhe der Menſchen zu bedrohen und zu untergraben. Wirklich bemerkt man doch auch, daß die Revolutionen der Erdkörper abgenommen haben, daß die Umgeſtaltungen in grauer Vorzeit gewaltſamer geweſen ſind, daß die Natur jetzt dem Menſchen gleichſam freundlicher begegnet, und ihm nicht ſo in allen ihren Schreckniſſen nur als wilde und ungezügelte Macht erſcheint. Selbſt die Erfahrung, die Geſchichte, die Ueberlieferung, die Deutung der in der todten Natur als Kennzeichen des Geſchehenen liegenden Spuren der Begebenheiten und Umwälzungen beſtätigen und begründen dies Vertrauen. Kommt nun zu demſelben die Anwendung aller Mittel hinzu, durch welche der Menſch ſich gegen die Natur und ihre Macht ſichern kann, ſo iſt jenes Wiederanbauen einer denſelben Gefahren ausgeſetzten Landſtriche von allem Vorwurf gerechtfertigt.

Es freuet mich ſehr, daß Sie nicht aufhören, ſich mit den Sternen gern und anhaltend zu beſchäftigen. Der Himmel und der Eindruck, den er auf das Gemüth durch ſeinen bloßen Anblick macht, iſt ſo verſchieden von der Erde in allen Gefühlen und Vorſtellungen, daß, wer nur an der Natur des Erdbodens Gefallen findet, die Hälfte, und gerade die wichtigſte Hälfte der ganzen Naturanſicht entbehrt. Ich ſage darum nicht, daß ſich der Schöpfer größer, wunderbarer, weiſer oder gütiger am Firmament offenbart, als auf der Oberfläche der Erde. Seine Macht, Weisheit

und Güte leuchten aus jedem Weſen ebenſo, als aus dem größten Weltkörper hervor. Allein der Himmel erweckt unmittelbar im Gemüth reinere, erhabenere, tiefer eindringende und uneigennützigere, weniger ſinnliche Gefühle. Ich ſelbſt kann leider wenig nach den Sternen aufſehen, da mein Geſicht zu ſchwach iſt, in dieſen hellen Sommernächten andere als die größten Sterne zu erkennen. *)

Da Sie die Beſtimmung eines Tages wünſchen, ſo bitte ich Sie, Ihren nächſten Brief am 23. d. M. abzuſchicken. Leben Sie recht wohl. Ich bleibe mit der unveränderlichſten Theilnahme und Freundſchaft der Ihrige H.

*) Jene Naturereigniſſe, wie die daran gereiheten, welche dieſe Bemerkungen veranlaßten, ſind lange in die Vergangenheit zurückgetreten, haben andern und ſelbſt wichtigern Platz gemacht, und könnten ſo an ſich vielleicht ohne Intereſſe ſein. Aber ſie charakteriſiren einen großen und edeln Charakter, ſprechen ſchmucklos-einfach die Milde und Menſchenliebe eines himmliſchen Gemüths aus, das Alle, die ihm näher ſtanden, nur unauflöslich ihm aneignen konnte.

Fünfter Brief.

Tegel, den 6. Julius 1829.

Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, liebe Charlotte, bin ich nicht ohne beunruhigende und schmerzliche Ereignisse geblieben. Mein kleiner Enkel, der Sohn meines ältesten Sohnes, der mit seiner Mutter seit einigen Monaten hier ist, war mehrere Tage höchst gefährlich krank, so daß wir an seinem Aufkommen verzweifelten. Es ist ein sechsjähriger, blonder, überaus lebhafter Knabe, der aber aus allen diesen Ursachen — denn man soll dies nach dem Urtheil erfahrner Aerzte am häufigsten bei blonden Kindern wahrnehmen — und vermuthlich auch aus hinzukommender eigenthümlicher Konformation des Kopfs, unglücklicherweise Anlage hat, an Gehirnentzündungen zu leiden, oder wenigstens Gefahr zu laufen, solche zu bekommen. Bisher war es glücklicherweise bei letzterer geblieben. Allein diesmal entwickelte sich die Krankheit hier in ihrer höchsten Gefährlichkeit. Die angewendeten Mittel haben jedoch, Gott sei Dank! die Gefahr abgewendet und die baldige und gänzliche Heilung herbeigeführt. Drei bis vier Tage waren für uns Alle sehr ängstlich. Der Verlust dieses Kindes wäre unendlich traurig gewesen. Ich setze das nicht allein und nicht einmal vorzüglich darein, daß keine andern Geschwister von ihm da sind, und er das einzige Kind meines Sohnes gewesen und geblieben ist, sondern mehr in den vorzugsweise liebenswürdigen Charakter und aufgeweckten

Geiſt des Knaben. Ich weiß aus eigner ſchmerzlicher Erfahrung, daß der Verluſt eines Kindes immer, auch wenn man mehrere andere hat und behält, das Herz gleich tief erſchüttert und bange ergreift. Das verlorene ſcheint immer das einzige geweſen zu ſein. Aber vielleicht nicht der Grad, doch die Art des Schmerzes wird durch die Geiſtes- und Sinnesart des Dahingeſchiedenen allerdings modificirt. Einen Schmerz andrer Art habe ich durch das Ableben der verſtorbenen Huber gehabt. Sie haben vielleicht ihren Tod in den Zeitungen geleſen, und gewiß auch mit Theilnahme, da ja mehrmals in unſern Briefen die Rede von ihr war, und Sie ſich für ſie lebhaft intereſſirten. In der Allgemeinen Zeitung ſtand es gewiß, ich weiß aber nicht ob die Nachricht, die allerdings nicht von allgemeinem Intereſſe war, in andere Zeitungen übergegangen iſt. Ich kannte ſie, mit wenigen Wochen Unterſchied, gerade ſo lange wie Sie, war von Göttingen aus zweimal bei ihr und bei ihrem damaligen Manne — Forſter — in Mainz, und wohnte in ihrem Hauſe. Wir waren ſeitdem beſtändig in Briefwechſel, wenn es auch Zeiten gab, wo wir uns ſeltner, und andre, wo wir uns wieder häufiger ſchrieben. Ueber zwei Jahre war dieſer Briefwechſel nie unterbrochen. Nach beinahe 40 Jahren traf ich ſie, als ich mit meiner ſeligen Frau zum erſtenmal nach Gaſtein reiſte, in Baireuth, wo ſie eine Tochter verheirathet hatte. Sie war gegen mich und in ſich, den äußeren natürlich ſehr ſichtbaren Einfluß abgerechnet, ganz wie in der früheren Zeit. Noch über den Tod meiner Frau ſchrieb ſie mir einen ſehr ſchönen Brief. Ich glaubte nicht, daß es der letzte wäre, den ich empfangen ſollte. Sie hat eigentlich einen ſehr glücklichen Tod gehabt. Sie liebte das Leben, in dem ſie auch, obgleich ſie in einigen Perioden ſich durch viele Mühſelig-

keiten und wahren Mangel mit großem Muth durchkämpfen mußte, im Ganzen glücklich war, wenigstens nie über das Gegentheil klagte. Aber sie hatte zugleich, wenn das Schicksal einmal unabänderlich war, auch eine große Freudigkeit zum Tode, und hat es, wie mir einer ihrer Schwiegersöhne schreibt, in den letzten Stunden bewiesen. Sie war nur wenige Tage krank, und hatte sich ihr Uebel durch eine Erkältung zugezogen, da sie sich immer wenig schonte, obgleich sie sehr bejahrt war, um mehrere Jahre mehr als ich. Etwa 24 Stunden vor ihrem Tode hat sie ihr herannahendes Ende, über das auch die Aerzte nicht mehr zweifelhaft waren, gefühlt, aber mit steigender Heiterkeit, einer vollkommenen Ruhe und der Klarheit des Geistes, die ihr immer eigen war, mit den Umstehenden über sich, die Ihrigen und die Zukunft, über diese Erde hinaus gesprochen, bis nach und nach die Kräfte gesunken sind und sie sanft einschlummerte. Sie war von Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen der Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in allen neueren Sprachen gelesen, und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein, das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die innere, angeborne Geisteskraft, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit, und eine sichtbare ihr, ohne daß sie Verdienst in ihr war oder schien, angeborne Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung; bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und einer rastlosen Anstrengung gearbeitet. Denn sie lebte doch eigentlich nur von den Früchten ihrer Arbeit.

Sechster Brief.

Es iſt mir ſehr angenehm, daß Sie mir ſagen, daß Sie auf mittelbare Weiſe viel von der Huber'ſchen Familie erfahren haben und ſich für ſie lebhaft intereſſiren. Ich erinnere mich nicht, daß mir die verſtorbene Huber je von der St....ſchen Familie geſprochen hätte, oder dieſer Name überhaupt in ihren Briefen an mich vorgekommen wäre. Allein es war auch nie ihre Art, in ihren Briefen viel zu erzählen, oder ein genaues Bild ihres Lebens zu geben. Es freuet mich aber, daß Sie ſich ſo lebhaft für ſie intereſſiren, ohne ſie gekannt zu haben, es iſt dies ein Beweis, daß ſie in der St....ſchen Familie richtig beurtheilt und geliebt wurde. Es war das wirklich nicht ſo leicht. Sie hatte eine ſolche Eigenthümlichkeit, die ſchwer richtig beurtheilt wird. Nun kamen ungewöhnliche Schickſale hinzu, für die kein alltäglicher Maßſtab paßte. Es würde zu weitläufig ſein, darauf einzeln einzugehen. Das alles deckt nun das Grab, und was Verſtorbene betrifft, verſchließt man beſſer in die Stille der eignen Bruſt. Daß eine der St....ſchen Töchter, und gerade die, von der Sie mir ſo viel Liebenswürdiges, Seelenvolles, Anmuthiges erzählt haben, und die Ihnen ſo nahe ſteht und ſo viele Freude in Ihr Leben bringt, durch die Liebe, die gegenſeitig zwiſchen Ihnen Beiden ſtattfindet, daß dieſe den Namen Thereſe von ihr empfangen hat und führt, freuet mich ſehr, und

auch daß ihre Eltern beide mit der Huber'ſchen Familie, wie ſie in Stuttgart lebten, innig verbunden waren. Ich habe Forſter und Huber beide gekannt; für alles Reelle des Lebens würde ich Huber vorgezogen haben. Beide ſtanden in Tiefe und Umfang des Geiſtes und in Größe des Charakters der Frau nach. Aeußerlich aber war Forſter liebenswürdiger als Huber, er hatte mehr Phantaſie, ein ſcheinbares Feuer der Empfindung und einen glänzenderen Ausdruck im Reden und Schreiben. In der Zeit, in der ich ihn kannte, und wo ich ſelbſt ſehr jung war, hatte ich eine ſehr große Meinung von ihm, nachher habe ich aber wohl eingeſehen, daß er wirklich, auch als Gelehrter und Schriftſteller, einen bedeutenderen Namen hatte, als wozu ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe eigentlich berechtigten. Um tiefer Empfindung fähig zu ſein, dachte er viel zu viel an ſich, und der Rückblick auf ſich leuchtete überall durch. Das hinderte aber nicht, daß er nicht ſehr edler Aufopferungen fähig ſein konnte. Nur in den Augen des Dritten, den nicht für ein ihm gebrachtes Opfer Dankbarkeit anders urtheilen ließ, hatte er nach dem Ausdruck der Schrift meiſtentheils ſeinen Lohn dahin. Denn er gefiel ſich in der Aufopferung, und ſie nährte ſein Selbſtgefühl. Er iſt in Paris geſtorben, ſchwerlich ſpäter als 1795, denn 1797 kam ich nach Paris, und da war er gewiß ſchon zwei Jahre todt. Es war wohl ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht länger lebte. Er hätte keinem glücklichen Schickſale entgegen geſehen. Auch war ſein Weſen und ſeine ſehr große Liebenswürdigkeit von der Art, daß beide der Jugend bedurften und das Alter nicht ertragen haben würden. Es war für ihn zu bedauern, daß er zu früh geheirathet, ja daß er es überhaupt gethan hatte. Er gerieth dadurch in die Verle-

genheit, daß er um eine Familie zu ernähren, zu viel für den Verdienſt ſchreiben mußte, wodurch ſein eignes Studium litt, und mit der Zeit auch ſein Ruf gelitten haben würde. Er hat keinen Sohn hinterlaſſen. — Der Schwiegerſohn der verſtorbenen Huber, bei der ich ſie zuletzt geſehen habe, iſt allerdings ein Sohn von Herder, er iſt jetzt in Augsburg angeſtellt, wo auch ſeine Schwiegermutter geſtorben iſt.

Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach ſich zieht, iſt zu einer ſprichwörtlichen Redensart geworden, ſo daß ihm wohl eine gewiſſe Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigſtens eine hinreichende, um die Erſcheinung zu einer Volkserfahrung in Maſſe zu machen. Eine genaue Unterſuchung hält die Sache ſchwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben ſo oft einzeln. Durch ein ſehr und tief das Gemüth ergreifendes Schickſal wird nur die Aufmerkſamkeit mehr auf ähnliche Ereigniſſe geſpannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Geſellung gleicher und gleicher Schickſale wirklich in der Natur und der Natur der Sache gegründet, ſo müßte eine geheime Verbindung zwiſchen der innern menſchlichen Gemüthsſtimmung und dem äußern menſchlichen Geſchicke beſtehen und obwalten, eine ſchmerzliche Stimmung ein ſchmerzliches Geſchick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. In ſofern ein weltlicher, menſchlich zu begreifender, wenn auch in allen ſeinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zuſammenhang zwiſchen jenem Innern und Aeußern möglich iſt, glaube ich vollkommen daran, daß ſo eins das andere herbei führt. Allein wo das nach menſchlicher Art zu reden nicht einzuſehen iſt, da zweifle

ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen ist ein wahrer Schmerz, was auch seine Ursache sein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft das einmal Empfundene dauernd festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

Ich werde in wenig Tagen nach Gastein gehen und erst wieder in der letzten Hälfte des Monats September hier sein können. Ich bin keineswegs krank, befinde mich eher so wohl, daß durchaus keine Badereise nothwendig ist. Allein für sehr nützlich hält mein Arzt mir dennoch die Kur und besteht auf die Reise, weil ich mich doch gewissermaßen an das Bad gewöhnt habe. Auch ist es so stär-

kend, daß es immer nur wohlthätig wirken kann. Ich entferne mich ungern von hier, gehe aber gern in die schöne, einsame Berggegend von Gastein, die ich immer und vom ersten Tage an, daß ich sie kenne, geliebt habe. Ich muß Sie, liebe Charlotte, bitten, Ihren nächsten Brief den 4. August nach Bad Gastein über Salzburg zu adressiren, nicht frei zu machen, und der Vorsicht wegen auf die linke Seite des Couverts zu schreiben: daß, wenn ich noch nicht angekommen sein sollte, er bis zu meiner Ankunft aufgehoben werde. Nachher bitte ich Sie wieder unter der gleichen Adresse, auch unfrankirt, den 25. August zu schreiben, den Brief aber keinen Tag später abgehen zu lassen, weil der Postenlauf dorthin sehr langsam ist. Der Arzt, von dem ich Ihnen im Winter schrieb, daß er lebensgefährlich krank sei und an dessen Aufkommen man vollkommen verzweifelte, ist glücklich wieder hergestellt worden. Es ist der auch im Auslande bekannte Geheimerath Rust, von dem Sie wahrscheinlich gehört haben werden, er war und ist unser Freund und Hausarzt, und geht gerade auch in diesem Jahre nach Gastein, braucht aber erst ein anderes Bad, kommt einige Tage nach mir an, und setzt hernach seine Reise weiter fort, da ich unmittelbar, und sobald ich kann, hierher zurückkehre.

Leben Sie recht wohl und nehmen Sie die herzliche Versicherung meiner aufrichtigen und lebhaftesten Theilnahme und Freundschaft an. Ihr H.

Siebenter Brief.

Bad Gaſtein, den 20. Auguſt 1829.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundſchaft, und nach Ihrer ſo oft erprobten Pünktlichkeit, genau an dem Tage geſchrieben haben, an dem ich Sie bat, Ihren Brief auf die Poſt zu geben. Dennoch habe ich noch keinen erhalten. Es liegt dies an dem ſo ſehr langſamen Poſtenlauf. Bis Salzburg gehen die Briefe vermuthlich ohne ſo großen Aufenthalt, und bringen nur die der Weite des Wegs angemeſſene Zeit zu. Allein von da geht die Poſt nur zweimal wöchentlich hierher. Hat nun ein Brief das Unglück, gerade den Tag nach dem Abgange anzukommen, ſo bleibt er unbarmherzigerweiſe liegen. Es hat mir ſehr leid gethan zu denken, daß Sie auf dieſe Weiſe ſehr lange ohne Brief von mir ſein werden. Mein letzter war, ſo viel ich mich erinnere, vom 29. Julius, er muß alſo in den erſten Tagen dieſes Monats in Ihren Händen geweſen ſein. Der heutige aber kann erſt kurz vor dem Ende Auguſts Sie erreichen.

Ich bin ſeit Sonntag den 16. d. M. wieder in den bekannten Bergen und bewohne dieſelben Zimmer, als in den vorigen Jahren. Es iſt mir das ganz beſonders lieb, und eine angenehme Ueberraſchung, welche mir der Zufall bereitet hat. Denn wirklich iſt es nur ein Werk des Zufalls. Ich hatte, noch mit meiner ſeligen Frau zuſammen, für

dies Jahr andere Zimmer bestellt, die den Vorzug hatten, der Morgensonne zu genießen, die besten in dem kleinen Schlosse waren, das sonst nur überall den Namen eines Wohnhauses führen würde, und die gewöhnlich vom Erzherzog Johann, der sich nun aber ein eigenes Haus erbauet hat, bewohnt werden. In diese glaubte ich zu ziehen, und es that mir schon sehr leid, nun alle anschaulichen Andenken, das die alten hervorrufen mußten, zu entbehren. Bei meiner Ankunft hier aber fand ich, daß aus Vergessen oder Versehen eine Verwechselung vorgegangen war, man die von uns bestellten Zimmer Anderen gegeben und mir unsre alten aufbewahrt hatte. Man machte mir viele Entschuldigungen darüber, aber es bedurfte dieser nicht, die Sache war mir so bei weitem lieber. Das Wetter war seit meiner Ankunft hier sehr günstig, nur einen Tag regnete es unterbrochen mehrmals. Auf den noch gar nicht weit entfernten, nur etwas höhern Bergen liegt freilich Schnee. Aber er glänzt freundlich im warmen Sonnenschein, und es hat auch etwas Erfreuliches, den Wechsel des Jahres so mit einem Blick zu übersehen. Die Sonne ist, wo sie trifft, sehr heiß und ordentlich brennend, da die Strahlen auch von den Felsen zurückprallen. Aber vor der Hitze darf man hier niemals bange sein. Die ganze Gegend ist schattig, die vielen großen und kleinen Wasserfälle wehen einem überall eine frische Kühlung zu, und man muß die Sonne, und wenn es nur irgend kühl ist, die warmen Stellen mit Mühe aufsuchen. Hat man aber eine gewisse, doch nur sehr mäßige Höhe erreicht, so befindet man sich in einem ganz ebenen, freien, sonnenbeschienenen, nur von sehr hohen Bergen umgebenen Thale. Dies ist mein gewöhnlicher Nachmittags-Spaziergang. Kurz vor Tisch pflege ich, doch nur bei heiterm und freundlichem Wetter, einen

kürzeren auf die Gloriette zu machen. Ich habe Ihnen so oft von Gastein aus geschrieben, daß ich dieses Orts gewiß schon gedacht und Ihnen die Lage geschildert habe. Ich will Sie daher nicht mit einer Wiederholung ermüden. Es ist dort eine höchst überraschende, theatralische, decorationsartig malerische Aussicht, die aber des hellen Glanzes der Sonnenstrahlen auf den schneeweißen Wasserfall bedarf. Bei dunklem Wetter ist es ohne Anmuth.

Ich bin in acht Tagen, also da die Entfernung doch von 110 Meilen ist, nicht gerade langsam hierher gereist.

Eine solche Reise hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Lesen eines geschichtlichen Buchs. Wie in diesem eine Reihe von Zeiten, so durchläuft man reisend eine Reihe von Gegenden. In Absicht auf den Menschen, der doch in aller Weltbetrachtung immer der wichtigste, am meisten den Ernst und die Anstrengung der Beobachtung in Anspruch nehmende Gegenstand ist, trifft bei beiden Fällen der Umstand ein, daß der Einzelne in einer gewissen Masse verschwindet, die individuelle Existenz keinen Werth zu haben scheint gegen die Bestimmung des größeren und kleineren Ganzen, zu dem sie gehört. Dagegen fühlt nun doch der Betrachter, der Lesende oder Reisende, ganz vorzugsweise sein Ich. Er kann auch mit größter Anspruchlosigkeit es sich nicht ableugnen, daß dies für ihn der Mittelpunkt aller Bestrebungen sein muß. Ich meine nicht, um sich äußere Güter, Genuß und Glück zu verschaffen, aber womit gerade oft das freiwillige Aufgeben alles Genusses und Glücks verbunden sein kann, um das Heil seiner Seele zu besorgen. Ich bediene mich mit Absicht dieses Ausdrucks, um keine Art auszuschließen, die der Mensch bei seiner geistigen Veredlung wählen kann. Denn er kann durch immer reichere und reinere Entwickelung seiner Ideen,

durch immer angeſtrengtere Bearbeitung ſeines Charakters, ſich zu einer höhern Stufe der Geiſtigkeit erheben, oder zu der gleichen auf dem kürzeren Wege ſtiller Gottſeligkeit gelangen.

Wenn man die Welt weltlich betrachtet, ſo tritt vor zwei ſich aufdrängenden gewaltigen Maſſen das Individuum ganz in den Schatten zurück, oder wird vielmehr in einen großen Strom fortgeriſſen. Dieſer Eindruck entſteht nämlich, wenn man den Zuſammenhang der Weltbegebenheiten, und wenn man den Wechſel des ſich auf der Erde ewig erneuernden Lebens ins Auge faßt. Was iſt der Einzelne in dem Strome der Weltbegebenheiten? Er verſchwindet darin nicht bloß, wie ein Atom gegen eine unermeßliche, alles mit ſich fortreißende Kraft, ſondern auch in einem höheren, edleren Sinne. Denn dieſer Strom wälzt ſich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort, er eilt doch einem Ziele zu, und ſein Gang wird von allmächtiger und allweiſer Hand geführt. Allein der Einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden ſoll, er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich nur hier eine in ihren Gründen nicht erforſchbare Fügung verſtehe, in die Welt wirft, einen größern oder kleinern Theil des ſchon in der That erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert, und muß das ihm dabei angewieſene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlaſſen. Er iſt alſo nur Werkzeug, und ſcheint nicht einmal ein wichtiges, da, wenn der Lauf der Natur ihn hinwegrafft, er immer auf der Stelle erſetzt wird, weil es ganz widerſinnig zu denken wäre, daß die große Abſicht der Gottheit mit den Weltbegebenheiten durch Schickſale ſchwacher Einzelner auch nur um eine Minute könnte verſpätet werden. In den Weltbegebenheiten handelt es ſich um ein

Ziel, es wird eine Idee verfolgt, man kann es sich wenigstens, ja man muß es sich so denken. Im Laufe der körperlichen Natur ist das anders. Man kann da nichts anders sagen, als daß Kräfte entstehen und so lange auslaufen, als ihr Vermögen dauert. So lange man bei Einzelnen stehen bleibt, scheint darin ein Mensch gar sehr von andern verschieden, verschieden an Thätigkeit, Gesundheit und Lebensdauer. Sieht man aber auf eine Masse von Geschlechtern, so gleicht sich das alles aus. In jedem Jahrhundert erneuert sich das Menschengeschlecht etwa dreimal, von jedem Lebensalter stirbt in einer gewissen Reihe von Jahren eine gleiche Zahl. Kurz, es ist deutlich zu sehen, daß die nur auf die Masse, auf das ganze Geschlecht, nicht auf den Einzelnen berechnete Einrichtung vorherrscht. Wie man sich auch sagen und wie fest und tief man empfinden mag, daß darin einzig und ausschließlich allweise und allgütige Leitung waltet, so widerstrebt doch nichts so sehr der Empfindung des Einzelnen, zumal wenn sie eben schmerzlich bewegt ist, als dies gleichsam rücksichtslose Zurückwerfen des fühlenden Individuums auf eine nur wie Naturleben betrachtete Masse. Darum fand man es so empörend, wie einmal kurz nach der französischen Revolution kalt berechnet wurde, daß die Zahl aller vor den Gerichtshöfen gefallenen Opfern nur immer einen ganz geringen Theil der Bevölkerung Frankreichs ausmache. Dazu kommt noch, daß in dieser Betrachtung der Mensch sich mit allen übrigen Leben nur den am meisten untergeordneten vermischt. Dies Geschlecht vergeht und erneuert sich nicht anders als die Geschlechter der Thiere und Pflanzen, die ihn umgeben. Diese Betrachtungen, die ich die weltlichen nannte, verschlingen also das individuelle Dasein, und da man ihnen innere Wahrheit nicht absprechen kann,

ſo würden ſie das Gemüth in öde und hülfloſe Trauer verſenken, wenn nicht die innere Ueberzeugung tröſtlich aufrichtete, daß Gott beides, den Lauf der Begebenheiten und den der Natur, immer ſo richtet, daß die Exiſtenz überirdiſcher Zukunft mitgerechnet, das Glück und das Daſein des Einzelnen darin nicht nur nicht untergeht, ſondern im Gegentheil wächſt und gedeiht. Die wahre Beruhigung, der wahre Troſt, oder vielmehr das Gefühl, daß man gar keines Troſtes bedarf, entſtehen erſt, wenn man die weltlichen Betrachtungen ganz verläßt und zur Beſchauung der Natur und der Welt von der Seite des Schöpfers übergeht. Der Schöpfer konnte den Menſchen nur zu ſeinem individuellen Glück ins Leben ſetzen, er konnte ihn weder dem blinden Wechſel eines nach allgemeinen Geſetzen fortſchreitenden Lebensorganismus hingeben, noch einem idealiſchen Zwecke eines lange vor ihm entſtandenen, und weit über ihn hinaus fortdauernden Ganzen opfern, deſſen Grenzen und Geſtalt er niemals zu überſchauen im Stande iſt. Jeder einzelne, zum Eintritt ins Leben Geſchaffene ſollte glücklich ſein, glücklich nämlich in dem tiefern und geiſtigen Sinn, wo das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe iſt. In dieſem Sinne regiert und liebt die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut. In ihm, in dem Einzelnen liegt der Zweck und die ganze Wichtigkeit des Lebens, und mit dieſem Zwecke wird der Lauf der Natur und der Begebenheiten in Einklang gebracht. Nirgends iſt dieſe Vaterſorge Gottes für jedes einzelne Glück ſo ſchön, ſo wahrhaft beruhigend ausgedrückt, als im Chriſtenthum und im Neuen Teſtament. Es enthält die einfachſten, aber auch rührendſten und das Herz am tiefſten ergreifenden Aeußerungen darüber.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir jetzt nicht eher wieder zu schreiben, als ich es Ihnen anzeigen werde. Es könnte nichts helfen, wenn ein Brief von Ihnen während meiner Abwesenheit in Tegel ankäme.

Leben Sie herzlich wohl, ich bleibe mit unveränderter Freundschaft und Theilnahme der Ihrige H.

Achter Brief.

Regensburg, den 10. September 1829.

Sie ſehen, liebe Charlotte, ſchon an der Ueberſchrift dieſes Briefes, daß ich auf der Rückreiſe von Gaſtein begriffen bin, und ein bedeutendes Stück des Weges zurückgelegt habe. Ich reiſe aber ſehr langſam und mache ſehr kleine Tagereiſen, weil es mein Grundſatz iſt, daß man unmittelbar nach einer Badekur ſich beſonders in Acht nehmen muß, um nicht muthwillig wieder die gute Wirkung zu zerſtören. Man kann ſich viel eher anſtrengen, wenn man erſt in das Bad reiſt. Das Bad muß dann auch das wieder gut machen, — ich glaube, daß ich noch im Reſte des Jahres eine heilſame Nachwirkung davon erfahren werde.

Im höchſten Grade hat es mich geſchmerzt, liebe Charlotte, aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß Sie von einer plötzlichen Augenſchwäche befallen worden ſind, und dieſe mit Schmerzen verbunden iſt. Beinahe möchte ich aber das Letzte tröſtlich nennen. So viel ich weiß, ſind Schmerzen immer nur mit vorübergehenden Augenkrankheiten verbunden, niemals mit denen, die zu den beiden gefährlichſten, dem grauen und ſchwarzen Staar führen. Sie haben ſehr recht zu ſagen, daß ein dauerndes oder oft wiederkehrendes Augenübel für Sie trauriger und beklagenswürdiger ſein müſſe, als für viele Andere. Ich halte aber das Ihrige glücklicherweiſe für ganz vorübergehend. Sie haben, ſo viel ich weiß, nie an den Augen gelitten, mir nie darüber

geklagt. Die wahrhaft ſchlimmen Augenübel pflegen ſich lange vorher in ſchwächeren Graden anzukündigen, oder kommen, wenn ſie plötzlich einbrechen, unmittelbar nach heftigen Krankheiten, Maſern, Nervenfiebern u. ſ. w., was auch nicht Ihr Fall geweſen iſt. Ihre Bemerkung ſcheint mir richtig, daß Ihr Uebel durch eine Eigenthümlichkeit in der diesjährigen Witterung herbeigeführt worden iſt, und dann iſt zu hoffen, daß es eben ſo vorüber gehen werde. Mit meinen Augen ſteht es ſchlimmer und beſſer, als mit den Ihrigen. Schmerzen habe ich gar nicht, bisher niemals, ich mag ſie anſtrengen oder nicht. Ueberhaupt habe ich von dem, was man Anſtrengung bei Augen nennt, keinen rechten Begriff. Die meinigen ſind nicht um ein Haar beſſer, wenn ich auch wie in Gaſtein wochenlang nicht viel leſe und ſchreibe, es namentlich nie bei Licht thue, und ſie werden nicht ſchlimmer, wenn ich viel und auch bei Licht arbeite. Mit der Zeit wird ſich das vielleicht ändern, aber bis jetzt iſt es ſo, wie ich Ihnen da ſage. Allein auf dem rechten Auge habe ich einen ſchon ſehr ausgebildeten grauen Staar. Es leiſtet mir beim Leſen oder Schreiben gar keine Hülfe mehr, und wenn das andere eben ſo wäre, ſo könnte mir mein Geſicht zu nichts mehr dienen, als ganz nahe Gegenſtände allenfalls zu erkennen. Dies Uebel iſt ſeit vielen Jahren langſam entſtanden, nimmt aber ſeit einigen ſchneller zu. Was ich mit dem Geſicht ausrichte, thue ich mit dem linken Auge, aber auch das iſt ſchwach und wird es immer mehr. Ich kann auf die Dauer nichts ohne Brille weder leſen noch ſchreiben, und die Brille, die mir ſonſt ſehr ſcharf ſchien, reicht jetzt kaum mehr hin. Wenn ich, wie ich weder wünſche noch glaube, noch lange, ich meine noch acht oder zehn Jahre, leben ſollte, ſo darf ich mir kaum ſchmeicheln, daß mich meine Augen bis zum

Grabe begleiten werden. Eher iſt es möglich, daß ich ſie oder doch eins durch eine Operation wieder erhalte. Ich habe mich ſehr oft mit dem Gedanken beſchäftigt, daß ich blind werden und bleiben könnte. Denn die Operation gelingt nicht immer. Ich glaube jetzt in mir ſo vorbereitet zu ſein, daß mich dies Ereigniß nicht außer Faſſung bringen würde. Ich würde es, glaube ich mit der Ergebung ertragen, mit der der Menſch alles Menſchliche dulden muß. Ich würde ſo viel von meiner Thätigkeit retten, als ich nicht ſchlechterdings aufgeben müßte, und wenn der Menſch thätig ſein kann, iſt um ſein Glück ſchon geringere Sorge. Aber die Vorſtellung eines Unglücks iſt noch immer etwas ganz anderes, als das Unglück ſelbſt, wenn es mit der furchtbaren Gewißheit ſeiner Gegenwart eintritt, und für das größte Unglück, das mich an meiner Perſon treffen könnte, halte ich Blindheit allerdings. Es iſt aber ſehr möglich, daß alle jetzige Faſſung und Vorbereitung mächtig erſchüttert werden, und mich ganz verlaſſen könnte, wenn es käme, daß einmal der Tag erſchiene, der mir kein Licht mehr brächte. Man muß auf nichts ſo wenig vertrauen, und an nichts ſo unabläſſig arbeiten, als an ſeiner Seelenſtärke und ſeiner Selbſtbeherrſchung, die beide die einzigen ſichern Grundlagen des irdiſchen Glücks ſind. Der Himmel ſcheint aber den Blinden zum Erſatz eine eigne Faſſung und milde Duldſamkeit in die Seele zu flößen. Das ſehe ich an einer Perſon in Berlin, die ich abſichtlich deshalb von Zeit zu Zeit beſuche. Es iſt eine Frau von Stande von einigen Jahren mehr als ich. Sie iſt ſeit ſechs bis acht Jahren auf beiden Augen unheilbar am ſchwarzen Staar blind, aber ohne Schmerzen und ohne Entſtellung an den Augen. Sie war ehemals reich und ihr Mann hatte einen angeſehenen Poſten. Sie hat aber ſo gut als

alles verloren, und es bleibt ihr jetzt mit Mühe so viel, als hinreicht die dürftigste Existenz zu sichern. Sie geht nie aus ihrer Stube, seit sie blind ist, und kommt also nie an die Luft. Kaum drei oder vier Leute besuchen sie, und das nur sehr selten. Ein Dienstmädchen, die ihre ganze Aufwartung ausmacht, ist zugleich ihre Vorleserin, und findet ein vorzügliches Vergnügen an diesem Geschäft. In dieser Lage und bei dieser Lebensweise versichert die Frau, die jedem, der sie sieht, höchst beklagenswürdig scheinen muß, daß sie sich innerlich ruhig, heiter und glücklich fühlt, und diese Periode ihres Lebens vielen früheren vorzieht. Sie ist mir wegen dieser wahren und ganz unaffektirten Zufriedenheit mit einem, aller gewöhnlichen Beurtheilung nach, traurigen Schicksal, im höchsten Grade merkwürdig. *)

In Regensburg habe ich im Wirthshause, wo ich wohnte, einen unglücklichen Fall erlebt. Man sagte mir, wie ich ankam, daß ein Fräulein von Hügel sehr gefährlich im Hause krank läge, und am Morgen, wie ich um acht Uhr aufstand, war sie todt. Sie war um sechs gestorben. Sie war die Tochter des Baron Hügel, der kaiserl. Gesandter am Reichstage war, der aber schon vor Jahren gestorben

---

*) Diese Bemerkungen über nahende Blindheit dürften manchem Leser wol unnöthig und überflüssig erscheinen, da lange schon ein höherer, himmlischer Geist und helles himmlisches Licht die schwachen Augen umstrahlt, um welche ich so schmerzlich bekümmert war und so unabläßig bangte. Denen, die das Glück hatten, dem Vollendeten näher zu stehen, und in allem, was er war, that und dachte, ein Vorbild zu erblicken, wird es anders erscheinen, und nur für diese sind diese Auszüge aus seinen gefühlvollen, geistreichen Briefen.

iſt. Sie mochte einige dreißig Jahre alt ſein. Ich hatte ſie in Wien gekannt, ſie war ſchön, höchſt liebenswürdig, und hatte eine ſehr ſchöne Stimme, ſo wie überhaupt ein großes muſikaliſches Talent. Sie war mit ihrer Mutter, ihrer jüngeren Schweſter und einem Bruder, der Rittmeiſter in öſterreichiſchen Dienſten iſt, in Karlsbad geweſen, und ſtarb nun hier auf der Rückreiſe. Ein ſolcher Tod muß wirklich etwas ſehr Bitteres haben.

Daß Sie die „Anſichten" meines Bruders mit Freuden geleſen, und ſie Ihnen ein hoher Genuß waren, wie Sie ſagen, wundert mich nicht. Sie haben den Zweck allgemein zu intereſſiren und haben ihn auch erreicht.

Ich hatte dieſen Brief in Regensburg angefangen, und endige ihn heute, den 19. September, in Tegel. Es wollte ſich unterwegs nicht die Zeit dazu finden. Ich zog auch in Erwägung, daß der Brief doch, wenn ich ihn auch auf der Reiſe ſchlöſſe, mehrere Tage auf der Poſt zubringen müßte, und daß es ſogar beſſer wäre, wenn Sie ihn erſt erhielten, wenn Ihr Augenübel ganz und gar vorüber wäre. Daß dies nun jetzt der Fall ſein ſoll, wünſche ich nicht nur von ganzem Herzen, ſondern hoffe es auch gewiß. — Ich bitte Sie, mir ſo bald zu ſchreiben, als Sie können. Ich beſtimme keinen Tag, weil mir der nächſte der liebſte iſt, und weil Sie, wenn auch, wie ich hoffe, die Krankheit Ihrer Augen vorüber iſt, Sie ſie dennoch noch ſorgfältig werden ſchonen müſſen, und ſich alſo nicht an einen gewiſſen Tag binden können. Mit unveränderlicher und herzlicher Freundſchaft der Ihrige H.

Neunter Brief.

Tegel, den 30. September 1829.

Ich habe vor ein paar Tagen, liebe Charlotte, Ihren am 25. September beendigten Brief empfangen, und ſage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Es hat mich ſehr gefreuet zu ſehen, daß es mit Ihren Augen bedeutend beſſer geht, und daß Sie einfache Mittel gefunden haben, die Ihnen wohlthätig ſind. Ich halte ſehr viel von dergleichen vernünftig und ſorgfältig angewendeten Mitteln. Ihr nächſter Brief bringt mir hoffentlich die Nachricht, daß Sie ganz wieder hergeſtellt ſind. Meinetwegen bitte ich Sie recht ſehr, nicht beſorgt zu ſein. Ich ſelbſt bin es nicht. Was in der Natur der Dinge liegt und das Schickſal herbei führt, darüber wäre es thöricht und unmännlich zugleich, ſeine Ruhe und ſein inneres Gleichgewicht zu verlieren. So lange ich meine natürlichen Seelenkräfte behalte, wird mir das nicht begegnen. Ich werde einſehen, daß körperliche Organe durch den Gebrauch ſchwächer werden und andern Zufällen unterworfen ſind, und es wird mir nicht einkommen zu erwarten, daß die Vorſehung dieſen natürlichen Lauf der Dinge für mich hemmen ſollte. Wäre es einmal anders in mir, ſo wäre das ein trauriges Zeichen, daß mir nicht die Kraft mehr beiwohnte, die jeder vernünftige Mann beſitzen muß. Mein Augenübel iſt früh und durch einen Zufall entſtanden, wie ich noch ſehr jung war. Sein Sie übrigens, liebe Charlotte, um mich nicht

bekümmert. Wäre es auch ſchlimm mit meinen Augen, ſo würde mir darum nicht fehlen, was der Menſch innerlich braucht, um zufrieden und ruhig zu ſein. Der Menſch hängt darin, nach Gottes weiſer Einrichtung, glücklicherweiſe von ſich und nicht von ſeinem äußern Schickſal ab. Es iſt aber auch nicht ſo übel mit meinem Geſicht. Nur Geſchriebenes zu leſen, greift die Augen eigentlich an, und das kommt mir ſo viel nicht vor. Bei Gedrucktem fühle ich keine Unbequemlichkeit, vor ſehr kleinem und ſchlechtem Druck nehme ich mich in Acht. Das eigne Schreiben thut mir gar nichts. Da man weiß, was man ſchreiben will, und die große Gewohnheit beſitzt, braucht man beim Schreiben weniger genau hinzuſehen.

Sie bemerken ſehr richtig, daß man viele Fälle hat, wo ein anfangender grauer Staar auf einem gewiſſen Punkt ſtehen bleibt, ohne je zu eigentlicher Blindheit zu führen, und das iſt ſchon eine große Wohlthat. Denn man muß in dieſen immer ſehr traurigen Zuſtänden doch noch immer unterſcheiden, was es mehr und was es weniger iſt, und die eigentliche Blindheit enthält eigentlich ein doppeltes Leiden, erſtlich, daß man unfähig wird, eine Menge von Dingen zu thun, zu denen das Geſicht unentbehrlich iſt, und dann, daß man des Lichtes beraubt, in Finſterniß verſetzt iſt. Dies Letzte halte ich bei weitem für das Schlimmſte. Denn die bloße Empfindung des Lichts, auch von dem Wahrnehmen aller Gegenſtände gänzlich abſtrahirt, hat etwas unendlich Wohlthätiges und Erfreuliches, und gehört in vieler Beziehung auch zu dem heitern und fruchtbringenden inneren geiſtigen Leben. Das Licht iſt wenigſtens unter allen uns bekannten Materien die am wenigſten körperliche. Es hängt, ohne daß man ſelbſt ſagen kann, wie das zugeht, mit dem Leben ſelbſt zuſammen,

und Leben, Licht und Luft ſind wie verwandte, immer zuſammen gedachte, das irdiſche Daſein erſt recht möglich machende Dinge. Wunderbar iſt es auch, daß die Finſterniß ſelbſt den Reiz, den ſie offenbar hat, verlieren muß, wenn ſie zur beſtändigen Begleiterin des Lebens wird. Jedoch iſt es nicht zu leugnen, daß die Finſterniß eine ſüße Ruhe gegen das Licht des Tages gewährt. Allein die angenehme Empfindung beruht nur darauf, daß der Tag vorangegangen iſt, und daß man ſicher iſt, daß er nachfolgen wird. Nur der Wechſel iſt wohlthätig. Unaufhörliches Tageslicht ermüdet. Das fühlt man ſchon, wenn man im Sommer nördliche Länder bereiſt, wo die Dämmerung die ganze Nacht hindurch währt. Ich wenigſtens habe das nie angenehm gefunden. Allein, die ewige Finſterniß muß etwas viel Traurigeres haben, als daß man den Begriff durch bloße Ermüdung erſchöpfend ausdrücken könnte. Es iſt wohl eine Stille, aber auch eine zurückſtoßende Oede. Man wird durch den Mangel äußerer Zerſtreuung in ſich zurückgedrängt, und kann doch viel weniger durch ſich ſelbſt handeln und thätig ſein. Weit das Unangenehmſte würde für mich das Aufhören der Mittheilung durch Briefe ſein, die nicht bloß und lediglich Geſchäfte beträfen. Denn wer könnte es aushalten, Andern vertrauliche Briefe zu diktiren, oder ſich vorleſen zu laſſen? Der Briefwechſel beſteht, ſeinem Weſen nach, ganz und gar auf gänzlich unmittelbarer Mittheilung, und ich würde jeden gleich abſchneiden, wenn ich, was ich nicht hoffe, jemals das Unglück hätte wirklich zu erblinden. Ueberhaupt iſt es wunderbar, daß, meinem jetzigen Gefühl nach, ein ſolcher Zuſtand mich mehr von der Geſellſchaft Anderer abziehen, als ihr zuführen würde. Ich kann es mir ſelbſt nicht ganz erklären, da es natürlich ſcheint, die Zeit alsdann doppelt

gern mit Geſpräch auszufüllen. Es kommt vielleicht daher, daß ich, ohne ſelbſt ſagen zu können warum, ſehr ungern mit Blinden zuſammen bin. Da ich fühle, daß dies eine gewiſſermaßen ungerechte Empfindung iſt, ſo überwinde ich mich da, wo die Gelegenheit vorkommt, aber der Zwang, den ich mir anthue, hebt die Widrigkeit des Gefühls nicht auf. Der Anblick kranker, auch nur glanzlos ſtarrer, ſelbſt verbundener Augen wirkt körperlich auf mich. Ich kann machen, daß ich der Empfindung nicht Raum gebe, aber ich kann nicht hindern, daß ſie nicht entſtehe und fortdauere. Schon ein Schirm vor den Augen Anderer, beſonders bei Frauen, iſt mir unangenehm. Auch die Gewohnheit ändert darin nichts. Ich bin jahrelang wöchentlich mit Blinden zuſammen geweſen, der Eindruck blieb aber immer derſelbe. Daß ich nun, ſelbſt blind, nicht mit Andern ſein möchte, iſt nur eine Rückwirkung deſſelben Gefühls; wenn ſie auch nicht daſſelbe empfinden, als ich, ſo kann ich doch nicht hindern, daß ich mich nicht außer mich ſelbſt verſetze, und mich, Andern gegenüber, mir ſelbſt vorſtelle.

Ich bemerke eben, daß ich mich zu ſehr habe gehen-laſſen, und müßte Sie, liebe Charlotte, wohl deshalb um Verzeihung bitten. Einestheils wünſche ich Sie zu beruhigen, dann habe ich mich in dieſen Monaten anhaltender mit dem Gedanken an Blindheit beſchäftigt, da zufällig drei, vier meiner genaueſten Bekannten in große Gefahr gerathen ſind, das Geſicht zu verlieren, ohne vorher zu ahnden, daß ihnen dies Schickſal bevorſtehe. Dennoch ſind es keine vorübergehende Augenübel, an denen ſie leiden, wie es glücklicherweiſe das Ihrige war, ſondern wahre, unheilbare, die nur ſchneller oder langſamer vorſchreiten. Auch faſſe ich gern jeden Zuſtand, der den Menſchen betreffen kann, feſt

und gerade ins Auge; denn was kann der Menſch auf Erden Beſſeres thun, als zu lernen, Menſch zu ſein?

Nun breche ich ab, und wiederhole, was ich auf der erſten Seite ſagte: bekümmern Sie ſich nicht meinetwegen. Hoffentlich iſt es nicht ſehr ſchlimm mit mir.

Sie fragten mich neulich wegen des kleinen Aufſatzes meines Bruders, welcher „Der Rhodiſche Genius" überſchrieben iſt. Sie wünſchten zu wiſſen, ob alles darin bloße Dichtung ſei, oder etwas Geſchichtliches zum Grunde liege? Ich vergaß Ihnen darauf zu antworten. Es iſt allerdings eine bloße Dichtung, die ſich auf nichts Hiſtoriſches ſtützt. Die Erfindung ſoll auch nur zur Einkleidung der philoſophiſchen Idee dienen, deren Entwickelung der Zweck des ganzen Aufſatzes iſt. Man liebte in der Zeit, in welcher der Aufſatz geſchrieben iſt, mehr als man jetzt thun würde, ſolche halb-dichteriſche Einkleidungen ernſthafter, philoſophiſcher Wahrheiten. Es freuet mich, daß Sie ſich daran erfreuet haben. Es iſt aber auch in Wahrheit, wie Sie ſehr richtig gefunden haben, ein beſonders durch ſeinen Inhalt anziehender und ausnehmend glücklich geſchriebener Aufſatz.

Ich bitte Sie, wenn es möglich iſt, Ihren nächſten Brief am 13. d. M. auf die Poſt zu geben. Ich habe verſchiedener Hinderungen wegen erſt heute, d. 4., dieſen Brief enden können. Leben Sie herzlich wohl. Ich wünſche ſehr, daß es mit Ihren Augen beſſer gehen möge. Mit unwandelbaren Geſinnungen der Ihrige H.

Es iſt eine große Weisheitsregel im Leben, nicht zu geſund und zu frei von Unbequemlichkeiten des Alters und körperlichen Zufällen ſein zu wollen. Es iſt viel beſſer,

das, was nur beſchwert, nicht aber zu ſehr hindert, mit Geduld zu ertragen, und noch beſſer, ſich über die unangenehme Empfindung, die es erregt, wegzuſetzen. Bloß da, wo ein Uebel ſehr zunehmen und gefährlich werden kann, iſt natürlich eine Ausnahme zu machen.

Wir haben hier jetzt ſehr ſchönes Herbſt- und Oktoberwetter, wahrſcheinlich iſt es bei Ihnen eben ſo, immer verſetzt ein ſo ſchöner Sonnenſchein die Seele in eine viel erfreulichere Stimmung, als das dunkle und trübe Wetter. Das iſt auch bei mir der Fall. Dennoch habe ich auch hierin die glückliche — denn eine ſolche iſt es gewiß — Sonderbarkeit, daß mir zwar der Sonnenſchein angenehmer, aber dunkles und ſchlechtes Wetter aller Art nicht gerade unangenehm, ja nach der Verſchiedenheit ſeiner Beſchaffenheit ſogar auch wieder, nur auf ſeine Weiſe, angenehm iſt. Es geht mir mit vielen Dingen eben ſo, daß ich wohl ihre Annehmlichkeit, nicht aber, oder doch ohne alle Vergleichung weniger, die Unannehmlichkeit ihres Gegentheils empfinde. So bin ich gewiß lieber wohl, aber Krankheit, die ich doch oft ſehr ſchmerzhaft gehabt habe, macht mich gar nicht in gleichem Verhältniß mißgeſtimmt, und meine erſte Empfindung, wenn mich etwas Unangenehmes befällt, das nicht mit wahrem Seelenkummer (dergleichen Krankheit nie hervorbringen kann) verbunden iſt, iſt über mich ſelbſt zu lächeln oder zu lachen. Es iſt das gar kein Stoicismus, keine Seelengröße, und noch weniger ſuche ich etwas darin, oder mache mir ein Verdienſt daraus. Es hat aber von jeher in mir gelegen, nicht ſo viel auf angenehme Empfindungen zu halten, und ſo ſorgfältig unangenehme zu vermeiden, noch mich daran zu erfreuen, ſehr verſchiedenartige ſelbſt zu kennen und ihnen ihren eigenthümlichen Charakter abzugewinnen. Ein Gleichniß wird vielleicht deut-

licher machen, was ich meine. Wenn man in einem Schauſpiel iſt, was mir zwar ſelten jetzt ſo begegnet, da ich in keins gehe, ſo kommt es einem nicht ſowohl darauf an, daß man dieſen oder jenen Charakter, einen Geizigen oder einen Verliebten, vorſtellen ſieht: was einen anzieht, iſt die Art, wie der Dichter den Charakter auf die Bühne bringt, wie er ihn in Verwickelungen gerathen läßt, ihn in ſeiner Eigenthümlichkeit feſthält und ihn durchführt, ohne ihn aus der Rolle fallen zu laſſen. Auf eine ähnliche Art geht es mir mit dem Leben. Auch iſt das Leben nicht gerade anders, als ein Schauſpiel zu nehmen. Die Dichtung iſt vielmehr, ſo wie man ſie nach der innern Wahrheit der Dinge beurtheilt, viel ernſter und höher als das Leben. Sie bringt einen Schmerz- und eine Luſt hervor, die viel edlerer Natur ſind als die wahren und irdiſchen. Ich erfahre nun in der That etwas ganz ähnliches mit allen Dingen im Menſchenleben. Sie wirken in ihrem Charakter auf mich, und die Luſt an ihrem rein ausgeprägten Charakter überwiegt meiſtentheils in mir ihr unmittelbares Gefühl auf mich und das Verhältniß, in dem ſie zu mir ſtehen. Einigermaßen iſt das nun bei allen Menſchen der Fall. Das Mehr oder Weniger iſt es nur, das hierin unter den Menſchen den Unterſchied hervorbringt, ſonſt ſind auch hierin alle gleich. In mir iſt nun gerade ein großes Uebergewicht von dieſer Seite, und ich bin ſehr zufrieden damit. Ich habe offenbar mehr angenehme als unangenehme Empfindungen, ja mehr Glück dadurch. Indem ich die geradezu angenehmen weniger ungeduldig ſuche, und die unangenehmen weniger ekel zurückweiſe, kommen mir jene ungerufen. Es iſt überhaupt eine ſehr gewiſſe Sache im Leben, daß das Glück am meiſten ungerufen kommt, je mehr man es gleichſam zurückſtößt. Das

ſteht auch ſchon vielfältig in der Schrift. Es kehrt nur dann in mehr dauernder und edlerer Geſtalt zurück.

Das Grabmal meiner Frau iſt nunmehr fertig. Es iſt eine Granitſäule, die auf einem hohen Poſtament ſteht. Am Poſtament iſt der Name der Verſtorbenen. Auf die Säule wird eine Statue der Hoffnung kommen, die meine Frau vor vielen Jahren in Rom beſtellt hat, die aber jetzt erſt ankommt. Die Höhe des Ganzen wird etwa 28 Fuß. Um die Säule herum iſt hinten eine halbrunde Bank, vorn ein eiſernes Gitter. Der Platz kann etwa 7 bis 8 Gräber faſſen. Die Gräber werden bloß in die Erde, ohne Gruft, gemacht. Vor dem Grabmal iſt Feld und freie Ausſicht bis zum Wohnhauſe. Gleich dahinter und zur rechten Seite, wenn man davor ſteht, ein dicht belaubter Park. Links wieder Feld mit der Ausſicht auf den See. In dieſen Tagen werde ich den Körper im neuen Grabe begraben laſſen. Derſelbe Prediger und dieſelben Menſchen werden dabei ſein. Von den letzten fehlen ſchon zwei. Einer iſt todt, der andere ſterbend.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief den 17. d. M. zur Poſt zu geben. Diesmal könnte ich wohl rechten. Ein Beſuch iſt kein ſehr hinreichender Entſchuldigungsgrund. Aber Ihr Brief iſt noch zur rechten Zeit gekommen. Leben Sie innigſt wohl. Ihr H.

Zehnter Brief.

Tegel, den 24. December 1829.

So ſpät im Jahre, liebe Charlotte, habe ich Ihnen noch nie von hier aus geſchrieben. Ich war ſeit langen Jahren immer in der Stadt um dieſe Zeit. Nur in früheren, glücklicheren Epochen meines Lebens brachte ich auch den Winter auf dem Lande zu. Was ich damals im heiteren Zuſammenſein that, wiederhole ich jetzt allein. Das iſt der Gang des menſchlichen Schickſals. Es iſt heute hier, und da ſo kleine Entfernungen keinen Unterſchied machen, gewiß auch bei Ihnen ein äußerſt kalter Tag. Doch war ich aus. Ich gehe alle Tage gerade ſo ſpazieren, daß ich die Sonne untergehen ſehe. Ich verſäume den Moment nicht gern, und die halbe Stunde vor und nachher ſind mir im Sommer und Winter die liebſten des Tages. Der Mond wartet dann oft ſchon, wenn die Sonne ihn nicht mehr überſtrahlt, ſeinen Glanz wieder zu gewinnen. Heute ging die Sonne ſo in Nebel gehüllt unter, daß man ſtatt ihrer Scheibe nur einen mattgelben Duft ſah. Wenn ich immer betrachtende Ruhe liebte, und mich ihr auch oft da hingab, wo ich mich im Gedränge von Menſchen und Gewühl von Geſchäften befand, ſo verſenkt mich meine jetzige Einſamkeit noch mehr darin. Ich habe zu nichts anderm Neigung. Meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ſind damit verwandt, und ich fühle mit jedem Tage mehr, wie das reine und beſonnene Nachdenken über ſich ſelbſt das

Innere zuſammenſchließt und den Frieden giebt, der gewiß immer das Werk Gottes iſt, den aber doch, gerade nach Gottes deutlich zu erkennen gegebenem Willen, der Menſch nicht, wie eine äußere Gabe von ihm erwarten, ſondern durch die eigne Anſtrengung ſeines Willens aus ſich ſelbſt ſchöpfen ſoll. Ich bin in jeder Epoche meines Lebens ſehr gefaßt auf den Augenblick geweſen, der uns wieder daraus abruft. Ich bin es jetzt mehr wie je, wo ich deſſen beraubt, was mir in jedem Augenblicke Genuß und die heiterſte Freude gab, nun auf den kalten Ernſt des Lebens zurückgewieſen bin. Ich glaube auch mit ziemlicher Gewißheit vorauszuſehen, daß ich die mir vielleicht noch beſtimmten Jahre, wie die jetzt verfloſſenen Monate, zubringen werde. Nur ſehr bedeutende Dinge könnten mich zu einer Umänderung bringen. Bei kleineren würde ichs ſchon zu machen wiſſen, daß die Umänderung nur ſcheinbar wäre. Ich ſehe daher mein Leben jetzt von der Seite an, daß es ein Vollenden, ein Abſchließen der Vergangenheit iſt. Es iſt aber in meiner Art zu empfinden gegründet, daß mich dies nicht zur Beſchäftigung mit dem Tode und dem Jenſeits, ſondern gerade zu den Gedanken, die auf das Leben gerichtet ſind, bringt. Ich halte das auch nicht für eine Eigenheit in mir, ſondern ich glaube, es müßte überhaupt ſo ſein. Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, ſo iſt das eigentlich nur gegen den Leichtſinn gerichtet, der das Leben wie eine immer dauernde Gabe anſieht. Davon iſt ein in ſich geſammeltes Gemüth ſchon von ſelbſt frei. Uebrigens aber weiß ich nicht, ob anhaltende Beſchäftigung mit dem Tode und dem, was ihm folgen wird, der Seele heilſam ſei? Zwar möchte ich nicht darüber abſprechen, da es mehr Sache des Gefühls, als der Unterſuchung durch bloße Vernunftgründe iſt. Ich glaube es aber nicht. Die

aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entſpringende Zuverſicht, daß der Tod nur die Auflöſung eines unvollkommenen, ſeinen Zweck nicht in ſich tragenden Zuſtandes und der Uebergang zu einem beſſern und höhern iſt, muß dem Menſchen ſo gegenwärtig ſein, daß nichts ſie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie iſt die Grundlage der innern Ruhe und der höchſten Beſtrebungen, und eine unverſiegbare Quelle des Troſtes im Unglück. Aber das Ausmahlen des möglichen Zuſtandes, das Leben mit der Phantaſie darin zieht nur vom Leben ab und ſetzt nur ſcheinbar etwas Beſſeres an die Stelle, da allerdings die Gegenſtände erhabner ſind, nach denen man trachtet, man ſie aber doch ſo, wie man es da verſucht, nicht zu faſſen vermag. Gott hat auch deutlich gezeigt, daß er eine ſolche Beſchäftigung nicht wohlgefällig anſieht, denn er hat den künftigen Zuſtand in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt und jeden Einzelnen in gänzlicher Unwiſſenheit gelaſſen, wann der Augenblick ihn ereilen wird. Ein ſicheres Zeichen, daß das Lebende dem Leben angehören und darauf gerichtet ſein ſoll. Wozu mich alſo die Gewißheit, ſich in dem letzten Lebensabſchnitt zu befinden, mahnt, iſt ein auf das Leben gerichtetes Beſtreben, das Beſtreben, das Leben abzurunden, ein inneres Ganzes daraus zu machen. In den Stand geſetzt zu ſein, dies zu thun, dadurch, daß man nicht mitten aus dem Treiben des Lebens hinweg geriſſen wird, ſondern einen Zeitraum der Muße und Ruhe behält, iſt eine Wohlthat der Vorſehung, die man nicht ungenutzt vorübergehen laſſen muß. Ich meine damit nicht, daß man noch etwas thun, etwas vollenden ſolle. Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine in ſeinem Innern arbeiten, ſeine Empfindungen in vollkommene Harmonie bringen, ſich ſelbſtſtän-

diger und unabhängiger von äußern Einflüſſen zu machen, ſich ſo zu geſtalten, wie man ſich in den ruhigſten und klarſten Geiſtesmomenten geſtaltet ſehen möchte. Dazu geht jedem, wie viel er auch an ſich gethan haben möge, viel ab, daran iſt längere Dauer, als vielleicht die Dauer des Lebens verſtatten wird. Dies aber nenne ich den eigentlichen Lebenszweck, dieſer aber giebt auch dem Leben immer noch Werth, und wenn mich irgend ein Unglück, wie es jedem, wie glücklich er ſcheine, betreffen kann, dahin bringen ſollte, das Leben nicht mehr zu dieſem Zwecke zu ſchätzen, ſo würde ich mich ſelbſt mißbilligen und die Geſinnung in mir ausrotten. Allein auch über einen ſolchen Lebenszweck kann man nicht unfruchtbar mit ſeinem Gedanken brüten. Er muß nur die der Seele gegebene Richtung ſein, nur das, wie ſich die Gelegenheit darbietet, urtheilende, billigende, zurechtweiſende Princip. Das Leben iſt zugleich eine äußere Beſchäftigung, eine wirkliche Arbeit, in allen Ständen und allen Lagen. Es iſt nicht gerade dieſe Beſchäftigung, dieſe Arbeit ſelbſt, die einen großen Werth beſitzt, aber es iſt ein Faden, an dem ſich das Beſſere, die Gedanken und Empfindungen anknüpfen, oder das, woneben ſie hinlaufen. Es iſt der Ballaſt, ohne den das Schiff auf den Wellen des Lebens keine ſichere Haltung hat. So ſehe ich auch im Grunde hauptſächlich nur meine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen an. Sie ſind vorzugsweiſe dazu gemacht, weil ſie an ſich mit Ideen in Verbindung ſtehen. Ich bin hierüber ausführlich geweſen, um Ihnen einen Begriff zu geben, was ich meine Einſamkeit und meine Freude daran nenne. Sie iſt urſprünglich keine freiwillige, ſondern eine durch das Schickſal herbeigeführte. Der von Zweien Zurückgebliebene iſt allein, und es iſt dann eine natürliche und zu billigende Empfindung,

daß man auch fortwährend allein bleiben will. Dann aber begünſtigt auch die Einſamkeit jenes Nachdenken über ſich ſelbſt, jene Arbeit an ſich, jenes Abrunden und Schließen des Lebens, von dem ich eben ſprach. Endlich kommen die Studien hinzu, denen man auch ihre Stelle gönnen muß. Darum gehe ich nur ſehr ſelten zu meinen Kindern in die Stadt und freue mich, wenn ſie hierher kommen. Die Leute bedauern erſt meine Abweſenheit, das iſt die Höflichkeit; dann finden ſie dies Zurückziehen in meinem Alter und in meiner Lage natürlich, das iſt die Wahrheit. Ueberdruß am Leben, Stumpfheit an ſeinen Freuden, Wunſch, daß es enden möge, haben an meiner Einſamkeit keinen Theil.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, zwei Briefe geſchrieben, die bei Abgang des Ihrigen noch nicht angekommen waren. Ich verlange eine Antwort auf dieſe zu erhalten. Ich bitte Sie, wenn Sie können, mir noch in dieſem Jahre zu ſchreiben. Zu dem, welches wir neu beginnen, nehmen Sie meine herzlichſten Wünſche. Möge der Himmel Ihnen wieder Heiterkeit, Freude, Lebensluſt und Lebensmuth, und vor allem Geſundheit und Kräfte verleihen! Was ich dazu beitragen kann, will ich mit herzlicher Freude thun, wo und wie es mir möglich iſt. Leben Sie nun recht wohl! Gedenken Sie meiner mit freundſchaftlicher Liebe und rechnen Sie mit Zuverſicht auf meine aufrichtige, und unter allen Schickſalen unwandelbare Theilnahme an allem, was Sie betrifft. Ihr H.

Eilfter Brief.

Tegel, den 26. Januar 1830.

Sie müſſen, liebe Charlotte, zwei Briefe von mir bekommen haben, die noch unbeantwortet ſind, einen vom 9. und einen vom 21. Januar. Ihr letzter war nicht auf meine Bitte, ſondern aus eigner Bewegung geſchrieben, und meinen Brief vom 9. werden Sie vermuthlich zu ſpät empfangen haben, um ihn an dem darin genannten Tage zu beantworten. Da ich aber weiß, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und ich gerade einige freie Zeit habe, ſo will ich Ihnen ſchreiben, ohne erſt eine Antwort abzuwarten. Vielleicht bekomme ich dieſelbe auch noch, ehe ich den Brief ſchließe, da heute noch eine Gelegenheit aus der Stadt herkommt. Es liegt mir ſehr daran zu wiſſen, wie es Ihnen geht, und ob Sie die Ruhe und Heiterkeit wieder gewinnen, die ich Ihnen ſo ſehr wünſche. Noch erfreulicher ſollte es mir ſein, wenn mein Antheil und meine Rathſchläge in der That wirkſam dazu beitrügen. Das Wahre und Eigentliche müſſen Sie zwar ſelbſt dazu thun. Denn es bleibt immer ein ſehr wahrer Ausſpruch, daß das Glück im Menſchen ſelbſt liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleihet, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schickſal ihn erfahren läßt, ſteht es in ſeiner Gewalt ſehr zu mildern.

Was auch gar keinen Troſt zuläßt, wie es denn allerdings ſolche Unglücksfälle giebt, hat Gott noch die Wehmuth zu einer Art Vermittlerin zwiſchen dem Glück und dem Unglück, der Süßigkeit und dem Schmerz geſchaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühl, das man nicht verlaſſen mag, an dem man hängt, dem man ſich überläßt mit dem Bewußtſein, daß es nicht zerſtörend, ſondern läuternd, veredelnd in jeder Art, und auf jede Weiſe erhebend wirkt. Es iſt ein Großes, wenn der Menſch die Stimmung gewinnt, alles was ihn betrifft, bloß weil es menſchlich iſt, weil es einmal im irdiſchen Geſchick liegt, dagegen anzukämpfen, aber zugleich ſo aufzunehmen, wie es ſich mit der Beſtimmung des Menſchen, ſich immer reifer und mannichfaltiger zu entwickeln, am beſten vereint. Je früher man zu dieſer Stimmung gelangt, deſto glücklicher iſt es. Man kann dann erſt ſagen, daß man das Leben wirklich erfahren hat. Und um des Lebens willen iſt man doch auf der Welt, und nur was man in ſeinem Gemüth durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg. Es iſt ein ſehr großes Glück, wenn man alles ſein Denken und Empfinden an einen Gegenſtand ſetzt. Man iſt dann auf immer geborgen, man begehrt nichts mehr vom Geſchick, nichts mehr von den Menſchen, man iſt ſogar außer Stande, etwas anderes von ihnen zu empfangen, als die Freude an ihrem Glück. Man fürchtet auch nichts von der Zukunft. Man kann nicht ändern, was nicht zu ändern iſt; aber das Eine, das Hängen an Einem Gedanken, Einem Gefühl, wenn es auch durch den grauſamſten Schlag, der einen Menſchen betreffen kann, nur zu dem Hängen an einer Erinnerung würde, das bleibt immer. Wer das ſtille Hängen an Einem Gedanken erreicht hat, beſitzt Alles, weil er nichts anderes bedarf und verlangt.

Noch beruhigender und beglückender iſt natürlich ein ſolches Hängen an Einem, wenn das Eine nichts Irdiſches, ſondern das Göttliche ſelbſt iſt. Aber auch im Irdiſchen iſt ſolch ein treues, die ganze Seele einnehmendes Hängen an Einem Gefühl immer von ſelbſt auf das gerichtet, was im Irdiſchen ſelbſt nicht irdiſch iſt. Denn das bloß Irdiſche iſt nicht fähig die Seele ſo auf ſich zu heften. Der Probierſtein der Aechtheit des Gefühls iſt nur, daß es von aller Unruhe frei, mit keiner Art des Begehrens gemiſcht ſei, daß es nichts verlange, nichts fordere, keine andere Sehnſucht kenne, als in der Art, wie es iſt, fortzudauern. Darum iſt das Gefühl für Verſtorbene ein ſo ſüßes, ſo reines, ſo der Sehnſucht hingegebenes Gefühl, das bis ins Unendliche fortwährt, ohne ſich je zu zerſtören, in deren Wachsthum ſelbſt die Seele ohne Unterlaß Kraft gewinnt, ſich ihr in einer ſüßen Wehmuth zu überlaſſen. Sobald das Gefühle für das Göttliche ſind, ſind es unſtreitig die reinſten und von aller irdiſchen Beimiſchung am meiſten geläuterten. Sie haben zugleich das Eigenthümliche, daß ſie der Erde nicht entfremden, und doch allem Drohenden und Schmerzlichen, was die Erde auch oft hat, den Stachel und den Wermuth benehmen. Da der Gedanke an die Verſtorbenen mit allem dem zuſammen hängt, was ſie im Leben umgab, ſo ſind ſie, ſtatt vom Leben abzuführen, vielmehr immerfort Verknüpfungsmittel mit demſelben; es giebt in jeder Lage noch immer Gegenſtände, an welchen man ſich die Verſtorbenen als theilnehmend und noch mit dem Leben verknüpft denkt. Dieſe knüpfen auch den Zurückbleibenden noch an das Leben, aber es iſt eine Verknüpfung, die dem Leben das Schwere benimmt, da man ſich doch nicht mehr ganz als ihr angehörend betrachtet. Wenn die liebſten Gedanken alle jenſeits des Lebens ſind,

wenn das Leben keinen hat, der dieſen die Waage halten könnte, ſo kann, was man ſonſt im Leben zu fürchten pflegt, einem irgend gegen irdiſche Schickſale Gewaffneten nicht ſonderlich furchtbar erſcheinen. Zeit und Ewigkeit verknüpft ſich im Gemüthe zu einer Ruhe, die nichts mehr ſtört. Ich habe mir immer, ehe ich noch die Erfahrung ſelbſt gemacht hatte, gedacht, daß es ſo ſein müßte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß es für einen wahren Verluſt auch nur einen ſcheinbaren Erſatz geben könnte. Jetzt empfinde ich das wirklich, da das Loos mich getroffen hat. Ja, ich werde mit großer Freude gewahr, daß ſich die wahre und richtige Einwirkung, die ſolcher Verluſt haben muß, mit der Zeit immer vollkommener und mächtiger entfaltet, wie die irdiſche Nacht tiefer wird, je länger ſie währt. Die Freude, die man am nächtlichen Dunkel hat, und für die ich immer ſehr empfänglich geweſen bin, iſt dieſer Empfindung ähnlich. Man iſt allein, und will allein ſein, man gewahrt äußerlich nichts, und innerlich regt ſich ein doppeltes Leben. Der Tag iſt geweſen und der Tag wird wiederkehren.

Es iſt ein ſchrecklicher Winter in dieſem Jahr, und noch durchaus keine Ausſicht, daß das bald anders werde und ſich milder löſen will. Wenn man die viele Noth bedenkt, die es mit ſich führt, ſo iſt das ſehr beklagenswerth. Allein ſonſt iſt mir keiner ſo leicht geweſen. Dies liegt in der Ruhe und Unabhängigkeit der Einſamkeit, worin ich lebe. Ich gehe alle Tage ſpazieren, allein außerdem verlaſſe ich die drei aneinander ſtoßenden Zimmer, die ich allein bewohne, nie, und der Anblick der unberührten Schneeflächen und des unendlichen Glanzes, den die Sonne, deren Auf- und Untergang ich von meinen Fenſtern aus ſehe, und Abends Mond und Venus und die andern Sterne über

die Schneeflächen und den gefrornen See ausstrahlen, ist unbeschreiblich. — Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 2. Februar, oder wenn das nicht möglich ist, doch noch in der ersten Woche des Februars abgehen zu lassen. — Leben Sie recht herzlich wohl, und bleiben Sie meiner aufrichtigen und innigen Theilnahme versichert. Ganz der Ihrige H.

Zwölfter Brief.

Tegel, den 5. März 1830.

Ich bin ſehr beſorgt um Sie geweſen, liebe Charlotte. Ich hatte Sie gebeten, mir am 25. zu ſchreiben, ich wußte, daß Sie, wenn Sie geſund waren, das gewiß gethan hätten, und doch hatte ich heute früh noch keinen Brief von Ihnen. Daß aber ein Brief von Ihnen bis hierher acht Tage gehen ſollte, ſchien unglaublich, und doch hatte ich heute früh meine Berliner Briefe bekommen. Ich dachte mir alſo mit Gewißheit, daß Sie krank ſein, wenigſtens geweſen ſein müßten. Derſelbe Gedanke war mir ſchon geſtern und vorgeſtern durch den Kopf gegangen. Endlich am Abend, wo ich einen zweiten Boten bekam, erhielt ich Ihren Brief. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich mich beim Erblicken der Handſchrift freuete. Der Brief trug wirklich das Poſtzeichen vom 25. Die Langſamkeit aber weiß ich mir nicht zu erklären. Vermuthlich habe ich einen Tag genannt, wo keine Poſt abging, ſo daß der Brief gleich gelegen und gewartet hat. Dann mag das hohe Waſſer dazu gekommen ſein. Ich bitte Sie doch aber, wenn ja der Fall wieder unglücklicherweiſe eintreten ſollte, daß Sie wegen Unpäßlichkeit nicht ſchreiben, mir dennoch immer in zwei Worten zu ſagen, wie Ihnen iſt und was Ihnen fehlt. Glauben zu müſſen, daß jemand, an dem man Antheil nimmt, krank iſt, ohne zu wiſſen was ihm fehlt, iſt ein zu peinlicher Zuſtand. Mit meiner Geſund-

heit geht es fortdauernd gut, ich habe die letzten ſchönen Tage ſehr genoſſen und zu weiten Spaziergängen benutzt. Es war eine ſchöne Luft und ein wundervoll erfreuender Sonnenſchein. Einmal habe ich, ſeit ich Ihnen zuletzt ſchrieb, einen leiſen Anfang einer Augenentzündung gehabt. Ich mußte mich beim Spazierengehen erkältet haben. Ich bin dann einen Tag zu Hauſe geblieben, habe nicht geleſen noch geſchrieben, und mich dadurch ſelbſt geheilt. Ich habe mich gewundert, daß meine Augen nicht durch den Anblick des Schnees gelitten haben, der ſonſt ſchwachen Augen ſo leicht wehe thut. Es ſcheint aber, daß die meinigen eine gewiſſe Stumpfheit gegen ſolche Reize haben. Dazu trägt vielleicht bei, daß ich immer eine Art Leidenſchaft gehabt habe, in die Sonne beim Untergang zu ſehen. Wie die Scheibe mit dem untern Rand den Horizont berührt, ſtehe ich ſtill, und ſcheide nicht eher vom Anblick, bis der letzte Strahl verglüht iſt. Ich ſchreibe Ihnen diesmal zuerſt von meiner Geſundheit, weil Sie mir ſehr gütig ſagen, daß Sie immer nach dieſen Stellen in meinen Briefen zuerſt ſuchen. Ich wollte Ihnen auf dieſe Weiſe damit entgegen kommen. Sonſt hätte ich mit dem angefangen, was den Hauptinhalt Ihres Briefs und den vertraulichen Theil deſſelben ausmacht, und wozu ich jetzt übergehe. — — — —

Den 17.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 6. d. M. abgegangenen Brief vom 1. bekommen, ſo daß der Brief wieder ſehr lange unterwegs geweſen iſt. Doch kann er wohl zwei volle Tage in meinem Hauſe in Berlin gelegen haben. Es iſt mir ſehr lieb, daß der Abgang der Poſten wieder geregelt iſt. Ich werde Sie jetzt immer bitten,

Ihre Briefe am Dienſtag abgehen zu laſſen. Es war ſonſt immer der Tag, den Sie vorzogen. Ihr längeres Stillſchweigen hat mich diesmal nicht beunruhigt. Ich war gewiß, daß Sie nicht krank ſein konnten. Ich hatte Sie ſo beſtimmt gebeten, mir in dieſem Fall zu ſchreiben, daß ich gewiß darauf rechnen konnte, daß Sie es gethan haben würden. Ich errieth aber die Urſache Ihres Nichtſchreibens, und ſehe nun aus Ihrem Briefe, daß ich ganz richtig vermuthet hatte. Es war eine zu natürliche, Ihrer Empfindungsart zu angemeſſene Empfindung, als daß ſie nicht hätte in Ihnen aufſteigen ſollen. Ihr jetziger Brief aber hat mir die größte Freude gemacht, beſonders wegen der ruhigen Stimmung, die darin herrſchend iſt, und die ich, da ſie Ihnen nothwendig die wohlthätigſte ſein muß, ſo ſehr liebe, um deren Erhaltung ich Sie dringend bitte. Auch Lebensluſt und Lebensfreude an den dem Leben bleibenden Genüſſen kann erſt auf dieſer Grundlage im Gemüth emporſprießen. Die Ruhe iſt die natürliche Stimmung eines wohl geregelten, mit ſich einigen Herzens. Aeußere Ereigniſſe können ſie bedrohen und das ruhigſte Gemüth aus den Angeln heben. Ein großes weicht zwar auch da nicht, allein obgleich es Frauen giebt, welche dieſe Stärke mit der größten und lebendigſten Regſamkeit der Empfindung und der Einbildungskraft verbinden, ſo kann man das bewundern, aber nicht fordern. In einem Manne aber iſt es Pflicht, es läßt ſich verlangen, und er verliert gleich bei allen richtig Urtheilenden an Achtung, wie hierin in ihm ein Mangel ſichtbar wird. —

Meine Geſundheit iſt fortwährend gut. Sogar von kleinen Uebeln bin ich frei, und an den Augen bemerke ich keine Veränderung. Ich mache mir indeß dennoch keine Täuſchung darüber. Es liegt in der Natur der Sache,

daß eine einmal vorhandene Schwäche, oder eine beginnende Verdunkelung, immer auch, wie alles in der Natur, ihren Gang geht und zunimmt. Aber dies Zunehmen kann so unmerklich sein, daß es die ganze Lebensdauer hindurch zu keinem wirklichen Uebel führt. Dies scheint jetzt noch bei mir der Fall zu sein. Mit der Schwierigkeit in der Hand beim Schreiben haben Sie vollkommen Recht, sie begleitet gewöhnlich den Eintritt der höhern Jahre. Es tritt dann entweder Zittern ein, oder ein Zustand, den ich mehr Unbehülflichkeit als Schwäche nennen möchte. Das Schreiben erfordert, wenn die Hand fest und deutlich sein soll, eine Menge sehr kleiner und kaum merklicher Bewegungen der Finger, die schnell nach einander, und doch bestimmt von einander geschieden, gemacht werden müssen. Dazu mangelt im Alter die Gelenkigkeit. Wie beim Schreiben ist es bei allen ähnlichen Verrichtungen, wogegen im Fassen, Tragen, Halten u. s. f. die Hand die gleiche Kraft behält. Daß Gastein mir dabei helfen könnte, glaube ich nicht. Es hat bei mir erst, wie ich schon Gastein gebraucht hatte, recht zugenommen, und war im Frühjahr weniger stark, als im Herbst und jetzt. Das Alter erscheint mit den Jahren allmählig, aber mit einer Krankheit oder einem großen Unglücksfall, den nichts je wieder gut machen kann, plötzlich. Das Letzte ist mein Fall gewesen. Hätte ich den Verlust nicht erlitten, den ich erfahren, so möchte es noch mehrere Jahre so fortgedauert haben. Aber durch die große Aenderung, welche dieser Verlust in mir hervorbringen mußte, und die mit jedem Tage nur fühlbarer wird, bei der plötzlichen Vereinzelung nach einem acht und dreißigjährigen gemeinschaftlichen Leben, und selbst in der Abwesenheit ununterbrochenen gemeinschaftlichen Denken und Empfinden, war es natürlich,

daß die Aenderung auch körperlich eintrat. Indeß iſt das ſehr leicht zu ertragen, zumal ſo lange die Geſundheit ſo unangegriffen wie bei mir jetzt bleibt. Ich kann daher, wenn Sie auch nicht immer darin einſtimmen, nur dabei bleiben, daß mir das Alter lieb iſt. Es iſt ein natürlicher menſchlicher Zuſtand, dem Gott ſeine eigenen Gefühle geſchenkt hat, die ihre eigenen Freuden in ſich tragen. Wenn ich durch einen Zauberſtab machen könnte, daß ich die mir noch übrigen Jahre mit jugendlicher Kraft und Friſchheit verleben, oder ſo wie jetzt bleiben könnte, ſo wählte ich das Erſte gewiß nicht. Die jugendliche Kraft und Friſchheit paßt nicht zu greiſenden Gefühlen, und dieſe in einem langen Leben erworbenen und erlangten Gefühle möchte ich doch für nichts auf Erden aufgeben. Was Sie von meiner Stimmung ſagen, unterſchreibe ich in ſofern, als ſie allerdings eine ſeltene und den tiefſten und gerührteſten Dank erheiſchende Gabe des Himmels, nicht menſchliches Verdienſt iſt. Wenigſtens rechne ich ſie mir nicht zu. Ich verdanke ſie größtentheils der, welche auch jetzt die unmittelbare Quelle derſelben iſt. Denn wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite ſteht, geht wie ein Hauch von ihm auf uns über. Ich würde mir ſelbſt jenes Beſitzes unwerth erſcheinen, wenn ich jetzt anders ſein könnte, als innerlich in abgeſchloſſener Ruhe in der Erinnerung lebend, und äußerlich, wo ſich die Gelegenheit darbietet, nützlich und wohlthätig beſchäftigt.

Es iſt mir eine wahre Beruhigung geweſen und hat mich unendlich gefreuet, daß Ihnen meine beiden letzten Briefe wohlthätig geweſen ſind. Ich habe bei allem, was ich Ihnen ſchreibe, immer und nur dieſe Abſicht, und ich bitte Sie dringend, danach und nur danach jeden einzelnen

Ausdruck zu beurtheilen. Wir weichen in einigen wesentlichen Ansichten des innerlichen Lebens von einander ab. Es thut nichts, wenn man nicht über alles gleich denkt, und jeder muß sein inneres Glück auf seine eigne Weise bauen. Nur wenn der Eine in vollkommener Uebereinstimmung mit der Ansicht des Andern es wünscht, wenn er sich ganz vertrauend hingiebt, kann man leitenden Einfluß darauf ausüben wollen.

Ich wünsche, daß meine Briefe Sie ruhig, heiter stimmen, Ihnen wie eine Erholung, eine Erquickung erscheinen. Meine dringende Bitte an Sie, liebe Charlotte, ist nur, daß Sie die Ruhe Ihres Gemüths erhalten, und es der Heiterkeit, die jede Lage begleiten kann, offen erhalten mögen. Sich selbst heiter stimmen kann man nicht immer, allein heiteren Eindrücken, wenn sich Veranlassungen dazu finden, sich offen zu erhalten, kann man doch. Ich bitte Sie, mir den 27. d. M., wenigstens gewiß nicht später, zu schreiben. Früher soll es mir immer willkommen sein. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie mit vertrauender Zuversicht auf meine ununterbrochene freundschaftliche Theilnahme. H.

Dreizehnter Brief.

Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.

Ich ſage Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichen Dank für Ihren am 27. April abgegangenen Brief, den ich richtig empfangen habe. Mit meinem Befinden geht es ſehr gut, und ich empfinde weder Folgen des naſſen Frühjahrs, noch des ſtrengen Winters. Dennoch machen ſich die Folgen im Allgemeinen ſehr fühlbar. Eine Menge von Leuten leiden hier am kalten Fieber. Ich habe für den Sommer meine Lebensart etwas geändert. Ich ſtehe jetzt regelmäßig um 6 Uhr auf. Dafür gehe ich aber auch immer vor, ſpäteſtens um Mitternacht zu Bette. Die Morgenſtunden haben mehr Reiz für mich, und ſo ſchreibe ich Ihnen, liebe Freundin, heute in der Frühe. Es iſt das erſte, womit ich heute den Tag beginne. Auf meinen Schlaf hat weder das frühe noch ſpäte Aufſtehen einigen Einfluß. — — Die Nacht hat etwas unglaublich ſüßes. Die heitern Ideen und Bilder, wenn man ſolche haben kann, wie ich ehemals oft erfahren, nehmen einen ſanfteren, ſchöneren, in der That ſeelenvollern Ton an, dabei iſt es, als ob man ſie inniger genöſſe, da in der Stille nichts, nicht einmal das Licht ſie ſtört. Kummervolle und ſchwermüthige Erinnerungen und Eindrücke ſind dagegen auch milder und mehr von der Ruhe durchſtrömt, die jede Trauer leichter und weniger zerreißend macht. Man kann auch dem Kummer ruhiger nachhängen, und ein tiefes Gemüth ſucht doch

nicht den Kummer zu entfernen, am wenigſten zu zerſtreuen, ſondern ſucht ihn ſo mit dem ganzen Weſen in Einklang zu bringen, daß er Begleiter des Lebens bleiben kann. Ich kann mich jetzt ſchon auf die langen Winternächte freuen, und habe, was ich hier ſage, im vorigen Winter oft erfahren. Bedenkt man auf der andern Seite wieder, wie freudig und ſchön das Licht iſt, ſo geräth man in ein dankbares Staunen, welch einen Schatz des Genuſſes und wahren Glückes die Natur allein in den täglichen Wechſel gelegt hat. Es kommt nur darauf an, ein Gemüth zu haben, ihn zu genießen, und das liegt doch in jedes Menſchen eigner Macht. Alle Dinge, die einen umgeben, ſchließen für den Geiſt und die Empfindung Stoff zur Betrachtung, zum Genuß und zur Freude in ſich, der ganz verſchieden und unabhängig iſt von ihrer eigentlichen Beſtimmung und von ihrem phyſiſchen Nutzen; je mehr man ſich ihnen hingiebt, deſto mehr öffnet ſich dieſer tiefere Sinn, die Bedeutung, die halb ihnen, die ſie veranlaſſen, halb uns, die wir ſie finden, angehört. Man darf nur die Wolken anſehen. An ſich ſind ſie nichts als geſtaltloſer Nebel, als Dunſt, Folgen der Feuchtigkeit und Wärme, und wie beleben ſie, von der Erde geſehen, den Himmel mit ihren Geſtalten und Farben, wie bringen ſie ſo eigne Phantaſien und Empfindungen in der Seele hervor.

Ich werde, liebe Charlotte, am 2. Junius verreiſen und zum 2. Auguſt, oder wenige Tage ſpäter, wieder hier zurück ſein. Ich gehe zuerſt nach Schleſien, dann von da nach Gaſtein. Hierüber wundern Sie ſich vielleicht, da ich mich vollkommen wohl befinde. Allein eigentlich iſt es vernünftiger eine Badekur zu wiederholen, wenn man ſich danach wohl, als wenn man ſich übel befunden hat. Ich leite zwar mein Wohlbefinden von der vollkommen regel-

mäßigen Lebensart, die ich führe, von dem einsamen Landaufenthalte, selbst von der Stimmung ab, in der ich mich befunden und befinde, wo mich kein äußeres Verlangen bewegt, und das einzige innere Einer mich nie verlassenden Empfindung zugewendet ist. Ich war doch sonst mehr von der Wirklichkeit bewegt und bisweilen auch unruhiger, was mir das Leben beglückte, war mir auch Gegenstand der Sorge. Mein Arzt aber besteht darauf, daß Gastein es vorzüglich ist, was physisch so gut auf mich gewirkt hat, und da mir die Reise nicht anders unangenehm ist, als durch meine Abwesenheit von hier, so befolge ich den Rath, ohne darum unbedingt daran zu glauben. Ich habe wieder in Gastein meine alte Stube, die, welche meine Frau bewohnte, und dieselben Erinnerungen umgeben mich, in denen ich hier lebe. — Ich hoffe, daß Sie den Sommer ruhig und in der stillen Heiterkeit durchleben werden, die Ihr Gemüth so vorzugsweise geeignet ist zu genießen, und sich auch selbst zu geben durch Erhebung zu dem Besten, Beseligendsten und Höchsten, das der Mensch besitzen kann. Ihr letzter Brief, und schon der vorletzte, schien mir anzudeuten, daß diese Stimmung wieder in Ihnen mehr vorherrschend zu werden anfängt. *)

Was Sie, liebe Charlotte, dazu beitragen können, daß Sie Ihre frühere Heiterkeit wieder gewinnen, thun Sie

*) Was in dieser Zeit mich so sehr niederbeugte, war von der Art, daß ich es bei dem höchsten Vertrauen dennoch dem gütigen, verehrten Freunde nicht mittheilen konnte. Theils wurden sehr zarte Saiten durch Andere verletzt, theils blieb der Zustand mir selbst fast unverständlich. Es war ein schmerzliches Gewebe wahrer, nicht eingebildeter Leiden, die nur schweigend getragen werden konnten, aber dem Geist allen freien Aufschwung, dem Gemüth alle Heiterkeit raubten.

ja; was ich dazu beitragen kann, thue ich gern. Vertrauen Sie dem Wort und auch der Verſicherung, daß es mich bekümmert, Sie ſo lange in einer ſo trüben Stimmung zu wiſſen. Ich wollte, Sie klagten ſich recht aus. —

Was Sie über Georg Jacobi's Reiſen ſagen, hat mich ſehr angeſprochen; ich komme einmal darauf zurück. Leben Sie wohl, mit der herzlichſten und unveränderlichſten Theilnahme der Ihrige H.

Vierzehnter Brief.

Tegel, den 29. Mai 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 16. d. M. vor einigen Tagen empfangen, und ſo wie Sie es vorausgeſehen haben, doppelte Freude daran gehabt, weil er in einem ſo ruhigen und heitern Tone geſchrieben iſt. Ich wünſche nichts mehr, als daß Sie in demſelben und der ihr entſprechenden Stimmung bleiben mögen, und Sie können es gewiß, wenn Sie ſich nicht ſelbſt trübe und irrige Vorſtellungen machen, ſondern vielmehr der Ruhe nachſtreben, welche das Gemüth unabhängig von äußeren Ereigniſſen macht. Ohne dieſe nur durch innere Bearbeitung ſeiner ſelbſt zu erlangende Ruhe bleibt man immer ein Spiel des Schickſals, und verliert und gewinnt ſein inneres Gleichgewicht, wie die Lage von einem nur freudvoller oder leidvoller iſt. Das gänzliche Unterlaſſen alles Spazierengehens iſt und bleibt doch eine Entbehrung eines großen Vergnügens, wenn ſich auch der Körper daran gewöhnt, ich habe das ſelbſt an mir erfahren. Der Mangel der Bewegung hat mir nie geſchadet, aber entbehren thut man viel. Man genießt die Natur auf keine andere Weiſe ſo ſchön, als bei dem langſamen, zweckloſen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff ſelbſt des Spazierengehens, daß man keinen ernſthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müſſen in vollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die an-

dere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder sich bloß in Träumen und Phantasien gehen lassen, so gewinnt es durch die Bewegung des Gehens bessern Fortgang, und man fühlt sich leichter und heiter gestimmt. Noch vor kurzem ist es mir geschehen, daß mir durch einen Spaziergang gelang, was sich sehr lange nicht hatte gestalten wollen. Ich hatte oft vergebens an etwas gearbeitet, und plötzlich beim Herausgehen draußen kam es mir ganz von selbst, daß ich beim Nachhausekommen es nur aufschreiben konnte. Ich gehe aber niemals des Morgens aus. Daran thue ich vielleicht Unrecht, aber es hängt bei mir mit so vielen kleinen Gewohnheiten zusammen, daß ich darüber nicht hinaus kommen kann. Ich genieße daher nur den Anblick des Grün aus den Fenstern, wo dann die Lichter der Frühsonne im Laube einen wundervoll herrlichen Wechsel des Hellen und Dunkeln gewähren.

Ich habe kürzlich Goethe's zweimalige Reise nach Italien oder vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen. Sie schrieben mir in derselben Zeit von der Jacobi'schen. Ich habe diese Reise nie gelesen, wohl aber den Reisenden gekannt, und sein Buch loben hören. Er studirte mit mir zugleich in Göttingen, und ging, wenn ich nicht irre, auch mit Ihrem Bruder um. Er war ein guter Mensch und sehr fleißig, doch vermied ich seinen Umgang, da er für meine Neigung in zu viele Studentengesellschaften verwickelt war. Was Sie mir aus seiner Reise über die Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr, und sehr begreiflich, wie hinreißend es für ein wahrhaft frommes, weibliches Gemüth, wie das Ihrige, erscheinen muß, zu jeder Zeit in den offenen Kirchen eine Zuflucht und „Freistatt",

wie Sie ſagen, für ſeine tiefſten Bedürfniſſe zu finden. Ich bin durch Ihre Bemerkungen an etwas erinnert. Vielleicht haben Sie wohl von Fernow gehört, der Mehreres über Kunſt und Literatur und eine ſehr geſchätzte italieniſche Grammatik geſchrieben hat. Dieſer war viele Jahre in Rom und heirathete dort eine Frau, die von geringem Stande war und als Wirthſchafterin gedient hatte. Nach mehreren Jahren der Heirath kehrte er nach Deutſchland zurück, nahm die Frau mit und lebte in Weimar. Der Frau mißfiel der dortige Aufenthalt ungemein, ſie ſtarb ſogar bald, woran das Heimweh mit Urſache ſein mochte. Sehr merkwürdig war, was ſie beſtändig ſagte und immer wiederholte: „Wie arm und wie dunkel!“ Das letzte begriff man leicht, da es auf das Sonnenlicht gehen konnte. Aber das arm ſchien ſonderbar, da ſie in Rom unmittelbar auch nur armſelige Umgebungen gehabt haben konnte. Es bezog ſich aber offenbar auf die Kirchen, die hell, groß, prachtvoll und in jeder Art reich ausgeſtattet ſind. Dieſe ſah ſie als zu ihrem Leben, ihrer täglichen Umgebung gehörend an, und konnte es. Die Kirchen in den italieniſchen Städten, und es iſt wohl in allen katholiſchen Ländern nicht anders, ſind den ganzen Tag offen, vom frühen Morgen bis ſpäten Abend, und jeder kann ungehindert hineingehen und darin bleiben, ſo lange er will. Jeder im Volke kann ſie alſo als ſein Eigenthum anſehen, und ſo that es dieſe Frau. Wie ärmlich es in ihrer Stube ausſehen mochte, der Reichthum und die Pracht der Kirchen gehörte zu ihrem Genuß. Es iſt aber auch in anderer Rückſicht, wie Sie bemerken, und wie es auch mir erſcheint, eine lobenswürdige Sitte, daß man jedem Gelegenheit giebt, in jedem Moment, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort gehen zu können, wo er Stille und Einſamkeit,

oder zu seiner Stimmung passende Verrichtungen findet, einen Ort, der ihm schon an und für sich, sobald er ihn betritt, Ehrfurcht und dazu eine gewisse Linderung einflößt. Unsere evangelischen Kirchen werden viel zu sehr als Orte, die zum Predigen bestimmt sind, angesehen, und auf die religiöse Erhebung des Gemüths in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht.

Die Goethe'schen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie sind ganz und gar nicht beschreibend. Man muß mit den Gegenständen durch eigene Ansicht oder durch andere Reisen bekannt und bereits vertraut sein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verstehen. Aber sie mahlen sehr hübsch und interessant Goethe selbst, und zeigen, was Rom und Italien sind, durch den Eindruck, den sie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören sie zu den merkwürdigsten Schilderungen. Dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnsucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu sehen.

Ich reise morgen früh ab und gehe zunächst nach Breslau. Leben Sie herzlich wohl und sein Sie meiner unveränderlichen Theilnahme gewiß. Von Herzen Ihr H.

Fünfzehnter Brief.

Ottmachau, den 22. Junius 1830.

Ich habe vor einigen Tagen, liebſte Freundin, Ihren Brief vom 6. und 7. d. M. bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür. Es thut mir leid, daß Sie den meinigen vom 29. Mai, ſpäter als es hätte ſein ſollen, empfangen haben. Ich bin aber erſt am 3. von Berlin abgereiſt und konnte meinen Brief erſt am Tage vor meiner Abreiſe beendigen. Meine Reiſe iſt ſehr glücklich geweſen, und hat mir zu gar keiner Art von Klage über irgend eine Unbequemlichkeit Anlaß gegeben. Das Wetter war ſehr ſchön und ohne Regen, den ich am meiſten auf Reiſen haſſe. Ich bin über Breslau gegangen, war aber ſchon am 7. Abends hier, wo ich mich bei meinem älteſten Sohn und deſſen Frau aufhalte. Es war ein himmliſch ſchöner Sommerabend, und ich kann nicht ſagen, wie ſchön ich wieder die Gegend hier gefunden habe. Ich reiſe allein, ohne eines meiner Kinder. Es war für keins eine Veranlaſſung vorhanden, das Bad zu gebrauchen, und ich bin auf Reiſen lieber allein. Dies würde auch mein Fall ſein, wenn ich noch älter oder kränklicher wäre. Was aber die Pflege betrifft, deren man im Alter oder Krankheit bedürfen kann, ſo iſt es viel angenehmer die von Bedienten zu empfangen. Kinder, Verwandte, Freunde ſind zu edel dazu, es beglückt, ſie zu ſehen, mit ihnen zu reden, aber mit dieſen körperlichen Elendigkeiten ſich zu befaſſen, iſt, wenigſtens meinem

Gefühl nach, unter dem, wozu man das Leben mit ihnen anwenden kann.

Ich werde morgen Ottmachau verlaſſen, noch anderthalb Tage bei einer langjährigen Freundin auf dem Lande in der Grafſchaft Glatz zubringen, und dann meine Reiſe ſo fortſetzen, daß ich in mäßigen Tagereiſen Gaſtein am 1. künftigen Monats erreiche. Ich gehe über Prag, aber nicht über Wien. Obgleich viele Menſchen jetzt im Sommer auf dem Lande ſind, ſo bleiben immer einige zurück, die ich nicht vorbeigehen könnte, und meine Zeit erlaubt keinen Aufenthalt. Ohnehin hat Wien nie zu den Städten gehört, die ich ſehr liebe, und die es mir jetzt Freude machen würde wiederzuſehen. Ich war zweimal da, das erſtemal vor langen Jahren in der erſten Zeit meiner Verheirathung, auch ſpäter mit meiner Frau und meinen Kindern, ich reiſte von da nach Paris. Das zweitemal, wie Sie wiſſen, mehrere Jahre nach einander, und dann wieder mit Unterbrechung. Immer haben mir Stadt und Geſellſchaft dieſelben Eindrücke zurück gelaſſen. Linz hingegen, worüber mich mein Weg nun führen wird, iſt eine hübſche anmuthig gelegene Stadt, und ich freue mich darauf wieder durchzukommen. Die Lage iſt immer an einem Orte nicht bloß, wenn man durchkommt, das erſte und anziehendſte, ſondern auch zum Bleiben und Leben. Denn zuerſt muß man ſein Leben doch auf ſich allein berechnen. Man kann erſt den Andern etwas ſein, wenn man ſich erſt ſelbſt genügt, und dazu trägt nichts ſo entſcheidend bei, als die Natur. So hoffe ich, wenn ich geſund bleibe, gemächlich, wenn auch nicht ſchnell, Gaſtein zu erreichen. Es iſt immer wunderbar genug, eine weite, immer manchem Zufall ausgeſetzte Reiſe bei völliger Geſundheit zu unternehmen, bloß um einen ungewiſſen Erfolg für das künftige Jahr zu gewin-

nen. Sie werden mich, liebe Freundin, fragen, warum ich es thue, wenn ich ſelbſt ganz richtig ſo denke. Hauptſächlich thue ich es, um nicht, wenn ich ja zufällig im nächſten Winter leidend würde, was doch bei jedem Menſchen ſo leicht möglich iſt, von einem Arzt und Andern geplagt zu werden mit der Klage, daß das alles davon herkomme, daß ich nicht Folge geleiſtet, ſondern nach meinem eigenen Kopfe den wiederholten Gebrauch des Bades, das mir ein Paarmal heilſam geweſen, verſäumt habe. Alles Sprechen über meine Geſundheit, alles Gründeſuchen, Bedauern, Unruhigſein iſt mir in den Tod verhaßt. Es iſt eben ſo nutzlos als thöricht, ſich nicht in das Unabänderliche ruhig und ſtill zu fügen. Damit es nun aber wirklich das Unabänderliche ſei und ſcheine, ſo iſt es mein Grundſatz, auch ohne ſichern Glauben an ſeine Unfehlbarkeit, dem Arzt, den ich eben brauche, ſtreng zu folgen, und mir keine Abweichungen von ſeinen Vorſchriften zu erlauben. Dann iſt er allein für den Erfolg verantwortlich, und ich habe nichts damit zu ſchaffen. So, und nicht aus eignem Vertrauen, brauche ich das Bad in Gaſtein. Für mich habe ich für die Erhaltung meiner Geſundheit mehr Zuverſicht auf eine einfache, gleichmäßige, vernünftige Lebensweiſe, die man vorzüglich zu Hauſe führt und führen muß. — Sie reden in Ihrem Briefe von Gewittern. Wir haben hier ſehr viele, aber Gottlob! ohne Schaden gehabt. Ich bin von meiner Kindheit ohne alle Gewitterfurcht geweſen. Der Anblick einiger ſehr furchtſamer Perſonen, die es damals in meiner Familie gab, hat mich, glaube ich, davon geheilt, oder vielmehr dafür bewahrt. Dagegen kann ich nicht ſagen, daß ich Ihren Wunſch je getheilt hätte, vom Gewitter oder vielmehr vom Blitz getroffen und erſchlagen zu werden. Für die Phantaſie hat es allerdings

etwas Imponirendes, gleichſam vom Himmel ſelbſt berührt zu werden. Allein die niedere Wolkenregion, aus welcher die Gewitter kommen, gehört gar ſehr zur Erde, und iſt weniger unbekannt als ſie. Das Feuer, das ſich durch nichts Irdiſches nährt, iſt allerdings das reinſte Element. Glücklich mag der Tod, wenn der Blitz gleich tödtet, auch ſein, da er ganz ſchmerzlos ſcheint. Allein noch im vorigen Jahr hat ſich hier der Fall zugetragen, daß ein wirklich vom Blitz getroffener Menſch erſt am folgenden Tage ſtarb. Es war ein alter Invalid. Er fiel beſinnungslos hin. Die Beſinnung aber kehrte zurück und er ſchien unverletzt und geſund. Aber am folgenden Tage zeigte ſich eine Gehirnzerrüttung, die ihn in wenig Stunden hinwegraffte. Doch möchten dieſe Fälle ſehr ſelten ſein. Ich möchte aber nicht einen ſo plötzlichen Tod wünſchen. Da man ſo wenig vom Tode weiß, ſtelle ich das allerdings dem Himmel anheim. Aber auch nur den Schein haben, durch einen Wunſch das Plötzliche herbeizuführen, möchte ich nicht. Man kömmt ſo ohne Erinnerung und ohne Bewußtſein in die Welt, daß es wohl die Mühe verdient, ſie wenigſtens mit klarer Beſonnenheit zu verlaſſen. Es iſt mir, als kennte man nicht das ganze Leben, wenn man nicht den Tod gewiſſermaßen in den Kreis einſchließt. Wie ich es mir jetzt denke, würde ich ſuchen nur den gegenwärtigen Moment zu beobachten, und mich von allen Gedanken an die Vergangenheit und auf die Zukunft möglichſt frei halten. Niemand kann aber vorher ſagen, wie er es in ſolchen Momenten mit ſich ſelbſt halten würde. In dem, was man nur einmal erfährt, kann niemand für ſich einſtehen; der Furchtſame kann herzhaft, der Herzhafte zaghaft ſein. Auch ändert darin alle Vorbereitung nichts, da man nicht einmal weiß, worauf man ſich vorzubereiten hat.

Tod ist nichts als ein Wort. Erst die eigene Empfindung kann sagen, was in der Wirklichkeit diesem Wort zum Grunde liegt. Der Anblick der Sterbenden giebt wenig dazu. Was man an ihnen sieht, geht bloß dem Tode vorher. Mit ihm selbst tritt für uns die starre Besinnungslosigkeit ein. Ob dies aber auch für sie so ist, und sie erst wieder später und anders erwachen? das ists, was man zu wissen wünschte, und was unmöglich ist zu erfahren.

Es ist eine sehr schöne Stelle Ihres letzten Briefes, worin Sie sagen, daß Sie das Leben als ein Gefäß ansehen, in das man so viel Köstliches hineinlegen kann, als man innerlich in sich besitzt. Es ist das ein ungemein glücklicher Ausdruck. Der Mensch kann das Leben zu dem machen, was er will, und ihn für sich selbst und Andere so viel Werth geben, als er Kraft hat es zu thun. Freilich versteht sich das von selbst nur in sittlich-geistiger Hinsicht, da der Mensch die äußern Umstände nicht in seiner Gewalt hat, und nur über sein Geistiges und Moralisches, über dieses aber ganz gebieten kann. Darum hat das Leben auch in bedenklichen Lagen, wenn man sich nur dabei in irgend ruhige Besinnung bringen kann, im eigentlichsten Verstand einen unschätzbaren und gar nicht zu berechnenden Werth. Man muß sich, meiner innern Ueberzeugung nach, selbst anklagen, wenn es einem leer an Interesse und an Freuden erscheint. Es macht mir eine große Freude, daß ich an dem ganzen Ton und Inhalt Ihres Briefes zu sehen glaube, daß nach und nach Ihre frühere ruhige und freudigere Stimmung in Sie zurück kehrt, die ich so sehr recht befestigt in Ihnen zu sehen wünschte. Ich fühle wohl, daß man wenig oder nichts dazu thun kann. Aber ohne Wirkung bleibt es doch nicht, wenn man danach strebt, sich jedem freudigen

Eindruck recht offen zu erhalten. Ich halte davon mehr, als von dem Bemühen, unangenehme und widrige zu entfernen, was auch schwieriger ist, und darum weniger gelingt. — Ich wurde in Ottmachau verhindert, und konnte erst heute, den 26., in Prag dazu kommen, diesen Brief zu endigen. Es ist heute Abend zu spät für die Post. Ich nehme morgen früh den Brief mit auf die erste Station. Leben Sie recht wohl, mit der innigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

Sechzehnter Brief.

Gaſtein, den 17. Julius 1830.

Ich danke Ihnen, liebe Charlotte, für die ſchöne Pünktlichkeit, mit der Sie mir geſchrieben haben. Ich bin, meinem Vorſatz getreu, am 1. Julius hier angekommen, und habe Ihren lieben Brief, ſo wie ich es erwartete, empfangen. Sie ſehen, daß ich (da Sie es wünſchen) damit anfange, daß ich zu der alten Benennung Ihrer nach Ihrem Vornamen zurückkehre. Es iſt auch mir die liebſte. Ich hatte keine Abſicht dabei, daß ich die Benennung änderte, ich bildete mir ein, Sie hätten die Benennung: Freundin lieber. Dazu hatte ich wohl keinen hinreichenden Grund, aber doch eine Vermuthung. In der Sache war dadurch nichts geändert, ich dachte mir bei dem einen Ausdruck daſſelbe als bei dem andern. Jetzt aber danke ich Ihnen recht ſehr für die Bemerkung und noch mehr für die Bitte. Ich werde Sie nun nie wieder anders nennen. Von jeher habe ich mit Männern und Frauen den Gebrauch des Vornamens geliebt und ihn gern beibehalten. Nur ich laſſe mich nicht gern bei dem meinigen nennen, das hat aber keinen andern Grund, als daß ich den Namen Wilhelm nicht liebe, und mich auch nur wo es der Unterſcheidung wegen nöthig iſt, ſo unterſchreibe. In keiner Sprache habe ich den Namen gern, und von Kindheit an iſt er mir unangenehm geweſen. Perſonen mit nicht hübſchen Namen nenne ich auch nicht dabei, wenn ich es auch ſonſt

kann. So liebe ich Henriette nicht. Für den Namen Charlotte habe ich dagegen, wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, immer eine besondere Vorliebe gehabt, nur die Abkürzung: Lotte ist mir nicht angenehm. — Von meinem Befinden wollen Sie immer vor allem und zuerst wissen, sonst überginge ich es ganz. Es ist in Wahrheit so gut, wie ich es nur wünschen kann. Von dem Erfolg der Kur läßt sich jedoch noch nichts sagen, obgleich ich beinahe am Ende daran stehe. Ich war wohl, als ich herkam, und das Bad konnte mich nur so lassen. In Wahrheit thut es indessen doch wohl mehr. Es stärkt oder wirkt auf irgend eine Weise heilsam ein, ohne daß man davon ein unmittelbares Gefühl hat. Die Empfindung des Badens selbst ist hier immer angenehm, das liegt in der eignen Natur des Wassers, läßt sich aber weiter nicht beschreiben. Daß der Gebrauch angreifend sei, kann ich durchaus nicht sagen, ich fühle mich allerdings hier müder Abends als zu Hause. Das liegt aber am Bergsteigen, vielleicht selbst schon für uns nicht daran Gewöhnte, an der Luft. Eine Folge dieser letzteren ist offenbar eine große Eßlust. Ich esse hier nicht mehr als zu Hause, weil ich ein unveränderliches Maß im Essen und Trinken überall halte. Aber die Kost ist hier sehr schlecht, und ich esse hier im Gebirge, was ich im Wirthshause in der Ebene gewiß stehen ließe. Das Wetter ist veränderlich, mit dem schönsten Wetter kam ich hier an. Einige Tage habe ich einheizen lassen, und Andere haben es auch gethan. Heute dagegen ist es wieder wunderschön, und es ist wirklich nicht zu sagen, wie sich hier alles herrlich belebt, so bald die Sonne es beleuchtet. Ich wünschte, Sie könnten das sehen. Im Ganzen habe ich doch alle Tage ein- auch zweimal heraus gehen können. Das schlimme Wetter kommt in dieser Jah-

reszeit nur von Gewittern her, die aber oft in den fernen, höheren Gebirgen ſind, und ſich hier nur an der Veränderung des Wetters und der Temperatur ſpüren laſſen. Dieſe ſchwellen dann auch mit ihren Regengüſſen alle Gebirgsbäche an. Den hieſigen Waſſerfall habe ich nie ſo groß geſehen, und in keinem Jahr hat er, dächte ich, ſo gedonnert. Ich wohne ihm auch wieder ſehr nahe, in der Stube, die ich bewohnte, als ich noch mit meiner ſeligen Frau herkam, nicht wie im vorigen Jahr, wo ich die Wohnſtube meiner Frau hatte. Mit der Geſellſchaft, oder vielmehr mit der Einſamkeit iſt es mir in dieſem Jahr aber ſehr gut gegangen. Ich habe nur einen einzigen Bekannten, einen ſehr alten Mann aus München hier gefunden. Vor neuen Bekanntſchaften hüte ich mich, und ſo bin ich nur mit dieſem allein, und auch nur ſehr ſparſam umgegangen. Mir iſt nichts mehr zuwider, als die Luſt der gewöhnlichen Menſchen, alles in Geſellſchaft zu thun. Beſonders ſchlimm iſt es, wenn ſie ſich einem auf Spaziergängen anhängen. Da giebt es kaum ein Mittel zu entkommen.

Sie ſchreiben von der Sehnſucht nach Ruhe, liebe Charlotte; allerdings kann man nicht ſagen, daß man ſich die Ruhe ſelbſt geben kann, und am wenigſten, daß das unter allen Umſtänden möglich iſt. Aber viel kann man dazu thun. Auch ich habe die Ruhe und den Gleichmuth, die Sie an mir preiſen, nicht immer gehabt, und weiß ſehr wohl, wie viel Kampf es mir oft gekoſtet hat ſie zu erlangen. Ich bleibe immer bei meiner einfachen Ueberzeugung: Das Glücklichſein, ſich innerlich glücklich Fühlen iſt keine Gabe des Schickſals und kommt nicht von außen. Man muß es ſich, wenn es dauernd ſein ſoll, immer ſelbſt

erkämpfen. Das iſt aber auch tröſtend, denn man kann es auch immer erkämpfen. Aeußerlich immer, oder nur größtentheils glücklich, immer geſund, wohlhabend durch ſich, gelingend in ſeinen Wünſchen, kann ſelbſt Gott nicht den Menſchen machen. Denn er hat die Menſchen mit großer Weisheit in die Bedingungen der Welt geſetzt, und die erlauben das nicht immer. Aber innerlich glücklich kann er immer machen, denn dazu hat er uns die Kraft ins Herz gelegt: die Erhebung zu ihm, die Bewunderung ſeiner, die Liebe zu ihm, das Vertrauen auf ihn, alle die Empfindungen, durch welche ſein Friede über uns kommt. Sie kennen und fühlen das alles vollkommen, und es wäre unmöglich, Ihnen darüber etwas Neues zu ſagen. Es kommt nur darauf an, daß Sie es ſich gegenwärtig halten, und beſonders, daß Sie jedes darin Störende abweiſen. Es iſt mir ſehr leid, Sie nicht heiterer und in ſich einiger und freudiger zu ſehen. Allein, ich muß es wiederholen, ein Anderer, wie aufrichtigen Antheil er daran nehme, kann dazu wenig oder nichts thun. Ihre Lage legt Ihnen doch jetzt kein Hinderniß in den Weg, Ihr Gemüth innerlich zu ſammeln.

Sie äußern mir den Wunſch noch außer Ihren Briefen einige Blätter zu ſchicken, in welchen Sie ſich über ſich und manche andere Dinge und Ideen ausſprechen möchten, worüber Sie meine Berichtigung wünſchen, und fragen, ob und wie oft Sie das dürfen? Alles, was Ihnen Freude macht, iſt mir auch lieb, und ich habe alſo durchaus nichts gegen den Plan, und Ihre Blätter ſollen mir immer willkommen ſein. Wann Sie ſie aber ſchreiben und ſchicken ſollen? kann ich unmöglich beſtimmen. Schicken Sie dreiſt, ſo oft und wann Sie wollen, und ſein Sie nicht ängſtlich. Sie beſorgen, wie Sie ſagen, daß es ſich

zu Bogen anhäufe. Sie werden ſelbſt ſehen, daß ſich ſo etwas nicht auf dieſe Weiſe beſtimmen läßt. Sie wiſſen ja, liebe Charlotte, daß ich gern in Ihre Ideen eingehe, und ich wiederhole es Ihnen aufs neue, daß ich es vor allem wünſche, daß Sie in Ideen leben und ſich darinnen erheben; ſie ſind es ja vor allen andern, die uns aus den irdiſchen Schranken erheben und den irdiſchen Druck von uns werfen. Alſo noch einmal, ſchreiben und ſchicken Sie, ſo oft Sie wollen. Das nur müſſen Sie mir verzeihen, wenn es einmal käme, daß ich die geſchickten Blätter nicht gleich leſe und in meinem Brief beantworte. Denn die Zeit, die ich freundſchaftlichem Briefwechſel widmen kann, iſt doch auch beſchränkt, und auf meine Augen muß ich gleichfalls Rückſicht nehmen: ſo könnte ich bisweilen Ihrer gütigen Nachſicht bedürfen. Leben Sie wohl, ganz der Ihrige H.

Siebenzehnter Brief.

Tegel, den 12. Auguſt 1830.

Ich bin am 2. d. abends glücklich hierher zurück gekehrt und bin ſchon wieder hier ganz eingewohnt. Auf meiner Reiſe iſt mir durchaus kein Unfall begegnet, die Hitze war zwar oft ſehr groß, aber ich ſcheue ſie nicht. Der Staub war zum Theil läſtig und ſtark, aber er hat meinen Augen dennoch nicht weiter geſchadet. Was mich am meiſten jetzt freuet, iſt der Gedanke, daß ich nun wieder ein ganzes Jahr vor mir habe, in dem ich gewiß bin, die hieſige Gegend nicht zu verlaſſen. Es iſt ein Zwiefaches, wodurch mir dieſe Sicherheit von großem Werth iſt. Einestheils habe ich die Ruhe und das ununterbrochene Verweilen an demſelben Ort, und dann liebe ich dieſen Ort vorzüglich. Zu Berlin habe ich zwar nicht dieſelbe Liebe, aber es knüpfen mich doch ſo viele Verhältniſſe an die Stadt, daß ich ſie jeder andern vorziehen würde, wenigſtens in Deutſchland. Auch erlaubt mir meine Lage, dasjenige was mir angenehm, durch die Nähe und das Beſuchen von Berlin zu benutzen, und wieder faſt allem aus dem Wege zu gehen, was mir ſtörend ſein könnte. Das letztere liegt aber nicht ſowohl ſpeziell in Berlin, als überhaupt in dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten einer Stadt und der damit verbundenen Nothwendigkeit, doch einigermaßen auch die Geſellſchaft zu ſehen. Von dieſer Nothwendigkeit habe ich mich zwar ziemlich losgemacht,

allein die Mühe dieſes nicht immer leichten Losmachens iſt ſelbſt eine Laſt und Beſchwerde, die zu oft wiederkehrt, da die Leute nie an die Dauer einer ſolchen Verzichtleiſtung glauben, und ſich wieder nähern. Es iſt gar nicht, daß ihnen perſönlich ſo viel an einem läge, ſie wollen es nur nicht dulden, daß man ſich abſondert und anders handelt, als ſie thun. Mit welcher ſtillen und innigen Freude ich wieder hier einheimiſch werde, kann ich nicht ausdrücken. Außerdem, daß ich unendlich gern mit meinen Kindern zuſammen bin, und dies die einzige Geſellſchaft iſt, die mir große Freude geben kann, weil ſie ſich an angeborne Gefühle knüpft, und Eins iſt mit dem, was mich an die Erinnerungen der Vergangenheit ausſchließlich feſſelt, ſprechen mich auch hier alle einzelnen Gegenſtände auf eine meinen Neigungen zuſagende Weiſe an. Ich habe zwar vollkommen die Gewohnheit, unter allen Umſtänden, ſelbſt ſtörenden, und in Umgebungen, die gar nicht zu der Arbeit paſſen, die ich gerade vornehme, arbeiten zu können, und doch ſicher zu ſein, daß die Arbeit nicht ſchlechter, als unter günſtigern geräth. Ich habe jetzt in Gaſtein viel gearbeitet, und gerade das zu Stande gebracht, was ich mir vorgenommen hatte. Allein ſo gern als hier, arbeite ich nirgend. Es ſcheint ordentlich, als kehren Gedanken und Empfindungen, wie von den Naturgegenſtänden, leichter zurück, wo man öfter und anhaltender ſolche gehabt hat, und da ich in den verſchiedenen Epochen meines Lebens hier bald länger bald kürzer geweſen bin, ſo bin ich nirgend ſo wie hier den ganzen Kreis durchlaufen, der zu meinen individuellen Anſichten gehört. Ich habe übrigens wieder meine Wohnung in Gaſtein beſtellt, und in mir gelächelt, indem ich äußerlich ernſthaft that. Der Menſch, der keinen Tag des folgenden ſicher iſt, nimmt Maßregeln

für ein Jahr, und hält das mit einem gewiſſen Ernſt für nothwendig. Bei ſolchen Dingen, wie eine Badereiſe, ſcheint mir das doppelt ſonderbar. Denn ſonſt iſt es ſehr in meiner Art, und ſelbſt in meinen Grundſätzen, in meinen Lebensplanen, Arbeiten, ſonſtigen Beſchäftigungen, auf die Unterbrechung gar nicht zu achten, welche die Möglichkeit des Todes machen kann, oder gewiſſermaßen Berechnungen der wahrſcheinlichen Lebensdauer in meine Plane aufzunehmen. Ich würde ohne Bedenken das Weitläuftigſte anfangen. Man vollendet ſo viel, als das Schickſal vergönnt, das iſt manchmal unerwartet und überraſchend viel, ſei es daß längere Zeit vergönnt wird, oder daß Umſtände die Arbeit ſchneller fördern. Wird man aber früher abgerufen, nun ſo iſt der Faden abgeſchnitten, aber man tritt dann in einen Zuſtand, von dem man allerdings nichts weiß, aber von dem man wohl das mit Gewißheit behaupten kann, daß er keinem Bedauern Raum geben wird, hier etwas unvollendet gelaſſen zu haben.

Ich habe mit großer Freude, liebe Charlotte, Ihren Brief hier empfangen, und noch größere hat mir der Inhalt gemacht. — Daß Ihnen meine Briefe ſpät zugekommen ſind, thut mir ſehr leid, iſt mir aber ſehr begreiflich. Briefe, die man ſo auf Reiſen auf Poſten abgiebt, mit deren Abgangstagen man nicht bekannt iſt, müſſen oft das Schickſal erfahren, einige Tage liegen zu bleiben. Ueberhaupt aber iſt der Poſtenlauf von Gaſtein und den Provinzen der öſterreichiſchen Staaten ſehr langſam. Die Leute, die überall Mißtrauen hegen, glauben, daß man die Briefe über Wien gehen laſſe, um ſie dort zu erbrechen und zu leſen. Ich kann mir kaum denken, daß dies mit Briefen geſchehen ſollte, deren Adreſſe man es anſieht, daß ſie kein politiſches Intereſſe berühren können, ſondern bloß Privat-

verhältniſſe angehen. Ich glaube, daß die Sache in andern Urſachen, vermuthlich in Anordnung der Poſten liegt. Der Beſchuldigung, daß man des Porto's wegen die Briefe ſo viel Umwege machen laſſe, als nur immer möglich iſt, darf man wohl nicht Glauben beimeſſen! — Sie haben mir, liebe Charlotte, eine große Freude dadurch gemacht, daß ich aus Ihrem Briefe ſehe, daß Ihre Stimmung ruhiger, zufriedener, mehr im Einklang mit dem Leben iſt, als es bisher der Fall war. Ich bitte Sie dringend, alles, was von Ihnen abhängt, zu thun, um ſich darin zu erhalten. Die Erfahrung wird Ihnen beſtätigen, was ich Ihnen oft ſagte, daß man doch ſehr viel dazu thun kann. Gott hätte den Menſchen nicht das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerz ſo zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich darein hätte die Kraft legen wollen, dieſe Gefühle zu beherrſchen und dieſen Schmerz zu beſiegen. Er giebt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Menſch durch eigne Kraft ſeinen Segen erlange, man kann nicht ſagen erwerbe oder verdiene, denn das Menſchliche kann nicht auf dieſe Weiſe an das Göttliche reichen. Alles auch was Gott giebt, muß doch eben ſo durch den Menſchen und ſein eignes Thun gehen, als wäre es einzig und allein ſein Werk. Es iſt mit dem Samenkorn, das im Grund aus dem Herzen geiſtige Frucht trägt, eben ſo als mit demjenigen, welches aus der Erde emporſchießt, oder wenigſtens auf ganz ähnliche Weiſe. Die Frucht wird auch nicht unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben, ſie muß alle Zuſtände durchgehen, welche ſie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Menſch auch unter dem glücklichſten Himmel und in dem am meiſten günſtigen Boden derſelben gewiß ſein will, muß er ſelbſt ſeine Mühe und den Schweiß ſeiner Stirn daran

wenden. Noch viel mehr aber iſt das der Fall bei der Frucht des Geiſtes und des Herzens, allein die Sicherheit iſt da auch unendlich größer. Es kann da kein ſtörendes Naturereigniß dazwiſchen treten. Denn wenn ungünſtige Stimmungen auftauchen, ſo kann die Kraft des Gemüths auch gegen ſie ankämpfen. Der höhere Segen gehört freilich auch da zum Gelingen. Allein man kann ſicher annehmen, daß dieſer Segen genau im Verhältniß ſteht mit der Anſtrengung, mit der man ſelbſt im Herzen zum Ziel zu gelangen ſtrebt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, ſcheint mir nun gar nicht einmal der Fall zu ſein, daß es einer Anſtrengung oder eines Kampfes bedürfte. Es kommt vielmehr nur darauf an, daß Sie ſich für die heitern Eindrücke, die beruhigenden Gefühle, welche der Seele wohlthun, und Ihnen aus dem Innern eines Gemüths, wie das Ihrige, reich zuſtrömen müſſen, offen erhalten. In dieſer Beziehung halte ich es, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, für das Einflußreichſte, daß Sie darauf denken, ſich ein lebendiges Intereſſe durch geiſtige Beſchäftigung zu ſchaffen. Sie werden alsdann, von dieſem Intereſſe geleitet, gern die Erholung von Ihrer gewöhnlichen Arbeit in dieſer Beſchäftigung ſuchen. Darum iſt es mir ſehr lieb, daß Sie mir in Ihrem Briefe von einer arbeitfreien Zeit reden, der Sie entgegen gehen. — Schreiben Sie mir den 31. Auguſt, mein Brief geht erſt heute den 18. ab, da ich ein paar mal unterbrochen bin. Leben Sie herzlich wohl. Der Ihrige

H.

Daß alle gütigen, zarten Schonungen nur vorbereitende Hinweiſungen waren, auf das was kommen werde, konnte mir nicht entgehen, mich nicht täuſchen über den endlichen Ausgang. Dieſe Vorgefühle erfüllten mein Gemüth mit Schmerz und Jammer. Die himm-

liſch gütigen Briefe, noch immer unverkürzt und regelmäßig, und — troſtlos! — waren mit größter Anſtrengung geſchrieben; ſie waren nur mit ſchmerzlicher Mühe zu entziffern. Wie konnte ſo Heiterkeit in meiner tief trauernden, mit drohender Ahndung erfüllten Seele ſein! Daß der Vollendete, bei der rührenden Sorge mein Gemüth zu erheben, zugleich auch darauf hinarbeitete, mich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, das ſprach jeder Brief und auch der nächſte aus.

Anm. d. Herausg.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 7. September 1830.

Ihr am 31. v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, ſehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geſchrieben iſt. Ich danke Ihnen ſehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden iſt ſehr erwünſcht, und ich wüßte nicht worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Geſundheit reden, ſo bedarf das doch einer Einſchränkung. Meine Geſundheit iſt gut, weil ſie mich nicht leiden macht, und vorzüglich weil ich ſie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. Uebrigens ſieht man mir das Alter viel mehr an, als andern Menſchen von gleichen Jahren, und ich bin auch weniger rüſtig, als es meinem und einem weit höheren Alter gemäß iſt. Auch abweſend können Sie das in meiner Handſchrift ſehen, deren Ungleichheit und Mangel an Feſtigkeit gar nicht von den Augen, ſondern allein von der Hand herkommt. Das iſt allerdings Folge der Jahre, aber daß es ſo früh und ſo plötzlich gekommen iſt, iſt allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, ſo verheirathet war, wie man es einzig ſein konnte und ſein mußte, ſo iſt die Trennung dieſes Bandes nicht der bloß geänderte Zuſtand, ſondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Perſon und noch dazu in höheren Jahren iſt ein natürli-

ches, ein menſchliches, ein unabänderliches Ereigniß, ich ſuche nicht Hülfe oder Troſt — denn der Kummer, der nach Hülfe und Troſt verlangt, iſt nicht der höchſte und kommt nicht aus dem Tiefſten des Herzens. Ich bin auch gar nicht unglücklich, ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es ſein kann, aber ich bin anders als ſonſt, ich hänge mit den Menſchen und der Welt nur in ſofern zuſammen, als ich Ideen daraus ſchöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, ſonſt habe ich keinen andern Wunſch, als allein zu ſein. Jede Störung meiner Einſamkeit, jeder, auch nur Stunden dauernde Beſuch iſt mir höchſt unangenehm, wenn ich auch den Menſchen, die mich beſuchen, gut bin. Ich thue nichts dazu und mache nichts darin, es hat aber ſeit einem Jahre ſehr zugenommen, und ich ſchließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich ſo lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engſten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte ſie wöchentlich, auch öfterer zu ſehen. Seit dem unglücklichen Verluſte habe ich ſie kaum drei- oder viermal geſehen. Sie fühlen und begreifen mich und eine natürliche Diskretion hält ſie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu beſuchen. Ich lade aber niemand ein, ſondern überlaſſe das meinen Kindern. Iſt jemand bei ihnen, ſo brauche ich nicht länger dabei zu ſein, als ich Luſt habe. Ich erzähle Ihnen das, weil Sie gern einen Begriff meines Zuſtandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht ſchlimmer. Beſſer kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar ſehen muß, ſage ich mir, daß die Schwäche mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Leſen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht ſtelle ich es

ſchon ſehr ein. Ich ſitze oft abends allein zwei bis drei Stunden, ohne ſcheinbar etwas zu thun. Ich kann aber nicht ſagen, daß dieſe Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verſtriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas ſehr Süßes, und ſtrengt man ſich an, ernſthafter und in gewiſſer Folge zu denken, ſo nützt es für die Arbeit des folgenden Tags. Ich ziehe dies einſame Sitzen einem Geſpräch weit vor. Oft indeß und in den frühern Abendſtunden laſſe ich mir vorleſen. — Heute war ein ſelten ſchöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, ſchöner Himmel, aber ſehr herbſtlich iſt es bei uns ſchon, ich weiß nicht ob auch bei Ihnen. Das Laub iſt ſchon ſo gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter ſieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es iſt unglaublich, wie ſchnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat ſind vorbei, und ehe man ſich umſieht, das ganze Jahr. Es ſcheint gar nicht der Mühe werth, eine ſo alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir iſt es wirklich, als wäre mir dieſe Empfindung nie ſonſt in gleichem Grade lebendig geweſen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeiten als nach ſonſt einer Ausfüllung meſſe, und da iſt mir immer die Zeit, in der etwas zu Stande kommen ſoll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor, was er ſoll, und aus dieſen Lücken der einzelnen Tage entſteht ein großes Deficit im Ganzen. Ich habe darum den Winter nicht ſo ganz ungern, weil man doch, ſelbſt in meiner, das ganze Jahr hindurch ſehr ruhigen, mußevollen und freien Lage, immer im Winter mehr und angeſtrengter arbeitet.

Es war mir überraſchend in Ihrem Briefe zu ſehen,

daß Sie so weit in der Sternkunde sind, so darin befestigt, Freude und Genuß daran haben. Es ist das schön und lobenswerth, und gehört, möchte ich sagen, in Ihr einsames, stilles Leben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß der nächtliche Himmel die Seele erhebe, sie von der Erde, die man in der Stille der Nacht mit ihrem unendlichen Jammer und mannichfaltigen Schmerz zuweilen vergesse, abziehe und das bange Herz mit Trost erfülle. Es macht mir Freude, daß der Anblick des Sternenhimmels so auf Sie wirkt, und daß ich Sie veranlaßt habe, mehr darauf zu achten und sich damit zu beschäftigen; aber es thut mir zugleich sehr leid, daß fort und fort Ihre Empfindungen die trübe Farbe behalten. — Sie erwähnen der Kantischen Hypothese von unserer dereinstigen Fortdauer auf dem Jupiter. Ich glaube, wir haben schon einmal in unsern Briefen über diesen Gegenstand gesprochen. Es thut mir leid — da Ihnen die „gewagte Idee", wie Sie es nennen, lieb ist — zu sagen, daß ich sie nicht theilen kann, und daß ich nicht begreife, wie Kant das annehmen kann. Aber ich komme einmal darauf zurück, da es eine Lieblingsidee von Ihnen zu sein scheint.

Sie wünschen ferner in Ihrem Briefe, daß ich, nach dem wiederholten Rath, daß Sie eine abziehende und anziehende geistige Beschäftigung beginnen, Ihnen sagen soll, was Sie vornehmen könnten? Sie bemerken dabei, was ich auch voraussetzte, daß es weder zu viel Zeit kosten, noch einen umständlichen Apparat erfordern dürfe. Das ist eigentlich eine schwere Aufgabe. Denn die Wahl muß doch vorzüglich durch Ihre Lust bestimmt werden, und über die können nur Sie urtheilen. Ich will indeß versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich folge dabei einem Wink, den mir Ihr Brief selbst giebt. Sie reden von der Erde,

und allerdings muß auf den Himmel dieſe folgen. Was Sie aber eigentlich mit Vergnügen von der Erde erkennen wollen? Ich denke alles, was die Erde in Beziehung auf das Menſchengeſchlecht, und dieſes wieder in Beziehung auf ſie iſt. Was Sie intereſſiren kann, muß immer dieſe Verbindung berühren, nicht das Einzelne zu abgeriſſen verfolgen. Hier weiß ich nun ein Buch, welches dieſe Bedingungen ganz erfüllt. Dies iſt Ritter's Erdkunde. Es iſt eines der geiſtvollſten und genialſten Bücher, die ſeit lange erſchienen ſind. Ritter behandelt die Erdkunde oder Geographie auf eine ganz neue Weiſe, theilt die Erde in ihre natürlichen Gebiete von Gebirgen, Thälern und Strömen ab, und bringt überall das aus der Geſchichte bei, was den allgemeinen Zuſtand des Menſchengeſchlechts ſchildert, ohne in die einzelnen kleinlichen politiſchen Händel einzugehen. Von dieſer Seite wird das Buch ganz Ihren Endzwecken und Ihrem Bedürfniß entſprechen. Es iſt auch darin für Sie zweckmäßig, daß es nicht ein Buch iſt, was man ſchnell wegleſen muß, ſondern eines, das oft im Einzelnen wiedergeleſen und ſtudirt ſein will. Sie haben ſehr recht, das bloß lange und viele Leſen nicht zu lieben. Man muß ſuchen, ſich von dem, was man kennen lernen will, erſt einen richtigen Begriff zu machen. Dies wird Ritter bei Ihnen für die Erde bewirken, wenn Sie es recht anfangen. Sie müſſen, meines Erachtens, nicht mehr als täglich eine Stunde in dem Buche leſen. Das werden Sie mit wenigen Ausnahmen können. Dann müſſen Sie aber im Gedanken das Geleſene wieder durchleſen, und ſo ſuchen ſich daſſelbe zu eigen zu machen. Dies läßt ſich, da allein die Gedanken damit zu thun haben, ſollte ich denken, mit Ihrer Arbeit verbinden. Intereſſirt Sie dann irgend ein Punkt genauer, ſo könnten Sie andere Bücher darüber

nachleſen. Ein Mangel an dem Buche iſt, daß keine Karten dabei ſind. Die Beſchreibung der Gebirgszüge und des Stromlaufes iſt aber ſo deutlich, daß, wenn man nur irgend eine Karte zu Hülfe nimmt, die Einbildungskraft leicht alles darauf Fehlende erſetzt. Ich ſollte gewiß meinen, daß Ihnen dies Buch, ſo nach und nach langſam durchgegangen, eine angenehme und nützliche Beſchäftigung gewähren würde. Ritter hat bis jetzt Aſien und Afrika abgehandelt, und ich würde Ihnen rathen, wenn Sie die Einleitung durchgegangen wären, zuerſt Aſien, nicht Afrika vorzunehmen, obgleich in dem Werke Afrika zuerſt ſteht. Aſien iſt, wenn man in die Vorzeit zurück geht, offenbar der wichtigſte Welttheil. Es blüheten da ſchon Religion, Philoſophie und Dichtung aller Art, zu einer Zeit, von der man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob und wie Europa bewohnt war. Auch ſteht alle Kultur und Wiſſenſchaft, deren wir uns noch heute erfreuen, mit Aſien in Verbindung, und läßt ſich darauf als auf ihre Quelle zurückführen.

Sie erwähnen der neueſten unruhigen Auftritte. Seit Sie ſchrieben, haben ſich dieſe ſehr vervielfältigt und ſind ſogar in unſere Nähe gekommen. Es iſt ſchmerzlich mit anzuſehen, wie Leidenſchaft, wilde Rohheit und Uebermuth den Frieden bedrohen, deſſen man ſo lange genoß. Indeß wird ſich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt ſind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechſel, und dieſer Wechſel muß Gottes Wille ſein, da er weder der Macht, noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillſtand zu bringen. Die große Lehre iſt auch hier, daß man ſeine Kräfte in ſolchen Zeiten doppelt anſtrengen muß, um ſeine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für ſein

Glück und ſeine innere Ruhe andere Dinge ſuchen muß, die ewig unentreißbar ſind. —

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 28. d. M. zur Poſt zu geben. Leben Sie recht wohl, erhalten Sie ſich heiter und ſein Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme verſichert. H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 6. Oktober 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 28. v. M. erhalten und danke Ihnen sehr dafür. Es war hier seit acht bis zehn Tage außerordentlich schönes Wetter, ich habe es recht genossen und bin die Nachmittage meistentheils ganz draußen gewesen. Ich fahre fort so wohl und gesund zu sein, daß, wenn ich auch auf alles Einzelne an mir Acht geben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Ich sage Ihnen dies zuerst, da Sie mir wiederholt gesagt haben, daß Sie die Stellen über mein Befinden zuerst aufsuchen. Es ist vielleicht Unrecht, das so zu preisen und das Schicksal gleichsam heraus zu fodern und gewissermaßen das Glück zu berufen. Größtentheils ist das Aberglaube, aber doch nicht ganz. Wenn das Rühmen mit etwas Gutem, mit einer vermessenen, inneren Zuversicht, oder mit großer und ängstlicher Bangigkeit vor dem Umschlagen verbunden ist, so schlägt es wirklich leicht um. Man nennt es eine Strafe Gottes, oder man glaubt, daß es ein für allemal in der sittlichen Weltordnung so eingerichtet sei, daß das sich Ueberhebende wieder gedemüthigt werden muß, so ist die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt sie, sie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen, viele haben sie in denkwürdigen Sprichwörtern, auch in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt. Auf mich findet das indeß keine Anwendung. Ich

spreche gegen Sie mein Wohlsein und meine Gesundheit aus, weil ich weiß, daß es Sie freuet, und Ihnen eine Beruhigung ist und Trost, und weil das Aussprechen die natürliche Regung eines gegen das Schicksal dankbaren Gemüths, ja selbst ein Dank ist, ohne daß man etwas hinzufügt. Ich hege dabei keine Vermessenheit, ich habe, und gerade jetzt, wo viel Aeußeres wankend werden kann, das klare Bewußtsein, daß alles, was jetzt die äußere Lage eines Menschen ruhig, sorgenlos, genußreich und selbst beneidenswerth macht, sich, ohne daß man es ahndet, umwenden kann; viel leichter noch die Gesundheit in höheren Jahren. Ich habe aber darüber nicht die mindeste Aengstlichkeit. Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt, aber ich hänge an nichts. Ich lebe durchaus nicht in Hoffnungen, und da ich nichts von der Zukunft erwarte, so kann ich mich auch nicht täuschen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind hier unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht noch mit Begeisterung. In der Gegenwart suche ich mehr Thätigkeit als Genuß. Im Grunde ist aber dieser Ausdruck unrichtig. Der Genuß entsteht durch die Thätigkeit, beide sind aber immer verbunden. Es giebt allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuströmt. Den kann man aber nicht suchen, und es ist beklagenswerth, wenn sich die Sehnsucht auf einen solchen heftet. Aber der große Genuß, das große Glück, das

wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in der gewiſſen Betrachtung, daß das Glück zwar ein großes, ſchätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edeln Gefühle der wahre und letzte Zweck iſt, übrigens alles in der Welt wechſelnd und ſeiner Natur nach vergänglich iſt. Durch dieſe Anſicht verſenkt das Leben in der Vergangenheit nicht in ein dumpfes Brüten über vergangene Freuden oder empfundene Leiden, ſondern verſchlingt ſich in die innere Thätigkeit, welche das Gemüth in der Gegenwart beſchäftigt. So iſt es in mir, und da die Gefühle, auf welchen mein Leben beruhet, jetzt alle in die Vergangenheit entrückt ſind, auf eine zwar von Wehmuth begleitete, aber ein ſo ſüßes und ſo ſicheres, von Menſchen und Schickſalen ſo unabhängiges Glück gebende Weiſe, daß nichts es zu entreißen, ja ſelbſt nur zu ſchwächen vermag. —

Es hat mir Freude gemacht zu ſehen, daß Sie in den Gedanken einer abziehenden geiſtigen Beſchäftigung eingehen. Es intereſſirt mich ſehr. Was ich Ihnen vorgeſchlagen habe, halte ich zwar für gut und angemeſſen, aber es iſt allein doch vielleicht zu einförmig und zu ſehr bloß den Verſtand beſchäftigend. Mir iſt daher bei fernerem Nachdenken darüber etwas anderes eingefallen, das Ihnen wenigſtens beweiſt, daß ich Ihnen gern behülflich ſein möchte. Ich ſollte denken, Friedrich Leopold Stolberg's Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti müßte ein geeignetes Buch ſein, von Ihnen nicht bloß geleſen, ſondern eigentlich ſtudirt zu werden. Sagen Sie mir doch, ob und wie genau Sie es kennen? Iſt es Ihnen aber nicht zu Geſicht gekommen, ſo verſchaffen Sie ſich einen Theil und leſen ein Stück und ſchreiben mir dann darüber. Sollte es

Ihnen zuſagen, ſo könnten Sie es zu einer fortgeſetzten Lektüre machen. Wenn das aber der Fall wäre, ſo iſt das ein Buch, das man, weil man gern in verſchiedenen Stimmungen darauf zurückkommt, ſelbſt beſitzen, nicht geliehen haben muß. Ich würde es Ihnen dann gern ſchicken, und Sie bitten, es als ein Andenken von mir zu behalten. Wenn Sie es noch nicht kennen und etwas zur Probe leſen wollen, ſo laſſen Sie ſich den fünften Theil geben. Dieſer enthält das Leben Jeſu Chriſti ſelbſt, und wird Ihnen alſo am leichteſten zur Prüfung dienen können, ob Stolberg's Anſichten Ihnen zuſagen. Stolberg war bekanntlich zur katholiſchen Religion übergegangen. Das hat aber, ſo viel ich urtheilen kann, auf ſeine Schrift keinen Einfluß gehabt. Ich ſelbſt habe allerdings nur einen kleinen Theil derſelben geleſen; aber ich kenne Männer, und beſonders Frauen, welchen ich ein gleich vollgültiges Urtheil als mir ſelbſt zuſchreibe, die durch nichts dieſer Art beim Leſen geſtört worden ſind. Als eigentliches Religionsbuch geht jedem natürlich die Bibel über alles, und man bedarf nichts außer ihr. Allein gerade als Religionsbuch ſehe ich das Stolbergiſche Werk nicht an. Es iſt eine Art Kirchengeſchichte, aber nicht für Gelehrte, nicht für einen wiſſenſchaftlichen, über Dogmen grübelnden, ſondern für einen ſittlichen und erbaulichen Zweck geſchrieben. Es zeigt alſo, wie ſich die chriſtliche Religion in den Köpfen und noch weit mehr in den Herzen der Menſchen geſpiegelt hat. Gerade das aber iſt der ausgezeichnete Theil des Menſchengeſchlechts. Die Religion ſelbſt iſt in die Natur des Menſchen eingepflanzt. Die chriſtliche iſt durch beſondere Anordnung von oben in die Welt gekommen. Es iſt doch aber dem Menſchengeſchlecht in Rückſicht auf ſie die Freiheit nicht genommen, vielmehr im höchſten Grade gelaſſen

worden, da gerade Religionsgefühle nur durch das freiſte Herausgeben aus dem Innern Werth haben. So iſt ſie angenommen und zurückgeſtoßen worden, bis ſie endlich überall geſiegt hat. Allein in die Herzen der Menſchen aufgenommen, geſtaltet ſie ſich anders und anders, nach den Eigenthümlichkeiten des Geiſtes und Charakters derer, die ſich zu ihr bekennen. Schon an den Apoſteln, alſo gleich im erſten Anfange, ſieht man das. Die Lehre geſtaltet ſich anders in Johannes wie in Petrus. In der Folge entſtanden dann auch wirkliche Spaltungen. Es miſchten ſich Leidenſchaften und weltliche Abſichten ein. So entſtand Entweihung und Mißbrauch. Immer aber ſieht man in dieſer Religionsgeſchichte Göttliches neben Irdiſchem, immer das Eine Ewige und Unſterbliche, wie eine Sonne, Licht und Wärme anziehen, aber bald mehr, bald minder durch den Schleier des Irdiſchen verhüllt. Ich habe ſehr jung mit großem Eifer Kirchengeſchichte geleſen, und wenig Studien haben mich ſo ſehr angezogen.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 26. d. M. zur Poſt zu geben; wenn Sie früher ſchreiben, iſt mir Ihr Brief immer und an jedem Tage willkommen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit aufrichtiger und unveränderter Theilnahme der Ihrige H.

Zwanzigſter Brief.

Tegel, den 6. November 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 26. v. M. abgegangenen Brief vor einigen Tagen empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Er iſt in einer ſo ruhigen Stimmung geſchrieben, daß er mir dadurch doppelt erfreulich geworden iſt. Denn ich bin überzeugt, daß gerade dieſe Stimmung auch für Sie die beglückendſte iſt. Der ſchöne Herbſt iſt aber auch recht gemacht, der Seele und dem Gemüth ſo viel Heiterkeit und eine ſo lebendige Farbe zu geben, als ein jeder nach ſeinem innern Zuſtande in ſich aufzunehmen fähig iſt. Ich denke, ich erinnerte mich nie eines ſo ſchönen und beſtändigen Oktobers und beginnenden Novembers. Im vorigen Jahre lag um dieſe Zeit ſchon Schnee, der dann auch den ganzen Winter liegen blieb. Jetzt iſt die Luft milde, wie im Sommer, und kaum daß hier und da ein Regentag das wolkenloſe Blau des klaren Himmels unterbricht. Geſtern leuchteten ſchon die Sterne ſehr hell, als ich vom Spaziergange zurück kam, und auch heute war es noch lange nach Sonnenuntergang ſehr ſchön. Die Monatsroſen ſind in der reichſten, üppigſten Blüthe. Es iſt wirklich etwas Ungewöhnliches in dieſer Witterung, als wollte der Himmel der Erde eine Entſchädigung für den letzten langen Winter angedeihen laſſen. Wie ſehr ich mich aber auch freue über das ſchöne Wetter, ſo liebe ich doch eigentlich den Herbſt nicht. Die Entblätterung der Bäume

hat etwas ſo Trauriges, und giebt der Natur, die erſt überall Fülle, Reichthum und Ueppigkeit iſt, den entgegengeſetzten Charakter der Dürftigkeit. Die herbſtlichen Bäume haben auch für mein Gefühl etwas noch mehr Widerwärtiges, als im Winter. Dann iſt die Zerſtörung wenigſtens vorüber, im Herbſt aber ſtellt ſie ſich noch im Werden ſelbſt dem Auge dar. Die armen Bäume ſcheinen ſo vom Winde gezauſet und mißhandelt, daß man Mitleid, wie mit Menſchen, mit ihnen haben möchte. Im frühern Herbſt loben viele Leute die mannichfaltigen Farben, welche dann das Laub annimmt. Ich habe das oft rühmen hören. Ich ſelbſt aber habe nie Gefallen daran finden können, und hätte dieſe Farbenpracht gern der Natur geſchenkt. Wie viel ſchöner iſt das allgemeine Grün des Sommers, und man hätte ſehr unrecht dieſes einförmig zu nennen. Es hat vom Zarten und Hellen an bis zum tiefſten Dunkeln ſo mannichfaltige Nuancen, daß auch der Wechſel und die Schattirungen das Auge erfreuen. Dieſe Farben-Nuancen ſind aber milde und fein und nicht ſo grell, als die herbſtlichen Farben. —

Mit meiner Geſundheit geht es fortdauernd gut. In der Einfachheit und Einförmigkeit, worin ich lebe, müßte mir eine wirkliche Krankheit zuſtoßen, wenn meine Lebensverrichtungen aus ihrem Geleiſe kommen ſollten. Unpäßlichkeiten entſtehen da weniger. — Die Geſundheit iſt ein Gut, das ich ſchätze, beſonders der ungehemmten Thätigkeit wegen. Wenn ich aber ſagen ſollte, daß ich mich vor einer Krankheit ſcheuete, oder ſie wie ein großes Uebel anſähe, ſo könnte ich es mit Wahrheit nicht behaupten. Ich bin bis in mein 35ſtes Jahr ſehr oft krank geweſen, ſeitdem auch, aber ſeltener. Zweimal war ich dem Tode ſehr nahe, aber ich kann nicht ſagen, daß mir der Zuſtand des

Krankſeins je ſo peinlich oder unglücklich geſchienen hätte. Bei mir, vielleicht iſt das aber nicht bei Allen ſo, iſt bei einer Krankheit immer nur der Körper ſehr abgeſpannt geweſen, der Geiſt nicht, dieſen verſetzt, ſelbſt ohne Fieber, vielmehr gerade dies Erlöſchen der phyſiſchen Kraft und die Unterbrechung der einförmigen Allgeſchäftigkeit in eine größere und ſchönere Spannung. Man bringt freilich nichts hervor, aber man träumt, macht Pläne und bereitet ſich auf eine größere Thätigkeit nach der Geneſung vor. Das einzige wahrhaft Unangenehme beim Krankſein iſt mir von Kindheit an geweſen das viele Bekümmern um den Kranken, das Pflegen, das Unruhigſein, gar das Bedauern und Mitleidhaben. Es ſind das ganz natürliche, lobenswürdige, ſogar mit Dank zu erkennende, aber mir ſo läſtige Gefühle, daß mir dadurch erſt die Krankheit zur Krankheit wird. Es iſt mir daher ſehr lieb geweſen, daß ich die beiden male, wo ich gefährlich krank war, zufällig ganz allein ohne irgend einen der Meinigen war. Die Verſicherungen, die Sie mir geben, daß Sie nicht unruhig, nicht bekümmert ſind, haben mich ſehr gefreuet, und ich glaube ihnen gern. In dem Sinne, in welchem Unruhe und Unzufriedenheit zu tadeln ſind, ſchreibe ich ſie Ihnen auch nicht zu. Daß Sie bewegt und leicht gerührt ſind, iſt natürlich und ſchön. Auch Müdigkeit am Leben begreife ich ſehr, obgleich ich dies Gefühl nie gehabt habe. Allein ſelbſt ohne unglücklich zu ſein, kann das Leben leicht Müdigkeit einflößen, ich möchte ſagen, es muß es ſogar, ſobald es dem Menſchen aufhört als ein Fortſchreiten in irgend einer Art zu erſcheinen und ihm zu einem Rundgange wird, auf dem nun nichts Neues mehr erſcheint. Auf dieſe Weiſe fühlt man das Nichtige, was das Leben ſogleich hat, als man es mit dem höchſten Geiſtigen vergleicht, was aber

erſchwindet, ſo lange man es als eine Stufe zu höherem fortſchreiten anſehen kann.

In dem, was Sie über Stolberg's Werk ſchreiben, ann ich Ihnen nicht ganz unrecht geben. Funfzehn Theile ind allerdings viel, und es mag auch ſein, daß es Ihnen ielleicht nicht einmal gut wäre, ſich ſo viel mit Religions= deen zu beſchäftigen. Sehen Sie aber zu, wie Ihnen der ünfte Theil gefällt, und ſchreiben mir dann darüber, ob Sie das Werk zu beſitzen wünſchen oder nicht?

Wieder auf Ihre, zur Erheiterung gereichenden, einfach ewählten Beſchäftigungen zurück zu kommen. Ich weiß icht, liebe Charlotte, ob zu einer geiſtigen Beſchäftigung, ie ich Ihnen rieth, es ſo vieler und ſo abſichtlicher Zu= üſtungen bedürfe, wie Sie mir von der R. erzählen. Die ich Ihnen zuerſt davon ſchrieb, war wenigſtens das ein Gedanke nicht. Zu dieſer Beſchäftigung gehört gerade reiheit, und die wird durch ſo ſchwierig angelegte Lektüre ehemmt. Mir ſcheint eine ganz entgegengeſetzte Methode iel einfacher. Wozu ſoll man gerade wiſſen und lernen? s iſt viel beſſer und viel wohlthätiger zu leſen und zu nken. Das Leſen ſoll nämlich bloß den Stoff zum Den= n hergeben, weil man doch einen Gegenſtand haben muß, nen Faden nämlich, an dem man die Gedanken an ein= nder reihet. Hierzu braucht man aber beinahe nur zu= llig ein Buch, wie es ſich finde, in die Hand zu nehmen, nn es auch wieder weglegen und mit einem andern ver= uſchen. Hat man das einige Wochen gethan, ſo müßte einem an aller geiſtigen Lebendigkeit und Regſamkeit hlen, wenn man dann nicht von ſelbſt auf Ideen geriethe, e man Luſt hätte weiter zu verfolgen, Dinge, über die man mer mehr zu wiſſen verlangte, ſo entſteht dann ein eigen wählter Studium, nicht ein durch fremden Rath gege=

benes. So dächte ich, hätte ich es alle Frauen machen sehen, die gern in ihrem Innern ein reges geistiges Leben führten. Sehen Sie nun zu, da wir die Sache jetzt besprochen und von manchen Seiten überlegt haben, welchem Vorschlage Sie folgen wollen. Schon das bloße Nachdenken über die Wahl einer Beschäftigung ist selbst eine Beschäftigung, und die Vorbereitungen gewähren schon einen Theil des Nutzens der Sache selbst. Ich werde Ihnen gern bei allem, so viel ich kann, behülflich sein.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. auf die Post zu geben. Ich wünsche von Herzen, daß Sie gesund bleiben mögen, und wenigstens nichts Aeußeres Ihre Ruhe störe. Erhalten Sie sich dann auch die innere, und sein Sie von meiner unveränderlichen Theilnahme und Freundschaft überzeugt. Ihr H.

Einundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 4. December 1830.

Ihr am 6. vor. Monats angefangener und am 17. geendigter Brief, liebe Charlotte, hat mich außerordentlich gefreuet. Er ſpricht ſich ſo rein über ihre innerſten Empfindungen aus, iſt in einer ſo vielmehr ruhigen, auf äußere Gegenſtände und ernſte Betrachtungen gerichteten Stimmung geſchrieben, und hat mich auch außerdem durch ſeinen Inhalt ſo intereſſirt, daß ich Ihnen doppelt dankbar für dieſen Brief bin, wie ſehr ich auch jeden immer als einen Beweis Ihrer mir gewidmeten Geſinnungen ſchätze und mit lebhaftem Vergnügen empfange. Es iſt mir auch lieb geweſen, daß Sie nicht gerade den von mir beſtimmten Tag zum Schreiben abgewartet haben. Sie ſind Ihrer Neigung gefolgt, was beim Briefſchreiben, das keine Art des Zwanges erträgt, ſondern ſich einer völligen Freiheit erfreuen will, immer die beſte iſt. Sie haben mir aber auch die Freude gemacht früher zu wiſſen, daß Sie in einer Sie anziehenden Beſchäftigung wären, und Ihr Urtheil über meinen Vorſchlag früher zu erfahren. Ich halte überhaupt nichts von dieſen Tagsbeſtimmungen, ſondern fahre nur fort ſie zu machen, weil Sie mehrmals geſchrieben, daß Sie Werth darauf legen. Sie erinnern ſich, wie ſie entſtanden ſind. Da ich aber doch glaube, daß Sie es lieber haben, ſo werde ich dieſe Beſtimmung meinen Briefen immer noch hinzufügen; nur wiederhole ich meine Bitte,

daß Sie ja davon abweichen, ſo oft Sie in oder außer ſich einen Anlaß dazu finden. Ich meine dies nämlich ſo, daß Sie ohne Bedenken früher ſchreiben, als ich es geſagt habe. Nur ſpäter bitte ich Sie, es nie zu thun. Es entſtände dann ein zu langer Zwiſchenraum zwiſchen Ihren Briefen.

Wir haben ein ſonderbares Jahr, finden Sie das nicht auch? Für die Jahrszeit iſt das Wetter noch ſehr gelinde. Ich habe das gern, und was mich vorzüglich freuet, iſt, daß der Schnee ſo lange ausbleibt. Auf kurze Zeit macht es einem zwar wohl Freude, ſo eine glänzend weiße, reine, unberührte Schneedecke zu ſehen, aber auf die Länge iſt das einförmige Gewand der Natur doch zu ermüdend. Der jetzige Winter iſt, wenigſtens hier, gar nicht feucht und daher auch der Geſundheit nicht nachtheilig. Die meinige wenigſtens fährt fort ſehr gut zu ſein, ich leide auf keine Weiſe, lebe in meiner gewohnten Regelmäßigkeit fort, mache mir täglich Bewegung und empfinde ganz das Wohlthätige dieſer einfachen Lebensart. Ueber die Augen kann ich wenigſtens nicht beſonders klagen. Daß die Schwäche, obgleich ich ſie ſehr ſchone, allmälig zunimmt, glaube ich wohl zu bemerken. Allein es wäre thöricht ſich darüber wundern zu wollen. Es iſt genug, daß es langſam geht. Eben ſo iſt es mit der Unbehülflichkeit der Hand im Schreiben. Daß dies zunimmt, werden Sie am beſten bemerken, aber auch damit geht es allmälig. Indeß ſchreibe ich ſehr wenig mehr ſelbſt, und werde das eigene Schreiben immer mehr einſchränken. Zum Diktiren nehme ich die Abendſtunden, weil das doch auch die Augen ſchont. So wiſſen Sie ganz genau und umſtändlich von mir.

Für die ausführliche Mittheilung Ihres Urtheils über Stolberg's Religionsgeſchichte danke ich Ihnen ſehr. Es

iſt mir ſehr intereſſant geweſen. Ich ſelbſt kenne das Buch wenig. Allein ich hatte, und gerade Frauen, ſehr vortheilhaft darüber urtheilen hören. Das beſtimmte mich, Sie darauf aufmerkſam zu machen. Auch habe ich ſelbſt immer Vorliebe für Kirchen- und Meinungsgeſchichte gehabt. Stolberg's Uebertritt zur katholiſchen Religion beurtheilen Sie ſtrenger, als ich urtheilen würde. Solche Dinge geſtalten ſich eigen in jedem Kopf und Herzen, und es iſt einem Dritten kaum möglich, die Fäden zu erkennen, an denen ſie hängen. Ein ſehr ſelbſtändiger Mann war Stolberg wohl auch nicht, und auf keine Weiſe ein großer und tiefer Kopf. Auch in ſeinen Gedichten zeigt ſich keine Tiefe und Idealität der Anſichten. Sie wirken in uns nach wie Jugenderinnerungen, und haben auch ein reges Leben, eine ſchöne Kräftigkeit der Gefühle und etwas ſehr Biederes in der Geſinnung. Poetiſcher könnten ſie allerdings ſein.

Nach dem von Ihnen gemachten Verſuch laſſen wir aber das Stolberg'ſche Werk zur Seite liegen, und Sie befaſſen ſich nicht weiter damit. Daß Ihnen dagegen der Ritter gefällt und ganz zuſagt, freuet mich ungemein. Das Werk hat zwei Bände, der Verfaſſer hat aber, ſtatt es fortzuſetzen, eine zweite Auflage gemacht, von der jedoch erſt der erſte Band erſchienen iſt. Man muß alſo den erſten Band der zweiten und den zweiten Band der erſten Auflage nehmen. Eine große Freude, wofür ich Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich danke, haben Sie mir dadurch gemacht, daß Sie mir ſagen, daß Sie, ſtatt den Stolberg, den Ritter von mir zu haben wünſchen; ich habe gleich einer Buchhandlung den Auftrag gegeben, Ihnen das Buch zu überſenden. Ich finde und habe immer gefunden, daß ſich ein Buch gerade vorzugsweiſe zu einem freundſchaftlichen Geſchenk eignet. Man lieſt es oft, man kehrt oft

dazu zurück, man nahet ſich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Taſſe, ein Glas, einen Hausrath, ſo in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens, und erinnert ſich ſo immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genuſſes. Möge Ihnen das Buch dann noch mehr Befriedigung gewähren, weil es von mir kommt. Sonſt vermag ich Ihnen eigentlich über Paläſtina nichts zu ſagen und auch kein Buch vorzuſchlagen. Sie wollen, und das billige ich auch ſo ganz, den alten Zuſtand, die alte Geſchichte des Landes bis unmittelbar nach Chriſtus kennen lernen. Alſo können Ihnen neue Reiſebeſchreibungen, wie Chateaubriand und andere, wenig oder gar nicht nützen. Ich bin aber auch in dieſen nicht bewandert. Die alte Geſchichte iſt, außer der Bibel, in den griechiſchen und römiſchen Profanſkribenten, in dieſen iſt es jedoch zerſtreuet, und Sie können es nicht in den einzelnen aufſuchen. Der einzige Joſephus behandelt die jüdiſche Geſchichte abgeſondert. Ob es von dieſem eine deutſche oder franzöſiſche Ueberſetzung giebt, weiß ich in der That nicht, vermuthe es aber. Wenn Sie dort auf der Bibliothek nachfragen, ſo erhalten Sie es gewiß. Was die Nachrichten in andern Schriftſtellern betrifft, ſo kann ich Ihnen nur Einen Rath geben: Sie müßten in einer recht ausführlichen Weltgeſchichte die Geſchichte der Juden leſen. Dazu würde die große, aus dem Engliſchen überſetzte allgemeine Weltgeſchichte, oder Rollin's Histoire ancienne am beſten ſein. Den Rollin habe ich als ſehr junger Menſch ſehr geliebt. Er iſt ein leichtgläubiger, alles ohne Kritik aufnehmender Schriftſteller, man findet aber alles nur irgend Intereſſante bei ihm, und er erzählt mit einer ſo naiven Treuherzigkeit. In dem Rollin finden Sie dann alles einzeln, was die Schriftſteller des Alterthums

haben, auch deren Angaben mit denen der Bibel vergli-chen. Wollten Sie mehr, ſo giebt es noch vom alten Michaelis in Göttingen, der lange todt iſt, ein Buch, worin viele Punkte des jüdiſchen Alterthums erklärt ſind, es führt den Titel: „Moſaiſches Recht.“ Auf dieſe Weiſe würden Sie dahin kommen, durch die Verbindung dieſer Bücher mit Ritter's Erdkunde, ſich eine anſchauliche Vor-ſtellung von Paläſtina und ſeinen Bewohnern durch die ganze alte Geſchichte zu machen. Ich finde den Gedanken, gerade von dieſem Theil der Erde eine genaue und leben-dige Kenntniß bekommen zu wollen, ſehr gut. Das In-tereſſe an den andern Ländern muß ſich bald erſchöpfen, in dieſem aber iſt es von einer höheren, edlern, dauernden Natur. Die Forſchungen über alles, was Paläſtina be-trifft, hängen ſo unmittelbar mit der Leſung der Bibel zuſammen, daß ſie den Inhalt der heiligen Schriften der Seele vorſtellen müſſen, und dadurch auch auf das Gemüth wohlthätig zurückwirken. Sie haben ſich, wie mir ja be-wußt iſt, viel mit der Bibel beſchäftigt, Ihnen muß alſo das Bedürfniß aufgeſtiegen ſein, ſich die Begebenheiten unter den Umgebungen denken zu können, und jeden Ort an ſeine richtige Stelle zu verſetzen, und auch die Folgen der Begebenheiten mehr im Gedächtniß zu haben. So be-greife ich ganz, wie der Wunſch, gerade dieſe Gegend zu kennen, ſo recht aus Ihrem Innern gekommen iſt. Das war es gerade, was ich wünſchte: Sie auf eine Beſchäfti-gung, durch ſich ſelbſt und durch Ihre eigene Eingebung geleitet, kommen zu ſehen. Nur das, was in Freiheit aus uns ſelbſt kommt, hält die Seele wirklich und wahrhaft feſt.

Je mehr Sie Ritter's Erdkunde leſen, deſto mehr werden Sie das Buch lieb gewinnen. Es ſchreckt zuerſt durch manche Schwierigkeiten zurück, aber man findet ſich bald

aus dieſen heraus, und hat dann eine große Freude an der Gründlichkeit und Individualität der Schilderungen, der Vielſeitigkeit der Anſichten und der Eigenthümlichkeit der Verknüpfung der einzelnen Züge zu einem Ganzen.

Ich ſehe Ritter oft, da wir Beide Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften ſind. Er gehört dazu im Umgange und nach ſeinem Charakter zu den liebenswürdigſten Menſchen. Er iſt ſehr religiös, und hat auch darin eine Sanftheit und Milde, die für ihn gewinnt und einnimmt. Er iſt in der Stadt allgemein beliebt.

Ich bitte Sie, mir den 21. December zu ſchreiben. Bleiben Sie geſund, liebe Charlotte, erhalten Sie ſich ruhig und heiter, und glauben Sie mich mit unwandelbarer Theilnahme den Ihrigen. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. Januar 1831.

Da ich jetzt wenige Briefe ſelbſt ſchreibe, ſo fiel es mir auf, als ich die Jahreszahl hinkritzelte, denn wirklich kann ich nur Kritzeln mein jetziges Schreiben nennen, da ich dies in dieſem Jahr zum erſtenmal thue. Nehmen Sie alſo auch, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunſch an. Möge nichts Aeußeres, Widerwärtiges Ihnen zuſtoßen, und mögen Sie immer die nöthige Stärke haben, ſich die innere Ruhe zu erhalten, wenn ſie, wie man bei menſchlichen Schickſalen nie eine ſichere Bürgſchaft hat, einmal bedrohet würde. Nach der Art, wie die Menſchen, vorzüglich die höheren Stände, leben, hat, genau genommen, der Jahreswechſel ſeine wahre Bedeutung verloren. Im Grunde fängt mit jedem Tag ein neues Jahr an. Nur die Jahreszeiten machen einen wirklichen Abſchnitt. Dieſe aber haben bei uns kaum auf mehr, als unſere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Einfluß. Mir iſt aber demohngeachtet ein neues Jahr immer eine Epoche, die mich aufs neue in mir ſelbſt ſammelt. Ich übergehe, was ich gethan habe, etwa noch thun möchte, ich gehe mit meinen Empfindungen zu Rathe, mißbillige oder billige, befeſtige mich in alten, mache neue Vorſätze, und bringe ſo gewöhnlich die erſten Tage des Jahres müſſig und arbeitslos hin. Ich lächle dann ſelbſt, daß ich die guten Vorſätze mit Müſſiggang verbringe, aber es iſt nicht ſowohl Müſſiggang als Muße, und dieſe

iſt bisweilen heilſamer als Arbeit. Worauf aber dieſe periodiſchen Betrachtungen immer und gleichmäßig zurück kommen, iſt die Freude, daß ein Jahr mehr ſich an das Leben angeſchloſſen hat. Es iſt dies keine Sehnſucht nach dem Tode dieſe habe ich ſchon darum nicht, weil ja Leben und Tod, unabänderlich mit einander zuſammen hängend, nur Entwickelung deſſelben Daſeins ſind, und es alſo unüberlegt und kindiſch ſein würde, in demjenigen, was moraliſch und phyſiſch ſeinen Zeitpunkt der Reife haben muß, durch beſchränkte Wünſche etwas ändern und verrücken zu wollen. Es iſt auch nicht, ja noch viel weniger Ueberdruß am Leben. Ich habe dieſelbe Empfindung in den genußreichſten Zeiten gehabt, und jetzt, da ich gar keiner äußeren Freude mehr empfänglich bin, wenigſtens keine ſuche, aber ſtill in mir und der Erinnerung lebe, kann ich noch weniger dem Leben einen Vorwurf zu machen haben. Aber der Verlauf der Zeit hat in ſich für mich was Erfreuliches. Die Zeit verläuft doch nicht leer, ſie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch ſie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherm. Ich meine damit nicht gerade die bloß trockene Erfahrung, nein, es iſt eine Erhöhung der Klarheit und der Fülle des Selbſtgefühls, man iſt mehr das, was man iſt, und iſt ſich klarer bewußt, wie man es iſt und wurde. Und das iſt doch der Mittelpunkt für des Menſchen jetziges und künftiges Daſein, aber das Höchſte und Wichtigſte für ihn.

Das wird Ihnen, liebe Charlotte, mehr und beſſer zeigen, wie ich es meine, wenn ich das Alter der Jugend vorziehe. Mein eigentlicher Wunſch wäre aber, daß ich allein alt würde, und alles um mich her jung bliebe. Damit würden dann auch die Andern zufrieden ſein, und gegen dieſe Selbſtſucht keine Einwendung machen. Ganz im Ernſt zu ſprechen,

obgleich auch das mein Ernſt iſt, ich meine nur in dem Ernſt zu ſprechen, den auch Andere dafür nehmen würden — ſo bin ich weit entfernt zu verkennen, daß die Jugend im gewiſſen und im wahren Sinne eigentlich nicht bloß ſchöner und anmuthiger, ſondern auch in ſich mehr und etwas Höheres iſt, als das Alter. Eben weil wenig Einzelnes entwickelt iſt, wirkt das Ganze mehr als ſolches, auch entwickelt das Leben nicht immer alle Anlagen, oft nur wenige, da iſt dann die Jugend wirklich mehr. Auch liegt da in beiden Geſchlechtern ein großer Unterſchied. Dem Manne wird es viel leichter, den Schein und ſelbſt die Wirklichkeit zu gewinnen, als ſei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man ſchätzt in ihm viel mehr die Eigenſchaften, die wirklich dem Alter mehr angehören, und erläßt ihm die Friſche und den Reiz der jüngeren Jahre. Er kann immer bleiben, und ſelbſt mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft ſehr einbüßt. Bei Frauen iſt das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrſchaft, die Höhe der freiwilligen Selbſtverleugnung, durch die das weibliche Alter ſich eine ſo jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Muth ſich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahrt das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens ſuchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweiſe ſchätzen wird. —

Ueber Ihre Beſchäftigung mit Paläſtina freue ich mich ſehr. Es iſt Ihnen gewiß wohlthätig, nicht ewig mit derſelben Arbeit beſchäftigt zu ſein, und nicht, wenn Sie dieſelbe verlaſſen, ſich wieder bloß Selbſtbetrachtungen zu überlaſſen, ſondern ſich mit einem äußern, den Geiſt anziehenden Gegenſtand zu beſchäftigen. Man kehrt durch einen ſolchen dennoch mittelbar in ſich zurück.

In dem, was Sie über den Unterſchied zwiſchen der

neueren Geſchichte und dem Alterthum ſagen, ſtimme ich Ihnen vollkommen bei. Man befindet ſich auf einem ganz andern Boden im Alterthum. Es erging zwar den Menſchen in jenen fernen Jahrhunderten auch wie uns jetzt. Aber die Verhältniſſe waren natürlicher, einfacher, und wurden, was die Hauptſache iſt, friſcher aufgenommen, ergriffen, behandelt und umgeſtaltet. Auch iſt die Darſtellung würdiger, hinreißender und vor allem poetiſcher, die Poeſie war damals noch wahre Natur, nicht eine Kunſt, ſie war noch nicht geſchieden von der Proſa. Dies poetiſche Feuer, dieſe Klarheit anſchaulicher Schilderung verbreitet ſich nun für uns über das ganze Alterthum, das wir nur durch dieſen Spiegel kennen. Denn allerdings müſſen wir uns ſagen, daß wir wohl manches anders und ſchöner ſehen, als es war. Ich will damit nicht geradezu ſagen, daß die Art, wie die Dinge erzählt werden, unrichtig ſei. Das nicht. Allein das Kolorit iſt ein anderes. Wir ſehen die Menſchen und ihre Thaten in andern Farben. Auch fehlen uns eine Menge kleiner Details, wir ſehen nicht alle, oft nur die hervorſtechenden, wenn auch nicht mit Fleiß ausgewählten Züge. So wird alles überraſchender und koloſſaler.

Ich vermuthe, daß Sie bei dem ſchönen, gelinden und oft ſonnigen Wetter auch täglich Ihren Garten beſuchen. Ich laſſe keinen Tag ohne Spaziergang vorübergehen. Die Sonne aber entgeht mir bisweilen, da ich mich in meinen Spaziergängen nicht nach ihr richte. Ich gehe immer Sommers und Winters am Nachmittag, und die Sonne verſteckte ſich hier in dieſen Tagen um Mittag in Nebel.

Meine Geſundheit, denn ich ſehe, daß ich noch nicht von ihr geſprochen, iſt ſehr gut. Ich habe bis jetzt in dieſem Winter nicht einmal einen Schnupfen gehabt. Ich

könnte alſo nur über Altersſchwächen klagen; dieſe ſind aber natürlich, und ich ertrage ſie, ohne mich über ſie zu wundern.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihren nächſten Brief am 25. d. M. zur Poſt zu geben. Leben Sie nun recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine unveränderliche Theilnahme. H.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Tegel, den 5. Februar 1831.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am Weihnachtsfeſt angefangenen und am 25. Januar abgegangenen Brief richtig empfangen, und danke Ihnen doppelt für die große Freude, die er mir durch den ſo viel heiterern Ton gemacht hat, der darin herrſcht. Die Worte, daß Ihre Seele auf Weihnachten ſo heiter, wie ſeit Jahren nicht war, ſind mir ein wahrer Troſt und Beruhigung geweſen. Ich habe immer geglaubt, daß Sie zu innerer Frohheit, zu dem Gleichgewicht der Seele kommen könnten, wo Wunſch und Beſitz ohne Selbſtverleugnung zuſammen treffen, wo man nicht zu viel entbehrt, indem man ſich mit dem Vorhandenen begnügt, und wo man für manches, das man allerdings vermißt, ſich einen inneren, von den Umſtänden unabhängigen Erſatz verſchafft. Möchten Sie wirklich dahin gelangt ſein, und möchten Sie glücklich genug ſein, ſich auf dieſem Punkt und in dieſer Stimmung erhalten zu können. Wenn ich dazu beigetragen habe, oder noch dazu im Stande bin beizutragen, ſo erfordert das keinen Dank, ſo gern ich auch den Ihrigen, da ich weiß, daß er aus tiefer Empfindung Ihres Herzens kommt, annehme. Mit Sicherheit, ja mit unumſtößlicher Gewißheit können Sie aber annehmen, daß mein Antheil an Ihrem Schickſal, ſo lange ich lebe, derſelbe bleiben wird. Es kann darin keine Aenderung eintreten. Er beruht auf dem Wohlwollen, das Sie mir zu ſich ein-

geflößt haben. Er ſucht nichts, er hat keine Abſicht, als Ihnen wohlthätig zu werden.

Ich begreife ſehr, wie Ihnen, liebe Charlotte, die Feſttage wirklich, und nicht bloß dem Namen nach, ſolche ſind. Sie gehen an denſelben von äußerer, wenn auch nicht unangenehmer, doch einförmiger, angeſtrengter und dadurch ermüdender Arbeit, zu innerer freien Muße über, in der Sie ſelbſtgewählten Beſchäftigungen folgen können. Dieſe Freiheit des Gemüths zu gewinnen, iſt in allen Lagen ein großes Glück, zu dem aber ein Mann in irgend höheren und wichtigeren Geſchäften, wie ich aus Erfahrung weiß, nie gelangt. Da giebt es keine von ſelbſt eintretende Feſttage und ſie ſich ſelbſt zu geben, iſt auch nur ſelten möglich.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich meine, nie in meinem Leben wäre mir die Zeit verſtrichen wie jetzt. Die Monate ſcheinen mir Wochen, und ich bin ſeit Anfang November, wie mit Blitzesſchnelligkeit über die kalte Jahreszeit hinweg gekommen. Ich habe den Tag ſehr beſetzt mit Beſchäftigungen aller Art, und das macht allerdings, daß man den Verlauf der Zeit weniger merkt, ſo daß ſie ſchneller zu entfliehen ſcheint. Indeß iſt das ehemals noch viel mehr mein Fall geweſen, es muß alſo doch einen andern Grund haben. Auf keinen Fall iſt es der, daß ich zu ſehr auf die Entwickelung der Begebenheiten geſpannt wäre. Es iſt ſeit langer Zeit mir bei jedem wichtigen Ereigniß gegenwärtig, daß es in wenigen Jahren der Geſchichte angehören wird, und dann, von dieſer Anſicht aus, eine ganz andere Geſtalt gewinnt, vorzüglich den beunruhigenden Charakter verliert, den die Gegenwart, wenn ſie nicht angenehm iſt, immer an ſich trägt.

Der traurige Todesfall, von dem Sie mir ſchreiben, hat mir Ihretwillen ſehr leid gethan. Wenn Sie auch die

Einſamkeit lieben, iſt doch der Verluſt eines freundſchaftlichen Umgangs immer ein ſehr großer, und zu dieſem geſellt ſich nun noch das Gefühl, daß eine ganze Familie in ihren innerſten Banden zerriſſen iſt durch dieſen Verluſt und ihr Abſcheiden. So viel ich aus der Erzählung Ihres Briefes entnehmen kann, iſt Ihre Freundin noch vor dem Anfang des neuen Jahres geſtorben. Sie freueten ſich noch am erſten Chriſttag ſo, daß das Jahr 1830, das Sie gefürchtet hätten, faſt vorüber ſei, ohne daß Sie etwas Schmerzliches erfahren hätten. So habe ich Ihre Erzählung verſtanden, und ſo iſt mir dabei ein griechiſches Sprichwort eingefallen, das ich ſehr treffend finde, und an das mich oft eigne und fremde Begebenheiten erinnert haben. Man braucht es nur auszudrücken, daß auch in der kleinſten Zeit ein Umſchlagen der ſicherſten Hoffnungen, der am zuverläſſigſten berechneten Erwartungen eintreten könne. Die Worte des bildlichen Ausdrucks lauten folgender Geſtalt: „Es liegt noch viel zwiſchen dem Becher und der Lippe.“ Es iſt ein ſo natürliches, ausdruckvolles und ſo bedeutſames Bild, es ſagt ſo kurz und nachdrücklich, wie ſich alles zwiſchen den Genuß, ſo unmittelbar er ſcheint, ſtellen kann. Haben Sie aber im Ernſt das vergangene Jahr ſo gefürchtet, und ſo beſorgliche Ahndungen davor gehegt, oder ſagen Sie es nur halb im Scherz? Mir iſt es zu fremd von einer ganz und gar nicht zu berechnenden und zu beurtheilenden Sache, wie ein beginnendes Jahr iſt, Erwartungen, zuverſichtliche oder beunruhigende, zu faſſen. Noch weniger kann ich es begreifen, wie bloße Zahlen können von Perſonen als ominös und Vorbedeutung in ſich tragend angeſehen werden. Dennoch habe ich es hie und da gefunden. Ich halte es aber für wichtig, ſich frei zu erhalten, und wenn man in unbewachten Momenten ſich da-

von einnehmen läßt, sie baldmöglichst wieder auszurotten. Die Vorsehung hat es nicht ihren Planen gemäß gefunden, daß die Zukunft den Menschen klar vor Augen läge; wenn sie es gewollt hätte, würde sie nicht dunkle und räthselhafte Andeutungen und Winke geben, sondern das geistige Auge des Menschen geradezu durch den verhüllenden Schleier dringen lassen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen diese Bemerkungen mache. Vielleicht sind sie unnöthig. Aber es ist aus wahrem Antheil an Ihnen, daß ich wünschte, Sie ersparten sich solche Besorgnisse, die nur aus einer dunkeln Ahndung herrühren, und für welche es, bei ruhiger und kalter Ueberlegung, gar keine Gründe giebt. Sie werden mir sagen, daß wer stark und lebhaft empfindet, nicht ruhig und kalt überlegen kann. Sie haben darin ganz Recht, wenn Sie unter dem Empfinden jenes Aufgeregtsein der Seele ohne bestimmten Gegenstand meinen, aus welchem z. B. die Besorglichkeit vor diesem oder jenem Lebensabschnitt entsteht; eine solche gegenstandlose Aufregung muß man aber mit Willensstärke niederzudrücken bemüht sein. Die Empfindung dagegen, die einen wahren Gegenstand mit Tiefe und Stärke umfaßt, hindert die ruhigste und kälteste Ueberlegung nicht nur nicht, sondern erhöhet sie vielmehr. Ich habe immer gerade in den Frauen, welche in Liebe, Freundschaft u. s. f. die am stärksten und leidenschaftlichsten fühlenden waren, auch die richtigste Ueberlegung, die größte Besonnenheit, die festeste Selbstbeherrschung gefunden. Ich selbst bin vielleicht jetzt mehr als seit lange in sehr bewegten Gefühlen, würde mir aber auch in gleichem Grade mehr Kraft der ruhigen Ueberlegung zutrauen.

Den 8. Februar 1831.

Es thut mir leid, daß ich neulich vergessen habe, Ihnen Nachricht von meiner Gesundheit zu geben. Es kommt nur daher, daß ich sehr selten daran denke. Das aber muß Sie nicht glauben machen, daß ich sie vernachlässige. Meine Lebensweise ist eigentlich so, daß sie die Gesundheit befördern muß. Einige leichte Mittel, die mir seit Jahren wohlthätig sind, nehme ich regelmäßig, damit ist nun aber mein Denken daran erschöpft. Die Nothwendigkeit Krankheiten zu tragen, giebt zwar die Stärke dazu, und diese würde daher auch mir nicht fehlen. Aber die aus wenigstens leidlicher Gesundheit entstehende Geistesfreiheit ist doch ein unschätzbares Gut. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich des Lebens müde wäre, und den Tod wünschte. Alles, was ich sagen kann, aber auch mit Wahrheit sage, ist, daß er mir in meiner jetzigen Stimmung eine sehr freundliche Gestalt sein würde, da er mir ehemals bloß wie eine Nothwendigkeit erschienen wäre. Allein wegsehnen thue ich mich darum nicht aus dem Leben, sondern, wenn mir ein hohes Alter bestimmt sein sollte, werde ich nie undankbar gegen Licht und Luft und die Bedingungen sein, unter denen hier das Denken und Empfinden fortgeht. Ich bin von den Menschen durch Fügung des Schicksals in sofern unabhängig geworden, daß meine Freuden, mein Glück, mein eigentliches Dasein nur aus der Vergangenheit, aus einer geistigen Gegenwart und aus ganz der Zeit und dem Raum fremden Ideen fließen. Das trage ich in mir, darin lebe ich, und brauche dazu nichts außer mir. Aber wenn ich auch für mich um Aeußeres sorgen muß, scheue ich darum die Arbeit nicht, und wünsche darum nicht kürzer zu leben, weil mir vielleicht ein unruhigeres und weniger ge-

müthliches Leben bevorsteht. Wer die Lage der Dinge (1831) auch nur mit halbem Auge ansieht, muß die Unsicherheit der Zukunft gewahr werden. Ich bin jetzt, auch für meine sehr bedeutenden Ausgaben, in einer genügenden Lage. Das kann aber in kurzer Zeit sehr anders sein. Indeß macht mir das jetzt keine Sorge, und würde mir, wenn es eintritt, äußere Arbeit, aber keinen innern Kummer machen. Auch diese ruhige und natürliche Ansicht der äußeren Verhältnisse erhält die Gesundheit. Darum erwähne ich es. Sie sehen also, da Sie so Theil an mir nehmen, daß Sie nicht Ursache haben, bange um mich zu sein; ich kann in meiner Gesundheit über nichts klagen. Nur mit zwei Dingen kann es der Natur der Sache nach nicht besser, sondern muß es vielmehr nach und nach schlimmer werden, da es nicht Krankheit, sondern Folge der Jahre ist. Sie sehen schon, liebe Charlotte, daß ich von den Augen und der Schwierigkeit der Hand reden will. Auf dem einen Auge habe ich, wie Sie schon wissen, einen Staar und der kann mit der Zeit operirt werden, aber am andern, mit dem ich allein lese und schreibe, leide ich nur an Schwäche, die die Sehkraft abstumpft. Es ist in diesem Auge weder Entzündung noch irgend ein Ansatz zum Staar, noch sonst ein organischer Fehler. Obgleich ich sehr wenig noch selbst schreibe, bemerke ich doch, daß die Schwäche zunimmt. Es ist auch sonderbar, daß mir die Tageshelle nicht das Sehen erleichtert, und eine mäßige nächtliche Erleuchtung nicht erschwert. Mit dem Fehler der Hand ist es ordentlich komisch. Mein Schreiben ist eigentlich ein beständiges Bestreben große Buchstaben zu machen, und das Resultat sind, wie Sie sehen, ganz kleine. Die Hand thut mir nicht weh, sie zittert nicht, aber sie gehorcht nicht dem Willen. Es liegt an den Nerven. Die kleine aber be-

ſtimmte Bewegung, welche deutliche Schriftzüge erfordert, verlangt mehr Stärke, und greift beſonders die Nerven mehr an, als grobe und ſchwere Arbeit. Hätte ich nicht den richtigen Grundſatz gefaßt, daß die einzige Möglichkeit, kleinen und ſtumpfen Buchſtaben noch einen Grad der Deutlichkeit zu verleihen, darin liegt, möglichſt jeden allein und abgeſondert hinzuſtellen, ſo könnte mich ſchon längſt niemand mehr leſen. Ich weiß nicht, ob Sie finden, daß die Schlechtigkeit meiner Hand zunimmt, ich aber bemerke es an unverkennbaren Zeichen. Es wird mir ſchwerer das Lesbare hervorzubringen, und koſtet immer mehr Zeit. Die Mühe würde ich ſchon daran wenden, aber die Zeit iſt ſo koſtbar und edel. Ich ſchreibe ſchon ſehr wenig mehr, und nimmt die Schwierigkeit zu, mit der Langſamkeit verbunden, ſo gebe ich das eigne Schreiben ganz auf und diktire bloß. Ich habe mich ſchon ſehr an das Diktiren gewöhnt, und wahre Geheimniſſe hat man ſelten zu ſchreiben. Man giebt aber auch ungern auf, was man lange gethan hat, ehe ich alſo nicht wirklich zum Aufgeben gezwungen werde, vermindere ich wohl mein Schreiben, aber ſchaffe es nicht ab. Es iſt jedoch das in meinem Körperzuſtande, was am unerwünſchteſten in meine Beſchäftigungen kommt. Ich habe aber auch daran geſehen, daß mich ſolche Aeußerlichkeiten nicht verſtimmen. Denn es hat mich noch keinen Augenblick verdrießlich oder traurig gemacht.

Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie mich an das Gellertſche Lied erinnern, woran Sie auch erinnert wurden, wie es Ihnen angenehm war. In einer frühen Zeit meines Lebens hatte ich den guten Gellert, trotz der gänzlichen Abweſenheit aller Poeſie in ihm, von der ihm die Natur auch keinen Funken verliehen hatte, ſehr lieb. Jetzt habe ich ihn wohl in fünfzig Jahren nicht angeſehen, und be-

ſitze ihn nicht einmal. Der Stelle, die Sie anführen, beſinne ich mich nicht, wohl aber eines andern, Ihnen gewiß auch erinnerlichen Liedes, ich denke: Prüfung am Abend, betitelt. Es fängt an oder hat doch ſolche Stelle: „Der Tag iſt wieder hin, und dieſen Theil des Lebens, Wie hab ich ihn verbracht? verſtrich er mir vergebens?“ Sehr oft im Leben ſind mir beim zu Bette Gehen dieſe Worte eingefallen. Das aber geht nicht, daß Sie ſich mit mir in die Stelle theilen, die Sie anführen. Gellert hat ſehr vernünftig beides mit einander verbunden. Auch haben Sie es wohl nicht ſo genau mit der Trennung genommen. Sie wollen gewiß nicht die Heiligung allein von oben erwarten, ohne etwas dabei zu thun, und ich will eben ſo wenig mir anmaßen, ſie ohne den Segen Gottes zu bewirken. Es liegt aber freilich noch mehr darin, man ſoll nicht bloß handeln, ſondern es auch mit der Zuverſicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von einem ſelbſt ab. Auf den erſten Anblick ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, nach einem Erfolg, als von uns abhängig, zu ſtreben, da man doch das Bewußtſein hat, daß er in einer fremden Hand liegt. Aber die Auflöſung findet ſich, dünkt mich, wenn man gerade den Eifer und die Inbrunſt des Strebens mit dem demuthsvollen Gefühl der eigenen irdiſchen Unzulänglichkeit verbindet. Indem alsdann die Anſtrengung und Demuth vereint ſind, wird der Erfolg geſichert. Der Gellertſche Vers will zwei Abweichungen von dem richtigen Wege vorbeugen. Man ſoll nicht die Heiligung und den daraus entſpringenden Frieden als eine Gabe erwarten, die, ohne eigenes Zuthun, Gott dem Menſchen ins Herz gießen ſollte, und man ſoll auch auf der andern Seite nicht ſich ſelbſt für allein hinreichend halten, um denſelben zu erlangen, weil dadurch das, was

eine geiſtige und himmliſche Gabe iſt, zu einer irdiſchen, menſchlich erringbaren herabgezogen werden würde.

Sie ſagen, daß Ihnen die innere Frohheit fehle, ohne daß ſie Unzufriedenheit fühlen. Das iſt mir ſehr begreiflich, ob es mir gleich ſehr leid thut. Die Frohheit iſt wie ein Sonnenglanz des Lebens. Er wird keinem ganz und beſtändig zu Theil, und das Wort ſelbſt umfaßt auch wieder eine Menge von Graden und Abſtufungen. Die Summe von allem dem iſt doch, daß der Menſch ſich zuletzt immer aus ſeinem Innern und Aeußern einen Seelenzuſtand bildet, der ihm eigenthümlich iſt, und das Gleis wird, in dem ſein Leben fortgleitet. Es liegt darin eine große Wohlthat der Vorſehung. Denn das innere Streben nach Harmonie und Seelenerhebung gewinnt und behält doch immer die Oberhand.

Die Stelle meines Briefes, in der Sie glaubten, daß etwas Beunruhigendes dunkel angedeutet ſei, hatte durchaus nicht den Sinn, ſie bezog ſich auf die allgemeine Stimmung, in der ich mich ſeit der Lebensändrung befinde, die ich erfahren. —

Daß die erſte Auflage von Ritter's Erdkunde vergriffen iſt, thut mir ſehr leid, denn der zweite Theil dürfte allerdings ſo bald nicht erſcheinen. —

Mit Ihren Augen hoffe ich gewiß, ſoll es vorübergehend ſein, und es hat mich ſehr gefreuet, zu ſehen, an Ihrer Handſchrift, daß es eigentlich ſchon wieder beſſer ging. Schreiben Sie ſonſt ja auch mir nicht mehr, als Sie ohne Anſtrengung können. Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 22. März auf die Poſt zu geben. Mit der herzlichſten Theilnahme Ihr H.

Vierundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen seit meinem letzten bekommen, habe also keinen zu beantworten vor mir. Der Grund Ihres Nichtschreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich sehr schmerzen sollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geschrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß gesagt haben. Die natürlichste Vermuthung über die Gründe Ihres Stillschweigens scheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu schreiben, wo der Verlust mich traf, in den seitdem meine Seele einzig versenkt ist. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für diese Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben, als alle anderen. Man feiert die Todten nicht würdig durch verringerte Theilnahme an den Lebendigen, oder wenn man sich entzieht, ihnen hülfreich zu werden, und am wenigsten paßt das für die, welche ich betrauere. Aber die Empfindung in Ihnen ist so natürlich, sie entspricht so sehr Ihrem Gefühl und Ihren Gesinnungen, ist so edel und zart, daß sie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin gewesen, und habe hier, theils allein, theils mit meinen Kindern, einer beneidenswürdigen Ruhe genossen. Auch war das Wetter nur selten unfreundlich, und es hat

mich nicht gehindert täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling sehr schön, und ich denke mir, daß auch Sie dies jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in sehr verschiedenen Klimaten, auch in Spanien und Italien, gefunden habe, daß wenn die Tage auch noch so regnerisch sind, sich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meist hört der Regen auf eine halbe Stunde vor oder nach Sonnenuntergang. Dies ist auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerscheinungen sind dann die größten, schönsten und glänzendsten, und seit meiner Kindheit machen sie den größten Theil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, ist es schwer zu sagen, worin der Reiz eigentlich besteht. Gewiß ist es nicht das sinnliche Farbenspiel, wie schön und prachtvoll es auch ist, allein. Das mannichfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz thun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmüthig, aber doch groß und im Tiefsten ergreifend ist das allmälige Verglühen der Farben, das Ersterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grün überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernsteres und Wichtigeres zu denken. Es giebt zwar vorzüglich in den höher und innerlicher Gebildeten, aber mehr oder minder doch in Allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer That werden, nie ins wirkliche Leben treten, sondern still und nur dem bewußt, der sie hat, im Busen verschlossen bleiben. Es entspringt aber aus ihnen und oft vielmehr, als aus Reden und Thaten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluthen im Gemüthe,

die Bewegung, in die ſie verſetzen, läßt ſich in Vielen jenen farbig flammenden Himmelserſcheinungen vergleichen. Für den Ernſt des äußern Lebens ſind ſie wirklich, ſich mit ihm nicht bewegend, luftige Wolkengebilde. Sie verſchwinden auch wie dieſe, und laſſen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die ſich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind ſie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüth ſo bewegt, ſo aus ſeinem innerſten Grunde erſchüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Menſch ſelbſt vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerſcheinung ſein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles was einmal im Gemüth geweſen iſt, auf dieſes, auf den Geiſt und Charakter zurückwirkt und in dieſer Zurückwirkung fortlebt. Allein das iſt doch nicht genug. Es müßte doch von beſtimmten Seelenbewegungen auch etwas Beſtimmtes ausgehen. Dieſe Gedanken ergreifen mich meiſtentheils, wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter anſehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären oder beweiſen kann, ein feſtes Ahndungsgefühl, daß jene Gedankenerſcheinungen auf irgend eine Weiſe wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender iſt als gewöhnlich ſo hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Menſch muß ſich nur ihrer würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der andern Seite nicht ſchwärmeriſch und weſenlos werden, vor allen Dingen aber ſelbſtſtändig ſein, die Kraft beſitzen ſich ſelbſt zu beherrſchen, und den innern Gang ſeiner Gedanken allem äußern Genuß und Treiben vorziehen.

Indem ich auf das Geſchriebene zurückſehe, muß ich Sie, liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen ſo allgemeine Dinge und Betrachtungen zu ſchicken.

Aber es iſt dies, neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurück kehren kann, das Einzige, worin ich lebe. Solche Ideen ſchließen ſich an meine wiſſenſchaftlichen Berührungen an, und ſo haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir ſein kann, und aus dem ich nur halb und getheilt heraus gehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für Andere heraus ruft. Dieſe Art zu ſein hat ſich ohne mein Zuthun in mir geſtaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich ſie nicht abſichtlich hervor gerufen habe. Ich würde auch nicht entgegen arbeiten, wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Luſt an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreueten, daß ich mich wieder freiwillig ins Leben miſchte, daß ich anderer Freude fähig ſei, als die ich aus mir ſelbſt und der Vergangenheit ſchöpfe, ſo würde ich mich frei darin gehen laſſen, wenn ich mir auch ſelbſt geſtehen müßte, daß dieſe Aenderung meine innere partheiloſe Billigung nicht erhalten könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine jetzige Stimmung mich bis ans Ende meiner Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute ſo und oft ganz mit Unrecht ſagen, auch meine Gefühle abſtumpfen und abändern wird. Ich bin hierin nicht bloß allem Affektirten, ſondern auch allem Abſichtlichen feind. Kann das Gefühl, das ich, ſeit ich eine ſolche Verbindung kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere Verbindung zwiſchen Menſchen giebt, deren Auflöſung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit, alle Neigung und allen Wunſch nimmt, anders woher Glück und Freude zu ſchöpfen, als aus ſich ſelbſt und dem Andenken, kann, ſage ich, dies Gefühl untergehen, ſo möge es plötzlich verſchwinden oder nach und nach erſterben. Im Reiche der Empfindungen muß nichts länger leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis jetzt iſt es nur immer in

mir gewachsen, und ich verdanke ihm alles, was ich seit jener gewaltsamen Zerreißung an innerer Stärke, Beruhigung und wirklicher Heiterkeit genossen habe, und was mir kein Mensch auf Erden, selbst meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl hätten geben können. Ich empfinde die Wohlthätigkeit dieses Gefühls auch an der größeren Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Empfindungen. Denn, wenn ich auch zu manchen äußeren Geschäften weniger geschickt sein mag, als sonst, so fühle ich dagegen deutlich, daß meine Ideen in jeder Rücksicht lichtvoller und fester geworden sind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. Mai 1831.

Unmittelbar nach dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, liebe Charlotte, empfing ich den Ihrigen, und ersah daraus, daß ich die Ursache Ihres verzögerten Schreibens richtig errathen hatte. Bald darauf erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, und ersehe mit Freuden aus beiden, daß Ihr Augenübel, wenn auch nicht ganz vorüber, doch Sie nicht mehr sehr beunruhigt, und mehr ein nervöser leidender Zustand als Augenschwäche war. Vor allen Dingen schonen Sie die Augen so viel es nur möglich ist. Leider gestattet Ihre Art der Beschäftigung keine gänzliche Schonung, das beunruhigt mich in der That, und ich bitte Sie recht herzlich, schonen Sie sich so viel als irgend thunlich ist. Denken Sie daran, daß es auch zu meiner Beruhigung gereicht. Ich fürchte immer noch, daß es Folge Ihrer übermäßigen Anstrengung im vergangenen Winter war. Auch bitte ich und rathe aus eigner Erfahrung, schränken Sie sich nur auf das nothwendigste Schreiben ein, auch auf Lesen, wie groß auch die Entbehrung sei.

Sie gedenken der Zeitumstände und sagen, bei Krieg und Durchmärschen möchte ich doch in einer Gartenwohnung übel berathen sein. Das ist allerdings wahr, der Einquartierung kann niemand entgehen, und das ist eine drückende Last. Ich hoffe indeß immer, daß der Friede wird erhalten werden können. Halten Sie auch die Hoff-

nung feſt und laſſen den Muth nicht ſinken. Ihren Schrekken, den Sie beim Ausbruch der polniſchen Revolution empfanden, finde ich ſehr natürlich, und begreife auch zugleich Ihren warmen Antheil an der unglücklichen Nation. Sie ſetzen beſcheiden und hübſch hinzu, daß Sie doch zu wenig richtig belehrt ſeien, um ſich ein Urtheil zu erlauben, und wollen das meinige hören. Unſägliches Unglück wird dieſe polniſche Revolution zur Folge haben bei der Aufregung und dem kriegeriſchen Sinne des Volkes. Der wilde Anfang war von jungen unbeſonnenen Leuten gemacht. Allerdings iſt die Theilung von Polen eine Ungerechtigkeit geweſen, aber das Reich war auch ſo in ſich zerfallen, daß dies die Begebenheit hervorrief. Ohne dieſen innern Zuſtand hätten die fremden Mächte den Gedanken der Theilung wohl nicht faſſen können. Es iſt nur auf Ihren Wunſch, daß ich hier einige Worte über die Begebenheiten der Zeit einſchalte; ſonſt liegt es außer dem Plane und dem Geiſte unſeres Briefwechſels.

Ich habe Sie längſt befragen wollen, liebe Charlotte, ob Sie je Schiller's Leben von Frau von Wolzogen geleſen haben; die edle Schriftſtellerin kann Ihnen wohl nicht unbekannt geblieben ſein. Wo nicht, ſo rathe ich Ihnen, das Buch ja bald zu leſen. Ich glaube nicht, daß es ein zweites, ſo ſchön geſchriebenes, ſo geiſtvoll gedachtes und ſo tief und zart empfundenes Buch giebt. Ein Mann könnte gar nicht ſo ſchreiben, wenn er auch ſonſt vorzüglich von Kopf und Gemüth wäre. Unter allem, was ich bisher von Frauen geleſen habe, weiß ich nichts damit zu vergleichen. Außerdem ſind viele Briefe von Schiller in dem Werke, und unter dieſen vortreffliche. Das Buch wird Ihnen

Freude machen. An die Erdkunde von Ritter gehen Sie aber ja nicht eher, bis Ihre Augen wieder hergestellt sind, es ist wirklich ein schlimmer Druck, und das mit dem Lesen verbundene Aufsuchen auf der Karte fordert ungeschwächte Augen.

Was ist Poesie? — sagen Sie, und setzen hinzu, ich denke, man muß sie empfinden. — Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetisch ist, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. In soweit es möglich ist, hat es gewiß Schiller gethan, der mehr als irgend jemand die Gabe besaß, in Worte zu kleiden, was in seiner eigenthümlichen Natur dem Ausdruck widerstrebt. Beispiele erklären es schon besser. Nehmen wir zwei gleichzeitige Dichter, die Sie gleich gut kennen, Gellert und Klopstock. Beide sind mit einander zu vergleichen, weil sie beide geistliche Stoffe behandelt haben, weil sie gewiß beide von gleich edler Frömmigkeit und gleich reiner Tugendliebe beseelt waren, und endlich auch weil sie eine große und tiefe Wirkung auf die Gemüther und die Herzen ihres Zeitalters hervorgebracht haben. Aber gewiß sind Sie meiner Meinung, daß in Klopstock ein ungleich höherer Schwung ist, daß man bei seinen Worten mehr denkt, von ihnen mehr hingerissen wird. Gellert's Verse sind nur gereimte Prosa, Klopstock war durchaus eine poetische Natur. Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 24. abzusenden. Leben Sie herzlich wohl. Mit der aufrichtigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Tegel, den 3. Juni 1831.

Ihr Brief vom 22. bis 25. v. M. ist mir allerdings so spät zugekommen, daß mich sein Ausbleiben wunderte. Ich wußte diesmal gar nicht, welcher Ursache ich Ihr Stillschweigen zuschreiben sollte. Doch hatte ich keine Besorgniß vor Krankheit, weil ich mich darauf verlasse, daß Sie mir, liebe Charlotte, in einem solchen Fall immer, wenn auch noch so wenige Worte sagen werden. Desto mehr habe ich mich jetzt gefreuet, einen ausführlichen Brief zu erhalten. Wenn ich dies sage, meine ich nur, daß ich die Blätter von Ihrer Hand immer gern lese, und immer, was Sie betrifft, es sei erfreulich, oder es sei das Gegentheil, mit wahrer und aufrichtiger Theilnahme mitgetheilt erhalte. Denn sonst konnte mich das, was Sie mir darin über den neuen Verlust, der Sie betroffen, und die Stimmung, in welche Sie dieser Trauerfall versetzt hat, nur schmerzlich berühren. Auch ganz ohne die Familie zu kennen, hat der Todesfall dieser jungen Person etwas ungemein Rührendes. Er ist sichtbar eine Folge des Todes der Schwester und der, aus Liebe für die Dahingegangene, zu beschwerlich in der Besorgung der Kinder und des Hauswesens übernommenen Anstrengung. Beides vereinigt hier alles, was das Bedauernswürdige des Falles vermehren kann. Sie sagen, daß ein so früher Tod beneidenswerth sei, der eine schöne, reine, frische Blüthe bricht, ehe der rauhe Nord sie erstarrt,

und Sie kommen auch in einer andern Stelle Ihres Briefs hierauf zurück. Ich erinnere mich sehr wohl, das gleiche Gefühl vor vielen Jahren, bei dem Tode meines ältesten Sohnes, eines damals zehnjährigen Knaben, gehabt zu haben. Er starb in Rom, wo er auch an einem schönen Orte unter nun großen schattigen Bäumen begraben liegt. Er war ein wunderschönes, verständiges, gutes Kind, und ging aus einer plötzlichen und schnell endenden Krankheit in vollem Frohsein und voller Heiterkeit hinüber. Ich erkenne daher sehr die Wahrheit jenes Gefühls, allein das Leben hat doch auch seinen Werth, selbst wenn es der Freuden wenige giebt oder gegeben hat. Es stärkt die Kraft, es reift das Gemüth, und ich kann mir wenigstens die Ueberzeugung nicht nehmen, daß das Wichtigste für den Menschen der Grad der innern Vollkommenheit ist, zu dem er gedeihet. Dazu aber trägt das Leben selbst in seinen Stürmen, und seinen rauhen Stürmen bei. Alle diese Betrachtungen sind aber nur bis auf einen gewissen Punkt trostreich und beruhigend. Der Verlust geliebter Personen bleibt in sich unersetzlich, und der Kummer und Gram darum lindert sich, wie ich sehr gut weiß und empfinde, durch keine Betrachtungen, eher noch in manchen Fällen und bei manchen Gemüthern durch den ruhigen Verlauf der Zeit. Da Sie schon sehr einsam leben, so begreife ich noch mehr und fühle noch lebhafter, wie dieser unerwartete Verlust Sie auf einmal noch viel schmerzlicher trifft. Wenn die Aufrichtigkeit und die Wärme meiner Theilnahme dazu beitragen kann, Ihrem Kummer Linderung zu gewähren, so zählen Sie mit Sicherheit auf beide. Sie kennen meine Gesinnungen für Sie, Sie wissen, daß dieselben vom ersten Augenblicke an, wo Sie sich nach einer bedeutenden Reihe von Jahren an mich wendeten, antheilvoll und wohlwollend

geweſen ſind, obgleich ich in der ganzen Zwiſchenzeit nichts von Ihnen wußte, und unſere Jugendbekanntſchaft nur das Werk weniger Tage war. Dieſer Ihnen, aus dem reinen Wunſche, wohlthätig und erheiternd auf Sie, Ihre Stimmung und Ihr Leben einzuwirken, gewidmete Antheil wird Ihnen bleiben, und Sie können ſich verſichert halten, daß er ſich bei jedem kleinen und größern Vorfall Ihres Lebens aufs neue beweiſen wird. Je mehr ich in mir ſelbſt lebe, je mehr ich in dem Zuſtande bin, nichts von außen empfangen zu wollen, je freier ich mich in die Lage verſetzt habe, ohne alle Rückſicht, jede Gemeinſchaft, außer die mit meinen Kindern, zurückzuweiſen, deſto freier, reiner und forderungsloſer iſt auch mein Antheil an denen, von welchen ich weiß, daß ſie ihn gütig aufnehmen und daß er ihnen Freude macht. Ich ſehe und empfinde die Ereigniſſe des Lebens jetzt mehr in Andern, als in mir ſelbſt, ich bin ruhig, und in Erinnerungen und Betrachtungen, wenn auch oft wehmüthig, dennoch heiter. Meine Freunde und Bekannten, die das wiſſen, laſſen mich gewähren, und ſtören mich in dieſem abgeſchloſſenen Kreiſe nicht; aber mein Antheil an ihnen und ihrem Schickſale iſt gleich groß.

Ueber meine Geſundheit kann ich Ihnen nur Gutes ſagen. Ich kann über keine Kränklichkeiten, nur über die Schwächlichkeiten klagen, die Sie längſt kennen. Sie rühmen, liebe Charlotte, meine feſte Hand, und freuen ſich darüber. Ihr Urtheil hierin iſt auch mir darum um ſo wichtiger, als Sie die erſte waren, die mich auf die Schwäche und das Zitterhafte meiner Hand aufmerkſam machte. Ich wunderte mich damals darüber, wie einer, der etwas von ſich erfährt, was er ſelbſt nicht gewußt hat, ich bemerkte aber, daß Ihre Bemerkung ganz richtig war. Ich habe ſeit dem Winter etwas gebraucht, was das Zittern der

Glieder und die Schwäche der Hand heben ſoll. Gegen das erſte hat es ſichtbar geholfen, vielleicht auch gegen die letzte, doch glaube ich das eigentlich nicht. Was Ihnen den Eindruck gemacht, ſchreibe ich mehr der Methode zu, die ich angenommen habe, wie die Kinder, auf Linien zu ſchreiben, dies hält die Züge und die Hand mehr in Ordnung. Mein Arzt ſchließt aus der Wirkung der verordneten Mittel, daß die Urſache der Schwäche im Rückgrat liegt, und räth zum Gebrauch eines kräftigen Seebades. Ich werde alſo in dieſem Sommer nicht Gaſtein, ſondern Norderney gebrauchen. Sie wiſſen wohl, daß dies eine Inſel iſt, welche der Stadt Aurich in Oſt-Friesland gegenüber liegt. Meine älteſte Tochter wird mich begleiten, und ich werde eine Reiſe auf eines meiner Güter damit verbinden. Ihren nächſten Brief ſenden Sie nicht hierher, ſondern unter der unten bemerkten Adreſſe. Ich wünſche, daß Sie es ſo einrichten, daß der Brief in der letzten Woche dieſes Monats an ſeinem Beſtimmungsort einträfe.

Vor den Krankheiten, die jetzt in Berlin herrſchen, hegen Sie meinetwegen keine Sorge, ſo wenig als vor der ſich uns nähernden Cholera. Ich habe gar keine gallichte Dispoſition. Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie meine Billigung zu erfahren wünſchen, ehe Sie einen feſten Entſchluß über Ihre Reiſe nach O. nehmen. Was könnte ich dagegen haben? Ich werde mich vielmehr ſehr freuen, wenn der veränderte Aufenthalt Ihnen jetzt Erheiterung gewährt. Nur das bitte ich wohl zu bedenken, ob es Ihnen doch angenehm ſein wird, auf einige Zeit aus Ihrer gewöhnlichen Einrichtung heraus zu gehen. Sie bewohnen ein hübſches Haus und haben einen angenehmen Garten, ich habe beides geſehen und erinnere mich deſſen ſehr wohl. Sie genießen auch in der Wohnlichkeit eine vollkommene Freiheit

und legen mit Recht Werth darauf. Selbſt bei der vertrauteſten Freundin iſt man doch weniger frei. Richten Sie ſich ganz danach, wie Sie das ſelbſt fühlen. In Ihrer übrigen Stimmung werden, das weiß ich gewiß, Vernunft und Religion Sie leiten; Worte eines Andern können auch nur durch ſie Kraft haben. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigſten Antheil der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Aſchersleben, den 2. Juli 1831.

Ich danke Ihnen ſehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief und für die Pünktlichkeit, die Sie wieder bewieſen haben, Sie haben mir dadurch wahre Freude gemacht, und ohne ſie hätte ich lange Nachrichten von Ihnen entbehren müſſen, da ich nur anderthalb Tage mit dem Amtsrath M. zuſammen blieb.

Ich ſehe aus Ihrem Brieſe, daß Sie Ihren Reiſeplan aufgegeben haben, und kann das nur billigen. So lange man noch in ſeinen häuslichen Gewohnheiten ruhig iſt, fühlt man in dieſer wohl eine gewiſſe ermüdende Einförmigkeit, die auf eine Reiſe mit Vergnügen hinblicken läßt. Wenn aber der Zeitpunkt kommt ſich loszureißen, ſo fühlt man alles Beſchwerliche und Unerfreuliche, das nicht heimiſch ſcheint, und lernt erſt den Werth der gewöhnlichen Exiſtenz in alle dem erkennen, was einen alle Tage umgiebt. Ich ſelbſt habe mich diesmal höchſt ungern zur Badekur entſchloſſen, und hätte es nicht gethan, wenn ich nicht glaubte, daß ohne die Kur die Schwächlichkeiten, an denen ich leide, und die doch meine freie Thätigkeit hemmen, zu ſehr anwachſen könnten. Intereſſe finde ich an der Reiſe gar nicht. Einige Menſchen in den Orten, durch die ich reiſe, ſehe ich allerdings gern wieder, aber das wiegt doch die vielen andern Unbequemlichkeiten, und be-

ſonders den Zeitverluſt nicht auf. Zu dem allen kommt die Ungewißheit der Zeiten *).

Sie ſchreiben mir, daß Sie auch durch glückliche Ereigniſſe mehr vereinſamt ſind, und nennen mir die Verheirathung und Trennung von einigen jungen, töchterlich von Ihnen geliebten Freundinnen, die Sie nach den Verhältniſſen, worin dieſe waren und lebten, und nach denen, worein ſie kommen, nur glücklich preiſen können, weil Sie mit Grund hoffen, daß die neuen Verbindungen gelingen werden. So wunderbar geht das Leben, daß es Verbindungen mit Menſchen gleichen, und mehr oder minder ungleichen Alters ſtiftet und trennt, als wäre das Schickſal gleichgültig gegen die Empfindungen, die dadurch veranlaßt oder erregt werden. Es liegt aber etwas ſehr Wohlthätiges darin, daß dadurch eine Miſchung der Alter entſteht. Kein Menſch kann mit Recht ſagen, daß ſeine Generation ihn allein und einſam zurück gelaſſen habe, keinem ſtirbt die Reihe ſeiner Bekannten und Freunde ganz ab, und die Abgeſchiedenen werden durch neue, wenn auch freilich nie in gleichem Grade und gleicher Empfindung erſetzt. So hat ſich, liebe Charlotte, Ihr Kreis ſchon erneuert und wird ſich noch ferner erneuern. Ich weiß nicht, durch welche wunderbare Ideenverkettung mir dabei St. einfällt, den Sie in Göttingen kannten und ſehr werth hielten. Wiſſen Sie, daß er mit den Einkünften einer irländiſchen geiſtlichen Pfründe in London leben ſoll? Seine Stelle verwaltet, wie es dort Sitte iſt, ein Anderer. Ich meine auch gehört zu haben, daß er verheirathet iſt. Hörten Sie in neuerer Zeit von ihm?

*) In dieſer Zeit erſchien die gefürchtete Cholera in ganz Deutſchland, und ſetzte, wie es jeder erfahren hat, alles in Furcht und Schrecken.

Sie reden in Ihrem Briefe über den Werth des Lebens, und äußern, daß ihn die geschwächten Kräfte des Alters noch mindern. Wenn man von dem Glückswerth des Lebens spricht, so gebe ich gern zu, daß man ihn nicht immer hoch anschlagen kann. Ich behaupte sogar, daß Alle, die ungefähr in meinem Alter sind, von der jetzigen Zeit wenig oder nichts Erfreuliches zu erwarten haben können, denn in allem, was das menschliche Leben äußerlich angeht, trüben sich die Aussichten, verwirren sich die Begriffe bis zu den verschiedensten Meinungen, und die Jahre, die ich noch zu leben habe, werden nicht hinreichen dies zu lösen. Ist es aber recht und erlaubt, den Werth des Lebens wie den eines andern Guts zu schätzen? Das Leben ist dem Menschen von Gott gegeben, um es auf eine ihm wohlgefällige, pflichtgemäße Weise anzuwenden und im Bewußtsein dieser Anwendung zu genießen. Es ist uns allerdings zum Glück gegeben. Dem Glück ist aber immer die Bedingung gestellt, daß man es zuerst, und wenn die mancherlei Tage Prüfungen mit sich führen, allein in der mit Selbstbeherrschung geübten Pflicht finde. Ich frage mich daher nie, welchen Werth das Leben noch für mich hat, ich suche es auszufüllen und überlasse das andere der Vorsehung. Die Schwächung, welche die Kräfte durch das Alter erfahren, kenne ich sehr wohl aus eigener Erfahrung, aber ich möchte darum nicht zurücknehmen, was ich Ihnen neulich schrieb, daß der Zweck des Lebens eigentlich der ist, zu der höchsten, dem innern Geistesgehalt des Individuums, von dem die Rede ist, den Umständen und der Lebensdauer angemessenen Erkenntnißkraft zu gedeihen. Es giebt allerdings Fälle, wo das Alter alle Geisteskräfte vernichtet. So war es mit Campe, der die letzten fünf Jahre seines Lebens hindurch bloß vegetirte, und von dem

man kaum ſagen konnte, daß er wieder zum Kindesalter zurückgekehrt war. Ueber dieſe Fälle iſt nichts zu ſagen. Der Menſch hört in ihnen menſchlich auf zu ſein, ehe er phyſiſch ſtirbt. Sie ſind aber glücklicherweiſe ſelten. Die gewöhnlichen Altersſchwächen gehen mehr den Körper an, und im Geiſte bleibt die Kraft des Entſchluſſes, ſeine Schnelligkeit und Ausdauer, das Gedächtniß, die Lebendigkeit der Theilnahme an äußern Begebenheiten. Das in ſich gekehrte Denkvermögen und das Gemüth bleiben nicht nur in den meiſten Fällen ungeſchwächt, ſondern ſind reiner und minder getrübt durch Verblendung und Leidenſchaften. Gerade dieſe Kräfte aber ſind es, die am beſten und ſicherſten zu der oben erwähnten Reife der Erkenntniß führen. Sie wägen in den höhern Jahren, die keine Anſprüche mehr an Erfolge des Glücks und Veränderung der Lage machen, am richtigſten den wahren Werth der Dinge und Handlungen ab, und knüpfen das Ende des irdiſchen Daſeins an die Hoffnung eines höhern an; ſie läutern die Seele durch die ruhige und unpartheiiſche Prüfung deſſen, was in ihr im Leben vorgegangen iſt. Niemand muß glauben, mit dieſer ſtillen Selbſtbeſchäftigung ſchon fertig zu ſein. Je mehr und anhaltend man ſie vornimmt, deſto mehr entwickelt ſich neuer Stoff zu derſelben. Ich meine damit nicht ein unfruchtbares Brüten über ſich ſelbſt, man kann dabei tief mit ſeinen Gedanken in der Zeit und der Geſchichte leben, aber wenn man dies thut, was nicht nothwendig iſt, meine ich nicht das Ziehen jedes Gedankenſtoffs in den Kreis der Irdiſchkeit, ſondern in den höheren, dem der Menſch vorzugsweiſe in ſeinen ſpäteſten Jahren angehört. Denn dieſer zwiefache Kreis iſt dem Menſchen ſichtbar angewieſen. In dem einen handelt er, iſt er geſchäftig, trägt er im Kleinſten und Größten zu den

Menſchenſchickſalen bei, davon aber ſieht er niemals das Ende, und darin iſt nicht er der Zweck. Er iſt nur ein Werkzeug, nur ein Glied der Kette, ſein Faden bricht oft im entſcheidendſten Moment ab, der des Ganzen läuft fort. In dem andern Kreiſe hat der Menſch das Irdiſche, nicht dem Erfolg, ſondern nur der Idee nach, die ſich daran knüpft, zum Zweck, und geht mit dieſem Streben über die Grenzen des Lebens hinaus. Dieſes Gebiet iſt nur dem Einzelnen, aber jedem Menſchen für ſich angewieſen. Die Naturen des Menſchengeſchlechts ſtrömen bloß im Irdiſchen fort. Jeder Menſch dreht ſich, wenn er auf ſich achtet, immer in dieſen beiden Kreiſen herum, aber dem Alter iſt der höhere und edlere mehr eigen, und nicht ohne Grund befallen den Menſchen Altersſchwächen, er widmet ſich, dadurch gemildert und beruhigt, jenen höchſten Betrachtungen.

Ich bitte Sie, Ihren nächſten Brief am 20. Julius zur Poſt zu geben und nach Nordernei über Aurich zu adreſſiren. Ich habe dieſen Brief im Hauſe meines Pachters angefangen, und ſchließe ihn heute den 6. Juli in Zelle. Meine Reiſe iſt, wie es eine ſo unbedeutende Reiſe natürlich iſt, ohne alle Abentheuer geweſen. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundzwanzigſter Brief.

Norderneï, den 26. Juli 1831.

Es kommt mir ordentlich wunderbar vor, liebe Charlotte, nachdem ich Ihnen mehrere Sommer von den Gebirgen von Gaſtein aus geſchrieben, es nun von den niedrigen Dünen und der flachen Küſte der Nordſee zu thun. Es intereſſirt Sie aber wohl auch im Stande zu ſein, ſich einen Begriff von dem Seebade und meinen Umgebungen zu machen. Zuerſt werden Sie, nach Ihrer Theilnahme an mir, von meinem Befinden zu hören wünſchen. Bis jetzt kann ich Ihnen nur das Beſte davon ſagen, und da ich ſchon heute das vierzehnte Bad genommen, ſo hoffe ich, daß mein Befinden ferner gut bleiben wird, obgleich man freilich von Erfolg und Wirkung einer Badekur erſt urtheilen kann, wenn ſie beendet iſt. Aber das Gefühl der allgemeinen Belebung und Erfriſchung, die Freiheit des Kopfes und die Leichtigkeit in allen Gliedern, unmittelbar wenn man aus der See kommt, habe ich bis jetzt vollkommen. Das Uebrige und Weſentlichere hoffe ich um ſo mehr, als meine Forderungen an die Kur höchſt mäßig ſind. Ich bin vollkommen zufrieden, wenn das Uebel, um deſſen willen der Arzt wollte, daß ich dies Bad nehmen ſollte, im nächſten Jahre nicht zunimmt. Ich bin nicht ſo bethört und nicht ſo unbeſcheiden gegen das Schickſal, an eine wirkliche Heilung zu denken. In höheren Jahren muß man ſich darauf gefaßt machen, gewiſſe Unbequemlichkeiten

in seine Existenz als unvermeidlich und unabänderlich aufzunehmen. Der menschliche Organismus und die im Laufe der Zeit natürliche Vergänglichkeit lassen das nicht anders zu, und die Unbequemlichkeiten, an denen ich leide, sind überdies, gegen die anderer Menschen gehalten, so leidlich, daß ich doppelt strafbar sein würde, dadurch ungeduldig gemacht zu werden.

Die Luft wird hier, selbst bei heiterm Sonnenschein, auch in diesem Monate unaufhörlich durch frische Seewinde abgekühlt, die das Meer bald nur lieblich kräuseln, bald in hohen Wellen bewegen. Dieser Anblick des Meeres ist für mich hier dasjenige, was dem Aufenthalte seinen eigenen Reiz giebt. Ich besuche den Strand gewöhnlich jeden Tag mehr als einmal außer dem Baden und oft auf Stunden. So einfach die Bewegung des Meeres scheint, so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was einen gerade daran fesselt, aber die Empfindung ist darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanke des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der ganzen, Welttheile aus einander haltenden Masse bei. Diese mahlt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe thut auch das ihre hinzu, und nicht bloß das der Tiefe, sondern auch das Unerklärliche, Unverständliche dieser wilden und unermeßlichen Massen der Luft und des Wassers, deren Bewegungen und Ruhe man weder in ihren Ursachen, noch in ihren Zwecken einsieht, und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Grenzen

überschreiten. Denn die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus. Schade ist es, daß man hier das Meer nirgends aus den Häusern, oder doch nur sehr unvollkommen aus Bodenkammern sieht. Die ganze Insel ist von Dünen, niedrigen Sandhügeln, umgeben, die man immer erst übersteigen muß, ehe man an das Ufer kommt. Auf diesen geht man dann aber auch, wenn es die Zeit der Ebbe ist, besser wie es sonst irgend auf dem Lande möglich ist. Der Boden ist fest wie eine Tenne, und doch elastischer und minder hart. Zwischen diesem in der Zeit der Fluth immer bespritzten Strande und den Dünen ist tiefer Sand, und wo diese Strecke sehr breit ist, da gleicht die Insel einer afrikanischen Wüste. Ein Bach ist nirgends, nur theils gegrabene, theils natürliche Brunnen süßen Wassers. Aber auch dies Wasser ist nicht sonderlich gut. In der Mitte, von den Dünen eingeschlossen, sind aber grüne Anger und Wiesen, auf denen Vieh weidet. Wirkliche hohe Bäume hat die Insel gar nicht, nur Gesträuch; höherem Wuchs widersetzen sich die Stürme, aber von diesem Gesträuch sind ganz hübsche Bosquets und einige gegen Sonne und Wind schützende Laubengänge angelegt. Es giebt auf der ganzen Insel nur ein, aber sehr ansehnliches Dorf. In diesem wohnen auch die Badegäste, in kleinen aber sehr reinlichen Wohnungen. Die Einrichtung ist hier schon mehr holländisch und englisch. Was diesen Fischer- und Schifferhäusern, denn das sind die Bewohner größtentheils, von außen ein gefälliges Aeußere und innerlich Freundlichkeit und Licht giebt, ist, daß die Fenster sehr groß sind, hölzerne Kreuze und große, helle und gut gehaltene Glasscheiben haben, viel besser, als dies bei uns manchmal selbst in größern Städten der Fall ist. Ein Haus gehört der Ba-

deanſtalt ſelbſt, in dieſem wohne ich, es iſt aber klein, und gewährt wenig Vorzüge gegen die Wohnungen bei den Dorfbewohnern. Die Badegeſellſchaft iſt ziemlich zahlreich, obgleich die Furcht vor der Cholera Viele abhält in dieſem Jahr, die Oſt- und ſelbſt die Nordſeebäder zu beſuchen. Für das Zuſammenkommen der Badegäſte giebt es ein eigenes Gebäude mit Verſammlungsſälen zum Speiſen und zu Abendgeſellſchaften. Ich eſſe aber in meiner Wohnung, und bin erſt einmal in jenem Saale geweſen. Doch giebt es einzelne Perſonen, die mich und die ich beſuche. Was den Aufenthalt in dieſem und in allen Seebädern in Vergleichung mit andern Bädern angenehmer macht, iſt der Umſtand, daß man hier nicht von ſo ſchweren Kranken und von ſo großen Krüppelhaftigkeiten hört und noch weniger ſieht. Gegen ſolche Uebel iſt das Seebad nicht geeignet, und da es auch immer, um Gebrauch davon machen zu können, noch gewiſſe Kräfte vorausſetzt, ſo können ſo ſehr kranke Perſonen es nicht benutzen. Ich ſehe nur einen Mann hier, der auf Krücken geht, und ſich, da der Weg zum Badeſtrande vom Dorfe nicht ganz nahe iſt, in einer Senfte hintragen läßt. So können Sie ſich nach der ausführlichen Beſchreibung meines hieſigen Aufenthaltes ein anſchauliches Bild meines Lebens machen.

Ich habe noch keinen Brief von Ihnen erhalten, glaube aber gewiß, daß ich morgen, wo Poſttag für ankommende Briefe iſt, einen erhalten werde. Ich laſſe indeß den meinigen immer abgehen. Die Briefe bleiben hier ungewöhnlich lange aus. Ich bitte Sie, mir am 5. Auguſt hierher, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, über Aurich zu ſchreiben. Mit der herzlichſten Theilnahme Ihr H.

Neunundzwanzigster Brief.

Tegel, den 1. Januar 1832.

Ich habe endlich, liebe Charlotte, durch Ihren Brief vom 16. Dezember Nachricht von Ihnen erhalten. Da ich sie früher erwartete, so fiel mir das Ausbleiben sehr auf. Besorgt war ich aber nicht, ich vermuthete eine zufällige Abhaltung, aber gewiß nicht die, daß Sie meinen Worten eine solche Deutung geben würden. Es ist wirklich eine ganz ungegründete Scheu, die Sie wünschen läßt, daß ich Ihnen immer den Tag bestimme, an dem Sie Ihren Brief absenden. An jedem Tage machen mir Ihre Briefe Freude.

Ich bin fortdauernd sehr wohl, und kann auch weniger über Schwächlichkeit klagen als sonst. Das Seebad hat mir offenbar wohl gethan, nur mit dem Schreiben geht es gleich langsam und schlecht, und die Stumpfheit der Augen nimmt doch zu. — —

Sie freuen sich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende, und da Sie liebevollen Antheil an mir nehmen, so können Sie sich allerdings meiner größeren Kräftigkeit freuen. Mit dem heitern Zuwenden zum Leben aber ist es eine eigne Sache. Es ist wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu thun ist ganz gegen meine Gesinnung, so lange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben. Das Leben ist eine Pflicht, die man er-

füllen muß; man iſt allerdings in der Welt, um glücklich zu ſein, aber der Gutgeſinnte findet ſein höchſtes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weiſe trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er ſich ſelbſt zu ſchaffen im Stande iſt. In einem andern Sinne aber dem Leben zugewendet habe ich mich nicht. Die Aenderung, die das Gefühl größerer Kräftigkeit in mir hervorgebracht hat, iſt die, daß es mich gewöhnt hat, da ich das Vermögen in mir dazu beſitze, noch allerlei zu vollenden, was ich im Sinn habe, eingedenk der Ungewißheit der mir dazu übrig bleibenden Zeit. Die Folge iſt alſo geweſen, daß ich noch haushälteriſcher mit meiner Zeit umgehe, und mich ſeit meiner Rückkehr von Nordernei noch einſamer zurückgezogen habe, mich noch anhaltender mit mir ſelbſt beſchäftige, und mir alles andere noch gleichgültiger in Beziehung auf mich iſt. Die Heiterkeit am gegenwärtigen Augenblicke kann mir nicht wieder werden, ſeitdem meinem Leben etwas fehlt, für das es keinen Erſatz giebt, aber die Beſchäftigung mit der Vergangenheit giebt mir eine ſich immer gleich klare und ruhige Heiterkeit. Das Leben recht eigentlich in ſeinen guten und bittern Momenten durchzuempfinden, und das Tiefſte und Eigenſte, was die Bruſt in ſich ſchließt, ſeinen äußeren Einwirkungen entgegen zu ſtellen, nannte ich oben eine Pflicht, und ſie iſt es gewiß, aber es wäre auch widerſinnig es nicht zu thun. Das Daſein des Menſchen dauert gewiß über das Grab hinaus, und hängt natürlich zuſammen in ſeinen verſchiedenen Epochen und Perioden. Es kommt alſo darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde iſt ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherem und Beſſerem, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdiſche zu faſſen. Denn auch

die himmliſche Seligkeit kann keine bloße Gabe ſein und kein bloßes Geſchenk, ſie muß immer auf gewiſſe Weiſe gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenſtimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden.

Es hat mich ſehr geſchmerzt, aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß neue Trauerfälle Ihnen das Ende des Jahrs trüben, es hat mir um ſo mehr leid gethan, da Sie eben auf dem Wege waren, größere Heiterkeit zu gewinnen. Die Schickſale des Lebens gehen ihren Gang, ſcheinbar fühllos, fort. Ich habe in dieſem Jahre drei ſehr langjährige Freunde, einen älter als ich war, zwei jüngere verloren. Aber die Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit dieſer Fälle mildert den Schmerz nicht und wehrt nicht der Trauer. Die beklommene Bruſt fragt ſich immer, warum, da ſo Viele länger leben, der Dahingegangene gerade vorangehen mußte. Was Sie von Ihrer erſten Erzieherin ſagen, hat mich ſehr gefreut und gerührt*). Jedes gutgeſinnte Gemüth, geſchweige denn zart und edel fühlende, bewahrt durch das ganze Leben willig gezollte Dankbarkeit für die Pfleger der Kindheit. Schon im Alterthum iſt das wahr und ſchön beſchrieben. Die Behandlung der Kindheit fordert Geduld, Liebe und Hingebung, und dieſe Jahre hindurch ihr gewidmet zu ſehen, berührt, wie auch übrigens der Menſch ſein mag, die weichſten und zarteſten Saiten des Buſens. Dies Gefühl iſt im Ganzen ſich immer gleich, der Unterſchied beruht vorzüglich auf der Innigkeit des Empfindenden. Der Maßſtab der Dankbarkeit iſt aber der Grad der Liebe, den

*) Sie war es, die ich betrauerte. Wie wenig Intereſſe die Sache an ſich auch hatte, wie troſtreich war alles, was aus der edeln Feder floß.

der, an den ſie knüpft, in das Geſchäft legte. Viele, die bei Kindern ſind, thun ihre Pflicht, aber das Herz iſt nicht dabei, das merkt das Kind gleich. Ich fühle recht, daß es das war, was Sie in der Verlornen ſchätzten. Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verluſten in dem ſchon engen Kreiſe bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernſt ſie auch manchmal ſein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren anſieht, ſich doch noch auch am Anblick des Weges erfreuet. Erhalten Sie mir auch Ihre liebevolle Anhänglichkeit, wie Ihnen meine unveränderliche und herzlichſte Theilnahme immer gewidmet bleibt. Sein Sie auch nicht beſorgt um mich, ich bin gerade ſo glücklich, wie ich jetzt lebe, und kann es nur ſo ſein. Wenn mir die Einſamkeit und mein täglicher ſtiller Spaziergang bleibt, kann mir in den Aeußerlichkeiten des Lebens viel Unglück begegnen, ohne daß es mein Inneres berührt.

Leben Sie wohl! Der Ihrige. H.

Dreißigſter Brief.

Tegel, den 2. Februar 1832.

Der heitre Ton Ihres lieben Briefes vom 12. Januar hat mir die größte Freude gemacht, und ich danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich und aufrichtig dafür. Ich habe dieſen Brief ſchon lange bekommen, aber keinen zweiten, von dem Sie doch in dieſem reden. Sie wollten ihn acht Tage ſpäter ſchreiben, wäre das geſchehen, ſo müßte der Brief längſt in meinen Händen ſein.

Ich nehme immer den lebhafteſten und aufrichtigſten Theil an Ihnen, Ihrem Befinden und Ihrer Gemüthsſtimmung, und ſo wäre mir die größere Heiterkeit, die aus Ihrem Briefe hervorleuchtet, immer noch ein Gegenſtand großer, inniger Freude geweſen. Noch erfreulicher aber iſt es, daß ſie dieſe größere Ruhe, dieſe freudigere Erhebung des Gemüths, welche Sie in ſich wahrnehmen, dem Einfluß, den ich auf Sie ausübe, und den Eindrücken meiner Briefe zuſchreiben. Es ſoll mir unendlich lieb ſein, wenn ſie eine ſolche Kraft beſitzen. Wenn dem ſo iſt, wie ich denn gewiß glaube, und ſicherlich keinen Zweifel in Ihre Worte ſetze, ſo entſpringt es aus dem Gefühl und der Zuverſicht, die Sie haben, und die Ihnen die einfache Natürlichkeit meiner Worte einflößen muß, daß, was ich ſage, unmittelbar aus meinem Herzen kommt. In etwas andrem kann es nicht liegen. Es geht überhaupt mit allem Zuſpruch in Belehrung, Tröſtung und Ermahnung ſo. Das

Belehrende, Tröſtende, Ermahnende, wenn es erfolgreich iſt, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet iſt, liegt nur zum kleinſten Theil in den dargeſtellten Gründen ſelbſt. Vielmehr ſchon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieſer der Perſönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf dieſe an, das ganze Gewicht, was ein Menſch bei einem andern hat, theilt ſich demjenigen was er ſagt mit, und daſſelbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müſſen es alſo den Geſinnungen zuſchreiben, die Sie für mich ſo liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweiſe Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Er freut mich aber ungemein, wenn Sie ſagen, daß ich Ihnen in Troſt und Ermuthigung gerade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemeſſen iſt. Ein natürlicher Hang hat mich ſchon ſehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualität ſo tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichſt in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweiſe zu verſetzen, und was Sie mir ſagen, iſt mir ein neuer Beweis, daß mir mein Beſtreben nicht ganz mißlungen iſt. Es iſt aber nicht genug, die Anſichten der Menſchen zu kennen, man muß auch zu beſtimmen verſtehen, wie ſie ſich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einſeitigkeiten freier anzuſehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf dieſem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht bloß verſtändlich zu werden, ſondern ihn auch auf diejenige Weiſe zu berühren, welche gerade für ſeine Empfindungsart die paſſendſte und angemeſſenſte iſt. Man braucht aber bei dieſem Gange nie ſeine eigne Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die

fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzuſehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurück kommt, wo ſich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, ſo fallen die ſchneidenden Kontraſte von ſelbſt weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es iſt wirklich das Wichtigſte, was das Leben darbietet, ſich nicht in ſich zu verſchließen, ſondern auch ganz verſchiedenen Empfindungsweiſen ſo nahe als möglich zu treten. Nur auf dieſe Art würdigt und beurtheilt man die Menſchen auf ihre und nicht auf ſeine eigne, einſeitige Weiſe. Es beruht auf dieſer Manier zu ſein, daß man Reſpekt für die abweichende des Andern behält und ſeiner innern Freiheit niemals Gewalt anzuthun verſucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geiſt und das Herz ſo anziehend beſchäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinſten Einzelnheiten. Es ſchadet ſogar wenig, wenn dieſe Charaktere auch nicht gerade ſehr ausgezeichnete oder ſehr merkwürdige ſind. Es iſt immer eine Natur, die einen innern Zuſammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßſtab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem dieſe Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menſchen, mit denen man in Verbindung ſteht, innerlich in aller Rückſicht mehr ſein zu können.

Was Sie mir von den Aeußerungen einiger Menſchen über Todesfälle ſchreiben, habe ich ſehr merkwürdig gefunden. Die Betrachtung, daß dem Verſtorbenen wohl iſt, wird ſehr oft nur als ein Vorwand vorgebracht, ſeine eigne Gleichgültigkeit zu beſchönigen. So wahr auch übrigens der Satz gewiß iſt, ſo läßt er ſich nicht einmal immer anwenden. Auch der Verſtorbene iſt oft zu beklagen, daß er ſo früh oder gerade in dem Augenblicke, wo er

ſtarb, hinweggeriſſen wurde. Eine junge Perſon hätte gern länger gelebt; eine Mutter wäre gern bei ihren Kindern geblieben, und hundert Fälle der Art. Für den Zuſtand jenſeits giebt es kein zu früh oder zu ſpät, die Spanne des Erdenlebens kann dagegen gar nicht in Betrachtung kommen. Die Wehmuth, die das Herz bei Todesfällen geliebter oder geſchätzter Perſonen erfüllt, iſt eine Empfindung, die mit vielen im Gemüth zugleich zuſammen hängt. Es iſt wohl der Zurückbleibende, der ſich ſelbſt beklagt, aber es iſt weit mehr noch, als dies, immer mehr oder weniger auf ſich ſelbſt und ſein Glück bezogene Empfindung. Wenn der Todte ein ſehr vorzüglicher Menſch war, ſo betrauert man gleichſam die Natur, daß ſie einen ſolchen Menſchen verlor. Alles um uns her gewinnt eine andere und ſchwermüthige Farbe, durch den Gedanken, daß der nicht mehr iſt, der für uns allem Licht, Leben und Reiz gab, es iſt nicht mehr das einzelne Gefühl, daß uns der Dahingegangene ſo und ſo glücklich machte, daß wir dieſe und jene Freude aus ihm ſchöpften, es iſt die Umwandlung, die unſer ganzes Weſen erfahren hat, ſeit es den Weg des Lebens allein verfolgen muß. Für ein tiefer empfindendes Herz liegt auch darin ein höchſt wehmüthiges Gefühl, daß das Schickſal ſo enge Bande zerreißen konnte, daß die innere Verſchwiſterung der Gemüther nicht den Uebrigbleibenden von ſelbſt dem Vorangegangenen nachführte. Ich begreife, daß dies Gefühl nur in Wenigen ſo lebendig ſein, nur auf wenige Fälle paſſen könne. Aber auch ganz einfache Fälle, ſelbſt unbedeutende, nur harmloſer und guter Menſchen, wenn ſie auch kaum eine Lücke in der Reihe der Zurückgebliebenen zu machen ſcheinen, erregen doch immer Wehmuth und Schmerz, die in einem irgend fühlenden Gemüth nicht ſo leicht und nicht ſo bald verklingen. Das Leben hat ſeine unverkennba-

ren Rechte, und es giebt nichts Natürlicheres als den Wunſch, wo möglich mit Allen, die man liebt und ſchätzt, zuſammen darin zu bleiben, und den Schmerz, den nie endenden, wenn dies Band zerriſſen wird. Die zu große Ruhe bei dem Hinſcheiden geliebter Perſonen, wenn ſie auch nicht aus Gefühlloſigkeit, ſondern aus chriſtlicher Ergebung entſpringt, ja die unnatürliche Freude, daß ſie ins Himmelreich eingegangen ſind, zeigen immer von einem überſpannt frömmelnden Gemüth, und ich habe niemals damit ſympathiſiren können.

Die guten Nachrichten von Ihrer geſtärkten Geſundheit haben mir lebhafte Freude gemacht. Suchen Sie nur ja ſich recht viel Bewegung zu machen. Dieſer ſo ungewöhnlich gelinde Winter ladet doppelt dazu ein. Ich erinnere mich ſeit Jahren keines ähnlichen. Es iſt wenigſtens hier gar kein Schnee mehr. Wunderbar aber iſt es, daß der See, der mehr als eine Meile im Umkreiſe hat, und in dem ich bloß fünf Inſeln beſitze, noch immer feſt zugefroren iſt. Die nächſte Stadt von hier iſt Spandau, die gerade an der gegenüberſtehenden Seite des Sees liegt. Nun kommen alle Tage eine Menge Schrittſchuhläufer von dort zum Vergnügen hierher, auch Frauensperſonen in Handſchlitten, die von Schrittſchuhläufern geſtoßen werden. Dies geſchieht alle Jahre, aber faſt in jedem Jahre verunglückt auch einer bei ſolcher Poſtreiſe. Sie ſetzen nämlich dieſe Ueberfahrten zu lange, wenn auch ſchon Thauwetter iſt, fort, und kommen dann auf ſchwache, einbrechende Stellen. Dieſe Beiſpiele vermögen aber die Andern nicht abzuſchrecken.

Mein Befinden iſt ſehr gut, ich habe kaum einmal einen Schnupfen in dieſem Winter gehabt, aber ich mache mir viel Bewegung, und das thut mir immer ungemein wohl.

Ich bin im Schreiben dieſes Briefes geſtört worden, und endige ihn erſt heute, den 6. Februar. Leben Sie herzlich wohl, mit inniger Theilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Tegel, den 7. März 1832.

Ich habe zwei liebe Briefe von Ihnen zur Beantwortung vor mir, und fange in meiner Erwiederung zuerſt mit dem an, womit Sie enden, mit dem Duell. Ich habe die erſte Nachricht davon durch Sie erfahren, da ich Zeitungen ſehr unordentlich und oft in vier und ſechs Wochen gar keine leſe. Das wird Ihnen unglaublich ſcheinen. Aber die ſogenannten großen Begebenheiten bieten ſeit Jahren ſo wenig dar, woran ſich das Gemüth innerlich intereſſiren könnte, daß mir ſehr wenig daran liegt, ſie früher oder ſpäter oder auch gar nicht zu erfahren. In ſolche Periode des Nichtleſens war jene unſelige Geſchichte gefallen. Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, ob es der St. war, an dem Sie Theil nehmen, und der hier war. Man vermuthet es aber, da er ſolchen Zufällen nicht aus dem Wege ging, vielmehr ſich wenig in Acht nahm, ſie ſelbſt herbei zu führen, ich werde Ihnen aber ſichere Auskunft darüber verſchaffen. Ich habe ihn kaum gekannt, er war aber hier, trotz mancher Sonderbarkeiten, geliebt, und auch jetzt höre ich, daß die ſelbſt noch ungewiſſe Nachricht viel Theilnahme erweckt.

Mit den Duellen iſt es übrigens eine eigne Sache. Viele, und deren mag St. allerdings mehrere gehabt haben, ſind freilich bloße Jugendthorheiten. Allein mit andern verhält es ſich doch anders. Sie ſind ein nothwen-

diges Uebel, und in ihnen ſelbſt liegt eine edle Art einen einmal unheilbaren Zwieſpalt zu löſen und abzumachen. Im Volke ziehen ſich Feindſchaften mit Erbitterung und Rachſucht Jahre lang hin. Der Zweikampf, der nicht immer lebensgefährlich iſt, und oft ganz unblutig abgeht, führt ſchnell die Verſöhnung herbei und endet allen Groll.

Sie haben, liebe Charlotte, ſehr lange der Sterne nicht erwähnt, aber gewiß verſäumen Sie ſolche nicht. Ich habe ſie nie ſchöner als dies Jahr geſehen. Die Gegend um den Orion iſt bezaubernd. Ich habe an zwei ſchönen Abenden meinen Spaziergang bis zur recht ſpäten Sternenzeit verlängert und einen großen Genuß gehabt. Von jeher habe ich meine Spaziergänge gern ſo eingerichtet, daß der Sonnenuntergang die größere Hälfte deſſelben beſchließt. Es hat etwas ſo Liebliches die Dämmerung nach und nach untergehen zu ſehen. Die Nacht hat überhaupt manche Vorzüge vor dem Tage. Eine ſtürmiſche iſt erhabener, und eine ſanfte und ſtille zieht das Gemüth ernſter und tiefer an. Die kleinern Sterne entgehen nur jetzt meinen Augen, und man gewinnt doch nur dann eine richtige Anſicht der Sternbilder, wenn man auch die kleineren Sterne darin aufſuchen kann. Vormittags iſts eigentlich wärmer und in gewiſſer Art, beſonders im Winter, beſſer zu gehen. Ich thue es aber nie, oder höchſtens wenn mich jemand, was ich aber gar nicht liebe, um die Tagszeit beſucht. Ueberhaupt iſt es eine große Rettung vor langweiligen Beſuchen auf dem Lande, den Schauplatz ins Freie zu verlegen. Die langweiligen Töne verhallen leichter in der weiten Luft, und man hat mehr Zerſtreuung um ſich her, indem man ihnen ein halbes Ohr leihet.

Die Betrachtungen, welche Ihr Brief vom 1. Februar über das verfloſſene Jahr und die Reſultate enthält, die

es auf Sie gehabt, haben mich ſehr intereſſirt und gefreut; ich wünſche, daß Sie darauf zurück kommen, und würde es Ihnen Dank wiſſen. Haben Sie aber Gründe, nicht näher darauf einzugehen, ſo laſſen Sie meine Frage unerwähnt; ich will Ihnen keine Geſtändniſſe abdringen, die Ihnen unangenehme Empfindungen erregen. Den ernſten Blick in ſein Inneres bedarf jeder, er muß dem Entſchluß des Handelns voraus gehen und ihn läutern, auch hat man über keinen Gegenſtand alle Momente zur Beurtheilung ſo vollſtändig und richtig beiſammen, da man nur in den eignen Buſen hinab zu ſteigen braucht. Zwar kann auch das täuſchen, man beſchönigt die Schwächen, oder vergrößert aus einer andern Verirrung der Eitelkeit die Schuld ſeiner Fehler, denn allerdings findet die Beurtheilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenſtand der Beurtheilung das eigne Ich iſt. Wenn man aber mit ſchlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Abſicht die Prüfung unternimmt, um vor ſich und ſeinem Gewiſſen gerechtfertigt dazuſtehen, ſo hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild ſeines Innern muß ſich jeder immer machen. Es iſt gewiſſermaßen der Punkt, auf den ſich alles andere bezieht. Man muß bei dieſer Selbſterforſchung nicht ſtreng nur bei demjenigen ſtehen bleiben, was Pflicht und Moral angeht, ſondern ſein inneres Weſen in ſeinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich iſt es ein viel zu beſchränkter Begriff, wenn man ſich ſelbſt gleichſam vor Gericht ziehen und nach Schuld und Unſchuld fragen will. Die ganze Veredlung des Weſens, die möglichſte Erhebung der Geſinnungen, die größte Erweiterung der innern Beſtrebungen iſt eben ſowohl die Aufgabe, die der Menſch zu löſen hat, als die Reinheit ſeiner Handlungen. Es

giebt auch im Sittlichen Dinge, die ſich nicht bloß unter den Maßſtab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen laſſen, ſondern einen höhern fordern. Es giebt eine ſittliche Schönheit, die ſo wie die körperliche der Geſichtszüge, eine Verſchmelzung aller Geſinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zuſammenhang derſelben zu geiſtiger Einheit erheiſcht, die ſichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin aus Einem, aus der innerſten Natur ſtammenden Streben nach himmliſcher Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorſchwebt, das ſie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeiſtert, zum Uebergang in höheres Daſein würdig wird. Auch die Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewiſſen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wiſſen und Bücherbildung gehört. Das aber iſt wirklich Pflicht und iſt auch dem natürlichen Streben jedes nicht bloß an der irdiſchen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menſchen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er beſitzt, Klarheit, Beſtimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf dieſe Weiſe begründet iſt. Das kann man wohl das Denken des Menſchen nennen. Dazu iſt das Wiſſen nur das Material. Es hat keinen abſoluten Werth in ſich, ſondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Menſch ſollte nicht anders lernen, als um ſein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wiſſen ſollten immer gleichen Schritt halten. Das Wiſſen bleibt ſonſt todt und unfruchtbar. In Männern findet ſich das ſehr oft, ja man möchte es als die Regel anſehen. Es fällt aber weniger auf, weil ſchon ihr Wiſſen gewöhnlich zu andern äußeren Zwecken und Nutzen,

wenigſtens eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältniß des Denkens zum Wiſſen ein viel größeres Mißbehagen. Ich kenne, von meiner früheſten Jugend an und vor der Univerſität, eine Frau dieſer Art, der ich durch alle Perioden ihres Lebens gefolgt bin. Sie kennt ſehr gründlich die alten und die meiſten neuern Sprachen, iſt frei von aller Eitelkeit und Affektation, verſäumt nie über den Büchern eine häusliche Obliegenheit, hat aber durch ihr Wiſſen nichts an Intereſſe gewonnen. Wenn ſie gleich die erſten und ſchwerſten Schriftſteller aller Nationen geleſen hat, ſchreibt ſie darum doch keinen Brief, der einem ſonderlich zuſagen könnte. Sie bemerken ganz recht in dieſer Beziehung, daß Chriſtus ſeine Jünger aus der Zahl ungebildeter und unwiſſender Menſchen wählte. Es hing aber auch mit den Zwecken und der Natur der Religion, die er ſtiften wollte, zuſammen, und in dem Volke, in dem er auftrat, gab es in jener Zeit kein anderes Wiſſen als ein todtes und mißverſtandenes. Es gab nur Schriftgelehrte, welche das Auslegen der heiligen Bücher auf eine ſpitzfindig-hochmüthige Weiſe mit Bedrückung und Verachtung des Volks trieben.

Erhalten Sie Ihre Geſundheit und heitre Gemüthsſtimmung. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiunddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Mai 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ausführlichen Brief empfangen, und danke Ihnen innig dafür. Sie werden unzufrieden ſein, daß ich ihn ſo ſpät beantworte, da Sie meines tröſtenden Zuſpruchs bedürftig und leidend waren, und mich um baldige Antwort baten. Es war auch mein feſter Vorſatz Ihren Wunſch zu erfüllen. Ich wollte Ihnen aber eigenhändig ſchreiben, und mit eigenhändigen Briefen hänge ich jetzt gar ſehr von Zeit und Umſtänden ab. Bei der Langſamkeit, womit ich ſchreibe, mache ich in einer Stunde nicht viel, und wenn ich nicht einen vollen freien Nachmittag vor mir habe, fange ich keinen Brief an, und in einem Nachmittag endige ich keinen, der es werth iſt, eigenhändig geſchrieben zu werden.

Dieſe Abhängigkeit von Andern, gerade in demjenigen, worin die Freiheit am wünſchenswürdigſten, ja ſelbſt am nothwendigſten iſt, im Schreiben, gehört zu den unangenehmſten und ſtörendſten Folgen kränklicher Schwäche. Denn es gehört doch mehr der Kränklichkeit als dem Alter an. Ich bin auch vernünftig genug, darin keine wahre Beſſerung weder von ſelbſt, noch von Mitteln zu erwarten. Ich bin ſehr zufrieden, wenn die Verhinderung nicht zunimmt und nicht läſtiger wird. Eben ſo mit den Augen. Die meiſten Leute machen ſich ſelbſt bloß durch übertriebene Forderungen an das Schickſal unzufrieden. Bei den Kla-

gen, daß ſie etwas aufgeben müſſen, was ſie früher genoſſen, vergeſſen ſie innerlich dafür dankbar zu ſein, daß ſie es bis dahin ungeſtört genoſſen.

Es hat mir ſehr leid gethan, liebe Charlotte, daß Sie eine ſo ſchmerzlich unruhige Zeit bei ſich verlebt haben, und daß Sie Augenzeuge eines ſo ſchmerzhaften Krankenlagers ſein mußten, das doch endlich zum Tode führte*).

Gleich lebhaften Antheil habe ich an Ihrem eignen, durch die Gemüthsbewegungen und Anſtrengung erfolgten Uebelbefinden genommen, und freue mich, daß Sie mir beim Schluß Ihres Briefes und beim Abgang deſſelben ſagen, daß Sie ſich wieder ziemlich hergeſtellt fühlen.

Was Sie mir vom ſanften und heitern Anſehen im Tode, ſelbſt nach einem ſo ſchweren Todeskampf ſagen, bemerkt man wohl bei allen Todten. Bei einigen geht es wie ins Verklärte über. Es mag auch Fälle des Gegentheils geben, wo der Ausdruck der Leidenſchaft oder gräßlicher Leiden auch im Tode nicht erliſcht, und auf den Schlachtfeldern 1813 und 1815 habe ich wohl dergleichen, aber auch viele Gefallene voll edler Ruhe in den Zügen geſehen. Dieſe Verſchönerung im Tode, denn ſo kann man es wohl nennen, iſt ein Vorrecht des Menſchen. In den Thieren findet ſich das Gegentheil; das ſchönſte, mu-

---

*) Hier folgt die Leidens- und Krankengeſchichte eines armen Kindes, die nur deswegen erwähnt werden kann und darf, da ſie Veranlaſſung iſt, daß ſich ſo tröſtliche Ideen daran knüpfen.

thigſte, edelſte Pferd ſieht auf dem Schlachtfelde häßlich und widerwärtig aus.

Der Grund liegt doch wohl in dem Eindruck, den die Seele auf die Züge des Geſichts macht. Dieſer Eindruck, wenn die Gemüthsart ſonſt unverdorben war, iſt in ſich nun natürlich ruhig, ſittlich rein, und ſelbſt bei Perſonen von geringen Geiſtesgaben bis auf einen gewiſſen Punkt edel. Im Leben wird er durch die augenblicklichen Erregungen des Gemüths, durch die Umſtände immer mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht gebracht. In dem Leiden einer Krankheit iſt das doppelt der Fall. Mit dem Tode weicht nun jener augenblickliche Einfluß auf die Züge, der urſprüngliche, durch das ganze Gemüth bewirkte aber bleibt und erhält ſich, ſo lange die körperliche Geſtalt der Theile nicht zerfällt, auch ohne die fortdauernde Anweſenheit des Gemüths, gleich einem eingeprägten Bilde. In dieſem muß dann natürlich eine vollkommene Ruhe liegen, da das bewegliche Leben in den ewigen Schlummer eingewiegt iſt. Vielleicht hat aber auch die Erſcheinung einen ſchöneren und höheren Grund. Wir ſehen — und können nicht anders — den Tod als ein Scheiden der Seele, eine Befreiung derſelben von den Banden des Körpers an. Wir wiſſen aber durchaus nicht, was aus der fliehenden wird. Vielleicht ändert ſie ſchon im Augenblicke, wo ſie den Körper verläßt, ihre irdiſche Natur und wirft nun einen ſcheidenden Strahl auf die Zurückbleibenden, deſſen Licht wir in den immer den Seeleneindrücken folgſamen Geſichtszügen erblicken. Alles in dieſen letzten Momenten iſt wunderbar und unbegreiflich, und wenn wir uns auch ſelbſt darin befinden werden, werden wir doch auch mit der größten Beſonnenheit nichts mehr davon wiſſen und erfahren, denn gewiß endigt ſich zunächſt nur das Leben in völliger

Bewußtloſigkeit. Die Natur wirft einen dichten Schleier über ihre Verwandlungen.

Ich bekomme ſo eben Ihren am erſten Oſtertag angefangenen und am erſten Mai abgegangenen Brief. Mit großer Freude ſehe ich daraus, daß Sie ſich wenigſtens frei von Krankheit fühlen. Die Kräfte werden ja auch wieder kommen.

Daß Sie das gute, arme Mädchen, das bei Ihnen herangewachſen und ganz Ihrer Sorge hingegeben war, überall vermiſſen, begreife ich ganz. Sie müſſen doch aber ſuchen, ſie bald zu erſetzen. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, kein Menſch iſt unerſetzbar in Geſchäften, und das iſt ein ſehr edler und menſchenfreundlicher Glaube. Man betrauert nun einen Geſtorbenen nicht, weil man durch ihn etwas Aeußeres verliert, ſondern bloß um ſein ſelbſt, um ſeines Innern willen. Denn Treue, Liebe, Anhänglichkeit, das ſind die wahrhaft unerſetzlichen Dinge, die man durch den Tod wirklich verliert und betrauert.

Suchen Sie ſich zu ſtärken und Ihren Geiſt zu erheitern, und ſein Sie meiner herzlichſten und aufrichtigſten Freundſchaft gewiß. H.

Daß Sie im Gemüthe ſich wieder geſtärkt fühlen, iſt mir eine große Freude, und noch mehr, daß Sie mir einigen Antheil daran zuſchreiben. Ich habe bei unſerm Briefwechſel nie eine Abſicht für mich gehabt, und habe daher alles, was unter uns zur Sprache kam, immer mit völligſter Unpartheilichkeit in Betrachtung ziehen können. Dann glaube ich aber auch viel mehr, als die meiſten andern mir an Talent ſonſt überlegenen Männer, das was ſich auf den Zuſammenhang der Geſinnungen und Empfindun-

gen im Menſchen bezieht, ſtudirt und erforſcht zu haben. Ich habe von jeher viel an mir ſelbſt gearbeitet, und weiß alſo was im Herzen vorgeht und vorgehen kann. Ich habe es von jeher an mir ſelbſt nicht leiden können, in meinem innern Daſein etwas anderes als mich ſelbſt zu brauchen. Darum kenne ich, was Kraft und Haltung zu geben vermag. So begreife ich, was Sie, liebe Charlotte, obgleich Sie es viel zu hoch ſtellen, von meinen Briefen ſagen und rühmen. Es kommt nur von den zwei Umſtänden her, daß es auf der einen Seite klar und beſtimmt gedacht, und auf der andern durch die innere Erfahrung bewährt iſt.

Sie bemerkten in einem früheren Briefe, daß Ihnen der Stolz im Leben viel zu thun gemacht habe. Die Unterdrückung des Stolzes iſt allerdings ſehr lobenswerth, und es freuet mich, wenn es Ihnen damit ſo ganz gelungen iſt. Der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben ſoll, bleibt jedem Rechtlichgeſinnten dennoch. Dieſen ſollte man aber nicht Stolz, ſondern richtig abgewägtes Selbſtgefühl nennen. Es iſt eigentlich dies die Erhebung des Gemüths, welche daraus entſteht, daß es fühlt, daß eine würdige Idee ſich mit ihm vereinigt, ſich ſeiner bemächtigt hat. Der Menſch iſt da eigentlich ſtolz auf die Idee, auf ſich nur in ſo fern, als die Idee Eins mit ihm geworden iſt.

Man vermeidet die Abwege, wohin der Stolz führt, am leichteſten und ſicherſten, wenn man ſich in allem Thun und Laſſen recht natürlich gehen läßt, jede Aeußerung des Stolzes ſtreng wegweiſ't, aber darauf nicht weiter Werth legt, ſondern es als etwas anſieht, das ſich von ſelbſt ver-

ſteht, wo man Recht haben würde, ſich Vorwürfe zu machen, wenn man anders gehandelt hätte.

Es freut mich, daß Sie des Saturns erwähnen. Ich ſehe ihn auch in dieſen Wochen immer mit Vergnügen. Das Wiederkehren der Planeten nach einer Reihe von Jahren bei denſelben Sternbildern hat etwas ſehr Bewegendes im Leben. Für den Saturn hat man übrigens, noch von den Aſtrologen her, eine geringere Zuneigung. Aber den Jupiter erinnere ich mich mehrmals im Löwen geſehen zu haben, das erſtemal in einer ſehr glücklichen Zeit meines Lebens.

Sie werden, wie es ſchon hätte früher geſchehen ſollen, nächſtens meinen Briefwechſel mit Schiller empfangen. Ich habe Ordre gegeben, daß er Ihnen geſchickt wird. Vor meinem Briefwechſel werden Sie eine Einleitung über Schiller und ſeine Geiſtesentwickelung finden, die Ihnen, wenn Sie ſeine Schriften dabei haben, zum Leitfaden dienen kann. Ich gehe darin ſeine Werke von den früheſten bis zu den ſpäteſten durch, und zeige wie er von dem einen zu dem andern übergegangen und gekommen iſt. Auch die Briefe handeln faſt ganz von Schillers Arbeiten, die er gerade in jenen Jahren machte, und mir nach und nach, wenn ich abweſend war, mittheilte. Schwerlich hat je jemand Schiller ſo genau gekannt als ich. Es haben ihn ſehr Wenige ſo lang und ſo nahe geſehen. Mit einem Manne wie er, der nicht zum Handeln, ſondern zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt ſehen — ſprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir eigentlich mit ein-

ander ſprechend zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir mit einander verlebten, ſo viele nicht waren, ſo war des Zuſammenlebens doch ſehr viel.

Die Lieblichkeit des Wetters dauert fort, auch fängt alles an zu knospen und zu keimen.

Leben Sie recht wohl, mit unveränderlicher Theilnahme und Freundſchaft der Ihrige. H.

Dreiunddreißigſter Brief.

Tegel, den 4. Juni 1832.

Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie, liebe Charlotte, keine Zeile empfangen, und läugne nicht, daß ich nicht ohne alle Beſorgniſſe bin. Vielleicht aber kommt noch, ehe ich meinen Brief ſchließe, einer von Ihnen an. Vorerſt will ich Ihrer Verſicherung vertrauen, daß wenn Sie auch einmal ſelbſt nicht ſchreiben könnten, Sie immer Mittel hätten mir Nachricht zukommen zu laſſen. Ich ſchreibe Ihnen aber doch und halte meinen Brief nicht auf. Es kommt mir immer ſehr unfreundlich vor, wenn man bei gegenſeitigen geneigten Geſinnungen ſo Brief um Brief rechnet, und nicht eher wieder geben will, als man empfangen hat, auch kommt man nur in größere Unregelmäßigkeit. Endlich haben Sie mir ſo oft geſagt, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und ſo wird es Ihnen lieb ſein, wenn Sie nicht warten dürfen. Den nächſten aber muß ich Sie bitten ſo abzuſenden, daß er am 25. d. M. hier ankommt. Ich reiſe nämlich wieder ins Seebad nach Nordernei und reiſe vermuthlich ſchon am 1. Juli von hier ab, und wünſche kurz vorher noch einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu erhalten. Ich gehe recht ungern an dieſe Reiſe, nicht daß mir Nordernei oder das Baden in der See zuwider wäre, aber ich verlaſſe ungern Tegel, meine gewohnte Lebensart, und ſtöre mich ſehr ungern in wichtigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, welchen ich unausgeſetzt

den beſten Theil meines Tages widme und die jetzt das Hauptintereſſe meines Lebens ausmachen. Nicht nur, daß mein Arzt auf die Kur beſteht, ich fühle auch ſelbſt, daß ſie mir nothwendig und gut iſt. Die kranken und ſtörenden Zuſtände, die das Bad verringert hatte, ſind nach und nach wieder bedeutender geworden. Ich wundere mich darüber nicht. Wenn man durch irgend etwas auf den Punkt gekommen iſt, wo die Jahre, mehr oder minder vorgerückt, auf die Kräfte und die Geſundheit einen ſichtlich alterirenden Einfluß ausüben, ſo muß man körperliche Schwächen und ſelbſt ernſthaftere und beſchwerlichere Uebel, als nicht wegzuräumende Bedingungen, mit in das Daſein aufnehmen, in das man alsdann tritt. Das empfinde ich deutlich, und würde nicht klagen, wenn die Beſchwerden auch wirklich viel größer wären. Nordernei hat mir im vorigen Jahre doch ſehr wohl gethan. Ich leide wahrſcheinlich an einer krankhaften Beſchaffenheit des Rückenmarks, und dagegen, nicht gerade um das Uebel ſelbſt ganz zu heben, aber um den Fortſchritten entgegen zu arbeiten, iſt das Seebad und beſonders der Wellenſchlag ſo wohlthätig. So gebe ich jetzt doch lieber zwei Monate hin, um wieder eine Reihe anderer mit größerer Rüſtigkeit arbeiten zu können.

Den 5.

Ich wurde unterbrochen, und habe nun, wie ich es gewiß hoffte, indeß Ihren Brief empfangen, und danke Ihnen recht herzlich für alles, was er enthält. Der liebevollen Theilnahme, worin Sie den Wunſch ausſprechen, meine kranken Zuſtände genauer zu kennen, bin ich ſchon zuvorgekommen, wie Sie auf der andern Seite geſehen haben.

Ich finde es ſehr natürlich, daß Sie ernſt geſtimmt ſind. Es liegt an und für ſich im denkenden Menſchen, iſt den zunehmenden Jahren mehr noch eigen, und die Ihnen ſchon beſonders eigenthümliche Neigung. Nun das mancherlei Traurige, das Sie früher, das häusliche Ereigniß, das Sie kürzlich betroffen, war wohl dazu gemacht, ſolche Stimmung ſogar zu erzeugen, wenn ſie ſelbſt nicht ſchon vorhanden war.

Ueber den Tod und das Verhältniß deſſelben zum Leben kann ich aber doch nicht ganz in Ihre Ideen eingehen. Niemand kann ihn weniger fürchten als ich, auch hänge ich nicht an dem Leben, dennoch iſt mir eine Sehnſucht nach dem Tode fremd; obwohl ſie edlerer Art iſt als Ueberdruß am Leben, dennoch iſt ſie zu mißbilligen. Das Leben muß erſt, ſo lange es die Vorſehung will, durchgenoſſen und durchgelitten, mit einem Wort, durchgemacht ſein, und zwar mit völliger Hingebung, ohne Unmuth, Murren und Klagen durchgeprüft ſein. Es iſt ein wichtiges Naturgeſetz, das man nicht aus den Augen laſſen darf, ich meine das der Reife zum Tode. Der Tod iſt kein Abſchnitt des Daſeins, ſondern bloß ein Zwiſchenereigniß, ein Uebergang aus einer Form des endlichen Weſens in die andere. Beide Zuſtände, hier und jenſeits, hängen alſo genau zuſammen, ja, Sie ſind unzertrennlich mit einander verbunden, und der erſte Moment des Dort kann ſich nur wahrhaft anſchließen, wenn der des Scheidens von hier, nach der freien Entwickelung des Weſens, wahrhaft der letzte geweſen iſt. Dieſen Moment der Reife zum Tode, oder der Unmöglichkeit hier weiter zu gedeihen, kann keine menſchliche Klugheit berechnen, kein inneres Gefühl anzeigen. Dies zu verſuchen wäre nur eine eitle Vermeſſenheit menſchlichen Stolzes. Nur der, welcher das ganze Weſen

zu durchſchauen und zu erkennen im Stande iſt, kann dies, und ihm die Stunde anheimzuſtellen, und ſeiner Beſtimmung auch nicht einmal durch heftige Wünſche entgegen zu kommen, iſt Gebot der Pflicht und der Vernunft. Glauben Sie mir ſicherlich, wenn Sie auch dieſe Anſichten manchmal ſtrenge nannten, daß ſie es allein ſind, was uns in tiefem Seelenfrieden durch das Leben führt, und uns als treue Stütze nie verläßt. Das Erſte und Wichtigſte im Leben iſt, daß man ſich ſelbſt zu beherrſchen ſucht, daß man ſich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft, und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas anſieht, woraus das innere Weſen und der eigentliche Charakter Stärke ſchöpfen kann. Daraus entſpringt dann die Ergebung, die Wenige hinreichend haben, obgleich Alle ſie zu haben glauben. Faſt Alle ſetzen der Ergebung ein gewiſſes Maß, und glauben der Verpflichtung dazu überhoben zu ſein, wenn dies Maß überſchritten iſt, oder ihnen ſcheint. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuverſicht mit ſich führt, daß eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die unerwartetſten, widrigſten Geſchicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernſte aber heitre Milde in der Anſicht eines auch oft geſtörten und getrübten Lebens hervor. Dieſe Heiterkeit ſich zu erhalten oder in ſich zu ſchaffen, ſollte man immer alles nur irgend vom Willen Abhängige verſuchen. Man kann es nicht immer ganz erreichen, auch nicht in allen Momenten des Lebens, ſie läßt ſich auch eigentlich nicht hervorbringen, ſondern muß ſich von ſelbſt in der Seele erzeugen. Sie bleibt aber da nicht aus, wo ihr der Boden vorbereitet iſt, und dieſe Vorbereitung liegt hauptſächlich in einer beſonnenen, von Selbſtſucht freien, ruhigen Stimmung des Gemüths. Dieſe hat man durch Vernunft und Willenskraft in ſeiner

Gewalt, dahin kann und muß eigentlich Uebung und Vorſatz führen. Zur Beruhigung des Gemüths trägt angemeſſene Beſchäftigung viel bei. So kann und darf eigentlich nichts in der Seele vorgehen, was der Menſch nicht nach vorgegangener Prüfung darin duldet oder unterdrückt.

Leben Sie wohl, und ſein Sie meiner unwandelbaren Theilnahme gewiß. H.

Vierunddreißigſter Brief.

Tegel, den 26. Juni 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ſo freundlichen Brief vom 17. d. M. empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Sie erkundigen ſich ſo liebevoll nach meiner Geſundheit. Ich kann im Ganzen dem Schickſal nicht genug danken für meinen Geſundheitszuſtand. Ich leide eigentlich gar nicht, kann mich über nichts beſchweren, und ſehe nach dem Urtheile Aller, ſowohl derer, die mich täglich, als derer, die mich von Zeit zu Zeit ſehen, wohl und gar nicht krank aus *).

Sie bemerken ſehr richtig, daß dieſe Zufälle nicht gleich nach dem Verluſte, den ich erlitten, ſo ſtark waren, ſondern erſt nach und nach allmählich geworden ſind. Wirklich verhält es ſich ſo. Wer in einem ſolchen Ereigniß wirklich den Verluſt, und einen ſolchen, an deſſen Stelle in gar keiner Art irgend etwas Anderes treten kann, fühlt, der empfindet, daß ſich dieſer Verluſt immer im Verhältniß der Zeit ſteigert, welche er dauert. Aber ich verweile zu lange bei dieſem Reden über mich ſelbſt, und will jetzt abbrechen.

Was Sie über ſich in Ihrem letzten Briefe ſagen, habe ich mit großer Theilnahme geleſen. Ich begreife es voll-

*) Es folgen nun doch vielerlei Leidensdetails, die, wie ſchonend und gütig gegeben, ſchmerzlich ergreifend waren, aber den Leſer, der ferner ſteht, ermüden würden.

kommen und glaube es richtig zu verstehen. Es enthält zugleich so viel Liebevolles für mich, daß ich es mit doppelter Befriedigung gelesen habe. Wenn ich Sie recht verstehe, daß Ihre jetzige Stimmung hauptsächlich ist, mit dem heutigen Tage zufrieden zu sein und dem folgenden zu vertrauen, so billige ich das vollkommen. In höheren Jahren ist doch ein betrachtendes Leben das angemessenste. Ueber das, was Sie mit Recht die tieferen Ideen nennen, ließe sich noch mancherlei sagen. Da Sie aber hinzufügen, daß sie jetzt in Ihnen zurücktreten, aber sonst gewissermaßen in Ihren Lebensplan zu gehören scheinen, so erkläre ich mir dies. Nun paßt die von Ihnen angeführte Stelle aus Herder so vortrefflich zu dem, was ich über diesen Punkt denke, daß ich mich nicht enthalten kann, darauf mit einigen Worten einzugehen. Herder sagt nämlich sehr schön und sehr wahr, daß immer im Menschen tiefer und verborgen liegende Kräfte zum Vorschein kommen, die ohne manches Vorhergehende nicht thätig werden konnten. Dadurch nun, und ich kann mit Wahrheit sagen, dadurch allein hat gegenwärtig das Leben Werth für mich, daß es ganz unberechenbar ist, welche Kräfte noch durch allerlei Ereignisse rege werden können. Die Entwickelung aller Keime aber, die in der individuellen Anlage eines Menschenlebens liegen, halte ich für den wahren Zweck des irdischen Daseins, nicht gerade das Glück. Auf das Glück rechne ich für mich in den letzten Lebensjahren, in denen ich stehe, gar nicht, so dankbar ich es auch empfange, wenn es sich ungerufen darbietet. Man geräth, um in einem Bilde zu reden, im Alter auf die Neige mancher Verhältnisse. — Man hat aber auch im Alter viel mehr Kraft, selbst wahres Unglück als unvermeidliche Folge unvermeidlicher Verkettung der Umstände zu tragen, und so hat die

Vorſehung doch auch dies weiſe eingerichtet, wie überhaupt bei ruhiger und beſonnener Erwägung jeder Einwand, den man etwa gegen den Weltplan erheben könnte, ſich von ſelbſt auflöſt. Ich liebe Herder's Schriften ſehr, und habe ihn perſönlich ſehr geſchätzt. Sie werden ihn auch in der Einleitung zu meinem Briefwechſel mit Schiller ausdrücklich erwähnt finden. Ihre Briefe enthalten noch zweierlei, worauf ich zu antworten wünſche, nämlich das, was Sie über den Kupferſtich Napoleons im Augenblick ſeines Todes und über die zweiten Ehen ſagen. Heute aber erlaubt mir weder Zeit noch Blatt mehr zu ſagen.

Richten Sie Ihren nächſten Brief nach Norderney über Aurich zwiſchen dem 15. und 20. Julius.

Mit der unveränderlichſten und herzlichſten Theilnahme der Ihrige. H.

Fünfunddreißigſter Brief.

Norderneï, den 2. Auguſt 1832.

Ich bin wieder hier, liebe Charlotte, bewohne wieder die nämlichen Zimmer, und führe wieder daſſelbe nicht ſehr erfreuliche Badeleben. Ein ſolcher von Jahr zu Jahr wiederkehrender Aufenthalt hat immer etwas Sonderbares für mich. Er ruft die Frage hervor, ob man im künftigen Jahr wiederkehren wird, und wenn nicht, aus welchem Grunde? Denn das Bad dann entbehren zu können, bin ich nicht ſo thöricht zu erwarten. Ich bin nicht krank, eher geſund. Das, wogegen das Bad wirken kann, iſt Alterſchwäche, die durch Umſtände früher zum Durchbruch gekommen iſt. Dieſe kann eine Kur nicht aufheben, nur mindern. Ich ſage dies mit Fleiß, damit ſich Ihr freundſchaftlicher Antheil an mir nicht Hoffnungen macht, in denen Sie ſich nothwendig getäuſcht finden müßten. Den Erfolg aber, den man mit Recht und Billigkeit ſich verſprechen kann, glaube ich auch diesmal erwarten zu können. Meine Tochter iſt allerdings wieder mit mir hier. Das Bad hat ihr voriges Jahr ſo wohl gethan, daß ſie Unrecht gethan haben würde, die Kur nicht zu wiederholen. In den Einrichtungen hier iſt vieles beſſer geworden. Daß die Zeitungen geſagt haben, ich ſei nach den Rheinprovinzen gegangen, war ein grundloſes Gerücht. Sie hätten ſich die Mühe von mir zu reden ganz erſparen können. Ich bin auf dem gewöhnlichen Wege hergegangen und haſſe alle

kleinen Reisen und Umwege so gründlich, daß ich mich nicht darauf einlassen würde. Sollte ich einmal eine längere Abwesenheit von Hause nicht scheuen, so würde ich nach Italien oder England gehen, und hiervon möchte ich die Möglichkeit nicht bestreiten, vorzüglich wenn mein Gesicht schwächer würde und mich am eigenen Arbeiten hinderte. Es freuet mich sehr, daß Ihnen mein Briefwechsel mit Schiller Freude gemacht hat. Mir ist es mit dem Buche sonderbar gegangen. Ich hatte den Schiller'schen Erben die Herausgabe versprochen. Als sie mich, da darüber mehrere Jahre verflossen waren, dazu aufforderten, war es mir höchst lästig, mich damit zu befassen. Ich mußte den ganzen Briefwechsel durchgehen, um alles auszuschalten, was sich für den Druck nicht geeignet hätte. Dessen war so viel, daß das Ganze gut und gern zur Hälfte zusammenschmolz, und die Arbeit kostete mich einige Wintermonate, dann schrieb ich die Vorerinnerung. Ich erwartete keinen großen Antheil für das Buch, höchstens für einen Theil der Briefe Schiller's und für einige wenige von mir. Der Erfolg hat aber meine Erwartungen übertroffen, und es ist viel mehr gelesen worden als ich dachte, und besonders von Frauen. Viele haben mir davon gesprochen, einige ausführlich geschrieben, und so, daß sie ganz in die Ideen eingegangen waren und einige davon weiter ausspannen. Ich glaube auch nicht, daß, wie Sie meinen, die Briefe gewonnen hätten, wenn sie früher erschienen wären, eher umgekehrt. Ich bin überhaupt gegen alles Drucken von Briefen. Die Herausgabe dieser rechtfertigt nur der Name eines wahrhaft großen Mannes, an den sich der Andere mit immer gleich sichtbarer Unterordnung anschließt, so daß man doch immer auch in ihm nur jenen sieht. Briefe haben immer einen Anflug des wirklichen Lebens.

Je mehr ſie alſo aus der Ferne erſcheinen, deſto mehr überraſchen ſie. Gleich nach dem Tode ſind ſie eine ſchwache Fortſetzung der noch in dem Gedächtniß lebenden Wirklichkeit. Nach langer Zeit erſcheinend, führen ſie Perſonen zurück, die man nicht mehr gewohnt war ſich mit den Umgebungen zu denken, wie ſie das Leben begleiten. Ich dächte auch nicht, daß es ſtörend auffallen könnte, wenn in den Briefen gewiſſermaßen kunſtmäßig beurtheilt wird, was man in der Zeit mit Begeiſterung aufgenommen hat. In der Dichtung iſt wenig oder gar keine Kunſt, die erlernt oder ſtudirt werden müßte. Eine ſolche iſt aber auch nicht in den Räſonnements dieſes Briefwechſels entwickelt, wenn man einige leicht zu überſchlagende Stellen über das Sylbenmaß ausnimmt. Beide, Schiller und ich, haben nur geſucht, die Gründe darzulegen, aus welchen das Gefühl entſpringt, die Bedingungen, unter denen es entſteht. Wer nun die Gründe wahr findet, in dem müſſen ſie das Gefühl erhöhen, da ſie es mit andern und gleich großen Ideen in Verbindung bringen. Wem ſie nicht zuſagen, der wird ſich dadurch noch mehr in ſeinem Gefühle beſtimmt finden, und ſich nun vielleicht durch die Widerlegung leichter die Gründe ſelbſt entwickeln.

Der Stelle in der Delphine erinnere ich mich nicht. Wenn Frau von Stael *) damit meinte, daß eine in der Jugend geſchloſſene und bis ins Alter fortgeſetzte Ehe das wünſchenswürdigſte iſt, ſo bin ich vollkommen derſelben Meinung. Ich fürchte aber ſehr, ſie meinte es anders,

*) Frau von Stael ſtellt nämlich in der Delphine den Satz auf, daß für das Alter, oder die ſpäteren Jahre, wo man allein ſtehe, die Ehe nöthig und erwünſcht ſei. Die Jugend finde überall ihre Freuden.

und dann ist es eine aus oberflächlicher französischer Ansicht geschöpfte Behauptung. Sie müssen darum nicht glauben, daß ich den Werth der Stael verkenne. Sie war meiner tiefsten Ueberzeugung nach eine wahrhaft große Frau, und nicht bloß von Geist, sondern durch wahres und tiefes Gefühl und eine sich nie verleugnende, unendliche Güte, und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinste Empfindung der edelsten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innersten dem eigentlichen französischen Wesen fremd, aber es begegnete ihr doch zu Zeiten, französische Ansichten ihren Aeußerungen beizumischen, und das ist nicht zu verwundern, da sie immer in Frankreich lebte. Sie hat sogar erst spät Deutsch gelernt, und ich habe sie selbst noch in Paris unterrichtet.

Allein die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schöneren Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höheren Jahre mit hinüber gehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, in sofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in

höheren Jahren über 40 oder 45 geſchloſſenen Ehen, zweiten oder erſten, läßt ſich das nicht ſagen. Man wird ſie gewiß nicht tadeln, man läßt gern jedem ſeine Empfindung, ſolche Verbindungen können ſehr vernünftig, ſie können auch für Leute, die einmal keine hohen Foderungen an ihr Gefühl machen, beglückend ſein. Wer aber tiefer empfindet, ſagt ſich, daß er ſie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in ſolcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenſtand jugendlicher Liebe entriſſen iſt, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leiſten muß, deſſen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich ſein, nach dem ſo Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einſtimmen, was man über das Alter ſagt. Es kann ein unglückliches und freudenloſes geben, wie eine ſolche Jugend. Aber, die Schickſale gleichgeſtellt, finde ich das Alter, ſelbſt mit allen Schwächen die es mir bringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieſer Freuden ſind nur anders. Sie entſpringen für mich immer ausſchließlicher aus der Einſamkeit und der Beſchäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das iſt ſo ſichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen älteſten Bekannten dieſe Stimmung ſtillſchweigend, aber durch die That ehren. Mir iſt ſie darum doppelt lieb, da ſie mit meinen Jahren und mit meiner Lage übereinſtimmt. Verzeihen Sie, daß ich wieder auf mich zurück komme, aber dieſe Dinge ſind von der Art, daß man nur nach ſeinem individuellen Gefühl davon reden kann. Wer möchte ſich anmaßen, über Fremdes darin abzuſprechen?

Ueber meine Abreiſe kann ich noch nicht feſt beſtimmen, bitte Sie aber, mir nach Berlin zu ſchreiben, und ſo, daß der Brief zwiſchen dem 26. und 30. Auguſt dort anlangt. Mit der aufrichtigſten, unveränderlichſten Theilnahme Ihr H.

Sechsunddreißigſter Brief.

Tegel, den 3. September 1832.

Ich bin am 26. Auguſt geſund und wohl hierher zurückgekehrt, liebe Charlotte, und habe gleich am folgenden Tage meine Beſchäftigungen wieder vorgenommen. Von dem Bade ſehe ich der Fortdauer der guten Wirkung, die ich ſchon ſpüre, entgegen. Das Wetter war vom Auguſt an in Nordernei ſehr ſchön, ohne Regen und Sturm, und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt. Sonnenſchein war nicht immer; es iſt allen Inſeln, beſonders den kleineren eigen, auch bei ſehr milder Luft wenig eigentlich ſonnige Tage zu haben. In Irland zum Beiſpiel zählt man deren unglaublich wenige. Ich habe mich aber bei meinem diesjährigen Aufenthalte im Seebad vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie es doch natürlich iſt, bloß auf ſeine Geſundheit Rückſicht nimmt, und nicht weichlicher Weiſe die Unannehmlichkeit ſcheuet, man ſich ſchlechtes und kein gutes Wetter wünſchen muß. Bei ruhig gutem Wetter iſt die See eben nichts anderes als eine große Badewanne. Der Sturm und die Wellen geben ihr erſt Seele und Leben. Wie das Meer in ſeiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannichfaltigſten Bilder vor die Seele führt und die verſchiedenartigſten Gedanken erweckt, ſo iſt mir erſt jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht ſichtbar geworden, welche ſchmeichelnde Freundlichkeit das Meer gerade in ſeiner größten Furchtbarkeit hat. Die

Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt wie spielend an, und selbst den tiefen Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tükkisch genannt, es liegt aber in diesem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die sich, um nach unserer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreuet und sich um Glück und Unglück nichts kümmert, sondern den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie durch eine höhere Macht unterworfen ist.

Hier im Haus und Garten habe ich alles im besten Stande gefunden. Im Garten ist gegen voriges Jahr, wo ich nur wenige Tage später zurück kam, ein angenehmer Unterschied. Jetzt ist noch das vollste schönste Grün. Es muß davon kommen, daß der Sommer kühler und nässer gewesen ist, was in dem hiesigen sandigen Boden große Wichtigkeit hat. Im vorigen Jahre traf ich zugleich mit der Cholera hier ein, und Viele waren in großen Sorgen deshalb, Einige in ängstlicher Bestürzung; ich selbst machte die damals üblichen angeblichen Sicherungsanstalten mit. Jetzt ist die Cholera an vielen Orten, und kann sehr leicht auch wieder nach Berlin kommen, obgleich noch keine Spur davon ist. Geschähe es aber, so würde man sie wenig mehr als jede andere Krankheit fürchten. So gewöhnt man sich an alles, und viele Schreckniſſe sind es größtentheils nur in der Einbildung. Selbst in vielen und wahren Krankheiten fügt diese bei Leuten, die furchtsam und ängstlich sind, noch vieles hinzu. Sie rühmen meine Gelassenheit und klagen die Ungeduld der Männer in Krankheit an. Diese rührt doch wohl daher, daß die Meisten an äußerer Thätigkeit hängen, die ihnen dann entgeht. Das ist mein Fall nicht. Die Stille, zu der die Krankheit verurtheilt, ist mir an sich nicht zuwider. Die Unruhe, die

gewiſſe Krankheiten mit ſich führen, mindert ſich, wenn man ihr moraliſche Ruhe entgegenſetzt. Mit dem poſitiven Schmerz iſt es allerdings anders. Aber auch da kann man viel thun. Ueberhaupt gewinnt man ſehr, wenn man die Krankheit nicht wie ein Leiden anſieht, dem man ſich hingeben, ſondern als eine Arbeit, die man durchmachen muß. Denn es iſt gewiß, daß der Kranke viel zur Aufrechthaltung ſeiner Kräfte und zu ſeiner Heilung beitragen kann. Meine ſogenannte Gelaſſenheit iſt gar kein Verdienſt, ſondern nur ein Glücksvorzug des Temperaments. Wenn man mich ruhig läßt, ſich wenig um mich bekümmert, und mir nicht durch Bedauern Bangigkeit und ungeforderte Pflege Langeweile macht, ſo müßte die Krankheit ſehr läſtig ſein, um mich ungeduldig zu machen. Sie halten in Ihrem letzten Briefe dem Alter eben keine Schutzrede, aber ich bleibe meiner Meinung getreu, nicht bloß für mich, ſondern auch für Andere. Indeß ſage ich damit nicht, daß ich gewünſcht hätte, alt zu werden; dies iſt eben ſo wenig der Fall, als ich jetzt wünſche, viel älter zu werden. Ueberhaupt hat mich das Wünſchen nie ſehr beſchäftigt. Aber da ich einmal ohne mein Zuthun alt geworden bin, ſo ſcheint es mir angemeſſener, mich bei den Vorzügen des Alters aufzuhalten, als mir gerade die Nachtheile vorzuſtellen. Dieſes gedenke ich nur in der Abſicht, um mich vor den Fehlern des Alters, beſonders vor Ueberſchätzung ſeiner Kräfte zu hüten. Denn darin ſtimme ich ganz mit Ihnen überein, daß man allerdings von einer gewiſſen Lebensepoche an, die ſich aber nicht allgemein beſtimmen läßt, auch geiſtig an Kräften abnimmt. Aber das Alter — es ſei dies nun eine wohlthätige oder läſtige Einrichtung der Natur — gehört nun einmal zu den Entwickelungsperioden des menſchlichen Lebens, und es wäre Unrecht, wenn der

Menſch nicht in ſeinem geiſtigen Charakter, ſeinen Gedanken, Empfindungen und Geſinnungen dasjenige aufzufinden ſtrebte, was dem phyſiſchen Lebensabſchnitt entſpricht. So was giebt es aber unleugbar und im edeln Sinne des Worts. Mit dem Gemeinplatz, daß man Erfahrungen erhält und Leidenſchaften verliert, muß man das Alter nicht abfertigen, dieſe Anſicht iſt aus einem zu niedrigen Standpunkte genommen, und was man in dieſem Sinne Erfahrungen und Leidenſchaften nennt, hat beides keinen großen Werth. Um Erfahrungen iſt es dem Alter nicht zu thun. Dieſe zu ſammeln fodert ein kräftiges und thätiges Leben. Aber in natürlich gut gearteten Menſchen ſind dem Alter Ruhe, Aufhören vom Zufall abhängiger Beſtrebungen, Geduld, Freiheit von zu ängſtlichen Sorgen eigen, und dieſe Vorzüge erhöhen und verſchönern alles. Man wirft wohl dem Alter gerade das Gegentheil von allem dieſen vor, aber das iſt der ſeltenere Fall und findet ſich nur in Gemüthern, von denen zu ſprechen nicht die Mühe lohnt. Bei den Beſſeren findet ſich entweder ein liebenswürdiger gutmüthiger Frohſinn, oder mehr und ernſtere Tiefe, die darum doch auch gar nichts Düſteres hat. Aus dieſen beiden verſchiedenen Richtungen ſtammt es her, daß eben ſo viele alte Leute die Geſellſchaft als die Einſamkeit ſuchen. Das Alter wirkt da der urſprünglichen Verſchiedenheit der Charaktere gemäß. Wendet es ſich auf die innerliche Betrachtung, ſo bearbeitet der Menſch den im Leben geſammelten Stoff, zu dem denn auch allerdings die Erfahrungen gehören, in ſich, indem er davon ausſcheidet, was ſich geiſtig nicht erhalten kann. Ich meine natürlich nicht, daß dabei ein Reſultat oder gar ein Buch herauskommen ſoll, aber es iſt nur überhaupt ein Leben oder auch ein Träumen in Ideen aller Art, ein geiſtiges Schweben über Ver-

gangenheit und Zukunft, oder vielmehr ein ſinniges Verknüpfen beider. Iſt der Menſch durch Neigung oder Bedürfniß auf äußere Wirkſamkeit gerichtet, ſo paßt gerade für das Alter recht die Beſchäftigung, die nach Schiller's Idealen Sandkorn an Sandkorn reiht. Ueber die Leidenſchaft wäre viel zu ſagen, aber darauf komme ich ein anderesmal zurück. Es iſt mir eine erfreuliche Ausſicht, jetzt wahrſcheinlich wieder ein ganzes Jahr hier ungeſtört zubringen zu können.

Ich bitte Sie, für unſere Briefe wieder die frühere Abrede zurück zu nehmen. Leben Sie recht wohl und genießen Sie in Ihrem Garten des jetzt ſehr ſchönen Wetters. Wie immer der Ihrige. H.

Siebenunddreißigſter Brief.

Tegel, den 4. Oktober 1832.

Ihr am 27. September abgegangener Brief, liebe Charlotte, war ſo reich an Mittheilungen, die meinem Herzen wohlthaten, da die Gegenſtände, die ſie betrafen, Ihnen große Beruhigung gewährten, daß er mich innigſt erfreuet hat. Doch will ich zuerſt von dem reden, womit auch Sie anfangen, daß die Cholera, was ich ſchon mit großer Freude aus den Zeitungen erſehen hatte, nicht eigentlich ſehr bösartig in K. ausgebrochen iſt. Ihr Brief ſcheint dies zu beſtätigen. Allerdings kann es ſchlimmer werden, aber die eigentliche große Furcht vor ihren Verheerungen iſt doch verſchwunden; und das mit Recht. Die Krankheit iſt nicht mehr ganz ſo ſchlimm und die Menſchen ſind klüger geworden. Sie haben ſehr recht, wenn Sie ſagen, die Voranſtalten und die grauenerregenden Begrabungen ſind furchtbarer, als die Krankheit ſelbſt, die ja doch ein kurzes Ende macht. Ich ſelbſt hing der Meinung an, daß ſie anſteckend ſei, habe mich aber jetzt eines andern überzeugt. Ich hoffe feſt, Sie bleiben ganz unberührt von der doch immer furchtbar bleibenden Krankheit. Selbſt Ihr abgeſchiedenes Gartenleben beruhigt mich, mehr noch Ihr ſo ungemein einfaches und mäßiges Leben. Wer ſo lebt und ſo wenig Todesfurcht kennt, an dem geht ſie ganz ſtill vorüber. Sollten Sie ſich indeß einmal nur unwohl fühlen, laſſen Sie es mir auf der Stelle wiſſen, darum bitte ich

ſehr, dann bin ich, ſelbſt in Ihrem Schweigen, völlig beruhigt. Möge der Himmel geben, daß Ihr Wohlbefinden fortdauere! Mit meiner Geſundheit geht es fortwährend gut. Ich habe nicht die Ahndung eines Schmerzes. Nur daß ich mehr Schlaf bedarf als ſonſt, daß ich in allen körperlichen Verrichtungen nicht Mattigkeit, aber Unbehülflichkeit, ich möchte ſagen Ungeſchmeidigkeit der Gelenke fühle, daß Geſicht und Gehör ſtumpfer werden, nur über dieſe Dinge kann ich klagen. Daß ich aber auch darüber nicht klage, trauen Sie mir gewiß zu. Ich bin vielmehr auch darin mit dem Schickſal ſehr zufrieden.

Der Menſch beurtheilt die Dinge lange nicht ſo ſehr nach dem, was ſie wirklich ſind, als nach der Art, wie er ſie ſich denkt und ſie in ſeinen Ideengang einpaßt.

Durch etwas, was der Menſch einmal in ſeine Ordnung und in die Reihe der gewöhnlichen Naturereigniſſe aufgenommen hat, läßt er ſich, ohne eben zu murren, vom Schickſal und ſogar von Menſchen plagen. Nur das Außerordentliche iſt ihm, wenn es verletzend iſt, unangenehm und widrig. Es geſellt ſich auch eine moraliſche Idee hinzu. Das Außerordentliche iſt, oder erſcheint vielmehr, als eine Ungerechtigkeit des Himmels.

Man pflegt zu ſagen, daß die Gewohnheit auch unangenehme und ſchmerzhafte Dinge erträglich macht. Ich glaube aber gar nicht, daß der Eindruck der Dinge ſelbſt um ſo viel anders iſt, die Sache iſt bloß die, daß der

Menſch das immer Wiederkehrende als unvermeidliche Nothwendigkeit anſieht und ſich darein ergiebt.

Es iſt das edle Vorrecht des Menſchen, daß er dem Unglück und dem Tode ſagen kann: ich will dich erdulden, und daß er dem Tode und dem Unglück die eigentliche Gewalt über ſich nimmt. Ohne dieſe Stärke wäre das ihm ſo oft beiwohnende Vorausſehen des Schmerzhaften und Kummervollen ein großes und bedeutendes Unglück. So entſpringt das Heilmittel aus der gleichen Quelle. Mit den Krankheiten, ich meine den verſchiedenen Krankheitsformen, iſt es aber eine eigne Sache. Es giebt nur Eine Geſundheit und eine Menge von Krankheiten. Dieſe haben aber ihr Daſein wie andere lebendige Weſen auf Erden. Sie entſtehen ohne erkennbare Urſachen und gehen eben ſo auch wieder unter. Das Alterthum kannte Krankheiten, die wir glücklicherweiſe nicht mehr haben, und umgekehrt. Nicht weniger merkwürdig ſind die Veränderungen, wie wir ſie jetzt an der Cholera ſehen. Es iſt immer nicht ausgemacht, ob die Krankheit, die doch die Aufmerkſamkeit der Menſchen ſo ſehr geſpannt hält, ſich bloß von Menſchen zu Menſchen, oder auch unmittelbar durch die Luft mittheilt, ſo ſehr viel wahrſcheinlicher auch das letztere iſt.

Im November.

Was ſagen Sie zu dem außerordentlich ſchönen Herbſt? Ich dächte ich hätte nie einen ähnlichen erlebt. Noch jetzt ſcheint er mehr ein Ausgehen aus dem Sommer, als ein Eingang in den Winter. Ich gehe noch immer eine Stunde vor Sonnenuntergang ſpazieren. Da iſt es, ſelbſt bei

ſtürmiſchen Tagen meiſt ruhig und bei regneriſchen heiter. Sie haben gewiß auch oft geſehen, wie die ſcheidende Sonne ſich dann durch ihre eignen Strahlen einen lichten Streifen bildet, in den ſie ſich dann hinabſenkt. Iſt dann recht dunkles Gewölke über ihr, ſo regnet es meiſt unmittelbar nach dem Untergange, bisweilen auch noch während des Untergangs. Es iſt mir die liebſte Zeit des Tages. — Sie ſchreiben mir, daß die Centifolien in K. blühen. Auch hier habe ich es zu meiner großen Verwunderung geſehen. In mittäglichen Ländern iſt dies wiederholte Blühen ganz gewöhnlich. Man ſieht daran, daß das vegetirende Leben beſtändig die Neigung hat, Blüthen hervorzubringen, aber nur durch die Abweſenheit begünſtigender Umſtände daran verhindert wird. So traurig aber auch der Winter und ſeine lange Dauer ſind, ſo entſchädigt doch der Frühling dafür, nicht bloß ſein Erſcheinen und der Genuß deſſelben, ſondern ganz vorzüglich das Erwarten deſſelben. Dieſe Sehnſucht iſt eine der einfachſten und natürlichſten von allen, und eine der reinſten Quellen, woraus jede andere Sehnſucht fließt, die ſo Vieles und Großes im Gemüthe ſchafft und aus deſſen innerſten Tiefen hervorruft. Es iſt dies gewiß eine der Urſachen, daß die nördlicheren Nationen doch eine tiefer ergreifende Poeſie haben, als die ſüdlicheren, wenn dieſe auch klangvollere Sprachen beſitzen. Es liegt unendlich viel in dem Einfluß, den die Natur um uns her auf uns ausübt, und es kommt da nicht darauf an, daß ſie gerade Genuß giebt, ſondern weit mehr darauf, daß ſie Empfindungen weckt und die Kräfte in Thätigkeit bringt. Leben Sie wohl. Ihr H.

Achtunddreißigster Brief.

Tegel, December 1832.

Der Ton der ruhigen Zufriedenheit und ſelbſt einer frohen Heiterkeit, in welchem Ihr letzter Brief geſchrieben iſt, liebe Charlotte, hat mir eine lebhafte Freude gemacht. Ich hege nun auch die gewiſſe Hoffnung, daß dieſe Stimmung bleibend in Ihnen ſein wird. Was mich in dieſer beruhigenden Anſicht beſtärkt, iſt, daß Sie ſich auch körperlich wohler fühlen, ſeit Sie ſich befreiet fühlen von einem ſorglichen Kummer, der ſeit längerer Zeit ſchwer auf Ihnen laſtete, und wodurch Sie nun der Ruhe und Heiterkeit wiedergegeben ſind, die ein Gemüth, wie das Ihrige, das mit ſich und der Vorſehung eins iſt, immer genießen müßte.

Daß eine ſchon in ſich ernſte Seele in Zeiten, wo außerordentliche Erſcheinungen dieſen Ernſt vermehren, noch ernſter geſtimmt wird, iſt ganz natürlich. An den Wunſch und das Verlangen, nichts unberichtigt zu laſſen, knüpft ſich ein moraliſches Gefühl, und zwar eins der weſentlichſten und achtungswürdigſten.

Der Menſch fühlt ein Bedürfniß, die großen Ideen, die in ihn gelegt ſind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreiſe ſeines Daſeins nachzu-

bilden, und oft ſelbſt wenn er ganz andern, aus dem gewöhnlichen Leben geſchöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der That dieſem geheimen Zuge. Ueberhaupt iſt die menſchliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als ſie auf der Oberfläche erſcheint. Ja ſelbſt in andern Stücken. Eitle Menſchen ſind oft in einigen mehr werth, als ſie ſich ſelbſt glauben.

Sie brauchen in Ihrem Briefe den Ausdruck: ſein Haus beſtellen. Dies iſt mir immer eine ſo paſſende und gehaltvolle Rede geſchienen. Es iſt ein alterthümlicher, ächt bibliſcher Ausdruck, der, wie mehrere dieſes Gepräges, tief aus dem Leben geſchöpft iſt und tief in die Seele eingreift. Auch längſt, ehe ich in die Jahre kam, wo das Beſtellen des Hauſes wahrhaft dringend wird, habe ich mir dadurch Abſchnitte im Leben zu machen geſucht, und habe dies immer ſehr wohlthätig gefunden. Es giebt aber im Innern ein Beſtellen ſeiner Seele, wie im Aeußern ſeines Hauſes. Man zieht dann das Gemüth auf einen kleinen Kreis von Empfindungen zurück, übergiebt die andern der Vergeſſenheit und freuet ſich der Ruhe in der ſelbſtgewählten Beſchränkung. Wenn man dies recht thut, thut man dies nur Einmal. Man verläßt dann nicht wieder den Raum, wie man ihn eng umgränzt und umzogen hat.

Sie rühmen meine Geduld. Sie hat nichts Verdienſtliches und hat mir nie Mühe gekoſtet. Ich möchte ſie mir angeboren nennen. Die Zeit, die ich über eine Sache ſitzen muß, um ſie zu Ende zu bringen, wird mir nie lang.

Sie gedenken bei einem Ereigniſſe der Vergangenheit Holzminden im Braunſchweigiſchen. Das hat mir lebhaft eine Erinnerung zurück gerufen. Von dieſem kleinen Orte reiſte ich 1789 mit Campe nach Paris. Campe kam

von Braunſchweig, ich von Göttingen aus dahin. Die Reiſe, die Sie geleſen haben können, da Campe ſie herausgegeben hat, war kurz, aber meine erſte außer Deutſchland. Campe war, wie ich Ihnen ſchon früher glaube geſagt zu haben, Hauslehrer im Hauſe meines Vaters, und es giebt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. Er hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre ſeines Lebens ganz blödſinnig. Ich habe bei ihm ſchreiben und leſen gelernt, und etwas Geſchichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptſtädte, die ſogenannten ſieben Wunderwerke der Welt u. ſ. w. Er hatte ſchon damals eine ſehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverſtand lebendig anzuregen. — —

Ich bin vollkommen wohl, und mir iſt in meiner in mir vergrabenen Stimmung ſehr wohl. Ich bitte Sie, Ihren Brief an mich, wie gewöhnlich, abgehen zu laſſen, und wünſche von inniger Seele, daß Sie das Jahr geſund und heiter beſchließen und eben ſo das neue beginnen mögen. Begleiten Sie mich bei dem Wechſel der Jahre mit dem Wunſch, daß mich nichts im Genuß meiner Einſamkeit, die mein wahres Glück iſt, ſtören möge, und machen Sie, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann. Mit der herzlichſten Freundſchaft und unveränderlichſten Theilnahme der Ihrige. H.

Neununddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Januar 1833.

Nehmen Sie zuerſt, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunſch zum begonnenen Jahre. Der Himmel verleihe Ihnen vor allem Geſundheit und Heiterkeit. In äußeren, andern Dingen ſind Ihre eignen Wünſche ſo ungemein beſcheiden, daß es darin des Wunſches kaum bedarf, doch ausſchließen will ich das nicht. Die innere Zufriedenheit verſchaffen Sie ſich ſelbſt. Es iſt das himmliſche Gut, dem man, eben weil es vom Himmel kommt, nur das eigne Herz zum Urſprung anweiſen kann. Sie haben, wie ich mit Freuden erkannt habe, viel an innerer Stärke gewonnen, ſo wie jeder noch an ſich gewinnen kann, da es darin nie eine, nicht mehr zu überſchreitende Gränze giebt.

Heller, freundlicher, mit ſchöneren Geſtirnen kann ein Jahr nicht beginnen, als es dieſes thut. Ich gehe zwar bei jedem Wetter im Freien täglich aus, aber jetzt mit doppelter Luſt. Im November 1835 kehrt einer der größten bekannten Kometen zurück. Werden wir ihn noch ſehen? Ich verlange es nicht, und glaube es nicht. Aber es iſt immer ein Punkt der Erwartung am Himmel.

Ich gehe jetzt oft und bei Mondſchein ſpazieren. In dieſer kalten aber ganz trockenen Luft iſt nichts von feuch-

ter und nebelichter Abendluft, wie in andern Jahreszeiten zu beſorgen. Der Himmel aber iſt zu ſchön, um ihn ungenoſſen zu laſſen. Es iſt überhaupt nicht auszuſprechen, wie viel der Himmel beiträgt, die Erde zu verſchönern. Das iſt um ſo bewundernswürdiger an ihm, da alles daran ſo einfach iſt, nur Geſtirn und Wolken, und das unermeßliche Gewölbe, das allein eine Unendlichkeit iſt, in welche der Geiſt ſich vertieft und die Einbildungskraft ſich verliert. Die Erde leuchtet wirklich nur in dem Glanze, den er über ſie ausgießt. Italien iſt in der That nicht darum um ſo viel reizender als Deutſchland, weil die Erde, das Land ſo viel ſchöner, ſondern weil der Himmel ſo ganz ein anderer iſt, ſo tief blauer am Tage und ſchwärzer in der Nacht, und die Geſtirne ſo unendlich viel ſtrahlender. Auf der andern Seite aber iſt es ſonderbar, daß der Himmel doch eigentlich nur ſo ſchön und milde iſt, weil er, ſo fern, das Auge nur wie ein optiſcher Zauber berührt und jede andere materielle Einwirkung hinwegfällt. Er iſt auch ſinnlich, wie wir ihn ſehen, doch was die Schönheit der Sterne angeht, mehr ein Gegenſtand des Geiſtes und der Phantaſie, als der eigentlichen Wirklichkeit. Wenn man ſich eine Planetenreiſe als möglich denken könnte, wäre ſie, ſcheint es mir, nur ein Gegenſtand der Furcht und des Entſetzens. Wäre man über die Gränzen unſeres, nur in der Höhe ganz unlieblichen Dunſtkreiſes hinaus, ſo geriethe man in das Rollen und den Wirbel dieſer gigantiſchen Weltkörper, die in der Nähe, als Licht- oder Schattenmaſſen, gleich furchtbar wären. Selbſt ſchon eine Nähe, in der viele Geſtirne größer erſchienen, wäre nicht wünſchenswerth. Die größeren Lichter in größerer Zahl würden einförmiger ſein und die kleineren und entfernteren überglänzen und unſichtbar machen. Ich kann

mir nicht vorſtellen, daß mehrere Monde, wie andere Planeten ſie haben, unſere Nächte verſchönern würden. Ein anderes iſts mit dem Saturnus-Ringe. Wenn man ſich dieſen wie eine goldene Doppelbrücke über den Himmel geſpannt denkt, ſo muß es allerdings einen wundervollen Anblick gewähren. Es ſcheint alſo aus allem hervorzugehen, daß der Himmel, dem man ſich, das Wort geiſtig genommen, ſo nah wünſchen muß, körperlich für unſere Empfindung ſchöner in der Entfernung iſt.

Zu dieſer großen Abſchweifung über den Himmel hat mich der ſehr ſchöne am heutigen Abend gebracht. Zu dem Sternen- und Mondes-Schein kommen die Töne, die der gefrorne See von ſich giebt, und die man beſonders in der Stille der Nacht ſo deutlich vernimmt. Es iſt bisweilen ein Krachen und Kniſtern, meiſt aber ein lange aushaltender klagender Laut.

Leben Sie herzlich wohl! Mit wahrer, unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierzigſter Brief.

Tegel, den 9. Februar 1833.

Es thut mir leid, liebe Charlotte, daß Ihnen dieſer Brief ſpäter als gewöhnlich zukommen wird. Ich habe aber wegen eines Geſchäftes einige Tage in der Stadt ſein müſſen, und da komme ich nicht zum ruhigen Schreiben. Da ich Berlin jetzt ſelten beſuche, ſo drängt ſich dann alles, Menſchen und Sachen zuſammen, und es bleibt mir nicht einmal die materielle Zeit übrig, etwas für mich anzufangen, wenn ich auch gar nicht von der Stimmung reden will. Ich verlor aber gerade auf dieſe Weiſe die erſten Tage des Monats, in denen ich Ihnen jetzt gewöhnlich zu ſchreiben pflege. Ich hoffe, Sie werden ſich über das Ausbleiben des Briefs nicht beunruhigt haben. Sie müſſen das niemals thun, liebe Freundin, darum bitte ich ſehr. Der kleinen, ganz unbedeutenden Urſachen, warum ich Ihnen an dieſem oder jenem Tage nicht ſchreibe, können ſehr viele ſein, und ich kann ſie ſo wenig vorausſehen, als Sie ſie errathen. Aber Sie können ſicher eine von dieſen vorausſetzen, wenn meine Briefe Ihnen über die gewohnte Zeit ausbleiben. Da ich zu derſelben Zeit im Monat jetzt gewohnt bin, Ihnen zu ſchreiben, ſo bekommen ſie nach einer ziemlich längeren Pauſe hernach zwei Briefe ſchneller nach einander, was Ihnen Freude macht, da Sie auf meine Briefe einen viel größeren Werth legen als ſie verdienen. Dieſe Ihre Freude iſt auch mir

eine und macht, daß ich Ihnen willig die Zeit opfere, die es mich koſtet. Seit vorgeſtern bin ich wieder hier, und heute ſchon ſetze ich mich hin, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn eine Unterhaltung kann man unſern Briefwechſel vorzugsweiſe nennen. Da er ſich meiſt um Ideen dreht, und die äußern Lebensverhältniſſe ſehr wenig angeht, ſo gleicht er darin einem raiſonirenden Dialog, und Ideen ſind ja nur das einzig wahrhaft Bleibende im Leben. Sie ſind im eigentlichſten Verſtande das, was den denkenden Menſchen ernſthaft und dauernd zu beſchäftigen verdient. Auch Sie nehmen eben ſo lebhaftes Intereſſe daran, und daß Ihnen meine Briefe Freude machen, liegt vorzüglich in dieſem ihren Inhalte. Es iſt mir auch ein beſonderer Grund der Zufriedenheit und Freude an Ihrer Art zu ſchreiben, daß Sie nicht mehr, wie Sie es ſonſt oft thaten, darauf dringen, daß ich Ihnen von dem erzähle, was mich angeht, und über das Mittheilungen mache, was mich umgiebt, das gar nicht in meinem Weſen liegt. Darum müſſen Sie nun aber ja nicht denken, daß ich es auch gern habe, wenn Sie über ſich ſchweigen. Es macht mir im Gegentheil wahre Freude, wenn ich Ihr inneres Leben in allen Ihren äußeren Umgebungen ſehe. Vergeſſen Sie alſo nicht, mir auch ferner, von Zeit zu Zeit dieſen Ueberblick wie bisher zu geben.

Sie bitten mich in Ihrem letzten Brief, Ihnen noch nähere Erläuterung darüber zu geben, was ich eigentlich damit meine, daß man in gewiſſen Lebensepochen innerlich das thun müſſe, was man äußerlich ſein Haus beſtellen nenne. Ich habe darunter etwas ſehr Einfaches und ganz

der gewöhnlichen Bedeutung der Redensart Entſprechendes verſtanden. Man ſagt, daß man ſein Haus beſtellt hat, wenn man Sorge getragen hat, alles das auf den Fall ſeines Todes zu berichtigen, was bis dahin unberichtigt geblieben war. Die Redensart ſchließt ferner in ſich, daß man angeordnet habe, wie es mit den Dingen, die einem angehören, nach dem Hintritt werden ſoll. Von allen Seiten ſchneidet alſo das Hausbeſtellen Verwickelung, Ungewißheit und Unruhe ab, und befördert Ordnung, Beſtimmtheit und Seelenfrieden. So nimmt man den Ausdruck im äußern, weltlichen Leben. Auf viel höhere und edlere Weiſe aber findet das Aehnliche im Geiſtigen ſtatt. Auch darin giebt es mehr und minder Wichtiges, mehr und minder an das irdiſche Daſein Geknüpftes, mittelbar oder unmittelbar mit dem Höchſten im Menſchen Verbundenes. Ich meine damit nicht gerade, wenigſtens nicht ausſchließlich, Religionsideen. Was ich hier meine, gilt auch von ſolchen, die gar nicht in dieſen Kreis gehören. Es läßt ſich überhaupt nicht im Allgemeinen beſtimmen, was hier das Höchſte und Wichtigſte genannt wird. Jederman pflegt aber in ſich die Erfahrung zu machen, daß er gerade dem, was in ihm das Tiefſte und Eigenthümlichſte iſt, die wenigſte Muße widmet, und ſich viel zu viel durch untergeordnete Gegenſtände das Nachdenken rauben und entreißen läßt. Dies muß man abſtellen, den ſtörenden Beſchäftigungen entſagen und ſich mit Eifer den wichtigeren widmen. Noch mehr aber geht dieſe Sammlung auf eine kurze Spanne noch übrigen Lebens, wie man es auch nennen könnte, in dem Gebiete des Gefühls vor. Doch iſt hier im Allgemeinen ein großer und wichtiger Unterſchied. Im Intellektuellen und allen Sachen des Nachdenkens hat der Vorſatz volle Kraft. Man kann und muß abſichtlich die Gedanken

und das Nachdenken auf gewiſſe Punkte richten. Im Gefühl iſt das nicht nur unmöglich, ſondern würde auch geradezu ſchädlich ſein. Im Gebiete des Empfindens läßt ſich nichts Unfreiwilliges, nichts Erzwungenes denken. Da kann alſo die Aenderung nur von ſelbſt eintreten, und iſt mit der Reife einer Frucht zu vergleichen. Sie geht von ſelbſt vor ſich, ſo wie die ganze Seelenſtimmung verräth, daß dies Loslaſſen vom hieſigen Daſein in das Gemüth ganz übergegangen iſt. Die Aenderung beſteht auch da in einem Vereinfachen und Zurückziehen des Gemüths auf ſich ſelbſt, doch läßt ſich hier noch weniger als im Gebiete des Denkens, aus einer einzelnen Individualität heraus, etwas allgemein Geltendes ſagen. In mir iſt es ganz einfach ſo zugegangen, daß ſich mein Gemüth ſo auf eine Empfindung konzentrirt hat, daß es jeder andern unzugänglich geworden iſt, inſofern nämlich, als ich durch eine andere Empfindung etwas empfangen ſollte. Denn auf keine Art bin ich dadurch kalt und untheilnehmend geworden, nur uneigennütziger und wirklich jeder Forderung entſagend. Nicht bloß mit Menſchen iſt es mir aber ſo, auch an das Schickſal mache ich keine Forderung. Ich würde Ungemach wie ein Anderer fühlen, das läßt ſich aus der menſchlichen Natur nicht ausrotten. Entbehrung bleibt Entbehrung und Schmerz bleibt Schmerz. Aber den Frieden meiner Seele würden ſie mir nicht nehmen, das würde der Gedanke verhindern, daß ſolche Ereigniſſe und Zuſtände natürliche Begleiter des menſchlichen Lebens ſind, und daß es nicht geziemend wäre, in einem langen Leben nicht einmal die Kraft gewonnen zu haben, ſeine höhere und beſſere Natur gegen ſie aufrecht erhalten zu können. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſo deutlich genug geworden bin. Wäre es nicht der Fall, oder ſchiene Ihnen meine Anſicht nicht richtig,

ſo werde ich ſehr gern weiter und ausführlicher in die Sache eingehen.

Sie reden in Ihrem Briefe von Gedächtnißhülfen, die Sie ſich erſonnen haben, und erbieten ſich mir mehr darüber zu ſagen, wenn ich es wolle. Thun Sie es ja. Leben Sie wohl! Mit immer gleichem Antheil der Ihrige.

H.

Einundvierzigſter Brief.

Tegel, den 8. März 1833.

Auch diesmal komme ich viel ſpäter zum Schreiben, als es mein Vorſatz war, liebe Charlotte, und da ich immer viel Zeit zum Schreiben brauche, ſo werden Sie noch ſpäter bekommen. Sie müſſen ſich aber nie deshalb beunruhigen. Sie werden ſagen, daß man darüber nie Herr iſt. Mit jedem Erſten des Monats denke ich daran, Ihnen zu ſchreiben, aber es treten bei meiner Lebenseintheilung oft Tage und Reihen von Tagen ein, wo ich nicht zum Schreiben an Sie, auch mit dem beſten Willen, kommen kann. Der Vormittag iſt unabänderlich wiſſenſchaftlichen Arbeiten gewidmet. Davon mache ich hier in Tegel keine Ausnahme (in der Stadt muß ich es freilich), dieſe Arbeiten machen jetzt eigentlich mein Leben aus, meine Gedanken ſind ihnen ganz zugewendet, und da ich jetzt vieles Schlafes bedarf, ſo iſt mein Vormittag doch kurz. Den Nachmittag gehe ich eine bis zwei Stunden ſpazieren, und die übrige Zeit bleibt für meine ziemlich weitläufige Korreſpondenz und vielfachen Geſchäfte u. ſ. w. Fällt nun in dieſen Dingen etwas ungewöhnlich Dringendes vor, wie es diesmal der Fall war, oder kommt Beſuch, ſo verzögert ſich gegen mein Wünſchen und Wollen der Abgang meines Briefes an Sie. Dennoch bin ich glücklicherweiſe viel weniger Störungen ausgeſetzt wie Andere, und genieße noch der höchſt nützlichen Gabe, nie durch Mangel an Stimmung abgehalten

zu werden, oder die Stimmung abwarten zu müſſen. Wie ich die Sache vornehme, iſt, wenn ich bisweilen auch lieber etwas ganz andres thäte, und mich zum Anfange wahrhaft zwingen muß, die Stimmung da. Bei dem Wort fallen mir Ihre Tabellen ein. Sie haben mich ſehr intereſſirt. Es iſt eine originelle Idee, die täglichen Zuſtände des Lebens ſchnell an einander zu reihen, die Stimmung und alle andere Dinge, von denen ſie abhängen kann, aufzuzeichnen. Auch nur ein halbes Leben ſo verzeichnet, würde zu einer Menge von Vergleichungen Stoff darbieten.

Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in jeder Art erfreuliche Gemüthsſtimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verluſt ſehr geſchmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorangehen ſo Vieler iſt allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüths ſehr ſchmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geiſtes gekannt hat, iſt betrübend. Ich wollte ſchon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her ſind, jung blieben. Indeß iſt das, wenn es auch nicht ſcheint, ein eigennütziger Wunſch.

Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich ſage, daß ſie allein das Bleibende im Menſchen ſind, und daß ſie allein das Leben zu beſchäftigen verdienen? Die Frage iſt nicht leicht beantwortet, ich will aber verſuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee iſt zuerſt den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf ſie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenſchaften entgegengeſetzt. Alles, was auf eigennützige Abſichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerſtrebt ihr natürlich und kann niemals in ſie übergehen. Aber auch viel

höhere und edlere Dinge, wie Wohlthätigkeit, Sorge für die, die einem nahe ſtehen, mehrere andere gleich ſehr zu billigende Handlungen ſind auch nicht dahin zu rechnen, und beſchäftigen denjenigen, deſſen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er ſie thut, ſie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen, und thun es in idealiſch gebildeten Menſchen immer. Dieſe Idee iſt dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels deſſelben wie einer Disharmonie, wie eines Hinderniſſes, das es unmöglich macht, ſich an die Ordnung höherer und vollkommener Geiſter und an den wohlthätigen Sinn, der ſich in der Natur ausſpricht und ſie beſeelt, anzuſchließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entſpringen, und die Pflicht, wenn ſie bloß aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jede Rückſicht auf Befriedung einer Neigung oder irgend eine ſelbſt göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabenſten Ideen. Von dieſen muß man hingegen auch abſondern, was bloß Kenntniß des Verſtandes und des Gedächtniſſes iſt. Die kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht ſelbſt dieſen Namen. Sie ſehen ſchon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zuſammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn ſie ſich auch von allem Irdiſchen losmachte. Alle großen und weſentlichen Wahrheiten ſind alſo von dieſer Art. Es giebt aber ſehr viele Dinge, die ſich nicht ganz mit den Gedanken faſſen und ausmeſſen laſſen, und darum doch nicht minder wahr ſind. Bei vielen von dieſen tritt dann die künſtleriſche Einbildungskraft ein. Denn dieſe beſitzt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beiſpiel die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Geſicht und ſeinen ſeelen-

vollen Ausdruck, ſo darzuſtellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunſt, die Poeſie mit eingeſchloſſen, iſt daher ein Mittel, ſehr vieles in Ideen zu verwandeln, was urſprünglich und an ſich nicht dazu zu rechnen iſt. Selbſt die Wahrheit, wenn ſie auch hauptſächlich im Gedanken liegt, bedarf einer ſolchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenſtand betrachtet haben, ſo kann man ſie auch nach der Seelenſtimmung ſchildern, die ſie fordert. Wie ſie nun, dem Gegenſtand nach, ein Letztes der Verknüpfung iſt, ſo fordert ſie, um ſie zu faſſen, ein Ganzes der Seelenſtimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müſſen ſich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollſte zum Gegenſtande hat, immer etwas Stoffartiges an ſich trägt, ſo iſt nur die künſtleriſche Einbildungskraft im Stande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widerſteht, zu bewirken. Wer alſo nicht Sinn für Kunſt oder nicht wahren und ächten für Muſik oder Poeſie beſitzt, der wird überhaupt ſchwer Ideen faſſen, und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee iſt. Es iſt ein ſolcher Unterſchied zwiſchen den Menſchen in ihrer urſprünglich geiſtigen Anlage gegründet. Die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzuthun, nie aber ſchaffen, und es giebt hundert künſtleriſch und wiſſenſchaftlich gebildete Menſchen, die doch in jedem Worte deutlich beweiſen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der große Werth der Ideen wird vorzüglich an Folgendem erkannt: Der Menſch läßt, wenn er von der Erde geht, alles zurück, was nicht ganz ausſchließlich und unabhängig von aller Erdenbeziehung, ſeiner Seele angehört. Dies aber ſind allein die Ideen, und dies iſt auch ihr ächtes Kenn-

zeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beſchäftigen, wo ſie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdiſchen zu entſagen, kann nicht zu dieſem Gebiete gezählt werden. Allein dieſen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen zu erreichen, iſt ein ſchönes, des Geiſtes und des Herzens würdiges Ziel. In dieſer Beziehung und aus dieſem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts anderes da haftet, wo die Erde ſelbſt entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundſchaft entgegenſtellen. Dieſe ſind aber ſelbſt Ideen und beruhen gänzlich auf ſolchen. Von der Freundſchaft iſt das an ſich klar. Von der Liebe erlaſſen Sie mir zu reden. Es mag an ſich eine Schwachheit ſein, aber ich ſpreche das Wort ungern aus, und habe es eben ſo wenig gern, wenn man es gegen mich ausſpricht. Man hat oft wunderbare Anſichten von der Liebe. Man bildet ſich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das einemal das Rechte geweſen ſei, will ſich getäuſcht haben oder getäuſcht ſein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, iſt ganz etwas anderes, erſcheint im Leben nur einmal, täuſcht ſich nicht und wird nie getäuſcht, beruht aber ganz und vielmehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In dieſem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, daß ich Ihnen darüber ſchreiben ſollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie ſich halten können, und wenn Sie von da aus Fragen thun, ſo kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern thun will. Wie immer der Ihrige. H.

Zweiundvierzigſter Brief.

Tegel, den 7. April 1833.

Ich bin ſchon lange im Beſitz Ihres Briefes, liebe Charlotte, habe aber nicht früher dazu kommen können, ihn zu beantworten. Sie haben ihn bloß vom Monat März datirt und gegen Ihre Gewohnheit nicht den Tag des Abgangs bemerkt. Ich bitte Sie, ihn künftig immer hinzuzuſetzen. Ein Brief, von dem man nichts als den Monat weiß, iſt eine zu unbeſtimmte Mittheilung, und ich habe immer auf die Tage gehalten. Man kann eher noch etwas im Raum unbegränzt laſſen. Die Empfindung der Zeit greift überhaupt tiefer in die Seele ein, was wohl daran liegt, daß der Gedanke und die Empfindung ſich in der Zeit bewegen.

Ich habe oft, faſt von meiner Kindheit an, angefangen Tagebücher zu halten, und ſie nach einiger Zeit wieder verbrannt. Es thut mir aber ſehr leid, nicht wenigſtens von jedem Tag aufgezeichnet zu haben, wo ich war, und was ich vorzüglich that, oder was mir begegnete. Ich würde mich ſehr freuen, das von meinem zehnten Jahre an zu beſitzen. Von ausführlichen Tagebüchern und ſolchen, die Beurtheilungen der Handlungen und Geſinnungen enthalten ſollen, halte ich ſonſt nicht viel. Es geht einem, wie man es anfangen möge, nie ganz ein, für ſich

ſelbſt und an ſich ſelbſt gerichtet zu ſchreiben. Wenn man das Geſchriebene auch niemand zeigt noch zeigen würde, ſo ſchreibt man doch wie einem imaginirten Publikum gegenüber. Man iſt wirklich mehr befangen, als wenn man die Selbſtbeurtheilung an eine einzelne beſtimmte Perſon richtet. Das Intereſſe an dieſer zieht da die Seele davon ab, ſich zu ſehr mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen und zu ſehr auf ſich Rückſicht zu nehmen, ſtellt dadurch die Unbefangenheit wieder her und befördert die Naivetät der Erzählung. Ueberhaupt iſt nicht eben zu fürchten, daß man ſich in ſolchen Aufzeichnungen über ſich ſelbſt zu ſehr ſchont, oft liegt ſogar die Uebertreibung der Wahrheit im Gegentheil. Was dagegen eher zu fürchten ſein kann, iſt, daß die Eitelkeit dabei Nahrung findet. Man hält leicht, je mehr man ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt, alles, was einen betroffen hat, für außerordentlicher, als was Andern begegnet iſt, und legt auf jeden Zufall wie auf eine Abſicht Werth, welche Gott mit uns gehabt hätte. Indeß können ſolche Fehler vermieden werden, und dann wird gerade ein ſolches Tagebuch zu einer zugleich anziehenden und nützlichen Selbſtbeſchäftigung.

Die Zeit iſt nur ein leerer Raum, dem Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen erſt Inhalt geben. Da man aber weiß, daß ſie, wenn man auch viel Einzelnes davon kennt, dieſen Inhalt freudvoll und leidvoll für empfindende Menſchen getragen hat, ſo iſt ſie an ſich immer das Herz ergreifend. Auch ihr ſtilles und heimliches Walten hat etwas magiſch Anziehendes. Der Tag, an dem einen ein großes Unglück begegnet, iſt eine lange Reihe von Jahren ungeahndet an einem vorbeigegangen, und eben ſo ſtill und

unbekannt ſchreitet der an uns vorüber, an dem uns ein Unglück unwandelbar bevorſteht. Denkt man aber der Folge der Zeit nach, ſo verliert man ſich darin wie in einem Abgrund. Es iſt nicht Anfang noch Ende. Ein großer Troſt liegt aber im Wandel, da er immer an ein höchſtes Geſetz, an einen ewig lenkenden Willen in unverrückter Ordnung erinnert. Das Erkennen dieſer Ordnung iſt in allen Welteinrichtungen, bei der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur und der ſcheinbar oft regellos zermalmenden Gewalt der Elemente, etwas ſehr Beruhigendes. Am regelmäßigen Sonnenlauf und Mondeswechſel muß das auch ganz rohen Nationen anſchaulich werden. Je mehr die Kenntniß der Natur zunimmt, deſto mehr wächſt die Zahl der Beweiſe dieſer Ordnung. Zur eigentlichen Einſicht in den Sternenlauf iſt ſchon wiſſenſchaftliche Beobachtung nothwendig. Steigt dieſe, wie bei uns, zum höchſten Grade, ſo werden wieder Abweichungen bemerkbar und Dinge, die ſich in die ſonſtige Ordnung nicht paſſen laſſen. Dieſe ſind ſichere Beweiſe, daß die Forſchung noch ein neues Feld zu Entdeckungen vor ſich hat. Denn alles wiſſenſchaftliche Arbeiten iſt nichts anders, als immer neuen Stoff in allgemeine Geſetze zu bringen.

Sie klagen im Ganzen über Ihr Gedächtniß, nehmen aber einiges aus. Mehr können Wenige von ſich ſagen. Das Gedächtniß iſt nach Gegenſtänden vertheilt, und in niemanden iſt es für alle gleich gut. Das angenehmſte iſt ein leichtes Gedächtniß für Gedichte. Iſt das mit wahrem Geſchmack in der Auswahl, und mit Talent im Herſagen verbunden, ſo giebt es keine andere, das Leben gleich verſchönende Gabe. Zum guten Herſagen gehört aber un-

endlich viel: zuerſt freilich nur Dinge, die jede gute Erziehung jedem geben kann, richtiges Verſtehen des Sinnes, eine gute, deutliche, von Provinzialfehlern freie Ausſprache; aber dann freilich Dinge, welche nur angeboren werden, ein glückliches, ſchon in ſich ſeelenvolles Organ, ein feiner muſikaliſcher Sinn für den Fall des Silbenmaßes, ein wahrhaft dichteriſches Gefühl, und hauptſächlich ein Gemüth, in dem alle menſchlichen Empfindungen rein und ſtark widerklingen. Der Genuß, den ein ſolches Wiedergeben wahrhaft ſchöner Gedichte gewährt, iſt in der That ein unendlicher. Er iſt mir oft und im höchſten Grade geworden, und ich rechne das zu den ſchönſten Stunden des Lebens. Aber auch das eigne Auswendiglernen und Auswendigwiſſen von Gedichten, oder von Stellen aus Gedichten, verſchönert das einſame Leben, und erhebt oft in bedeutenden Momenten. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Göthe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren, und mich auch in den letzten des Lebens nicht verlaſſen werden. Denn man kann nichts Beſſeres thun, als mit einem großen Gedanken hinüber gehen.

Ich befinde mich, Gott ſei gedankt, recht wohl, gehe aber doch den Sommer wieder ins Seebad nach Norderney. Man findet, daß es meine Schwächlichkeiten vermindert hat. Das ſehe ich nun zwar nicht, und auch Sie werden es an meinem Schreiben wenigſtens nicht gewahr werden. Allein das iſt wohl möglich, und das glaube ich ſogar ſelbſt, daß der jährliche Gebrauch des Bades dieſe meine Schwächlichkeiten auf dem Punkte erhält, auf dem

ſie jetzt ſind. Vielleicht ſind auch die Wellen unſchuldig daran. Aber man iſt gern dankbar, und die See iſt ein ſo ſchöner und großer Gegenſtand, daß man ihr gern dankbar iſt. Gern gehe ich aber nicht hin, es iſt mir eine läſtige Störung. Aber wenn ich mich einmal in das Nothwendige fügen muß, ſo nehme ich mir das Angenehme heraus, und gehe leicht über das Läſtige hinweg, ob ich mich gleich von meiner hieſigen Einſamkeit ſo ungern als von einer geliebten Perſon trenne.

Ich komme diesmal erſt am Ende zu Ihnen, liebe Charlotte, Sie müſſen das nicht einer geringeren Theilnahme zuſchreiben. Ich wollte Sie zu mir herüber ziehen, worauf Sie ja ſo gern und gütig immer eingehen. Gewiß nicht, daß ich nicht vollkommen mit Ihrer Stimmung zufrieden wäre. Die Wehmuth nach dem Verluſt einer geliebten Freundin iſt ſo natürlich, und wenn das Schickſal dies herbeiführt, ſo iſt die Wehmuth eine wohlthätige Empfindung. Die edle iſt immer von ſtiller Ergebung begleitet, und daß dieſe ſich vorzugsweiſe in Ihrem letzten Brief ausſpricht, macht ihn mir ſo werth. Dieſe Ergebung liegt ganz gewiß in der Grundbildung Ihres Gemüths, ſie macht einen hauptſächlichen Theil ſeines Grundweſens aus, und ich habe nie Mangel darin bei Ihnen gefunden; doch ſcheint es mir, als wenn ſie noch mehr als früher und klarer in Ihnen hervorgehe. Die ſichere Probe iſt, wenn Ergebung mit Heiterkeit in Verbindung tritt.

Mit der Gegenwart ſind Sie ſo dankbar zufrieden. Vertrauen Sie auch der Zukunft, und hegen keine ängſtlichen Beſorgniſſe. Sie iſt allerdings ungewiß, aber bedenken Sie, daß die ewige Güte wacht, daraus entſpringt Vertrauen, und dies muß man im Herzen nähren. Mit inniger Theilnahme unveränderlich der Ihrige. H.

Dreiundvierzigster Brief.

Tegel, den 28. April 1833.

Ich fange einen Brief an Sie an, liebe Charlotte, ehe ich den Ihrigen erhalten habe.

Wir müssen dies Jahr ungewöhnlich lange auf den Frühling warten, nur Gesträuche grünen, aber nirgends sind noch wahre Blätter. Bäume wie Eichen und Akazien, die ihrer Natur nach spät ausschlagen, werden einen kurzen Sommer haben, wenn sie erst im Anfang Junius das volle Laub bekommen, das sie schon im September wieder anfangen zu verlieren. Im hohen Norden ist es zwar auch so, aber es liegt darin eine Art von Ausgleichung der Natur, daß die Vegetation, wenn sich ihr Erstarren einmal gelöst hat, mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu vollen Entfaltung fortschreitet. Ich habe es nicht nördlicher als Königsberg gesehen, es ist aber nicht zu sagen, wie dort im vollen Frühling jeder Morgen einen ganz veränderten Anblick gegen den vorigen Tag darbietet. In südlichen Ländern ist wieder der Unterschied zwischen Winter und Frühling zu geringe, und das Gefühl des fröhlichen Erwachens der Natur wird weniger auffallend rege. Man wird freilich dafür durch tausend andere Vorzüge reichlich entschädigt, und fühlt dafür auch nicht die todte Erstarrung unsers Winters. Der Wunsch, den Wechsel recht merklich zu empfinden, ist wie der Wunsch, Schmerz zu haben, um sich an der Genesung zu erfreuen. Unserm Klima ähnlich,

aber viel glücklicher in früherer Entfaltung der Natur, größerer Beſtändigkeit und längerer Dauer der ſchönen Jahreszeit ſind einige Gegenden des ſüdlichen Deutſchlands und der Schweiz, wo die hohen Gebirge nicht zu nahe ſtehen, namentlich die reizenden Ufer des Bodenſees. Dort iſt der Frühling wirklich in aller ſeiner Pracht.

Es mag doch an der ſonderbaren Jahreszeit liegen, daß ſehr viele Erkrankungen hier ſind, wenn auch im Ganzen einzelne, doch immer wenige Todesfälle erfolgt ſind. Unter dieſen war hier ein allgemein betrauerter und doppelt betrauernswürdiger, weil der Verſtorbene mit Recht überall ſehr geliebt war, und weil dieſelbe Familie hinter einander ſo ſchreckliche Verluſte durch den Tod erlitten hat. Sie haben gewiß in den Zeitungen geleſen, daß in Berlin der Fürſt Radziwill geſtorben iſt. Er hatte eine königliche Prinzeſſin, eine Couſine unſers Königs, zur Gemahlin. Sie hatten ſich, ohngefähr zu gleicher Zeit als ich, aus reiner Neigung geheirathet. Die Prinzeſſin iſt eine der geiſtvollſten Frauen, die es gegeben hat; der Fürſt war ſehr liebenswürdig und überall hülfreich. Sein Talent für Muſik war ausgezeichnet und anerkannt. Er hat einen großen Theil von Goethe's Fauſt in Muſik geſetzt. Etwa drei Jahre können es ſein, daß dieſe beiden Eltern in ihrer ſonſt ſo glücklichen Lage das Unglück hatten, zwei völlig erwachſene Söhne in kurzem Zwiſchenraum an der Schwindſucht zu verlieren. In dieſem Winter bekam die älteſte Prinzeſſin plötzlich einen Blutſturz, und iſt ſeitdem ſo offenbar ſchwindſüchtig, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelt. Vierzehn Tage nach ihrem Erkranken ſtarb der Vater, den man bloß an der Grippe krank glaubte, ganz unerwartet. In der großen Schwäche, worin die anmuthige Tochter ſich befand, durfte ſie den Tod nicht erfah-

ren. Man kann ſich kaum denken, was die arme Mutter litt, was es ihr koſten mußte, bei der Tochter heiter zu ſcheinen, und von dem ſchon zu ſeiner Ruheſtätte eingegangenen Vater wie von einem bald Geneſenden zu reden, und dieſe Täuſchung wochenlang fortzuſetzen. Es gehört die ganze Stärke und Ergebung dazu, welche dieſe außerordentliche Frau beſitzt.

Gall, deſſen Sie in Ihrem Briefe erwähnen, habe ich noch perſönlich gekannt und ſeinen Lehrſtunden über die Schädellehre in Wien 1797 beigewohnt. Ich habe keinen Augenblick daran geglaubt. Es war eine der Erfindungen, die, wenn man ſie des Charlatanismus entkleidet, der ſie umgiebt, eine ſehr dürftige Wahrheit hinterlaſſen. Gall's eigentliches wiſſenſchaftliches Verdienſt beſteht darin, daß er die wahre Form und Zuſammenfaltung der Gehirnmaſſe zuerſt richtig eingeſehen, begriffen und gezeigt hat. Außerdem war er ein ſehr guter Arzt. Er ſtarb gerade, als ich das letztemal in Paris war, und ich habe ihn noch dort geſehen. Er hatte in ſeinem Teſtament verordnet, daß gleich nach ſeinem Tode ſein Kopf abgelöſt und ſein Schädel ſeiner Sammlung einverleibt werden ſollte, was auch pünktlich geſchehen iſt. Da er kein Honorar für ſeinen Unterricht nahm, ſo konnte ich ihm die Gefälligkeit nicht abſchlagen, meinen Kopf für ihn in Gyps abformen zu laſſen. Dies geſchieht unmittelbar über die Natur, wie es bei Todten geſchieht, und ſo ungeſchickt als es bei ihm gemacht wurde, brachte es einen dem Erſticken ſehr nahe. Meine Gypsform muß noch in ſeiner Sammlung ſein. Dies war übrigens kein beneidenswürdiges Schickſal. Denn alle Laſter, die man der Theorie nach hätte haben ſollen, aus de-

ren Schlingen man ſich aber glücklich gezogen hatte, wurden einem da, ſo oft man die Ehre genoß, in einer Vorleſung vorgezeigt zu werden, in nur zu klaren und unzweideutigen Ausdrücken, da Gall ſich ſehr roh und ungebildet zu äußern pflegte, vorgeworfen, wie ich an merkwürdigen Beiſpielen ſelbſt gehört habe. Er hat mich gewiß nicht mehr geſchont als Andere, und hat darin ganz recht gethan, da ich in gar keinem nähern Verhältniſſe zu ihm ſtand. Der Grundfehler des Galliſchen Syſtems iſt der, daß er gar nicht einſah, daß alle moraliſchen und intellektuellen Kräfte im Menſchen ſo in Verbindung ſtehen, und ſo ein zuſammenhängendes Ganze ausmachen, daß ſich gar nicht nach ſo oberflächlicher Abtheilung verſchiedene Organe annehmen laſſen, als er auf das allerwillkürlichſte entſcheidet. Darin, in der wahren geiſtvollen Würdigung des Menſchen, war Lavater ein ganz anderer Kopf und ein ganz anderes Gemüth. Leben Sie wohl, erfreuen Sie ſich des Frühlings und rechnen Sie auf meine unwandelbare Theilnahme. H.

Vierundvierzigſter Brief.

Tegel, den 14. Juni 1833.

Machen Sie ſich nie darüber Sorge, liebe Charlotte, wenn Ihr Brief ſich einmal verſpätet. Sie müſſen mir nur dann ſchreiben, wenn Sie Kraft und Stimmung dazu in ſich fühlen, und Ihnen die Unterhaltung mit mir zur Erheiterung gereicht. Sie haben mir mehr als einmal geſagt, daß im Fall eines Erkrankens, auch wenn Sie es mir nicht ſelbſt melden könnten, was noch nie Ihr Fall geweſen, Sie Mittel haben mir Nachricht zu geben, — ſo bin ich auch beruhigt, wenn einmal ein Brief von Ihnen nicht pünktlich, wie ich es gewöhnt bin, einläuft. Auch Ihnen wird diesmal mein Brief ſpäter zukommen, als ſich die Gewohnheit bei mir gebildet hat Ihnen zu ſchreiben; das iſt aber diesmal nur Folge zufälliger Urſachen, nicht der inneren Stimmung, die ich glücklicherweiſe von äußeren Zufälligkeiten frei und unabhängig zu erhalten ſtrebe. Aber innig leid thut es mir, wie ich ſchon es erkannte in Ihrem Briefe, daß Sie erſchöpft an Kräften, überarbeitet und angeſtrengt waren, und Sie mir erſt ſagen wollten, wenn Sie ausgeruht und etwas wohler waren. Ich rede freilich, wie Sie bemerken, der Arbeitſamkeit das Wort, ehre ganz vorzüglich die Ihrige, ſie muß aber doch das Maß der Kräfte nicht überſchreiten. Ich möchte indeß die Mattigkeit und Schwäche, worüber Sie klagen, nicht ſowohl der Arbeit an ſich zuſchreiben;

ich glaube vielmehr, daß die Grippe dabei im Spiel gewesen ist. Auch hier ist es Vielen auf ähnliche Weise gegangen. Die, wie man nicht leugnen kann, epidemische Krankheit hat sich offenbar auf zweifache Weise geäußert. Bei der großen Anzahl der Menschen ist sie ganz eigentlich zum Durchbruch gekommen, hat einen kurzen, mehr oder minder heftigen Verlauf gehabt, ist dann gewichen, hat aber eine große Mattigkeit hinterlassen. Oft auch sind andere Krankheiten, namentlich Nervenfieber nachgefolgt. Andere Personen sind scheinbar nicht krank geworden, haben aber Schwere und Mattigkeit der Glieder gefühlt, gleich als hätten sie eine schwere Krankheit durchgemacht, und diese haben eigentlich mehr als jene gelitten, da dieser auch an sich sehr unangenehme Zustand zu keiner Krisis kam, und daher sich viele Wochen hindurch ohne merkliche Besserung fortsetzte. So mag es leicht auch bei Ihnen, liebe Freundin, gewesen sein, und dann hat die Anstrengung der Arbeit natürlich das, ohne zum vollen Ausbruch zu kommen, in den Gliedern schleichende Uebel noch vermehrt. Sehr viel kann man auch auf die wirklich sehr große Hitze schieben, die wir im Mai hatten. Aber ich bitte Sie inständig, sich so großer Anstrengung nicht wieder hinzugeben — ich weiß recht gut zwar, was Sie mir einwenden werden und oft einwendeten, das Entweder, Oder, aufgeben — was nicht angeht — oder den momentanen Forderungen entsprechen. Ich habe mir sonst immer weibliche Arbeiten reizend vorgestellt, weil sie wohl einen Grad der Aufmerksamkeit erheischen, aber doch den Geist nicht so beschäftigen, daß er nicht vielfach dabei in Gedanken, Phantasien und Träumen herumschweifen könnte. Es hat mir geschienen, als wenn sogar darum das Leben der Frauen anziehender, und, wenn sie sonst Geist und Gemüth be-

ſitzen, bildſamer ſei als das der Männer. Sehr viele, ja faſt die meiſten männlichen Arbeiten nähren eigentlich den Geiſt wenig oder gar nicht, erlauben doch aber auch nicht, die Gedanken dabei auf irgend etwas anderes zu wenden. Die beſten Kräfte des Gemüths bleiben unbeſchäftigt, und wenn ſie in Perioden fallen, wo man von irgend einem Unglück betroffen worden iſt, ſo verſetzen ſie, wie ich aus mehrmaliger eigner Erfahrung weiß, die Seele in die widrigſte Spannung. Denn zerſtreuen laſſen ſich tiefe Gemüther nicht, ſie finden vielmehr ſich ſelbſt und mit ſich die Ruhe dadurch wieder, daß ſie ſich abſichtlich mit den Gegenſtänden ihres Grams beſchäftigen. Den Beweis von dem, was ich eben über den Gegenſatz weiblicher und männlicher Arbeit ſagte, fand ich und finde ich noch in der alltäglichen Erfahrung, daß alle Geſchäftsmänner, denen man weder Umſicht noch Kenntniſſe abſprechen kann, doch meiſtentheils leere und ſtumpfgewordene Leute ſind, ihre Frauen hingegen, und gerade in ſolchen äußeren Verhältniſſen, wo der Hausfrau wenig oder keine freie Zeit übrig bleibt, die ſie ihrer Bildung widmen können, geiſtesaufgeweckt und innerlich lebendig bleiben. Ich ſelbſt habe mich oft in maſchinenartigen Arbeiten, die auch Männern bisweilen vorkommen, deshalb gehen laſſen, um dabei an etwas anderes zu denken. Allein nicht jeder mag ſo geſtimmt ſein, und ich will daher nicht von mir auf Andere ſchließen. Ich ziehe überhaupt die Selbſtbeſchäftigung immer dem Leſen vor, und muß mich zu letzterem oft wie zu einer läſtigen Arbeit zwingen. Ich denke dann nicht gerade über wichtige Gegenſtände nach, ich träume auch nicht geradezu, aber ich gerathe in Stimmungen, die mich über die Gegenwart, ſie ſei freudig oder

traurig, hinwegſetzen und der Seele den Gleichmuth geben, der ihr ſo unendlich wohlthätig iſt.

Ich reiſe am 2. Juli nach Nordernei ab, und wünſche ſehr, liebe Charlotte, noch einen Brief von Ihnen zu erhalten. Ich bitte Sie alſo recht ſehr darum. Ob ich ſelbſt Ihnen noch werde von hier ſchreiben können, weiß ich nicht, und vermag es wenigſtens nicht gewiß zu verſprechen. Von der Reiſe aus iſt es mir gewiß nicht möglich. Ich thue es aber gewiß gleich nach meiner Ankunft in Nordernei.

Mit treuer und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Fünfundvierzigster Brief.

Berlin, den 1. Juli 1833.

Ich reiſe morgen ab, liebe Charlotte, gehe über Hamburg, und meine Töchter begleiten mich, da ſie auch das Bad gebrauchen wollen. Ich danke Ihnen ſehr für Ihren am 19. v. M. abgegangenen Brief, und freue mich, daß ich noch die Nachricht empfangen habe, daß Sie wieder wohl ſind. Ich befinde mich ſehr wohl bis auf das Zittern, das natürlich zunimmt, je weiter die letzte Badekur und ihre Wirkung zurück tritt. Ich habe mich gewundert, daß Sie neulich ſchrieben, meine Schriftzüge wären feſter. Ich fühle beſtimmt, daß es mit meinem Schreiben ſchlechter geht. Ich ſchreibe ſo ungemein langſam, daß ich das eigne Schreiben noch viel mehr werde beſchränken müſſen, als ich es ſchon thue. Es wäre eine Sünde gegen die Zeitanwendung, ſo lange man noch ganz fähig iſt mit dem Kopf ohne die Hand zu arbeiten.

Sagen Sie mir doch, ob in K. Homöopathie getrieben wird. Ich maße mir zwar kein Urtheil über die Sache an, würde mich aber ſelbſt nie ſo kuriren laſſen. Die Kurart ſcheint mir wenigſtens ſo viel Uebertriebenes zu haben, daß ſie dadurch an Charlatanerie grenzt.

Ich kann Ihnen nicht beſtimmen, wann ich Ihnen wieder ſchreiben werde. Da das Schreiben mir Mühe und Zeit koſtet, ſo könnte es ſein, daß ich nicht gleich nach meiner Ankunft dazu käme. Aengſtigen Sie ſich alſo nicht.

Ueberhaupt können Sie nicht glauben, welch einen ſtörenden Eindruck es immer auf mich macht, die Unruhe in denen zu wiſſen, die Theil an mir nehmen, ſelbſt dann, wenn, wie hier gar nicht der Fall iſt, Grund dazu vorhanden wäre. Die gefaßte Ruhe iſt, wo wirkliche Beſorgniß eintritt, eine ſo viel edlere, den tiefen Gefühlen ſo viel würdigere Stimmung. Unruhe aber ohne alle gegründete Beſorgniß kann nur wieder, und ganz unnütz, beunruhigend wirken. Ich wünſche, daß Sie mir zweimal nach Norderney über Aurich ſchreiben, ſo daß der erſte Brief den 20. Juli, der zweite den 15. Auguſt dort eintreffe.

Mit herzlicher und unveränderter Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundvierzigſter Brief.

Norderneï, den 13. Juli 1833.

Ich bin geſtern Mittag geſund und glücklich hier angekommen, liebe Charlotte, und gebe Ihnen gleich Nachricht davon, weil ich weiß, daß es Sie intereſſirt. Das Fahren hat mich nicht beſonders angegriffen, obgleich ich einige lange Tagereiſen gemacht habe. Allein heute beim Baden habe ich doch gefühlt, daß ich ſchwächer an Kräften als im vorigen Jahre bin. Ich habe deutlich gefühlt, daß ich weniger feſt und ſicher gegen den Andrang der Wellen ſtand als im vorigen Jahre. Die Badeleute ſchieben das freilich auf die Ungewohntheit, aber das eigne Gefühl täuſcht nicht, und die Zeit will ihr Recht haben.

In Hamburg war ich ſeit beinahe vierzig Jahren nicht, und fand ſehr erhöheten Wohlſtand, viel mehr Betriebſamkeit und überall Verbeſſerungen im Inneren und Aeußeren. Sogar auf dieſer kleinen Inſel iſt dies der Fall ſeit der letzten Badezeit. Wie auch die ſogenannten großen politiſchen Angelegenheiten ſtehen mögen, die einzelnen Menſchen und Familien gehen ihren Weg mit geringer Störung fort, ſtreben ſich ihre Lage beſſer und gewinnreicher zu machen, benutzen die Mittel, welche die Zeit in ſich immer vermehrenden Maßen dazu an die Hand giebt, und vermehren dieſe Mittel ſelbſt dadurch, daß ſie dieſelben benutzen. Dies iſt ein ſehr tröſtender Gedanke, und der große Gang der Schickſale des Menſchengeſchlechts zeigt ſich darin viel we-

niger abhängig von fremder Willkür und Zufall, als es beim erſten Anblick erſcheint. In Hamburg habe ich nur meine älteſten Bekannten aufgeſucht, unter andern einen, mit dem ich vor mehr als dreißig Jahren Spanien durchreiſte. Er war damals ein blutjunger Menſch, und hat jetzt eine Reihe blühender Kinder. Klopſtock's Grab ſah ich mit Rührung. Ich habe ihn noch recht gut gekannt. Mein Gefühl für ihn entſpringt doch aber mehr aus frühem Leſen ſeiner Gedichte. Jetzt iſt man freilich in der Poeſie an etwas noch tiefer Gehaltvolles gewöhnt, und würde ſchwer in Klopſtock's Werken anhaltend viel leſen mögen. Es hat ſich ein höherer und offenbar mehr dichteriſcher Sinn erſchloſſen. Aber einzelne Oden, wie Anklänge aus einer in andrer Art edeln Zeit, behalten noch jetzt einen hohen Reiz. In dem Leben des Mannes hat mir immer mißfallen, ſogar noch in ſeiner Grabſchrift, daß er ſeine zwiefache Ehe gleichſam heraushob. Wenn die erſte eine glückliche war, habe ich von früh an einen Widerwillen gegen zweite Ehen gehabt. Nach den gewöhnlichen moraliſchen, ja nach religiöſen Begriffen läßt ſich nichts dagegen ſagen; aber die höhere Sittlichkeit und das ächte Zartgefühl erheben ſich dagegen. Auch ſcheint eine gewiſſe Ahndung davon allgemein zu ſein. Denn in der griechiſchen Kirche, wo die Prieſter ſich verheirathen dürfen, ſind ihnen doch die zweiten Ehen unterſagt.

Die Lage von Hamburg hat mich aufs neue durch ihre Anmuth überraſcht. Der große Strom und die prachtvollen Bäume würden an ſich reizend und einladend ſein, wenn auch die Wohlhabenheit und der Geſchmack der Bewohner ſie nicht in große und ſchöne Gärten, reich an Blumen und exotiſchen Gewächſen, umgeſchaffen hätten.

Das Jahr theilt ſich für mich jetzt immer in zwei andere Hälften, als die der Kalender angiebt, in die zwei Monate, die ich auswärts zubringe, und die zehen ungeſtört ruhigen Aufenthalts zu Hauſe. Die letzten ſind mir die allein angenehmen, und ich betrachte den Tag nach meiner Rückkunft in Tegel als den erſten eines neu beginnenden Jahres. Ich lächle bisweilen über mich ſelbſt, daß ich mich ſo gläubig um zwei ſchöne Monate des Jahrs bringe. So wie man es vernünftig überlegt, ſieht man ein, wie mißlich es um den Nutzen ſolcher Reiſen ſteht, und daß diejenigen, die ſich nicht darauf einlaſſen, darum nicht ſchlimmer dran ſind. Der Erfolg iſt, wie auch mein Beiſpiel beweiſt, nie recht entſchieden, ein mehr oder weniger, worauf auch die Einbildung oft noch mitwirkt. Ich gehe bloß hierher, weil es mein Arzt ſo will, und es mein Grundſatz iſt, ihm unbedingt zu folgen, in den Mitteln, die mir zu Gebote ſtehen. Er hat die Vernunftmäßigkeit ſeiner Kurart zu verantworten, und mein Befinden iſt daher mehr ſeine als meine Sache. Er muß daher die freie Wahl der anzuwendenden möglichen Mittel haben.

Innerlich und geiſtig ſehe ich meinen hieſigen Aufenthalt dadurch als wohlthätig an, daß mich die Entfernung von vielen Büchern mehr zum freien, ſtillen eignen Nachdenken zwingt. Ich lebe ganz und ausſchließlich meinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, an die ſich glücklicherweiſe auch alle Andenken anſchließen, die mir das Leben und die Vergangenheit theuer machen. Denn wenn man die Ideen tief genug verfolgt, ſo führen ſie allemal zugleich in das Gebiet der tiefſten und rein menſchlichſten Gefühle. Dieſe Beſchäftigungen fordern nun zugleich freies Nachdenken und angeſtrengte Arbeit in Büchern. Beides geht nun zwar immer Hand in Hand, allein es iſt nicht übel, zuweilen

gewaltſam von den Büchern abgezogen zu werden, nicht zur Erholung, deren man von geiſtiger, ſchon in ſich ſtärkender Arbeit nicht bedarf, noch als Zerſtreuung, ſondern um in derſelben Arbeit in ganz freiem, durch nichts Aeußeres geleitetem Nachdenken fortzufahren. In dieſer Art wende ich den hieſigen Aufenthalt an, und bedarf alſo keiner Menſchen und klage nie über Langeweile. Dabei iſt das Meer und ſein beſtändiger Anblick, ſo öde auch Strand und Inſel ſind, eine ſchöne Zugabe.

Es ſind neulich fünf Theile nachgelaſſener Werke von Goethe erſchienen. Der eine enthält die Fortſetzung ſeines Lebens, unter dem alten Titel: „Wahrheit und Dichtung.“ Es ſind darin die Jahre 1774 und 75 beſchrieben, und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Beſonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreiſe gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies iſt doch wohl derſelbe Ewald, von dem Sie mir oft ſchrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

Leben Sie wohl. Unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundvierzigſter Brief.

Norderney, den 2. Auguſt 1833.

Mit dem Anfange dieſes Monats iſt gerade die Hälfte meiner Badekur vollendet, liebe Freundin, und es wird Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſie ununterbrochen habe fortſetzen können, und befinde mich, Dank ſei es der Vorſehung, ſehr wohl. Von der gänzlichen Wirkung läßt ſich erſt nach Monaten urtheilen. Dem Erfolg bis jetzt nach zu ſchließen, wird ſie hoffentlich nicht geringer als im vorigen Jahre ſein. Hier werde ich faſt allgemein, meiner eigenen Schwächlichkeiten ungeachtet, für ſtark gehalten, und gewiſſermaßen könnte ich mir ſelbſt ſo erſcheinen. Denn kein noch ſo junger rüſtiger Mann braucht das Bad ſtärker als ich, und ich fühle mich niemals nur einen Augenblick davon angegriffen. Ich nehme nie etwas Stärkendes nachher, und beſchäftige mich, wenn ich nicht der Luft im Gehen genießen will, mit jeder Sache, die mich gerade intereſſirt. Von der Witterung ſpüre ich gar keinen Einfluß. Einige Körperſtärke ſetzt das allerdings voraus, und weil ich weiß, daß die Nachricht Ihnen Freude macht, gebe ich ſie Ihnen. Aber die Hauptſache iſt doch, das ganze Leben hindurch die Seele zur Ertragung jedes Ungemachs abgehärtet zu haben. Es iſt unglaublich, wie viel Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag. Es erfordert auch gar nicht eine große oder heldenmüthige Energie des Geiſtes. Die innere Sammlung reicht hin, nichts

zu fürchten und nichts zu begehren, als was man ſelbſt in ſich abwehren oder erſtreben kann. Darin liegt eine unglaubliche Kraft. Man iſt darum nicht in eine phlegmatiſche Ruhe verſenkt, ſondern kann dabei gerade von den tiefſten und ergreifendſten Gefühlen bewegt ſein, ihre Gegenſtände gehören nur nicht der äußeren Welt an, ſondern ſind höheren Dingen und Weſen zugewendet. Man iſt nicht frei von Sehnſucht, vielmehr ihr oft hingegeben, aber es iſt nicht die verzehrende, die nach äußerer Gewährung ſtrebt, ſondern eine eigne, nur die lebendige Empfindung von etwas Beſſerem und Schönerem, mit dem die Seele innig verwandt iſt. — Das Wetter war hier ſeit unſerer Ankunft für den Gebrauch des Bades ſehr günſtig. Denn da es immer windig und einigemal ſehr ſtürmiſch war, ſo war die See faſt unausgeſetzt ſehr hoch und unruhig, und dieſen heftigen Wellenſchlag hält man gerade für ſehr zuträglich. Mit Sonnenſchein verbunden, wie wir ihn oft hatten, iſt er zugleich ein reizender Anblick. Ueber Hitze hat man ſich hier wohl ſelten zu beklagen. Da die Winde meiſtentheils vom Meer herkommen, ſo kühlen ſie die Luft hinreichend ab. Auf Inſeln, beſonders auf kleinen, iſt große Hitze eben ſo wie große Kälte ſelten. Wir haben aber in dieſem Sommer wirklich ſehr heiße Tage gehabt. Meine Liebe für große Wärme ſchreibt ſich doch nicht, wie Sie glauben, aus meinem längern Aufenthalt in Spanien und Italien her, ich erinnere mich ſie von früher Kindheit an gehabt zu haben.

Sie haben allerdings recht, wenn Sie ſagen, Frau von Stael und Frau von Laroche werden ſchlimm im Goethiſchen Briefwechſel behandelt. Es iſt dies Goethe's Schuld.

Im vertraulichen Briefwechsel kann man sich, wie im Gespräch, kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Absicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verstanden wird. Wenn man aber solche Briefe vor das große Publikum bringt, muß man solche Stellen wegstreichen, und darum ist Goethe, der den Briefwechsel herausgegeben, zu sorglos gewesen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag thun, das sonst einen solchen Reichthum an genialen und neuen Ideen enthält, und so das lebendige Gepräge des Gedanken-Austausches zweier großer Geister in sich trägt, denn es giebt nicht leicht eine Schrift, die einen so unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet, und so, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Ansichten angiebt. Der Stael mußten Goethe und Schiller Unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Stael war bei weitem weniger von ihren schriftstellerischen Seiten, als im Leben, und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle. Geist und Empfindung waren in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen, und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch angeregt wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurde ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren, inneren Wesen der Frau wußten sie nichts. Was man von ihrer Unweiblichkeit sagte, gehört zu dem trivialen Geschwätz, das sich der gewöhnliche Schlag der Männer und Weiber über Frauen erlauben, deren Art und Wesen über ihren Gesichtskreis geht. Sich über das Höhere alles Urtheils

zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte. Wirklich selbst vorzügliche Frauen, welche die Stael kannten, haben sie nie als unweiblich getadelt, und noch weniger kann man sie so in ihren Schriften finden.

Die Laroche habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmüthig und mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geschrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. In sofern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Werth, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was sie in scherzhaft heiterer Laune hinschrieben, nicht als vollwichtigen Ernst aufnehmen. Die Epochen, in die uns diese Erinnerungen zurückführen, weichen allmählig in solche Ferne zurück, daß schon darum das Interesse an ihnen wächst. Auch erscheint immer mehr, was zur Charakterisirung der damals merkwürdigsten Personen dient. In den Urtheilen über sie wirkt noch die Stimmung mit fort, welche sie im Leben hervorbrachten; allein nach und nach tritt eine andere Stimmung ein, bis sich endlich das bildet, was man den bleibenden Nachruhm nennt. Die Menschen werden in diesem gewissermaßen zu Schattengestalten. Vieles was sie an sich tragen erlischt, und das Uebrigbleibende wird nun zu einer ganz andern Erscheinung. Dabei wird noch, was man von ihnen weiß, nach dem Geiste der jedesmaligen Zeit aufgenommen. So ungewiß steht es um das Bild, das auch die größten Menschen hinterlassen, und um die Geschichte!

Meine Badekur ist den 21. d. M. zu Ende, und ich werde also noch vor dem Ende desselben zurückgekehrt in Tegel sein. Ich fühle mich wohl und sehr gestärkt, und werde die Wirkung nach einiger Zeit noch mehr empfinden. Ich sage Ihnen das, liebe Freundin, schon jetzt und noch von hieraus, da Sie mir mit liebevoller Theilnahme so oft gesagt haben, daß Sie diese Nachrichten zuerst und vor allen andern in meinen Briefen suchen. So begegnen sie Ihnen schon am Schluß dieses Briefes und kommen Ihnen früher zu, was Ihnen, wie ich weiß, Freude macht. Aber richten Sie es nun auch so ein, daß ich einen Brief von Ihnen in Berlin vorfinde. Mit der innigsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundvierzigſter Brief.

Tegel, den 6. Oktober 1833.

Ich ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank, liebe Charlotte, für Ihren lieben Brief, den ich bei meiner Zurückkunft hier vorfand, und der ſo viel Liebes und Gütiges über mich enthält. Von mir wiederhole ich nur mit ein paar Worten das, womit ich meinen letzten Brief ſchloß, daß ich mich geſtärkt durch das Bad fühle, und auch Andere finden mich wohler. Auch bin ich durch die gar nicht ſehr kleine Reiſe nicht angegriffen. Das Zittern nur hat nicht nachgelaſſen, das werden Sie an meinem Schreiben auch erkennen. Ob Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, ſo ſcheint mir doch die Stimmung zu beweiſen, daß Sie wohl ſind. Sie wiſſen, welchen lebhaften Antheil ich daran nehme. Sie genießen doch gewiß auch recht in Ihrem Garten die ſchönen Tage, mit denen das ſich zum Ende neigende Jahr ſcheint alle ſchlimmen Tage, an denen der Sommer reich war, wieder in Vergeſſenheit bringen zu wollen. Es iſt merkwürdig, wie wunderſchön das Wetter iſt, eben ſo ausgezeichnet ſchön war der Frühling. Ich dächte in 20 Jahren kein ſo blüthenreiches Frühjahr hier erlebt zu haben. Die Pracht war über alle Beſchreibung. Das ſchöne Wetter wird aber bei weitem nicht ſo dankbar von den Menſchen erkannt, als man das bloß minder gute gleich übermäßig allgemein tadeln hört. Die Menſchen ſcheinen zu meinen, daß, wenn ihnen auch der Himmel alle

übrigen Glücksgaben vorenthielt, er ihnen doch dieſe, gleichſam die wohlfeilſte von allen, gewähren müſſe. Wie viel dem Himmel das ſchöne Wetter koſtet, iſt freilich ſchwer zu berechnen. Allein in der Wirkung auf das Gemüth gehört ein wahrhaft ſchöner Tag zu den allerkoſtbarſten Geſchenken des Himmels. Wenn man im Menſchen eine gewiſſe mittlere Seelenſtimmung als die Regel annehmen kann, ſo bringt mich ſchlechtes Wetter niemals unter dieſelbe, dies erlaubt meine gegen alle äußeren unangenehmen Eindrücke ſehr gut verwahrte Natur nicht. Aber ein ſchöner Tag oder eine ſtrahlend ſternhelle Nacht hebt mich unausſprechlich darüber empor. Denn man kann, gerade indem man die Empfindung des Schönen ſchärft, die Reizbarkeit gegen das Unangenehme abſtumpfen.

Was Sie über Herder und Goethe ſagen, und über die verſchiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtungen geführt. Ich begreife, daß nach vielen ſchmerzlichen Erfahrungen, und in einer nicht freien, beengenden Lage, Sie ſich dem erfreuenden Genuß eines erheiternden Studiums, welcher Art es ſei, nicht hingeben dürfen, indem dadurch Ihnen mancher Lebensdruck völlig unerträglich werden würde. Es hat mich ſehr gerührt, was Sie, wenn auch kurz, bemerken, daß Sie ſorgfältig vermeiden, ſich daran zu erinnern, wie Ihre frühere Lage Ihnen geſtattet habe, Ihren Neigungen hier zu folgen. Sie ſetzen hinzu, daß ſo, bei weniger Muße, Sie ſich nicht ohne Abſicht einer Lektüre hingeben können, und in dieſer beengenden Stimmung entſpreche, im Ganzen, Herder mehr Ihrem tieferen Bedürfen als Goethe, deſſen Schriften Sie aber wohl, und bis auf wenige Ausnahmen, alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles ſehr natürlich, das nur

ſcheint mir etwas einſeitig, daß Sie ſagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und ſich wohl nie in eine ſehr leidenvolle, freudenloſe Lage verſetzen können, da er ja ſtets ein höher begabtes Schooßkind des Glückes geweſen. Ueber die Empfindungen Anderer ſollte man nicht ſo ſcharf abſprechen. Beſchränken Sie das Geſagte auf ſich und Andere, deren Gemüthsart Ihnen genau bekannt iſt, ſo ſtimme ich Ihnen gänzlich bei. Was mir aber bei dieſer Stelle Ihres Briefs beſonders aufgefallen iſt, iſt, daß ſie mir wieder recht klar bewieſen hat, daß es zwei ganz verſchiedene Arten giebt, ſich einem Buche zu nahen. Eine, mit einer beſtimmten Abſicht verbunden und ganz nahe auf den Leſenden ſelbſt bezogen, und eine freiere, die mehr und näher auf den Verfaſſer und ſeine Werke geht. Jeder Menſch lieſt, nach Verſchiedenheit der Stimmungen und der Momente, mehr auf die eine oder die andere Weiſe; denn rein und gänzlich geſchieden ſind beide natürlich nie. Die eine wendet man an, wenn man von einem Buche fordert, daß es erheben, erleuchten, tröſten und belehren ſoll, die andere Methode iſt einem Spaziergange in freier Natur zu vergleichen. Man ſucht und verlangt nichts Beſtimmtes, man wird durch das Werk angezogen, man will ſehen, wie ſich eine poetiſche Erfindung entfalte, man will dem Gange eines Raiſonnements folgen. Belehrung, Troſt, Unterhaltung findet ſich nachher ebenſo und in noch höherem Maße ein, aber man hat ſie nicht geſucht, man iſt nicht von einer beſchränkten Stimmung aus zu dem Buche übergegangen, ſondern das Buch hat frei und ungerufen die ihm entſprechende ſelbſt herbeigeführt. Das Urtheil iſt aber auf dieſe Weiſe freier, und da es von augenblicklicher Stimmung unabhängiger bleibt, zuverläſſiger. Ein Verfaſſer muß es vorziehen, ſo geleſen und geprüft zu werden.

Herder kann übrigens jede Art der Beurtheilung ruhig erwarten. Er iſt eine der ſchönſten geiſtigen Erſcheinungen, die unſere Zeit aufzuweiſen hat. Seine kleinen lyriſchen Gedichte ſind voll tiefen Sinnes, und in der Zartheit der Sprache und der Anmuth der Bilder die Lieblichkeit ſelbſt. Beſonders weiß er das Geiſtige unnachahmlich ſchön, bald mit einem wohl gewählten Bilde, bald mit einem ſinnigen Worte in eine körperliche Hülle einzuſchließen, und eben ſo die ſinnliche Geſtalt geiſtig zu durchdringen. In dieſem ſymboliſchen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geiſtigen gefiel er ſich auch ſelbſt am meiſten, bisweilen, obgleich ſelten, treibt er es bis ins Spielende. Eine ſeiner großen Eigenſchaften war es auch, fremde Eigenthümlichkeiten mit bewunderungswürdiger Feinheit und Treue aufzufaſſen. Dies zeigt ſich in ſeinen Volksliedern und in der Geſchichte der Menſchheit. Ich erinnere mich z. B. aus der letzten der meiſterhaften Schilderung der Araber. Herder ſtand im Umfang des Geiſtes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verſchmelzung des Geiſtes mit der Phantaſie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen ſein würde. Dieſe Eigenthümlichkeit führte ihn zu großen und lieblichen Anſichten über den Menſchen, ſeine Schickſale und ſeine Beſtimmung. Da er eine große Beleſenheit beſaß, ſo befruchtete er ſeine philoſophiſchen Anſichten durch dieſelbe, und gewann dadurch den Reichthum von Thatſachen für ſeine allegoriſchen und hiſtoriſchen Ausführungen. Er gehört, wenn man ihn im Ganzen betrachtet, zu den wundervollſt organiſirten Naturen. Er war Philoſoph, Dichter und Gelehrter, aber in keiner einzigen dieſer Richtungen wahrhaft groß. Dies lag auch nicht an zufälligen Urſachen, an Mangel gehöriger Uebung. Hätte er einen dieſer Zweige

allein ausbilden wollen, ſo würde es ihm nicht gelungen ſein. Seine Natur trieb ihn nothwendig zu einer Verbindung von allen zugleich hin, und zwar zu wahrer Verſchmelzung, wo jede dieſer Richtungen, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlaſſen, doch in die der andern einging, und da doch dichtende Einbildungskraft ſeine vorherrſchende Eigenſchaft war, ſo trug das Ganze, indem es die innigſten Gefühle weckte, immer einen doppelt ſtark anziehenden Glanz an ſich. Dieſe Eigenthümlichkeit bringt es aber auch freilich mit ſich, daß die Herderſchen Raiſonnements und Behauptungen nicht immer die eigentlich gediegene Ueberzeugung hervorbringen, ja daß man nicht einmal das recht ſichere Gefühl hat, daß es ſeine eigne recht feſte Ueberzeugung war, die er ausſprach. Beredſamkeit und Phantaſie leihen leicht allem eine willkürliche Geſtalt. Von der Außenwelt entlehnte er nicht viel. Sein Aufenthalt in Italien hat ihn faſt um nichts bereichert, da Goethe'n der ſeinige ſo reiche und ſchöne Früchte getragen hat. Herder's Predigten waren unendlich anziehend. Man fand ſie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünſcht. Aber eigentlich erbaulich waren die, welche ich gehört habe, nicht, ſie drangen wenig ins Herz.

Wenn er jetzt wüßte, daß ich ſo viel mit unleſerlich kleinen Buchſtaben über ihn ſchriebe, würde er ſich gewiß wundern, und ich wundere mich über mich ſelbſt. Ich thue es einzig, weil ich denke, daß es Ihnen Freude macht. Sagen Sie mir aber auch, wenn Sie mich nicht mehr leſen können. Denn für mich ſelbſt ſchreibe ich nicht.

Mit der herzlichſten Theilnahme Ihr H.

Neunundvierzigster Brief.

Tegel, den 4. bis 8. November 1833.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 24. v. M., der mir noch mehr Freude gemacht haben würde, wenn er mir nicht zugleich von der wehmüthigen Stimmung spräche, die Sie in sich aufsteigen fühlen. Sie sagen selbst, daß Sie keine Ursache sehen, die derselben zum Grunde läge. Ich begreife das sehr gut; wie in der äußern Natur, so ist es in unserm Innern oft ungewöhnlich heiter, oft bewölkt, ohne daß sich, was so vorgeht, eigentlich erklären läßt. Es ist in unserer Seele offenbar eine doppelte Sphäre, eine, wo nicht bloß alle Begriffe, sondern auch alle Gefühle klar und in vollem Bewußtsein ihres Zusammenhangs aus einander hervor und in einander übergehen, und eine, in der Dunkelheit herrscht, und aus der nur Einzelnes von Zeit zu Zeit plötzlich auftaucht. Man kann die letztere nicht vernichten oder einschläfern wollen, man kann ihr nicht einmal zürnen. Denn die wahrsten Gedanken, die heilsamsten Entschlüsse, die tiefsten Gefühle stammen oft wie plötzliche Offenbarungen aus ihr her. Auf der andern Seite ist auch freilich vieles in ihr rein körperlich, und gehört zu demjenigen, dessen man sich entschlagen müßte und gern entschlagen würde, wenn man sich nur seiner entschlagen könnte. Von dieser Art ist glaube ich das, worüber Sie klagen. Geradezu läßt sich gegen solche Stimmungen so viel als nichts thun, mit der größten über

ſich gewonnenen Kraft ſelbſt nicht. Man kann es dahin bringen, daß man eben ſo denkt und arbeitet, als wäre die Stimmung nicht vorhanden, ſelbſt ſie äußerlich unbemerkbar in ſich verſchließen, aber man bleibt trübe, die Heiterkeit läßt ſich nicht erzwingen, und der Menſch hat nicht viel mehr Gewalt über ſeinen innern Wolkenhimmel als über den äußern. Indeß darf man doch nicht ganz dabei müßig bleiben, und muß auch hier die allgemeine Pflicht üben, auf ſich wachſam ſein und an ſich arbeiten. In jener, dem Bewußtſein fremden Sphäre iſt allerdings wenig zu thun. Die andere, zugängliche klarer Begriffe und in ihrem Zuſammenhange erkennbarer Gefühle, muß man in ſolchen Momenten der Trübheit in erhöhete Thätigkeit ſetzen und kann es; dies Mittel verfehlt ſeine Wirkung nicht. Ein recht ruhiges und klares Zuſammennehmen der Kräfte des Gemüths, mit denen man ſeinem Schickſale begegnen kann, thut dann immer ſehr wohl und ruft auch die höhere unſichtbare Hülfe herbei, die immer nur in dem Maße erſcheint, in welchem der Menſch ſich ſelbſt das Ziel zu erreichen anſtrengt.

Der Winter erſcheint mehr in Rauhheit als in Kälte. Ich laſſe mir das ſehr gern gefallen. Ich lebe zwar auch jetzt ſehr einſam, doch im Winter noch mehr. Und der Hang zur Einſamkeit, zu dem ausſchließlichen Leben mit meinen Gedanken und Erinnerungen, wächſt in mir mit jedem Jahre. Er wächſt aber nicht bloß, er verbreitet immer mehr ſeinen wohlthätigen, wahrhaft ſegensreichen Einfluß auf mein Gemüth.

In Spanien giebt es einen Einſiedlerberg, der Montſerrat bei Barcelona. Ich weiß nicht, ob Sie davon laſen

oder hörten. Ich war auf meiner ſpaniſchen Reiſe dort, und eine ausführliche Schilderung davon muß von mir irgendwo gedruckt ſein. Die Einſiedler ſind keine Geiſtlichen, ſondern Leute, die bis zu einem oft hohen Alter in der Welt, ja zum Theil in angeſehenen und wichtigen Verhältniſſen gelebt haben. Die Gegend iſt zauberiſch ſchön. Ein inſelartig aus der Ebene aufſteigender Berg, ganz felſig und ganz mit Bäumen und mit Waldgebüſch bedeckt. Unzählige Fußwege gehen durch die abwechſelnden Schluchten und Höhen hin. Der Berg hat das Eigene, daß überall ganz iſolirt ſtehende Klippen wie ein Wald von Bäumen emporſteigen. Keine dieſer 70 bis 80 Fuß hohen Klippen gleicht der andern, und es kommen die wunderbarſten Geſtalten darunter vor. Von dem Gipfel des Berges hat man eine weite Ausſicht auf das Land umher, bis zur Meeresküſte hin. Zwölf Einſiedeleien liegen zum Theil ſehr nahe, zum Theil ſehr entfernt von einander. Auf beinahe kindiſche Weiſe war ihnen mitunter das Zuſammenkommen erſchwert. So wohnten zwei in einer großen Spalte einer ganz ſenkrecht ſteilen Felswand, die eine lange Höhlung bildete. In dieſer Felswand hatte der Fels eine natürliche Zwiſchenwand gelaſſen, welche die Wohnung der beiden Einſiedler trennte. In dieſe nun ward keine Thür gemacht, wie leicht das auch geweſen wäre, und die beiden Greiſe, denn von ſolchen wurde, als ich dort war, dieſe Felswand bewohnt, mußten, obgleich Wand an Wand lebend, um zu einander zu kommen, jeder über hundert Stufen herunter und wieder eben ſo viele hinauf ſteigen. Vieles andere in dem Leben und den Andachtsübungen dieſer Einſiedler war eben ſo ſonderbar und wenig anziehend. Dennoch lag in der Neigung, nach vollbrachtem thätigen Leben, ein ſtilles, von den Dingen der Welt enttäuſchtes

Leben in Gottes Natur, an einem Ort, wo sie vorzugsweise schön ist, zu führen, etwas aus der Tiefe des Gemüths Geschöpftes. Die Menschen dort mochten es nicht so rein empfinden. Aber ihre Lage und der ganze Einsiedlerberg gaben doch das deutliche Bild, daß es so empfunden werden konnte. Wenn man etwas auch noch so sehr als eine menschliche Empfindung erkennt, so überrascht es doch noch mehr und erfreulicher, eine Erscheinung im Leben anzutreffen, an die sie sich wie an ein symbolisches Bild anschließen kann.

Leben Sie herzlich wohl. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Ich wünsche von Herzen, daß jede trübe Stimmung in Ihnen verschwinden möge und Sie mir recht heiter schreiben.

Funfzigster Brief.

Tegel, den 16. Novbr. bis 7. Dezbr. 1833.

Ich fange dieſen Brief an, liebe Charlotte, ohne noch einen von Ihnen empfangen zu haben, ich denke aber gewiß, daß in dieſen Tagen ſelbſt einer ankommen muß. Zuerſt habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefes zurück zu kommen, die eigentlich ganz unbeantwortet von mir geblieben iſt, und wofür ich Ihnen ſehr danke. Es iſt nämlich das, was Sie über die verſchiedene Art Bücher zu leſen ſagen, und über das, was man in ihnen zu ſuchen hat. Sie beziehen ſich dabei auf Goethe. Sie wiſſen, ich liebe es ſehr, wenn man im freundſchaftlichen Briefwechſel es frei ausſpricht, wo die Meinungen nicht übereinſtimmen. Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die ſchöne Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wieder zu leſen, auf die Sie ſich beziehen. Im Ganzen aber iſt es, wie es gewöhnlich im Entgegenſtellen der Behauptungen geht, daß man einander doch nicht bekehrt. Meine Art iſt es einmal, und wird es immer bleiben, ein Buch eben ſo wie einen Menſchen als eine Erſcheinung an ſich, nicht als eine Gabe für mich anzuſehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe ſagt, in die Kritik deſſelben ein, eben ſo wenig wie ich dies bei einem Menſchen thue. Aber ich betrachte es wie ein Produkt des menſchlichen Geiſtes, das ohne alle Beziehung auf meine Gedanken und Gefühle einen eignen Ideenzuſammenhang und eine eigne Gefühls-

weiſe ausſpricht, und meine Aufmerkſamkeit dadurch in Anſpruch nimmt. Ich begreife indeß, daß viele Leſer die Bücher mehr zu ſich hinziehen, und ſie weniger objektiv nehmen, und wenn Sie mich fragen, ob es einem Schriftſteller unangenehm ſein könne, wenn er Beruhigung oder Erheiterung in ein, dieſer oder jener bedürfendes Gemüth ergieße oder eine gebeugte Seele ermuthige, ſo antworte ich mit voller Ueberzeugung: er iſt gewiß damit zufrieden und fühlt ſich belohnt, geſetzt, es wäre auch nicht gerade ſein Zweck. Ich wollte Ihnen nur ſagen, wie ich Bücher leſe, keineswegs aber Ihre Weiſe tadeln.

Da wir einmal von Büchern reden, ſo will ich auf eines kommen, auf das ich ſchon lange Ihre Aufmerkſamkeit heften wollte, und deſſen Inhalt und Anordnung mich ſehr beſchäftigt hat. Es iſt dies eine neu erſchienene geiſtliche Liederſammlung. Sie iſt von unſerm Geſandten in Rom gemacht und herausgegeben. Bunſen, der Herausgeber, iſt ein vielfach gelehrter und ſehr religiöſer Mann. Er hat die Lieder aus allen Zeiten geſammelt, jedoch den ältern, beſonders denen von Paul Gerhard, den Vorzug gegeben. Mit beſonders richtigem Gefühl iſt die Bearbeitung der Lieder behandelt. In der Regel ſind ſie ganz ungeändert geblieben, wo aber etwas gar nicht bleiben konnte, ſondern unverſtändlich oder Anſtoß gebend war, da iſt die Aenderung leiſe und kaum bemerkbar, und immer ganz im Geiſte des urſprünglichen Verfaſſers vorgenommen. Wenn man die Wahl der Lieder beachtet, ſo ſieht man, daß dem Herausgeber das vorgeſchwebt hat, was ein geiſtliches Lied eigentlich ſein ſoll. Es muß nämlich den frommen und erbaulichen Stoff, den es ſich zum Inhalt wählt, poetiſch wirklich ſo behandeln, daß der dichteriſche Schwung dazu beiträgt, die andächtigen Gefühle zu ſteigern und in

Schwung zu bringen. So viele mittelmäßige Lieder, beſonders von neueren Verfaſſern, begnügen ſich, fromme Gedanken, die gleich gut in Proſa ſein würden, in Reime zu bringen. Es kann durch ſie keine Wärme der Frömmigkeit geweckt werden, da ſie ſelbſt aus keiner ſolchen hervorgegangen ſind. Solche Lieder und in ſolchem Geiſt gemachte Aenderungen von Anderen ſind von dieſer Sammlung gänzlich ausgeſchloſſen worden. Da der Herausgeber ſich viel mit der alten kirchlichen Muſik beſchäftigt hat, ſo hat er beſonders auch darauf geachtet, ob die Lieder leicht und gut ſangbar ſind oder nicht. Was aber der Sammlung einen beſonderen Werth giebt, iſt, daß dem Herausgeber ſo ganz das Bild einer wahrhaft chriſtlichen, andachtſuchenden und ſchon andachtmitbringenden Gemeinde vorgeſchwebt hat. Er hat daher in den Liedern vorzüglich das Volksmäßige geſucht, das Lichtvolle wie das Verſtändliche, das was das menſchliche Gemüth am tiefſten und allgemeinſten ergreift und am lebhafteſten zu gemeinſchaftlicher Inbrunſt entflammt. Er hat aber auch durch die Vergleichung einer großen Menge von Geſangbüchern geſtrebt zu erforſchen, welche Lieder bei den Gemeinden in Deutſchland die geweſen ſind, die den meiſten Eingang gefunden haben, und die man daher in die meiſten Sammlungen aufgenommen hat. Ich bin darum ſo ausführlich über dieſen Gegenſtand geweſen, weil ich gewiß bin, daß es Ihnen Freude macht. Sie haben mir oft davon geredet, welchen Werth Sie auf alte Kirchenlieder, beſonders auf Gemeinde-Geſänge legen; Sie haben namentlich Paul Gerhard's Lieder herausgehoben und ſie unſterblich genannt. So habe ich, indem ich mich mit den Liedern beſchäftigte, Ihrer und Ihres tiefen Sinnes für fromme Lieder gedacht. Sie haben allerdings Recht, es liegt in den

alten Liedern ein anderer Geiſt als in den neueren, der gewiß in ſeiner hohen und wahren Einfalt mehr kräftigt, und Sie werden ſagen, Bunſen hat ſich ein Verdienſt erworben um Viele, die ſich an den Liedern erfreuen werden. Dieſer Sammlung folgt dann eine Sammlung von Gebeten. Dieſe aber hat mich bei weitem nicht ſo angeſprochen. Der Unterſchied liegt ſchon in der Natur der Sache. Die Gebete ſind größtentheils für die Andacht der Einzelnen beſtimmt. Wenn aber der Einzelne betet, bedarf er keiner Formel. Er ergießt ſich viel natürlicher in von ihm ſelbſt gewählten und verknüpften Gedanken vor Gott, und bedarf kaum der Worte. Die recht innige Andacht weiß von keinem andern als von einem aus ihr ſelbſt hervorgegangenen Gebet.

Wenn ich die Zeiten meiner Kindheit und Jugend mit den jetzigen vergleiche, ſo herrſcht doch jetzt ein mehr religiöſer Sinn als damals. Ich rede natürlich nur von der hieſigen Gegend, da ich andere Theile Deutſchlands nicht ſo genau von dieſer Seite kenne. Hier iſt es größtentheils eine Folge der letzten Kriegsjahre geweſen. Doch kann man nicht ſagen, und das macht den Gemüthern der Menſchen deſto mehr Ehre, daß das Unglück allein dieſe Wirkung hervorbrachte. Es hätte gewiß einen höheren Ernſt gegeben. Allein die Richtung zu religiöſen Gefühlen entſtand mehr nach dem gelungenen Erfolg, als Dank für die empfangene Wohlthat. Sie wurde zum Theil gleichſam dem Herzen entriſſen durch die mit frohem Staunen verknüpfte Ueberzeugung, daß nur die Vorſehung dieſe Kraft verleihen, dieſen Schutz gewähren konnte.

Wenn behauptet wird, es gehe jetzt von manchen Seiten Strafungs- oder Verdammungswürdiges vor, ſo iſt

dabei doch die Frage, ob darum die Geſinnung der Menſchen jetzt ſchlimmer und unmoraliſcher iſt. Ich möchte es bezweifeln. Es ſcheint mir weit mehr eine Verkehrtheit der Meinungen, eine Verdrehung der Begriffe zu ſein. Ehemals war mehr und weiter verbreitete Frivolität. Die ſcheint jetzt doch weniger und ſeltener. Gerade die Frivolität aber untergräbt alle Moralität und läßt keinen tiefen Gedanken und kein reines und tiefes Gefühl aufkommen. Es können ſich damit natürlich gutmüthige und ſanfte Empfindungen verbinden, aber es kann in ſolcher Seelenſtimmung nichts aus Grundſätzen hervorgehen, und an Selbſtüberwindung und Aufopferung iſt nicht zu denken. Jetzt herrſcht doch der Ernſt, der zum Nachdenken führt, und der auf das Gemüth zurückwirkend, einer Anſpannung des Willens fähig iſt, und auch da wirkſam bleibt, wo der Entſchluß Ueberwindung koſtet.

Das Wetter iſt für die Jahreszeit gelinde, aber deſto melancholiſcher. Ich habe das Glück, daß das Wetter keinen Einfluß auf meine Stimmung ausübt. Ich genieße das ſchöne, aber das ſchlechte läßt mich bloß gleichgültig. Ich fürchte aber, daß die trübe Stimmung, die ſich, wie Sie mir neulich ſchrieben, bei Ihnen regte, durch dieſen Novemberhimmel genährt werden wird. Der Menſch kann es ſich oft nicht nehmen, durch die Elemente aus ſeinen gewöhnlichen Lebensgeleiſen herausgebracht zu werden. Auch iſt es einem Menſchen mehr als dem andern unmöglich. Ich habe eine Frau gekannt, die ſehr viele Briefe ſchrieb, es aber bei keinem zu bemerken vergaß, bei welchem Wetter ſie ſich zum Schreiben hinſetzte. Gleich nach dem Datum ſtand das Wetter, und ganz ausführlich beſchrieben. Das war bei ihr zur feſten Gewohnheit geworden, und da der Brief mehrentheils die Farbe des Wet-

ters trug, so wußte der Empfänger einigermaßen voraus, welcher Stimmung er sich in dem Brief zu gewärtigen hatte. Eine durch so leichte, mehr äußere und körperliche, als innere und geistige Ursache hervorgebrachte trübe Stimmung weicht auch ohne Mühe jeder Zerstreuung. Anders ist es mit der, die, wenn sie gleich nicht aus wirklichen gegenwärtigen Leiden hervorgeht, doch in einem, durch schmerzliche Lebenserfahrungen oft getrübten Gemüth entsteht. Sie wurzelt tiefer, und es ist ihr schwerer zu begegnen. Ein solches Gemüth trägt dann aber auch einen Reichthum an Mitteln in sich, Beruhigung und Heiterkeit zu erlangen. Es hat die dem Menschen inwohnende Sehnsucht, sich an eine höchste, mit Weisheit leitende Macht anzuschließen, in stiller Einsamkeit in sich ausgebildet, und wenn etwas die ohne sichtbare Ursache aufsteigende Trübheit zu heilen und zu zerstreuen vermag, so ist es der, von diesem Vertrauen herstammende Trost und die anhaltende innere Beschäftigung mit diesen, auf das Himmlische in edler Klarheit des Geistes gerichteten Gefühlen.

Den 4. December. Ich bin nunmehr im Besitz Ihres Briefes vom 24. November, und danke Ihnen herzlich für den ganzen Inhalt desselben. Erhalten Sie sich in der ruhigen, heitern, zufriedenen Stimmung. Eine Heiterkeit wie die, von der Sie sagen, daß sie Ihnen natürlich inwohnt, ist eine sehr glückliche Gabe des Himmels oder des Schicksals, und wie Sie selbst sehr richtig bemerken, mehr noch eine Frucht einer natürlich einfachen, bescheiden genügsamen Gemüthsart. Wenn sie aber auch so, gleichsam von selbst, im Charakter hervorblüht, so kann und muß man sie doch auch nähren und unterstützen. Ich meine das nicht von Außen, sondern recht eigentlich von Innen. Eben so ist es auch mit der Wehmuth. Der Mensch hat sich,

wenn er irgend ein innerliches Leben gelebt hat, ein geiſtiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahnungen gebildet. Dies iſt ihm ſicher, ja, im eigentlichen Verſtande unentreißbar. Kann er darin ſein Glück, ſeine Beruhigung, ſeine ſtille Heiterkeit finden, ſo iſt ihm dieſe geſichert und geborgen, wenn ſeine Stimmung auch wehmüthig bleibt. Denn jeder Gegenſtand edler Wehmuth ſchließt ſich willig an den eben genannten Kreis an. Sobald man überhaupt irgend etwas, was das Gemüth ergreift, in das Gebiet geiſtiger Thätigkeit hinüberführen kann, wird es linder, und miſcht ſich auf eine ſehr verſöhnende Weiſe mit allem, was uns eigenthümlich iſt, wovon wir, wenn es auch ſchmerzte, uns nicht trennen könnten, ja nicht trennen möchten. Ich meine aber unter geiſtiger Thätigkeit nicht die der Vernunft. Dieſe könnte ein fühlendes Gemüth nur zu ſtarrer Reſignation bringen, die immer eine Ruhe des Grabes iſt und nicht die ſchöne lebendige Heiterkeit gewähren kann, von der ich hier rede. Die rein geiſtige Wirkſamkeit hat aber ein viel weiteres Gebiet, und verſchmilzt mit der Empfindung gerade zu dem Höchſten, deſſen der Menſch fähig iſt, und dieſe Verſchmelzung enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr ſeine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe geſtellt, auf der ſich die verletzende einſeitige Beziehung auf das perſönliche Selbſt und den Augenblick der Gegenwart abſtumpft. Leben Sie herzlich wohl! Ihren letzten Brief beantworte ich das nächſtemal. Mit dem innigſten Antheil der Ihrige. H.

Einundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 20. Decbr. 1833 bis 7. Jan. 1834.

In noch nicht zwei vollen Wochen iſt das Jahr wieder geendet, und es iſt mir, als wäre keins mir je ſo unbegreiflich ſchnell verſtrichen, beſonders die vier letzten Monate. Es iſt mir, als wäre ich erſt ganz vor kurzem von Nordernei zurückgekommen, und als müßte ich ganz bald wieder in die Wellen der Nordſee gehen. Vielleicht wird es beſſer mit den ſechs anderen, die Gottlob! noch wirklich bis zu dieſer Schreckenszeit hin ſind. Denn, ob ich gleich die kleine Inſel liebe und gern dort bin, wenn ich mich einmal vom Hauſe losgemacht habe, ſo iſt mir doch dieſe Störung ſehr widerlich. Die Hoffnung auf das langſamere Vergehen der andern ſechs Monate möchte mich aber wohl täuſchen. Es liegt in dem Alter ſelbſt, daß man dieſe Flüchtigkeit der Zeit beſchleunigt findet. Je weniger man zu Stande bringt, deſto kürzer ſcheint ſie.

Es freut mich für Sie und Ihre Freundin, daß ſie eine Reiſe nach Italien macht. Es giebt gewiß wenige ſo große Genüſſe, und wenn man zurückgekehrt iſt, ſo bedeutende Erinnerungen. Dieſe Reiſe nun zuſammen, Mann und Frau, vorausgeſetzt, daß man ſich gegenſeitig gern hat, zu machen, in der Rüſtigkeit der Jugend, in der nichts ermüdet, iſt alles, was man wünſchen kann.

Sie fragen mich nach einer italieniſchen Reiſebeſchreibung, worin Sie Ihrer Freundin folgen können in Ge-

danken. Ich bin aber wirklich in Verlegenheit, Ihnen, liebe Charlotte, eine zu nennen. Von Schlegel, muß ich zuerst ſagen, giebt es keine, ſonſt würde die unſtreitig vorzuziehen ſein. Die von G. Jacobi ſagt wenig Bedeutendes. Es giebt zwei Arten von Büchern über Italien. Die eine iſt ganz beſchreibend, eine Art Wegweiſer durch Straßen, Kirchen und Gallerien, alſo nur zu leſen, wenn man vor dem Gegenſtande ſteht, oder allenfalls, wenn man ihn geſehen hat, zur Erinnerung. Wer nie da geweſen iſt, könnte eine ſolche Lektüre vor Langerweile nicht aushalten. Dieſe Bücher ſind alſo nicht für Sie. Die andere Art iſt weniger eine Beſchreibung des Landes, als eine Schilderung des individuellen Lebens des Verfaſſers in demſelben. Dieſe iſt offenbar die intereſſantere, nur kann der Reiſende ſo viel von ſich ſelbſt einmiſchen, daß man dadurch wenig oder nichts von dem Lande erfährt. Von dieſer Gattung giebt es gerade eine Menge von Reiſen nach Italien, da jeder die Luſt gefühlt hat, ſeine Empfindungen dort aufzuzeichnen. Wer will und kann aber dieſe Unzahl durchleſen? Und was iſt aus der Menge zu wählen? Ich rathe Ihnen zu Stolberg's Reiſen und dem letzten Buch der Friederike Brun über Italien. Stolberg, nämlich Friedrich Leopold, hatte Georg Jacobi bei ſich. Er hat in ſein Buch, das mehr zu der erſten als zweiten Gattung der Reiſen gehört, Auszüge aus den alten Schriftſtellern aufgenommen, ohne doch zu ausführlich zu ſein. Er wird dadurch belehrender, als ſo viele andere, die Mangel der Kenntniſſe mit flachen Raiſonnements oder Ausbrüchen ſchaaler Empfindungen bedecken, vorzüglich franzöſiſche und engliſche aber auch deutſche Reiſebeſchreiber. Das Einzige, was mich bei dieſem Vorſchlag irre macht, iſt nur, daß ich mich nicht erinnere, ob Stolberg's Reiſe ſich

über ganz Italien oder nur über einen Theil erſtreckt. Friederike Brun kennen Sie gewiß ſchon durch ihre Schriften; ſie iſt eine geborene Münter, ſie lebt in Kopenhagen, und muß jetzt auch eine ſehr bejahrte Frau ſein. Ihr Buch iſt nicht gerade wichtig, aber gemüthlich und leicht und hübſch geſchrieben, ſo daß es ſich angenehm lieſt. Die Brun machte einen langen Aufenthalt in Rom zu der Zeit, in der ich gerade dort war, und von dieſem Aufenthalt handelt die Schrift, von der ich rede. Ich wiederhole es aber, es iſt ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, etwas über Italien zu ſchreiben, was dem Leſer irgend daſſelbe Gefühl gäbe, das der Reiſende hat, wenn dieſer nämlich von rechter Art iſt. Es iſt nicht, daß man etwas ganz Ungemeines und Unausſprechliches empfände, es iſt vielmehr eben ein ſo einfaches Wohlbehagen, das man genießen kann, über das ſich aber eben nicht viel ſagen läßt. Es entſpringt nämlich aus einem ſolchen Zuſammenfluß von Eindrücken, daß man ſich ſelbſt keine Rechenſchaft davon ablegen kann. Die meiſten Reiſebeſchreiber wenden ſich dann zur Schilderung der Gebäude und Alterthümer, und ſetzen ſich der Gefahr aus, unzähligemal Geſagtes zu wiederholen.

Es iſt ſehr gütig von Ihnen, liebe Charlotte, daß Sie lieber meine Briefe entbehren wollen, als mir zumuthen, ſie bei dem Zuſtand meiner Augen und Hand zu ſchreiben. Ich erkenne es mit doppelter Dankbarkeit, da ich weiß, was Ihnen meine Briefe ſind, und daß Sie weit mehr darin finden, als wirklich darin liegt. Ich fühle auch, daß Ihre Einſamkeit ſie Ihnen noch werthvoller macht, da es nicht immer leicht iſt, im Innern ganz allein zu ſtehen. Ich begreife daher und fühle vollkommen, daß das Aus-

bleiben meiner Briefe eine bedeutende Lücke in Ihr tägliches Leben machen würde. Gewiß weiß ich also die Stelle, die Ihr letzter Brief enthält, nach ihrem vollen Werth zu schätzen. Für den Augenblick sehe ich noch keine Nothwendigkeit ein, eine Aenderung vorzunehmen. Wenn mich, wofür man freilich menschlicher Weise nicht stehen kann, nichts Plötzliches befällt, so wird überhaupt ein gänzliches Abbrechen nicht nöthig sein. Die Uebel, die mir das Schreiben erschweren, sind von der Art bis jetzt, daß sie nur nach und nach und bis jetzt sogar nicht schnell zunehmen. Die Folge wird daher auch nur die sein können, daß ich weniger ausführliche Briefe schreibe, wobei es mir doch auch ein Trost sein wird zu denken, daß Sie weniger Mühseligkeit haben werden zu lesen. Ueberlassen Sie es also vertrauungsvoll mir, abzumessen was meinen Kräften noch zusagt, und wozu sie nicht mehr ausreichen. Ich bin von Natur und durch eigne frühe Gewöhnung thätig und von nicht leicht zu ermüdender Geduld, lasse schwer ab in Ueberwindung von Schwierigkeiten, und gestatte nicht gern der Natur, meinem Willen etwas abzunöthigen. Ganz aus eignem Triebe habe ich als Kind schon mich geübt zu thun, was mir körperlich sauer wurde, und Schmerz und Beschwerde mir nicht aus Weichlichkeit zu ersparen gesucht. Noch danke ich dem Himmel, daß er mir gerade das in die Brust legte. Denn wenn auch die Selbstverleugnung und Uebung der Willenskraft gar nicht zu den höchsten und größten Tugenden gehören, so kann man sie doch mit vollem Recht zu den nützlichsten zählen. Sie können nicht ganz von wechselnden Fügungen des Schicksals unabhängig machen. Eine solche wahre Unabhängigkeit kann der Mensch auf Erden niemals erlangen, er muß es schon als einen unendlich großen, ihm von der Vorsehung eingeräumten

Vorzug anſehen, daß die Unabhängigkeit, die es ihm gelingen kann ſich zu erſtreben, in ſeine Gewalt gegeben iſt, ja, daß er allein ſie ſich zu ſchaffen im Stande iſt, da es eine innerliche iſt. Wenn man aber recht frei und kühn auf das Ziel zugeht, den äußeren Einflüſſen keine Herrſchaft zu geſtatten, ſo gelangt man immer weit, und kann nicht allem, aber viel im Leben begegnen. Auch im Alter, kann ich mit Wahrheit ſagen, ſuche ich mir das Leben nicht leicht und bequem zu machen, wenn ich den einzigen Punkt ausnehme, daß ich nicht mehr in Geſellſchaft gehe: denn das habe ich ganz aufgegeben, ſelbſt für die wenigen Orte, die ich noch, wenn auch ſchon ſelten, im vorigen Winter beſuchte.

Den 4. Januar 1834. Es iſt das erſtemal, daß ich die neue Jahreszahl ſchreibe. Ich hätte früher nie geglaubt, daß ich noch ſo viele ſchreiben würde, und noch jetzt, wo ich das Leben ſchon ſeit Jahren für das, was mich eigentlich daran knüpft, als geendet anſehe, habe ich weder ein äußeres körperliches, noch inneres geiſtiges Vorgefühl, daß ich nicht noch mehrere neue Jahrzahlen ſchreiben würde. Das ſage ich nicht im mindeſten darum beſtimmter, weil ich weiß, daß Sie es gern hören, ſo gern ich Ihnen auch Freude mache, ſondern weil ich es wirklich ſo fühle. Ungeachtet des ſonderbaren Winters iſt mein eigentliches Befinden, wenn ich es von den hindernden Beſchwerden trenne, ſo, daß es mir zu keiner Klage Anlaß giebt.

Der Ideenumtauſch, von dem Sie in Ihrem Briefe reden, iſt wohl ſehr hübſch, aber mir iſt der Sinn dafür vergangen. Die perſönliche Nähe Anderer iſt mir immer eine Störung meiner Einſamkeit, das heißt jetzt im engſten Sinne meiner ſelbſt. Sie wird mir leicht beunruhigend und kann mir peinigend werden. Ich vermeide daher, ſo

viel ich kann, die Beſuche meiner älteſten Freunde und Bekannten, ſollte ich auch dadurch lieblos oder unhöflich erſcheinen. Es giebt Opfer, die man Unrecht hätte zu bringen. Die Meiſten aber ſind diskret und gütig, und gönnen mir die Luſt des Alleinſeins.

Was Sie mir von Paul Gerhard ſchreiben, hat mich ſehr intereſſirt, und ich werde die Lieder, die Sie mir bezeichnen, nochmals nachleſen. Seine Schickſale waren mir im Allgemeinen bekannt, aber nicht in ſo genauer Beziehung auf die Lieder, die doch hier gerade das Wichtigſte iſt. Ich ſchließe jetzt meinen Brief mit meinen herzlichen Glückwünſchen für das neue Jahr. Möge daſſelbe Sie frei von ſtörenden Ereigniſſen, in Geſundheit und der ſtillen heitern Stimmung erhalten, die das Erfreuliche, wo es ſich finde, rein genießt, und über das Entgegengeſetzte, wo es nicht zu ändern iſt, ſtill hinüber trägt. Mit der innigſten Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 12. Januar 1834.

Sie kommen in Ihrem letzten Briefe noch einmal auf Paul Gerhard's Lieder zurück, die Ihnen, wie Sie ſagen, immer vorzugsweiſe lieb waren, ſo daß Sie wohl alle auswendig wiſſen, ſie unſterblich nennen, und bis dieſe Stunde oft Troſt daraus nahmen. Das iſt mir nun zwar nicht neu in Ihnen, hat mich aber aufs neue erfreuet, und ich ſtimme Ihnen ganz bei, daß die alten Lieder, um ſie in alter Sprache zu preiſen, viel kräftiger ſind als die neueren. Auch darin mögen Sie recht haben, daß ſich wenige Geſandte in Rom mit der Herausgabe eines neuen Geſangbuchs beſchäftigen möchten. Es macht Bunſen viel Ehre. Der Stelle von Herder beſinne ich mich nicht, wo er ſagt: daß wenn man auch gar kein anderes Buch haben dürfte, man mit Bibel und Geſangbuch leben könnte. (Bemerken Sie mir doch die Stelle und den Band.) Für das Volk wäre es gewiß genug und ausreichend. Ueber die Bibel theile ich ganz Ihre Meinung. Das Geſangbuch würde ich doch nur als eine Zugabe anſehen. Was ſo alles andere erſetzen ſoll, muß nicht von einzelnen, bekannten, uns nahe ſtehenden Verfaſſern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menſchheit, in der ſich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüber ſchallen. Darum könnte, weſſen Gemüth kindlich und einfach genug

iſt, den Sinn früherer Jahrtauſende zu fühlen, auch mit dem Homer getroſt in die Einſamkeit gehen. Das iſt das, was der Menſch nie genug an der Vorſehung bewundern, und wofür er nie dankbar genug ſein kann, daß ſie die wahrhaft göttlichen Gedanken, die, auf denen unſer innerſtes Daſein ruht, bald im Geiſte ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menſchen weckt und durchbrechen läßt. Ueber ſich ſelbſt bemerken Sie, was Sie mir ſchon früher geſagt haben, daß Sie im Ganzen zwar gute Bücher, aber in geringerer Zahl geleſen haben, als man es von Ihnen denke; daß ſie der neuen, modernen Literatur ganz fremd ſeien, ja Sie klagen ſich faſt an, daß Sie nur wenig leſen können, und wenn dann und wann die Neigung ſie anwandle, Sie immer wieder die alten Bekannten aufſuchen. Von mir geſtehe ich Ihnen, daß ich ſehr leicht ohne alle Bücher leben könnte. Eine eigentliche Neigung zum Leſen habe ich gar nicht, auch habe ich für ein langes Leben und ſo vielfache wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen nur wenig geleſen. Eine Menge Bücher, die Andere ſehr früh geleſen, kenne ich nur dem Namen nach, und ich kann von Büchern umringt ſein, auch wiſſen, daß neue darunter ſind, ohne in eines hinein zu ſehen. Dieſe geringe Anziehungskraft aber haben die Bücher nicht erſt ſpät, gleichſam aus einer Art Ueberdruß, für mich bekommen, es iſt, auch wie ich ſehr jung war, nicht anders geweſen. Ich habe darum doch ſehr viel, Tage und Nächte, mit Büchern gelebt, allein immer mit dem Zweck, irgend etwas Beſtimmtes zu lernen, aufzuſuchen oder zu erforſchen. Dies aber iſt durchaus verſchieden von der, in einigen Menſchen ſich bis zur Leidenſchaft ſteigernden Luſt zu leſen. Dieſe Luſt liegt in einer innern Lebendigkeit, die ich nie ſo beſeſſen habe, an einem Bedürfniß nach Ideenſtoff, das aber freilich zu-

gleich an ein Verlangen geknüpft ist, diesen Stoff von außen in bunter Mannichfaltigkeit zu bekommen, anstatt ihn in größerer Einförmigkeit aus seinem Innern zu schaffen. Indeß ist diese Neigung darum nicht zu mißbilligen. Der Mangel an jener Strebsamkeit nach außen hin, das Hängen an einsamem Sinnen, das Versenken in sich selbst, ist auch nicht immer reines Metall ohne Schlacken. Es entspringt oft aus Apathie, aus Hang zum Müssiggange, und ist oft mehr ein weiches Träumen als ein fruchtbares Nachdenken. Es führt aber eine Süßigkeit mit sich, die ich sonst mit nichts vergleichen kann, man mag sich nun in Ideen verlieren, oder Erinnerungen zurückrufen. Das erste ist leichter und müheloser als im Gespräch und im Schreiben, da man nur für sich denkt, also Mittelsätze überspringen und näher zum Ziel gelangen kann, ja, von niemand gedrängt, es nicht so scharf zu erreichen braucht. Wo aber die Wahrheit auf Gefühlen ruht, da vertrauen sich diese lieber der Verschlossenheit des eignen Busens an. Darum sind alle religiösen Menschen der Einsamkeit leicht zugethan. Erinnerungen aber kleiden sich in ein so sanftes Dämmerlicht, daß die Zeit, die man in ihnen zum zweitenmal durchlebt, oft dadurch tiefer in die Seele eindringt, als ihr die Unruhe der Gegenwart es zu thun erlaubt, denn die Gegenwart ist immer mit der Zukunft gemischt, und die Empfindung in ihr ist von einer Seite noch dem Wechsel offen. Auch versetzt der Genuß wie der Schmerz in eine Spannung, die der ruhigen Betrachtung des Gegenstandes nicht günstig ist. Wenn nun dies Vergnügen am Nachhängen gewisser Gedanken, die einen gewohnten Reiz über das Gemüth ausüben, der unbestimmten Lust, den Blick in ein Buch zu werfen, gegenübertritt, so bleibt meine Wahl nicht lange unent-

ſchieden, und ich könnte ſehr gut lange Zeit ohne alle Bücher zubringen.

Sie bemerkten, daß man ſehr oft fragen hört: was iſt Glück? Wenn man unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefſten Empfindung glücklich oder unglücklich iſt, nicht bloß darunter einzelne Glücksfälle verſteht, ſo iſt es recht ſchwer, das Glück zu definiren. Denn man kann ſehr vielen und großen Kummer haben und ſich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in dieſem Kummer eine ſo erhebende Nahrung des Geiſtes und des Gemüths finden, daß man dieſe Empfindung mit keiner andern vertauſchen möchte. Dagegen kann man im Beſitz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge ſein, gar keinen Kummer haben, und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unverträgliche Leere in ſich empfinden. Nothwendig wird alſo zum Glück eine gehörige Beſchäftigung des Geiſtes oder des Gefühls erfordert, allerdings verſchieden nach jedes Einzelnen Geiſtes- oder Empfindungsmaß, aber doch ſo, daß eines jeden Bedürfniß dadurch erfüllt werde. Die Natur dieſer Beſchäftigung, oder vielmehr dieſes innern Intereſſe richtet ſich aber dann nach der individuellen Beſtimmung, die jeder ſeinem Leben giebt, oder vielmehr, die er ſchon in ſich gelegt findet, und ſo liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens dieſer Beſtimmung. Ich habe immer gefunden, daß weibliche Gemüther in dies Gefühl lieber und williger eingehen als Männer, und ſich auf dieſe Weiſe ein ſtilles Glück in einer freudenloſen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Daſein iſt dieſe Anſicht folgereich. Denn alles Erlangen eines andern Zuſtandes kann ſich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden

iſt, und es kann in der geiſtigen und Charakter-Entwickelung keinen Sprung geben.

Den 4. Februar. Ich habe Ihren am 24. Januar geendeten Brief zur gewöhnlichen Zeit richtig bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür; es hat mich ungemein erfreut, die ruhige und ſelbſt heitere Stimmung darin zu erkennen, in der ſie ihn geſchrieben haben, und noch mehr, daß Sie der meinige in dieſe Stimmung verſetzt hat. Ich ſchrieb Ihnen genau wie es wahr iſt. So lange ich Ihnen ohne Nachtheil meiner Augen ſchreiben kann, thue ich es ſelbſt, wäre es auch weniger. Dagegen rechne ich auf Ihre Ruhe und Faſſung, wenn ich es nicht mehr könnte. Es iſt des Menſchen würdig, was im Laufe der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen. Mir iſt dies immer ein Ziel des Strebens geweſen, und ich kann ſagen, daß ich es mir in nicht geringem Grade zu eigen gemacht habe. Ich wünſche dann aber auch bei Andern daſſelbe, beſonders in Beziehung auf mich zu finden. Nichts ſpannt mich auf eine ſo unangenehme und wahrhaft fruchtloſe Weiſe, als wenn man mir zeigt, daß man für mich beſorgt iſt, oder ſonſt meinetwegen in Unruhe, die außer Faſſung bringt, geräth. Ruhe und Faſſung in jedem Geſchicke und ſonſt Heiterkeit oder Wehmuth, das macht das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechſel der Ereigniſſe. Leben Sie herzlich wohl! Mit dem innigſten Antheil der Ihrige.

H.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Tegel, Februar 1834.

Es geht mir mit dem Februar ſehr ſonderbar. Ich liebe ihn auf einer Seite mehr als irgend einen andern Monat im Jahr, auf der andern Seite iſt er mir der unangenehmſte Monat. Um meine Liebe zu ihm hat er kein Verdienſt, meine geringe Zuneigung aber hat ihren Grund in ihm ſelbſt und iſt in mir von meinen Kinderjahren her. Obgleich er nur um ſo wenige Tage kürzer iſt als die andern Monate, macht er doch, daß einem die Zeit noch flüchtiger erſcheint; auch iſt mir die Ungleichheit mit dem Schaltjahr zuwider. Sie werden, liebe Charlotte, das alles ſehr kindiſch finden und ſich wundern, daß ich dabei verweile. Das will ich nun aber auch nicht, die Ueberſchrift brachte mich nur darauf.

Da ich von der Zeit rede, ſo fällt mir ein, daß wir, glaube ich, noch niemals in unſerer Korreſpondenz den großen Halleyſchen Kometen berührt haben, der im Herbſt des künftigen Jahres wiederkehren muß. Er iſt einer der mit Sicherheit berechneten. Erſcheinen wird er alſo gewiß; ob aber mit gleich großem Schweif? iſt eher eine Frage. Man will ſchon das letzte mal ſeines Erſcheinens eine Verringerung der Länge des Schweifs gegen das vorletzte mal bemerkt haben, und es ſcheint ſehr wohl möglich, daß dieſe wunderbaren Weltkörper während ihres Laufs Partikeln des lockerſten Theils ihrer Materie verlieren. Denn ihr

Körper iſt von ſo loſer Zuſammenfügung, daß man mit ſtark vergrößernden Fernröhren nicht bloß durch den Schweif, ſondern auch durch den Kopf oder Kern, wie man es nennen ſoll, hindurch gerade dahinter ſtehende Fixſterne deutlich und beſtimmt erkennen kann. So nahe auch dies himmliſche Ereigniß zu ſein ſcheint, ſo kann ſich doch jeder mit Recht fragen, ob er es erleben wird, und ob ich mich gleich nicht grämen würde, wenn es von mir ungeſehen bliebe, ſo iſt, wenn ich einmal lebe, meine Neugier doch ſehr darauf geſpannt. Die Himmelskörper, die uns nur in langen Zwiſchenräumen von Jahren, und dann auf kurze Zeit erſcheinen, geben einen noch ſinnlicheren Begriff der wahren Unbegreiflichkeit der Größe des Weltganzen. Man fühlt noch anſchaulicher, daß es Urſachen geben muß, von deren Natur wir nicht einmal eine Vorſtellung haben, welche dieſe Körper zwingen, ſo ungeheuer ſich entfernende Bahnen in ſolcher Schnelligkeit zu durchlaufen. Auf alle dieſe Fragen iſt keine befriedigende Antwort zu geben, man kann ſich aber die Ahndung nicht nehmen, daß der Zuſtand nach dem Tode Aufſchluß darüber geben wird, und ſo knüpft ſich das Intereſſe an die Löſung dieſer Räthſel für uns an etwas Ueberirdiſches an.

Den 15. Ich erinnere mich, daß wir vor nicht gar langer Zeit über die nun längſt verſtorbene Frau uns ſchrieben, die Goethe gern heirathen wollte, und der er in ſeinen Gedichten den Namen Lili giebt. Wir konnten uns damals nicht auf ihren Namen beſinnen. Sie hieß Schönemann, ihr Mann war Hr. von Türkheim. Dieſer liebte ſie ſchon während ihrer Bekanntſchaft mit Goethe, und zweifelte lange an der Erfüllung ſeiner Wünſche. Dies erzählte mir neulich ein Bekannter von beiden.

Berlin hat in dieſen Tagen einen Verluſt erlitten, den

man mit Wahrheit einen gleich großen für die Religion und Philoſophie überhaupt nennen kann. Schleiermacher iſt nach einem kurzen Krankenlager an einer Lungenentzündung geſtorben. Er iſt Ihnen gewiß nicht unbekannt als Herausgeber mehrerer religiöſer und moraliſcher Schriften. Indeß war von Schleiermacher in ohne Vergleich höherem Grade wahr, was man von den meiſten ſehr vorzüglichen Menſchen ſagen kann, daß ihr Sprechen ihr Schreiben übertrifft. Wer alſo auch alle ſeine zahlreichen Schriften noch ſo fleißig geleſen, aber ſeinen mündlichen Vortrag nie gehört hätte, dem blieben dennoch das ſeltenſte Talent und die merkwürdigſten Charakterſeiten des Mannes unbekannt. Seine Stärke war ſeine tief zum Herzen dringende Rede im Predigen und bei allen geiſtlichen Verrichtungen. Man hätte Unrecht das Beredſamkeit zu nennen, da es völlig frei von aller Kunſt war. Es war die überzeugende, eindringende und hinreißende Ergießung eines Gefühls, das nicht ſowohl von dem ſeltenſten Geiſte erleuchtet wurde, als vielmehr ihm von ſelbſt gleichgeſtimmt zur Seite ging. Schleiermacher hatte von Natur ein kindlich einfach gläubiges Gemüth, ſein Glaube entſprang ganz eigentlich aus dem Herzen. Daneben hatte er doch aber auch einen entſchiedenen Hang zur Spekulation, er bekleidete auch und mit ganz gleichem Beifall und Glück ein philoſophiſches Lehramt neben dem theologiſchen an der Univerſität in Berlin, und ſeine Sittenlehre, ein ganz philoſophiſches Werk, ſteht in der genaueſten Verbindung mit ſeiner Dogmatik. Spekulation und Glaube werden oft als einander feindſelig gegenüberſtehend angeſehen, aber dieſem Mann war es gerade eigenthümlich, ſie auf das innigſte mit einander zu verknüpfen, ohne weder der Freiheit und Tiefe der einen, noch der Einfachheit des andern Eintrag zu thun. In einer

Aeußerung, die er am Tage vor seinem Hinscheiden gemacht, hat er gleichsam das letzte Zeugniß davon abgelegt. Er hat nämlich seiner Frau, die von sehr ausgezeichnetem Geist und Charakter ist, gesagt, daß seine Besinnungskraft für allen äußeren Zusammenhang der Dinge sehr dunkel zu werden anfange, daß aber in seinem innern Ideenzusammenhange eine vollkommene Klarheit herrsche, und daß er sich besonders freue, auch jetzt seine tiefste Spekulation im reinsten Einklange mit seinem Glauben zu finden. In dieser schönen harmonischen Seelenstimmung ist er auch gestorben. Mit herzlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundfunfzigſter Brief.

Tegel, den 14. März bis 4. April 1834.

Es freuet mich, daß die Stolberg'ſche italieniſche Reiſe Ihnen Befriedigung gewährt. Ich dachte mir gleich, daß ſein gründliches Eingehen in die Gegenſtände, woran Andere Anſtoß nehmen, Ihnen ſeine Darſtellung gerade intereſſant machen würde. Ich glaubte immer, daß Stolberg's Katholicismus eine Folge ſeines Aufenthalts im Münſterſchen geweſen wäre, wo es damals einige ſehr eifrige, aber geiſtvolle und gemüthreiche Katholiken, Männer und Frauen, in den vornehmſten Familien gab. Es iſt indeß ſehr möglich, daß auch die italieniſche Reiſe dazu weſentlich mit beigetragen hat. Die Schönheit und Pracht der Kirchen kann wohl ein ernſthaftes Gemüth nicht zu einem andern Glauben verführen, allein ſehr erfreulich und in gewiſſen Momenten erhebend iſt ſie unleugbar, auch ganz abgeſehen von aller Beziehung auf Glauben und Katholicismus, bloß für einen regſamen, gegen innere Eindrücke leicht empfänglichen Sinn. Etwas anderes damit Verbundenes hat mir aber immer noch einflußreicher geſchienen, ich meine den in den meiſten katholiſchen Ländern herrſchenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offen ſtehen zu laſſen. Der Geringſte im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einſam ſitzen und ſeinen Gefühlen und Gedanken ungeſtört nachhängen kann, und gleichſam neben ſeiner, von allen irdiſchen Mühſeligkeiten durchwimmelten Wohnung,

eine von dieſe allen entblößte Freiſtatt findet, in der ihn alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beſtändige ſorgfältige Verſchließen unſerer proteſtantiſchen Kirchen hat, wie ſchwerlich abgeleugnet werden kann, etwas Trübes, und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunſt nicht wahrhaft zum öffentlichen Genuß kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufſchließen des Kirchners, den man herbeiholen laſſen muß, dazu. In jenen Ländern nimmt das ganze Volk einen freieren und freudigern Antheil daran, und man würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre.

Was Sie noch über Paul Gerhard's Lieder ſagen, hat mich ſehr intereſſirt. Ich begreife ganz, daß ein Gemüth, das meiſt unter ſehr ernſten und wiederholten ſchmerzlichen Ereigniſſen gelitten hat, Troſt und Beruhigung daraus nehmen kann, wie es beides gerade bedarf. Die Lieder, die Sie mir bemerken, will ich noch einmal leſen, und Ihrer Bitte gemäß mich nicht an ein und anderm, nicht mehr üblichen und vielleicht anſtößigen Ausdruck ärgern, ſondern wie Sie auf den Geiſt ſehen, der immer erhebend iſt. Vielleicht hat auch Bunſen das abgeändert. Poetiſch bleiben ſie darum immer; dies hängt nicht nothwendig mit der Bildung zuſammen, hängt wenigſtens nicht von ihr ab, es beruht auf Schwung und Tiefe, und der Sinn dafür findet ſich oft reiner beim Volke, als bei der Klaſſe der gebildeten, aber nicht ganz durchgebildeten Perſonen. Es ſcheint mir auch nicht, daß die Verfaſſer der alten Kirchenlieder ſolche Stellen aufnahmen, um ſich auf dieſe Art an die Vorſtellungsart und die Sprache des Landmanns anzuſchließen, ihm verſtändlicher zu werden und ſeine Empfindungen lebendiger anzuregen. Was wir geſchmacklos finden,

erſchien ihnen nicht ſo, das lag in ihrer Zeit, wo wahrhaft deutſche Bildung feinerer Art kaum vorhanden war, und die Gebildeten, in ſofern ihre Bildung nicht eine ausländiſche oder gelehrte war, in der That ſich weniger vom Volke unterſchieden als jetzt. Jene alten Kirchendichter, und namentlich Paul Gerhard, in welchem einzelne uns mißfällige Stellen nur unweſentliche Flecke ſind, verſtanden es weit beſſer, den Punkt zu finden, wo man dem Volke durchaus verſtändlich und ſeine Gefühle anregend iſt, ohne ſich in den Begriffen herabzuſtimmen und an ihrer Richtigkeit nachzulaſſen, oder eine unedle Sprache anzunehmen. Dieſe wahre Volksmäßigkeit iſt ein hauptſächliches Erforderniß guter und zweckmäßiger Kirchengeſänge. Denn die Kirche iſt für Alle, es ſoll ſich in ihr kein Kreis vornehmer oder höherer Bildung abſondern; der wahrhaft Gebildete ſoll aber auch durch nichts ihn Verletzendes zurückgeſtoßen werden. Beides kann erreicht werden, ohne daß eines dem andern Abbruch thäte. Denn alles rein und natürlich Menſchliche, frei von Künſtelei und Gelehrſamkeit in Sachen der Erkenntniß, und von Verzärtelung und Ueberſpannung in Sachen des Gefühls, iſt dem Volke, und beſonders dem Landmanne, dem ich hierin viel mehr zutraue als dem Städter, gewiß nicht bloß vollkommen verſtändlich, ſondern auch ſeiner Empfindung zugänglich, und eben dies tief und ächt Menſchliche iſt auch die Grundlage aller wahren Bildung. In dieſen Ausgangspunkten des menſchlichen Denkens und Empfindens begegnen ſich, wenigſtens in Deutſchland, alle Klaſſen der Nation. Eben ſo vereinigen ſie ſich in dem Verſtändniß einer einfachen, klaren und würdigen Sprache, wie man an Luther's Bibelüberſetzung ſieht, die ſich nie zum Gemeinen herabläßt und — die Stellen ausgenommen, wo die Schwierigkeit in dem Sinne

und den Sachen liegt — zugleich allgemein verständlich ist. Sich recht nahe an die biblische Sprache zu halten, ist auch für Kirchengesänge der sicherste Weg, auch schwierigeren Ideenreihen in dem Gemüth des Volks Eingang zu verschaffen. Wenn man, wie nicht selten geschieht, von einem Prediger mit Rühmen erwähnt, daß er für die gebildeten Klassen erhebend und belehrend predige, so halte ich das für ein sehr einseitiges Lob, und wenn er es nicht versteht, eben so erbaulich für das Volk und den gemeinen Mann zu predigen, für einen wahren Tadel. Die Kirche umschließt Alle, und die Religionswahrheiten werden ihrer Natur angemessener, allgemeiner und menschlicher aufgefaßt, wenn man sie auf allgemeine Verständlichkeit gründet. Die Scheidewand, die die gebildeten Stände vom Volke trennt, ist ohnehin schon zu groß, man muß daher mit doppelter Sorgfalt das hauptsächlichste Band erhalten, das sie noch zusammenknüpft. Leben Sie wohl, und rechnen auf meine unwandelbare Theilnahme an allem was Ihnen begegnet.
Der Ihrige. H.

Fünfundfunfzigster Brief.

Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.

Sie haben, liebe Charlotte, bemerkt, daß meine Handschrift in meinen zwei letzten Briefen größer, bestimmter und deutlicher geworden ist, und ich sah voraus, daß Sie diese Veränderung überraschen und Ihnen auffallen würde *). Es ist ein Sieg, den mein Wille endlich durch festen Vorsatz über meine Hand davon getragen hat. In Hinsicht der Unbequemlichkeit, eigentlich nicht schreiben zu können, sondern alles diktiren zu müssen, bringt mich zwar diese Verbesserung nicht weiter, da die neue Methode eher langsamer, als schneller wie die bisherige ist. Es ist indeß doch ein wahrer Gewinn, daß es ordentlicher aussieht, und keine Schwierigkeit zu lesen macht, da die vorige Schrift auf ängstliche Weise in Unleserlichkeit überging. Man kommt so im Alter auf die Kinderschrift zurück. — Es ist ein großer, wichtiger und mißlicher Punkt im Alter, der wenigstens mich beständig begleitende Zweifel, ob die Jahre nicht allmählig eine Schwächung des Geistes oder Charakters, oder beider unvermerkt hervorbringen. Wer vernünftig ist und mehr mit sich umgeht, muß sich gestehen, daß

*) Diese gänzliche Umwandlung der Handschrift, von ängstlicher Undeutlichkeit zu großer sehr deutlicher Schrift, hatte etwas tief Ergreifendes und höchst Rührendes.

es kaum anders sein kann. Alles nützt sich durch die Zeit ab, und die Abhängigkeit der Seele vom Körper kommt dazu. Bisweilen ertappt man sich auch wohl selbst auf einzelnen Beweisen. Es bleibt aber immer ein quälender Gedanke, ob diese Fälle nicht ungleich häufiger sind, als man sie bemerkt. Man mißtrauet mit Recht dem eignen Urtheile, weil seine Schärfe auch durch dieselbe Abnahme gelitten haben muß, und man von Andern nie die Wahrheit über solchen Punkt erfährt. Am meisten, behauptet man gewöhnlich, leide das Gedächtniß. Das kann ich aber an mir nicht finden, auch würde mich das, wenn es nicht zu arg damit würde, am wenigsten kümmern. Schlimmer und schwerer zu bemerken ist der Mangel an Festigkeit im Urtheil, ja die Schwierigkeit, sich bestimmt genug aus dem Zweifel herauszuwickeln, um nur überhaupt ein entschiedenes zu fällen. Es ist dies Charakterunschlüssigkeit, welche vom Handeln auf das Denken übergeht, da alles Geistige im Innern des Menschen immer in unzertrennlichem Zusammenhange mit einander steht. Das Schlimmste von allem aber ist die Fruchtbarkeit an Ideen. Sie hängt natürlich von der Stärke, Regsamkeit und Lebendigkeit aller Geisteskräfte zusammengenommen ab. Es ist daher auch natürlich, daß die Zahl der zunehmenden Jahre darauf bedeutenden Einfluß ausübt. Schon die Abstumpfung der Sinne bringt um sehr viel. Alle Begriffe, die, auch früher gesammelt, auf sinnlichen Wahrnehmungen beruhen, verlieren an Bestimmtheit, Deutlichkeit und besonders an weiter anregender Anschaulichkeit. Was ich aber am meisten besorge, ist eine Art Einschlafen der Seele, daß sie sich immer in einem ihr längst bekannten Kreise herumdrehe und sich einbilde, dadurch in befriedigender Thätigkeit zu bleiben. Das Wachsein des Geistes, seine Fruchtbarkeit an Vorstel-

lungen, die er bald aus der äußeren Beobachtung der Dinge und Menſchen, bald aus ſeinem Innern ſchöpft, oder das feſte Fortrücken in längſt begonnenen, vielleicht durch einen Theil des Lebens hindurchgeſchlungenen Ideenreihen, iſt das wahre, dem menſchlichen Daſein erſt Werth verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht bloß für intellektueller organiſirte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menſchen, ſondern für Alle. Denn jeder hat einen innern Kreis von Ideen und Gefühlen, Wahrheiten und Vorurtheilen, Phantaſien und Träumen, in dem er wach und regſam bleiben und den er als innere Beſchäftigung weiter ausſpinnen will. Wie wenig geiſtig auch ein Menſch in ſeiner Natur ſein möge, ſo fürchtet er doch keinen Vorwurf ſo ſehr, als den der Geiſtesſchwäche. Vor großer iſt man vielleicht ohne beſondere bedeutende Krankheit ſicher, aber kleinere iſt auch betrübend genug, und man ängſtigt ſich mehr dafür, da ſie einem leicht lange unbemerkt bleiben könnte.

Ich habe Ihren letzten Brief ſpäter als gewöhnlich empfangen, und es hat mich geſchmerzt zu ſehen, daß Sie wieder ſehr trübe geſtimmt waren. Sie ſagen zwar ſelbſt, daß die Zeit dies auch wieder heilt, aber das Leben iſt doch zu kurz, um ſich ganze Wochen ſo rauben zu laſſen. Sie waren auch zu meiner großen Freude eine längere Zeit heiterer und zufriedener geſtimmt. Kehren Sie dahin zurück, ich bitte Sie recht dringend darum; man kann viel, wenn man ſich nur recht viel zutraut. Stimmungen entſtehen allerdings oft aus Urſachen, über welche der Menſch nur wenig Gewalt hat, aber ſie nehmen zu und werden der innern Gemüthsruhe immer verderblicher, wenn man ſich in ihnen gehen läßt. Am ſicherſten ſtellt man ihnen Gefühle entgegen, und Sie haben es gewiß oft ſelbſt an

ſich erfahren, daß ſich das Gefühl für erhabene und tief ergreifende Dinge ſo erwärmen kann, daß alle dunkeln und dumpfen Stimmungen dadurch verſcheucht werden.

Mit der freundſchaftlichſten Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Tegel, den 16. Mai 1834.

Ich dächte, es müßte Ihnen beſſer werden, liebe Charlotte, in dieſem ſchönen Frühlingswetter. Das Laub, das anfangs ungewöhnlich zögerte und ſtockte, iſt durch die Wärme und den fruchtbaren Regen plötzlich hervorgekommen, und die milde und blüthenduftige Luft könnte einen verleiten, bis zum ſpäten Abend in ihr zu verweilen. Schreiben und Leſen läßt ſich draußen leicht, ich aber habe es für mich nie geliebt. Es war mir, ſo oft ich es verſuchte, immer als trüge mir die Luft auch die Gedanken mit davon, beim Arbeiten ſtört mich die Luft, und ich liebe ſelbſt kein offenes Fenſter in meinem Arbeitszimmer. Dagegen befördern Spaziergänge den innern Umſchwung der Gedanken, und erhöhen die Fruchtbarkeit in denſelben. Sie ſind die beſten Vorbereitungen zu nahen und entfernten Arbeiten, und gewähren, auch abgeſehen davon, am freieſten und ungeſtörteſten den Genuß, ſich ſeinen Gedanken, Erinnerungen und Empfindungen zu überlaſſen. Ich gehe daher am liebſten allein ſpazieren, und habe es nicht gern, wenn mich jemand begleitet, und mich hindert allein mit der Natur zu ſein.

Die Worte Paulus, die Sie in Ihrem Briefe anführen: „Lebten wir allein für dieſe Welt, ſo wären wir die

elendeſten Geſchöpfe", haben allerdings eine tiefe Wahrheit und einen innerlich ergreifenden Sinn. Sie ſprechen auf die kürzeſte und einfachſte Art die überirdiſche Beſtimmung des Menſchen aus. Denn in allen höheren, edleren, des Menſchen wahrhaft würdigen Gefühlen erblicken wir mit Recht einen Urſprung, der nicht der Erde angehören kann. Alle Veredlung unſers Weſens ſtammt nur aus dem Gefühl der Ausdehnung unſers Daſeins über die Grenzen dieſer Welt. Das giebt dem Menſchen ein ſo eigenthümliches, den Nachdenkenden unaufhörlich begleitendes Gefühl, daß ihm die Welt, die ihn umgiebt, in der er allein unmittelbar wirkt und genießt, nicht genügt, und daß ſeine Sehnſucht und ſeine Hoffnungen ihn zu einer andern unbekannten und nur geahndeten hinziehen. In dem verſchiedenen Verhältniß, in das ſich jeder zu der einen und der andern ſtellt, liegt hauptſächlich der Unterſchied der inneren Individualität der Menſchen. Es giebt den Charakteren die urſprüngliche Richtung, aus der ſich alles Uebrige entwickelt. Wer nun da ganz im Irdiſchen befangen wäre, ohne für eine höhere Welt Sinn und Gefühl zu haben, der wäre in Wahrheit elend zu nennen. Er entbehrte der höchſten und beſten inneren Genugthuung, und könnte in dieſer Geſinnung zu keiner Vervollkommnung und eigentlichen Veredlung ſeines ſittlichen Weſens gelangen. Es giebt aber auch eine gewiſſe Verſchmähung der Erde, und eine irrige Beſchäftigung mit einem überirdiſchen Daſein, die, wenn ſie auch nicht zu einer Vernachläſſigung der Pflichten des Lebens führt, doch das Herz nicht dazu kommen läßt, die irdiſchen Wohlthaten der Vorſehung recht zu genießen. Die wahrhaft ſchöne und edle Stimmung vermeidet dieſe doppelte Einſeitigkeit. Sie geht von den unendlichen Spuren des Göttlichen aus, von denen alles

Irdiſche und die ganze Schöpfung ſo ſichtbar in weiſer Anordnung und liebevoller Fürſorge durchdrungen iſt. Man knüpft in ihr die reinen, wirklich einer beſſeren angehörenden Empfindungen des Herzens zunächſt an die menſchlichen Verhältniſſe an, denen dieſelben auf eine würdige und nicht entweihende Weiſe gewidmet werden können. Man ſucht ſo und pflanzt das Ueberirdiſche im Irdiſchen, und macht ſich dadurch fähig, ſich zu dem erſten in ſeiner Reinheit zu erheben. In dieſem Verſtande lebt man in dieſer Welt für eine andere; denn das Irdiſche wird bloß zur Hülle des göttlichen Gedankens, er allein iſt ſein eigentlicher und nicht tief in ihm verborgen liegender, ſondern hell und ſichtbar aus ihm hervorſtrahlender Sinn. In dieſer Anſicht trennt ſich dann die Seele leicht ganz vom Irdiſchen und erhebt ſich über daſſelbe. Unmittelbar daran knüpft ſich der Glaube an Unſterblichkeit und an ein jenſeits des Grabes beginnendes Daſein an. Dieſen trägt ein Gemüth, das im richtigen Sinn nicht für dieſe Welt allein lebt, nicht bloß als Hoffnung und Sehnſucht, ſondern als unmittelbar mit dem Selbſtbewußtſein verbundene Gewißheit in ſich. Wären wir nicht gleichſam ſchon ausgeſtattet mit dieſer Gewißheit auf die Erde geſetzt, ſo wären wir in der That in ein Elend hinabgeſchleudert. Es gäbe keinen Erſatz für irdiſches Unglück, und was noch mehr und noch beklagenswerther wäre, die wichtigſten Räthſel blieben ungelöſt und unſerm ganzen innern Daſein fehlte, was ihm eigentlich das Siegel ſeiner Vollendung aufdrückt.

Den 18. Juli.

Sie erwähnen in Ihrem letzten Briefe der Beſchwerden des Alters; ſie ſind allerdings, einzelne Fälle abgerechnet,

wo ſich die Kräfte ſpät in Rüſtigkeit erhalten, ſehr groß. Sie werden es beſonders dadurch, daß ſie in jedem Moment des Lebens wiederkehren und das Leben ganz eigentlich begleiten. Die gehemmte oder doch wenigſtens durch Langſamkeit ſehr erſchwerte Thätigkeit iſt, meiner Empfindung nach, das Drückendſte. Dann die Unbehülflichkeit, daß man viele Sachen gar nicht, oder nicht ohne große Beſchwerlichkeit ſich ſelbſt und allein machen kann. Wenn einem auch dann die Wahl bleibt, ſich helfen zu laſſen, oder die Sache langſam und mühevoll ſelbſt zu machen, ſo ziehe ich in der Regel das letzte vor, da mir das Gefühl der Abhängigkeit von fremder Hülfe ſehr unangenehm und widrig iſt. Indem ich aber ſo alle Unbequemlichkeiten, die zu wahren Leiden anwachſen können, zugebe, und zum großen Theil an mir ſelbſt empfinde, kann ich doch dem Alter nicht abhold ſein und keine Klage darüber führen. Es gehört zur Vollendung des menſchlichen Lebens, ein ſolches Heruntergehen der Kräfte zu empfinden, und das menſchliche Leben als ein Ganzes, ſich aus ſich ſelbſt Entwickelndes durchzumachen, hat in ſich etwas Beruhigendes, weil es den Menſchen im Einklange mit der Natur zeigt. Die innere Stimmung ändert ſich auch von ſelbſt ſo um, daß man die äußere Unbequemlichkeit leichter trägt. Man iſt geduldiger, fühlt, daß über den Lauf der Natur keine Klage ziemt, und hat viel lebhafter das Gefühl, daß man durch immer gleichmüthige und ſanfte Ruhe über alles Aeußere einen milderen Schimmer wirft. Es iſt ſichtbar ein Vorzug des Alters, den Dingen der Welt ihre materielle Schärfe und Schwere zu nehmen und ſie mehr in das innere Licht der Gedanken zu ſtellen, wo man ſie in größerer, immer beruhigender Allgemeinheit überſieht.

Den 28. Julius.

Ich habe vorgeſtern Ihren am 22. d. M. abgegangenen Brief erhalten, und danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich für den Antheil, den Sie ſo warm und lebhaft an meiner Geſundheit nehmen. Sie werden finden, daß ich Ihnen noch in meinem letzten Briefe recht ausführliche Nachricht darüber gegeben, da Sie darauf gütigen Werth legen.

Leben Sie recht wohl! Mit der innigſten Theilnahme der Ihrige. H.

Siebenundfunfzigſter Brief.

Tegel, Auguſt und September 1834.

Daß Sie unter der großen Hitze, die Ihnen, liebe Charlotte, immer Beängſtigungen erregt, leiden würden, habe ich leider gedacht. Sie war und iſt in der That außerordentlich, und zeichnet ſich noch immer durch eine eigne, gewitterartige Schwüle aus. Wenn es einmal ein heißes Jahr geben ſollte, ſo iſt es ordentlich gut, daß es dies und nicht das künftige iſt. Im künftigen würde man nicht unterlaſſen, die außerordentliche Witterung dem Einfluſſe des dann zu erwartenden Kometen zuzuſchreiben, ſo daß dadurch die irrigen Meinungen über dieſe Weltkörper vermehrt worden wären. Die Hitze allein würde ich für mich wohl ertragen, man kann ſich doch ſehr durch Kühlhalten der Zimmer und leichteren Anzug die drückende Empfindung erleichtern. Aber die ununterbrochene Dürre, welche die Hitze dieſes Jahr begleitet, das Verſchmachten der Pflanzen, das Zuſammenſchrumpfen der Blätter iſt immer ein betrübender Anblick. Man kann mit Grund vorausſetzen, daß alles in der Welt gerade ſo am beſten eingerichtet iſt, wie es wirklich beſteht, und dies ſchließt von ſelbſt jeden kurzſichtigen Tadel aus, den ſich kein Vernünftiger erlauben wird. Sonſt iſt eine Erſcheinung in der Weltanordnung auffallend, daß die lebendigen und empfindenden Geſchöpfe, von den Pflanzen an bis zu den Menſchen, den wilden und rohen Elementen untergeordnet und von ihnen abhängig gemacht

erſcheinen. Es iſt als wenn die Natur meinte, jenen groſſen körperlichen und elementariſchen Verhältniſſen müſſe erſt ihr Recht werden, ehe an das Gedeihen und das Glück der empfindenden Weſen zu denken ſei. Es iſt ohngefähr wie im menſchlichen häuslichen Leben, wo auch nicht bloß die höhere geiſtige Beſchäftigung oft dem gewöhnlichen körperlichen Tagewerke nachſtehen muß, ſondern wo alle Thätigkeit in Geſchäften, die doch auch immer nur eine äußere iſt, in der Meinung der Menſchen höher geſtellt wird als eine innere Hinneigung zu Nachdenken und Wiſſenſchaft. In beiden liegt ſichtbar der Sinn, daß durch die körperlichen, äußeren Verhältniſſe erſt der Boden bereitet und geſichert werden muß, ehe das Geiſtige, Innere, ruhig darauf Wohnplatz finden und ohne Gefahr ſeine Blüthen erſchlieſſen kann. In von Menſchen eingerichteten und alſo immer unvollkommenen Dingen iſt das ſehr begreiflich. Menſchliche Vernunft und Kraft reichten nicht zu, den Hauptzweck ohne einige Aufopferung des Beſſeren zu erreichen. Bei der von der höchſten Weisheit und Macht herkommenden Welteinrichtung iſt eine ſolche Erklärungsart nicht zuläſſig. Was man ſonſt über eine ſolche Zurückſetzung des Geiſtigen gegen das Körperliche, wenn man ſie ſo nennen kann, ſagt, iſt auch wenig genügend. Es muß darin noch etwas von uns Unverſtandenes geben, das vielleicht in einem uns ganz unbekannten Verhältniß des Geiſtigen zum Körperlichen liegt. Denn wenn wir auch vom Geiſt oder der Seele nicht viel mit Gewißheit erkennen, ſo iſt uns das eigentliche Weſen des Körpers (der Materie) völlig unbekannt und unbegreiflich.

Ich hoffe, daß Sie ſich, bei der abgekühlten Temperatur, nunmehr beſſer befinden werden. Mit unverändertem Antheil an allem was Ihnen begegnet, Ihr H.

Den 26. Nachſchrift. Ich habe Ihren Brief vom 18. September erſt heute erhalten, und ſetze nur das noch dem meinigen hinzu. Es betrübt und beunruhigt mich zugleich, liebe Charlotte, zu erkennen, daß Sie nicht nur ſehr gebeugt und traurig, ſondern auch, wie ich befürchte, leidend oder wohl gar krank ſind, und es mir verbergen. Sprechen Sie ſich aus und verſchmähen meine innige Theilnahme nicht, die Ihnen ja ſchon mehrmal wohlthuend war. Ich bitte Sie ſehr darum.

Heute muß ich ſchließen; ich komme aber darauf zurück. Leben Sie herzlich wohl, und verſcheuchen Sie die trüben Gedanken.

Achtundfunfzigſter Brief.

Tegel, September und Oktober 1834.

Die kühlere Temperatur, die eingetreten iſt, freuet mich beſonders Ihrentwegen, liebe Charlotte. So hoffe ich jetzt beruhigenden Nachrichten über Ihre Geſundheit und Befinden entgegenſehen zu dürfen. Die kalten Uebergießungen, die ich Morgens brauche, ſcheinen Ihnen ganz unbekannt und Sie erſchreckt zu haben; aber es iſt damit ſo ſchlimm nicht. Der Schreck, den die Kälte des Waſſers augenblicklich auf die Nerven macht, iſt leicht zu überwinden. Mit ihm iſt aber zugleich eine ſehr wohlthätige Belebung verbunden, und unmittelbar darauf folgt eine angenehme, allgemeine innere Wärme.

Das Schickſal, das die Ihnen befreundete St—ſche Familie betroffen, iſt ſehr hart. Sie hatten mir nicht geſagt, daß die Tochter ſchon von ihrer italieniſchen Reiſe zurückgekommen war. Sie hat dieſelbe wohl der Mutter wegen abgekürzt, um ſie ſelbſt pflegen zu können.

Mir fällt dabei ein, daß es in den erſten Tagen dieſes Monats jährig geworden, daß ich von Nordernei zurückgekommen bin. So ſonderbar es Ihnen ſcheinen wird, ſo iſt es doch buchſtäblich wahr, daß es das erſtemal in meinem Leben iſt, daß ich ununterbrochen ein ganzes Jahr, bloß mit Ausnahme weniger einzelner Tage und Nächte, hier in Tegel geblieben bin. Schon als ich noch Kind war, zogen meine Eltern immer den Winter in die Stadt. Nach-

her that ich daſſelbe. In den letzten Jahren kamen die Badereiſen. So war ich in jedem Jahr einige Monate abweſend, und in den letzten gerade die ſchönſten, Julius und Auguſt, wo die Blätterfülle und die Kraft des Sommers in den Gewächſen den höchſten Punkt erreicht. Diesmal habe ich das ganz genoſſen. —

Den 17. Oktober.

Es thut mir ſehr leid, daß Sie ſich durch eine falſche Zeitungsnachricht ganz ungegründete Beſorgniſſe haben einflößen laſſen. Nehmen Sie doch, ich bitte Sie, die Zeitungen nicht ſo geradehin für eine Quelle hiſtoriſcher Wahrheit.

Den 29. Oktober.

Ihr Brief vom 18. dieſes Monats hat mir große Freude gemacht. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Es iſt ſehr erfreulich und ſchön, daß eine ſo plötzliche Umwandlung mit Ihnen vorgegangen iſt, und daß die körperliche und geiſtige Niedergeſchlagenheit, woran Sie ſeit längerer Zeit litten, Sie mit einemmal verlaſſen hat. Es freuet mich noch insbeſondere ungemein, daß ſich dieſer beſſere Zuſtand unmittelbar an etwas anknüpft, das ſich auf mich bezieht *). Erhalten Sie ſich doch nun ja in dieſer heitern Stimmung. Sie ſehen aus dieſem Vorfalle, wie viel die Empfindungen der Seele über den körperlichen

---

*) Die beunruhigenden Nachrichten hatten auf einmal hoffnungerregenden Platz gemacht.

Zuſtand vermögen, und über die Seele haben wir durch Vorſatz und Sammlung des Gemüths eine große Gewalt. Denken Sie daran, welche Freude Sie mir dadurch machen, und das thun Sie ja ſo gern! Denken Sie meiner! Leben Sie wohl, und ſein und bleiben Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme gewiß. H.

Neunundfunfzigſter Brief.

Tegel, November bis 3. December 1834.

Ich ſchreibe Ihnen heute mit doppelter Freude, weil ich nach Ihrem letzten Briefe vorausſetzen kann, daß Sie geſund und heiter geſtimmt ſind. Sie können mir, liebe Charlotte, keine größere Freude machen und mir Ihre Geſinnungen nicht angenehmer beweiſen, als wenn Sie mir dies durch den Inhalt und den Ton Ihrer Briefe zeigen. Die Möglichkeit hängt zwar größtentheils von äußeren Umſtänden ab; Sache der Seele aber iſt es, die innere Heiterkeit ſo lange und immer in dem Grade zu erhalten, als es möglich iſt. Wer ſich heiter zu erhalten ſucht, der ſorgt nicht bloß für ſein Glück, ſondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, ſelbſt die wehmüthige, macht zu allem Guten aufgelegter, und giebt dem Gemüthe Kraft, ſich ſelbſt mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leiſten. Die Erhaltung der Heiterkeit, ſelbſt unter weniger günſtigen Umſtänden, zeugt auch von einem genügſamen, anſpruchloſen Gemüth, das nicht ſelbſtſüchtig immer ſich vor Augen hat, und was ihm begegnet, für größer und merkwürdiger hält, als was Andern zuſtößt. Es iſt überhaupt ein ſchöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit ſeinem Geſchicke ſo weit als es möglich iſt erhält, die Freuden heraushebt, die jedem bleiben, und ſie zu ſammeln und zu genießen verſteht. Es bewährt ſich auch hier, daß das moraliſch Schönſte und Edelſte auch das am meiſten

Glück bringende iſt, und am ſicherſten das Gemüth in ruhiger und beſonnener Thätigkeit erhält.

Sie fragen mich nach Frau von Varnhagen, deren Briefe unter dem Namen Rahel von ihrem Manne herausgegeben ſind. Ich habe ſie allerdings viel gekannt, von der Zeit an, wie ſie noch ein ſehr junges Mädchen war, ein paar Jahr, ehe ich auf die Univerſität nach Göttingen ging. So oft ich ſeitdem in Berlin war, habe ich ſie viel und regelmäßig geſehen. Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war ſie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht geſehen hätten. Man ſuchte ſie gern auf, nicht bloß, weil ſie von ſehr liebenswürdigem Charakter war, ſondern weil man faſt mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne nicht etwas von ihr gehört zu haben und mit hinwegzunehmen, das Stoff zu weiterem ernſten, oft tiefem Nachdenken gab, oder das Gefühl lebendig anregte. .Sie war durchaus nicht, was man eine gelehrte Frau nennt, obgleich ſie recht viel wußte. Sie verdankte ihre geiſtige Ausbildung ganz ſich ſelbſt. Man kann nicht einmal ſagen, daß der Umgang mit geiſtvollen Männern irgend weſentlich dazu beitrug. Denn theils ward ihr dieſer nicht früh, ſondern erſt als ſie ſich ſchon ſelbſt die hauptſächlichſten, ſie durch das Leben leitenden Anſichten aus ihrem Innern herausgebildet hatte, theils hatten alle ihre Gedanken und ſelbſt die Form ihrer Empfindungen ein ſo unverkennbares Gepräge der Originalität an ſich, daß es unmöglich war, dabei an irgend bedeutenden fremden Einfluß zu denken. Sie ging auch viel mit unintereſſanten Menſchen um. Dies entſtand aus Zufälligkeiten ihrer äuße-

ren Lage. Da ſie aber eine große Lebendigkeit beſaß und gern mit Menſchen lebte, ſo vermied ſie es auch weniger ſorgfältig, als es ſonſt geiſtreiche Perſonen wohl zu thun pflegen. Es war ihr ein eigentliches Talent gleichſam angeboren, auch dem unbedeutend Scheinenden eine beſſere und anziehende Seite abzugewinnen. Jede Individualität flößte ihr ſchon als ſolche ein gewiſſes Intereſſe ein, da ſie ſie zum Gegenſtande ihrer Betrachtung machte, und ſich auch wirklich in jeder eine beſſere und anziehende Eigenſchaft herausfinden läßt. Die Varnhagen ging von jedem Punkt des täglichen Lebens gern zu innerem, tieferem Nachdenken über, ſie ſchöpfte ſelbſt vorzugsweiſe gern ihren Stoff zu dieſem aus der Mannichfaltigkeit der Wirklichkeit. Ueberhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und ſittlichen Weſen. Sie kannte darin keine weichliche Selbſtſchonung, weder um ſich etwanige Schuld zu verbergen, oder ſie zu verkleinern, noch um in Wunden, die ihr das Schickſal ſchlug, mit tiefer Selbſtprüfung einzugehen. Sie überließ ſich aber auch keinen Selbſttäuſchungen, keinen trügeriſchen Hoffnungen, ſondern ſuchte überall nur die reine und nackte Wahrheit auf, wenn ſie auch noch ſo unerfreulich oder ſelbſt bitter ſein mochte.

Ich breche hier ab, da ich eben Ihren lieben Brief bekomme. Warum aber, liebe Charlotte, fahren Sie in aller Welt fort, den Zeitungen zu glauben und ſich und, verzeihen Sie, auch mich zu ängſtigen. Ich glaubte Sie eben beruhigt und ſehe Sie leider ſchon wieder ſo ſehr beunruhigt. Mein körperlicher Zuſtand iſt, im Ganzen genommen, in dieſem Augenblicke ſichtbar beſſer, und ich weiß von keiner beſorglichen Kränklichkeit, ſo daß ich nicht glaube, daß ich je wieder Nordernei, noch irgend ein anderes Bad beſuchen werde. Sie ſehen wie falſch die Zei-

tungsnachrichten ſind. Ich bin ſo glücklich nichts von dem zu kennen, was man von mir ſchreibt. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, wenn Sie ſich nicht wieder dadurch beunruhigen laſſen. Ich bitte Sie recht herzlich darum! Mit inniger Theilnahme der Ihrige. H.

Sechzigſter Brief.

Tegel, December 1834 bis 2. Januar 1835.

Wir ſind alſo ſchon wieder am Ende des Jahres, liebe Charlotte, ich kann es, wie ſchnell es auch verſtrichen iſt, für mich ein glückliches nennen, da es mir die Freude gewährt hat, ununterbrochen hier ſein zu können, und die Hoffnung zu haben, auch künftig von allen läſtigen Badereiſen frei zu bleiben. Das Zittern hat wunderbar abgenommen, ob ich darum aber im Ganzen ſtärker ſein ſollte, möchte ich nicht behaupten, auch iſt es bei weitem nicht ganz gehoben und nicht alle Tage gleich. Wie es aber jetzt iſt, bleibt es immer eine große Erleichterung des ſchwächlichen Zuſtandes. Ueberhaupt hätte ich Unrecht, über körperliche Leiden Klage zu führen. Was ich in dieſer Art habe, iſt wirklich ſehr erträglich und erfordert nur einen ſehr gewöhnlichen Grad von Geduld und Ergebung. Ich würde einen viel größeren haben, und es liegt in den Händen des Schickſals, ob ich ihn nicht vielleicht brauchen werde. Ich bin nie bange vor der Zukunft. Der Menſch iſt in der Welt, um ſich an ſeinem Schickſal zu verſuchen und es zu ſeinem innern Heil zu benutzen. Glück und Schmerzloſigkeit müſſen wir dankbar annehmen und genießen, aber nie fordern. Sie ſehen hieraus, daß ich jetzt weder leide, noch in einem bedenklichen Zuſtande bin, und daß, wenn mir Leiden bevorſtehen ſollten, wozu jetzt nicht der geringſte Anſchein iſt, ich Kraft beſitzen würde ſie zu er-

tragen. Ich bitte Sie also noch einmal recht herzlich und dringend, sich nicht einer Ihnen schädlichen und mir wahrhaft peinlichen Aufregung hinzugeben. Es ist nicht bloß Sache der Neigung, noch weniger der Laune in mir. Ich hege aber die Ueberzeugung, daß eine ruhige Fassung des Menschen ein würdiges, und mehr als das, ein wirklich pflichtmäßiges Aufnehmen der Beschlüsse der Vorsehung ist. Ich begreife, daß man seiner Stimmung dieser Art nicht immer Herr sein kann, aber man kann danach streben, und das recht ernstliche Streben ist das halbe Erreichen. Sie bitten mich, Sie mit jemand in Berührung zu bringen, an den Sie sich wenden könnten, wenn ein Gerücht Sie aufs neue beunruhigen sollte. Es ist mir sehr schmerzlich, Ihnen etwas abschlagen zu müssen; Sie verzeihen mir daher gewiß, wenn ich diese Ihre Bitte schlechterdings und in keiner Art je erfüllen kann. Kaum irgend etwas im Leben könnte mir so sehr und so wahrhaft zuwider sein, als ein mit meinem Wissen, oder ohne dasselbe, über meine Gesundheit mit einem Andern als mir selbst geführter Briefwechsel. Wenn ich nur irgend bedeutend krank wäre, könnte der bloße Gedanke daran mein Uebel vermehren. Ich bitte Sie, wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, den gehegten Wunsch nicht weiter zu erwähnen. Sie sollen darum nie ohne Nachricht von mir sein. Wirklich wäre die von Ihnen vorgeschlagene Einrichtung ganz überflüssig. Sie wissen ja, daß Sie mir jeden Tag und Stunde, so oft Sie wollen, frei schreiben können. Käme Ihnen nun wieder ein beunruhigendes Gerücht zu, so fragen Sie mich selbst. Ich antworte jedesmal augenblicklich, wenn auch, um den Brief nicht aufzuhalten, kurz. Könnte ich nicht selbst schreiben, so würde ich diktiren, und ein Brief von mir, wenn er auch diktirt

wäre, würde Ihnen doch mehr Freude machen, als einer eines Fremden.

Ich mußte neulich über Frau v. Varnhagen abbrechen, ehe ich alles geſagt hatte. Der Mann der Verſtorbenen gab zuerſt einen Band von Briefen, bloß als Geſchenk für Bekannte und Freunde heraus. Dieſe Ausgabe beſitzen nur diejenigen, die ſie zum Geſchenk erhalten. Später aber hat Varnhagen eine zweite vermehrte Ausgabe in drei Theilen veranſtaltet, die allgemein verkauft wird. Ich zweifle nicht, daß Sie dieſe nicht ſollten bald erhalten können. Ich glaube aber kaum, daß Sie die Geduld haben werden, die drei Theile zu durchleſen. Sehr Vieles wird Ihnen gefallen, Sie anziehen, feſſeln. Allein mit der ganzen Individualität dürften Sie, wie ich Sie kenne, ſchwerlich übereinſtimmen. In einem Punkte gehen Sie Beide ſchon ganz auseinander. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es iſt nichts, was ſie nicht groß und ſchön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exaltation, ja Sie hegen einige Vorurtheile gegen ihn, die meiner Ueberzeugung nach auch zu weit gehen. Indeß macht das einen Unterſchied, daß ſie Goethe perſönlich kannte, wodurch ſich leicht eine nicht immer unpartheiiſche Vorliebe findet. Ob Sie mit der Art der Religioſität, die ſich in den Briefen ausſpricht, zufrieden ſein werden, iſt ſehr die Frage. Ich glaube es nicht.

Fortſetzung und Beſchluß.

Die Varnhagen redet ſehr viel von ſich, und hat allerdings auch ein ſcharfes und abſprechendes Urtheil über Andere. Das kann man vielleicht am meiſten und gerechteſten an ihr tadeln, obgleich diejenigen, die es lieben, daß ſich fremde Individualität unverhohlen vor ihnen ausſpricht,

das Buch gerade darum gern haben. Sie erzählt aber mehr, setzt Gedanken auseinander, drückt Empfindungen aus, fällt aber seltner Urtheile über Andere, deren Handlungen und Charaktereigenschaften. Wo sie es thut, kann ich aber weniger als in andern ihrer Urtheile mit ihr übereinstimmen. Sie war allerdings eine Jüdin, und ging spät, wohl erst kurz vor ihrer Verheirathung, zum Christenthum über. Ihr Mann, viel jünger als sie, war, noch verheirathet mit ihr, Gesandter unseres Hofes in Karlsruhe und lebte nachher in Berlin, wo er noch jetzt ist. Er beschäftigt sich fast ausschließlich mit Literatur, und wird mit Recht zu den bedeutendsten Schriftstellern der Zeit gerechnet. Er ist aber sehr kränklich, und so sehe ich ihn jetzt fast gar nicht, so gern ich sonst viel mit ihm umgehen würde. Sie sagen, daß man bisweilen Ihnen die Ehre anthue, wie Sie sich ausdrücken, Sie mit der Rahel zu vergleichen, daß Sie aber auf diese Ehre keinen Anspruch haben, weder machen noch machen können, und nicht die geringste Aehnlichkeit finden können. Ich bin derselben Meinung, und bin überzeugt, daß das bloß ungegründete Einbildung ist. Zwei Personen können wohl allgemeine Eigenschaften, wie Treue, Wahrhaftigkeit, Freude am Nachdenken u. s. w. mit einander gemein haben, jede dieser Eigenschaften stellt sich aber in jeder von beiden anders und wird dadurch in der That zu etwas Verschiedenem. Dies war in doppeltem Grade bei der Varnhagen der Fall. Denn man mag sie nun noch so sehr bewundern, oder im Gegentheil sie noch so tadelnswerth finden, so muß man ihr immer zugestehen, daß sie durchaus und in allem originell war. Sie glich wirklich nur sich selbst, und ich glaube nicht, daß man jemand nennen kann, der ihr ähnlich gewesen wäre. Es ist das nicht gerade ein Lob-

ſpruch, mit dem man ſie belegt, es iſt nur der Ausdruck der einfachen Wahrheit; Sie werden es gewiß eben ſo empfinden, wenn Sie mehr in den Briefen leſen. Es werden darin eine große Menge von Perſonen erwähnt, theils mit ganz ausgeſchriebenen Namen, theils mit den Anfangsbuchſtaben. Das Intereſſe wird nun natürlich durch die Kenntniſſe dieſer Perſonen noch ſehr erhöht, es hängt aber eigentlich niemals davon ab, da immer ſchon Allgemeines, Raiſonnement oder Empfindung, an die Perſönlichkeit geknüpft iſt. Ein Vorwurf aber, den man der Verfaſſerin mit Recht machen kann, iſt einigen Perſonen mehr Lobſprüche zu ertheilen, als auf die ſie ſelbſt billigerweiſe hätten Anſpruch machen dürfen. Man kann das aber nicht Schmeichelei nennen, da es Leute waren, von denen ſie in keiner Art etwas hatte, noch je etwas hoffen konnte. So irrig in ſolchen Fällen gewiß auch ihre Meinungen und Anſichten waren, ſo iſt doch der noch ſo auffallende Irrthum ſichtbare Wahrheit in ihr. Dieſe Menſchen erſchienen ihr wirklich ſo. Sie konnte ſogar an ſehr unintereſſanten Menſchen, wenigſtens ſolchen, die es allen übrigen ſchienen, Gefallen finden. Es gelang ihrem Geiſt, ihnen irgend eine einzelne anziehende Seite abzugewinnen, und das Gefallen daran trug ſich leicht auf die ganze Perſönlichkeit über.

Den 29. December.

Ich kann Ihnen heute, da ich meinen Brief nicht aufhalten will, nur für den Ihrigen danken. Die Beantwortung muß ich mir vorbehalten. Sie wiſſen, daß ich die betrachtenden Briefe liebe, und dieſer iſt von dieſer Art. Ihre Freundin Thereſe hat ja eine wahrhaft ungeheure Reiſe

gemacht. Wenn ſie nun das Glück hat, ihre Mutter gerettet zu ſehen, ſo wird ſie in froher Gegenwart und ſchönen Erinnerungen leben.

Sie erwähnen des Sturmes in der vorjährigen Sylveſternacht, woraus Sie üble Vorbedeutung zogen. Ich glaube nun zwar nicht an ſolche Zeichen, wünſche aber zu allgemeiner Beruhigung diesmal eine beſſere, ſtille und milde Sylveſternacht. Sie haben in dem ablaufenden Jahr viel Schmerzliches, Widerwärtiges und viel Ungemach gehabt. Möge die gütige Vorſehung Sie im nächſten Jahr recht reichlich, durch Geſundheit, Ruhe und Heiterkeit entſchädigen. Auf die Fortdauer meiner Geſinnungen rechnen Sie mit Gewißheit. Ihr H.

Was Sie, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Briefe über Selbſtkenntniß und Selbſttäuſchung ſagen, hat mich ſehr intereſſirt. Ich geſtehe aber, daß ich Ihre Meinung nicht ganz theilen kann. Ich halte die Selbſtkenntniß für ſchwierig und ſelten, die Selbſttäuſchung dagegen für ſehr leicht und gewöhnlich. Es mögen Einzelne dahin gelangt ſein, das Ziel zu erreichen, und ſo mache ich Ihnen nicht ſtreitig, daß Sie mit Recht ſich richtig und genau zu kennen glauben. Ich möchte aber nicht daſſelbe mit gleicher Zuverſicht behaupten. Auf den erſten Blick ſcheint es allerdings leichter, ſich ſelbſt als Andere zu kennen, da man ſich unmittelbar fühlt, von Andern aber nur Aeußerungen wahrnimmt, von denen man erſt auf den innern Grund ſchließen muß, ſo daß man bei dieſem zwiefachen Verfahren auch einem zwiefachen Irrthume ausgeſetzt iſt. Aber der Beurtheilende iſt und bleibt doch von dem Beurtheilten getrennt, und kann unter allen Umſtänden ſeine kalte Un-

partheilichkeit und ruhige Beſonnenheit behalten. Er wird nicht nothwendig von dem Gegenſtande ſeiner Beurtheilung beſtochen oder hingeriſſen, oder auch gegen ihn eingenommen, oder mißtrauiſch gemacht. Bei der Selbſtprüfung iſt man allen dieſen Gefahren ausgeſetzt. Die beurtheilende Kraft wird ewig von ihrem Gegenſtande affizirt. Beide tragen einerlei Farbe und Stimmung an ſich. Man iſt bisweilen eben ſo geneigt, ſich Fehler anzudichten, oder die wirklichen zu vergrößern, als das gerade Gegentheil zu thun. Man beurtheilt ſich auch ungleich in verſchiedenen Momenten. Der oft eintretende Irrthum rührt auch gar nicht immer von Mangel an Wahrheitsliebe oder aus Eigendünkel her, ſondern entſteht auch bei den reinſten Abſichten und dem redlichſten Willen, denn der Irrthum ſchleicht ſich in die Anſicht und in das Gefühl ſelbſt ein. Der Fall ſcheint mir alſo gar nicht ſo einfach daß, wie Sie ſagen, die Verfälſchung nur durch Eitelkeit zu befürchten wäre. Die Eitelkeit ſelbſt aber iſt von ſo vielfacher Art, daß vielleicht niemand iſt, der es wagen möchte, ſich ganz frei davon zu nennen. Man iſt es von dieſer oder jener, aber recht ſchwer von aller. Einzelne Handlungen und ihre Beweggründe laſſen ſich noch eher ſelbſt beurtheilen. Je mehr es aber auf eine Reihe von Handlungen und den ganzen Charakter ankommt, deſto unſicherer wird das eigene Urtheil. Darum ſind Selbſtbiographien nur dann wahrhaft lehrreich, wenn ſie eine große Anzahl von Thatſachen enthalten. Die Selbſtbetrachtungen können leicht irre führen.

Ihrem am 24. Januar abgegangenen lieben Brief habe ich die Freude zu danken, einmal wieder etwas von Ihnen in recht heiterer Stimmung Geſchriebenes geleſen zu haben. Sie wiſſen, daß mich das ſchon aus herzlichem Antheil an Ihnen beſonders freut, daß ich es aber auch außerdem

gern habe und die Stimmung ſchöner finde, die das Fröhliche recht heiter und das Widrige beſonnen und gefaßt aufnimmt. Wenigſtens iſt es auf jeden Fall eine mehr beglückende. Mögen dann die dem Januar folgenden Monate alle harmlos und friedlich an Ihnen vorüber gehen, und keine ſchmerzliche Erſcheinungen Ihre ſchöne Stimmung ſtören. Erhalten Sie Ihre Heiterkeit! Leben Sie wohl! Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Abgegangen den 2. Februar 1835.

Einundſechzigſter Brief.

Tegel, Februar 1835.

Ich endete meinen Brief mit Wohlgefallen an Ihrer heiteren Stimmung, und fange wieder damit an, und komme darauf zurück. Da das Jahr ſo gut angefangen hat, wird es auch erwünſcht enden. Es iſt ſchon viel mit der guten Vorbedeutung gewonnen, und der Aberglaube ſelbſt iſt nützlich, wenn er im Vertrauen beſtärkt. Denn Hauptereigniſſe und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meiſtentheils die Farbe der Seele an. Ein Gemüth, das ſich meiſt in Heiterkeit erhält, iſt ſchon darum ſo ſchön, weil es immer auch ein genügſames und anſpruchloſes iſt. Ich rede natürlich nicht von der durch Leichtſinn entſtehenden Sorgloſigkeit. Der Leichtſinn ſchließt ſchon den Ausdruck der Heiterkeit aus. Denn dies ſchöne Wort wird in unſerer Sprache immer nur im edelſten Sinn genommen. Was heiter macht, iſt entweder die ruhig beſonnene Klarheit des Geiſtes und der Gedanken, oder das Bewußtſein einer frohen, aber des Menſchen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moraliſch gebieten, aber nichtsdeſtoweniger iſt ſie die Krone ſchöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit iſt nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchſte iſt der ſittlich-ſchöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edeln Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem ſolchen Charakter herrſcht die

Heiterkeit von ſelbſt, wird nur durch wahren Kummer auf Zeiten verdrängt, doch bleibt ſie auch da noch, nur in veränderter Geſtalt und ſich mit der Wehmuth vermählend, zurück. So iſt ſie beglückend und veredelnd zugleich. Daß zur Aufheiterung des Gemüths eine auch heitre Geſtaltung der den Menſchen zunächſt und täglich umgebenden Dinge beiträgt, erkennt niemand ſo ſehr an als ich. Ich bin daher ganz einverſtanden mit dem Plan, der Sie zu dem Ende beſchäftigt, und wünſche von Herzen, daß er gut von Statten gehen möge, und bitte Sie, mich von der Ausführung in einigem Detail zu benachrichtigen.

Es ſcheint als könne man den eigentlichen Winter als beendigt anſehen. Solche gelinde Winter wie der diesjährige ſind zwar weniger ſchön für das Auge, und gewähren nicht die Wintervergnügungen, aber ſie ſind, was wichtiger iſt, menſchlicher. Die ſtarren-machende Kälte hat ſchon für die Einbildungskraft, geſchweige für das Gefühl etwas Beengendes und wahrhaft Fürchterliches, der Noth nicht zu gedenken, in welche ein ſtrenger Winter die ärmeren Volksklaſſen verſetzt, und der auch durch reiche Almoſen nie ganz abzuhelfen möglich iſt, da ſelbſt wohlhabenden Haushaltungen der Unterſchied eines ſtrengen und gelinden Winters immer fühlbar bleibt.

Den 27. Februar.

Ich bin im Beſitz Ihres Briefes vom 18. d. Monats und danke Ihnen ſehr dafür. Ich freue mich, daß Sie fortfahren, wohl und heiter zu ſein. Leben Sie heute recht wohl! Wenn mein nächſter Brief abgeht, fangen ſchon die erſten Blätter an hervorzubrechen.

Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundſechzigſter Brief.

Tegel, im März 1835.

Ich erfahre immer nur durch Sie, liebe Charlotte, was man in den Zeitungen von mir ſagt. Diesmal enthält es bloß Wahrheit, inſofern es von meiner Geſundheit handelt. Bis jetzt hat mir der ſonderbare Winter keinerlei Unbequemlichkeit zugefügt, doch hält man ihn für ungeſund.

Wie aber die Leute dazu kommen, ſo oft und ohne alle äußere Veranlaſſung in den Zeitungen von mir zu reden! Es beweiſt recht, wie das Privatgeklatſche zur öffentlichen Sache geworden iſt, da man nicht die Naivität haben muß zu glauben, daß es aus wahrem Antheil geſchehe. Es iſt die Sucht, Neuigkeiten mitzutheilen, welcher Art ſie auch ſein mögen. Ich erinnere mich oft bei ſolchen öffentlichen Erwähnungen, wie auffallend mir der erſte Gedanke daran war. Als ich noch in Göttingen ſtudirte, ſchrieb mir eine Frau, mit der ich im Briefwechſel ſtand: jetzt ſchreibe ich ihr oft, es werde aber eine Zeit kommen, wo ſie nur in Zeitungen von mir leſen würde. Es kam mir damals ganz fabelhaft und abentheuerlich vor, daß mein Name in den Zeitungen ſollte genannt werden. Man miſchte damals noch nicht ſo häufig wie jetzt Privatverhältniſſe den allgemein die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehenden Ereigniſſen bei.

Wenn Sie von Goethe's nachgelaſſenen Werken nur vier Bände geleſen haben, ſo fehlen Ihnen noch elf. Es ſind

funfzehn neue Bände ſeit ſeinem Tode der damals ſchon vollendeten Ausgabe der 40 Bände hinzugekommen. Die Fortſetzung ſeiner Lebensgeſchichte rathe ich Ihnen aber ſehr zu leſen, ſie iſt an ſich hübſch und anziehend, und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zuſammentraf, ſo daß Sie an dieſer Epoche ein doppeltes Intereſſe finden werden, da Sie Ewald oft von dieſer Zeit ſprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Geſpräche mit den Goetheſchen Erzählungen vergleichen können. Da er ſeine Lebenserzählungen ſelbſt Wahrheit und Dichtung nennt, ſo mag er ſich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß dieſe nachgelaſſenen Schriften ſonſt viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu leſen ſein könnte. Zu den optiſchen und naturhiſtoriſchen kann ich Ihnen nicht rathen, Sie werden von dieſer Lektüre weder augenblickliche Befriedigung, noch irgend ernſthaften Gewinn ziehen.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt: Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, ſo rathe ich Ihnen, es nicht ungeleſen zu laſſen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfaſſerin ſehr ausgezeichnet iſt durch Geiſt und Talent. Sie iſt Wittwe des als Dichter berühmten Achim v. Arnim und Enkelin der als Schriftſtellerin ſo bekannten Frau v. Laroche; ihre Mutter war die Brentano, deren auch in Goethe's Leben ſo oft erwähnt iſt, und die mehrere Kinder hinterlaſſen hat. Frau von Arnim lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter beſaß. In ihrer erſten Jugend ging ſie in Frankfurt am Main viel mit Goethe's Mutter um, die ſie ſehr lieb gewonnen zu haben ſcheint. Dadurch entſtand

die Bekanntſchaft mit Goethe ſelbſt, anfangs nur durch Briefe, nachher perſönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechſel, theils mit Goethe, theils mit ſeiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken laſſen. Das Hauptthema iſt ihre leidenſchaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andere Erzählungen eigener und fremder Lebensereigniſſe, Betrachtungen und Raiſonnements darin vor. Von Goethe geben uns dieſe Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenig Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettina's auch wirklich ſeltenem Geiſte und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus dieſen Briefen hervor. Der Briefwechſel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächſt darauf folgenden, wo die Verfaſſerin zwar gar kein Kind, ſondern ganz herangewachſen, aber allerdings ſehr jung war. Im Ganzen macht das Buch viel Aufſehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermiſcht iſt, die durch die ſonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt iſt zu bedauern, daß ſich mit der wahren und ſchönen Originalität ſo manche Züge wunderlicher Launen vermiſchen. Ueber Goethe's Mutter enthält das Buch viele und überaus hübſche Details. Dieſe war, wie es ſcheint, nicht gerade ſehr bedeutend von Geiſt und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Luſt an Menſchen und ſelbſt an Vergnügungen, beſonders eine gewiſſe originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnim'ſche Buch liefert recht lebensfriſche Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchſt intereſſante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnim iſt die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderrode, von der Sie gewiß ſchon gehört haben. Sie brachte ſich ſelbſt ums Leben.

Eine unglückliche Liebe führte ſie zu dieſem gewaltſamen Entſchluß.

Den 28. März.
(Elf Tage vor dem Tode Wilhelm v. Humboldt's.)

Ich beſitze ſeit dem 23. Ihren Brief vom 18., liebe Charlotte, habe ihn aber noch nicht ganz geleſen, da ich meinen Augen wenig zutrauen darf, und mir andere Beſchäftigungen dazwiſchen kamen. Mit unveränderlicher, inniger Theilnahme der Ihrige. H.
(Empfangen den 4. April 1835.)

So kam der 8. April heran und brachte mir von unbekannter Hand vom 4. April die Nachricht „einer gewiß vorübergehenden Erkrankung," ſo ſchonend als möglich. Es war der Todestag von Wilhelm v. Humboldt, als ich die Nachricht von unbekannter Hand erhielt. A. d. H.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum dritten Brief.

(Erſter Theil.)

In die Jahre von 1814 bis 1820 fielen die großen weltgeſchichtlichen Begebenheiten und Wilhelm von Humboldt's Staats-Leben und Wirken. Lange Briefe konnte ich in dieſer Zeit nicht bekommen, aber fortwährend empfing ich Zeichen und Beweiſe des Andenkens und Nachrichten über meine Vermögens-Angelegenheiten, ja ich fand die rührendſten Beweiſe der theilnehmenden Sorge in den öffentlichen Blättern.

Ich durfte mich nicht abhalten laſſen, auch wenn ich nur ſelten und kurze Briefe erhielt, ſelbſt lange Briefe zu ſchreiben. Doch ſchrieb ich anfangs nur ſelten, denn wo ſollte ich den Muth hernehmen, einen mit den wichtigſten Geſchäften belaſteten Staatsmann, von der höchſten Bedeutung und Stellung, mit meinem Geſchreibe zu beſchweren! So mochte ich über Jahr und Tag geſchwiegen haben.

Der Austritt von W. v. Humboldt aus dem Miniſterium 1819 war eine öffentliche, viel beſprochene, auch mir bekannte Sache. Schweigend und ſtill vertrauend, wartete ich, was ſich für mich daraus geſtalten werde.

Endlich erſchienen, gleich nach einander, zwei kurze Briefe, der dritte und vierte. Sie brachten Freude und Leben in meine Tage. Der Briefwechſel wurde nun beſtimmt, feſtgeſtellt und

geregelt, weder Störung noch Unterbrechung trat wieder ein, und eine unverſiegbare Quelle höherer Freude und jeder geiſtigen Erhebung war mir geöffnet.

Zum ſiebenten Brief.

(Erſter Theil.)

Die Forderung, welche der ſiebente Brief ausſpricht, erſchreckte mich von mehr als einer Seite, obſchon ich ihr zu entſprechen wünſchte. Ich antwortete darauf folgendes (nach einer Abſchrift, die ich behalten): „Der Wunſch, den Sie, hochverehrteſter Freund, mir in Ihrem letzten Brief ausſprechen, iſt ein neuer Beweis Ihrer höchſt gütigen Theilnahme, den ich ſehr dankbar empfinde und erkenne, und zugleich tief die Verpflichtung fühle, Ihren Foderungen zu entſprechen. Zugleich aber geſtehe ich, daß ich auch erſchreckt bin, indem Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mir entgegen treten. Zuerſt erlauben Sie mir die Einwendung: Wo ſoll ich den Muth finden, Ihnen, der Sie Welt, Leben, Begebenheiten und Menſchen in den größten Erſcheinungen ſahen, mein Leben in ſeinen Verhängniſſen vorzuführen, die, wenn ſie gleich für mich von großer Wichtigkeit waren, Ihrem Blick ſehr unbedeutend erſcheinen müſſen. Dann iſt auch vieles durch die Zeit verblichen; anderes, mehr noch, weit in die Vergangenheit zurück getreten, wodurch ein ſolches Unternehmen ſehr erſchwert wird. Die freundlich-ſchmeichelnden Belobungen meines Schreibens erkenne ich dankbar, ſehe aber zugleich, daß ſie mich ermuthigen ſollen. Ich antworte auf der Stelle, wie Sie das wollen, um ganz ehrlich den erſten Eindruck auszuſprechen. Gewähren Sie mir, theuerſter, gütigſter Freund! daß ich die Sache erſt von allen Seiten ruhig erwäge. Ob ich die mir angeborene Schüchternheit, die mich beſchämt zurückweiſt, beherrſchen werde? ich wünſche es und will es hoffen, da mein Leben, auch in den verwickeltſten Lagen und Verhält-

niſſen, wie in dem Innern von Ihnen gekannt, erkannt und verſtanden ſein möchte, und nur ſo, wie es bisher geſchehen, in der einfachſten Wahrheit. — Daß ich noch einmal, und nur noch einmal auf Ihre viel zu gütige Belobung meines Schreibens zurückkomme, verzeihen Sie mir gewiß. Es iſt große, unendliche Güte, das weiß ich, und kein Spott, ob es vielleicht den Schein des Spottes haben könnte; denn weſſen Feder hat einen ähnlichen Zauber wie die Ihrige! Ich habe nie Anſpruch an Schönſchreiben gemacht; ich habe mich ſogar vor dem Beſtreben danach gehütet: denn ich meine, es führt dem Charakter manche Gefahren herbei. Früher als die meiſten Frauen habe ich viel geſchrieben, theils weil es ſo ſein mußte, theils aus Neigung. Zuerſt achtete ich ſtreng darauf, daß ich mich, ſchriftlich wie mündlich, ausdrückte; dies iſt Foderung meines Charakters, der das Unwahre und Falſche wegweiſt; dann hütete ich mich vor Uebertreibungen, die mir immer zuwider waren. So blieb wohl der Ausdruck meiner Empfindungen einfach und natürlich, um ſo mehr, da mir alles Geſuchte und Schwülſtige ſehr mißfällt. Da ich zugleich früher, als es meiſt der Fall iſt, Geſchäftsſachen beſorgen mußte, machte dies Klarheit der Darſtellung durchaus nöthig. Auf dieſe Art gewann ich vielleicht mehr Uebung und Gewandtheit im Schreiben, als ich ohne dieſe Nothwendigkeit erlangt hätte; ich gewann zugleich dieſe Art der Beſchäftigung zu meiner eigenen Ausbildung lieb, und ſchrieb viel für mich ſelbſt. Wie hatte ich ahnden können, daß dieſe Uebung mir einſt ſpäter den Weg bahnen würde, mich dem theuern Gegenſtande vieljähriger liebevoller Verehrung wieder zu nahen! In dem was ich hier ſage, erkennen Sie ſchon meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gehorchen, und ich darf die Bitte wiederholen: Gewähren Sie mir einige Tage der Ueberlegung. Nachher will ich Ihnen offen und gerade die Reſultate derſelben mittheilen.

„Eines aber erlauben Sie mir gleich einzuwenden: in dritter Perſon zu Ihnen zu reden, was ich allein für Sie ſchreibe, würde mir einen hindernden Zwang auflegen. Meine Verhäng-

niſſe wie meine Bildung, beides ging aus meinem Innern hervor und wirkte dahin zurück. Tauſend Frauen würden, hätten ſie erlebt, was ich erlebte, ganz andere Schickſale daraus geſtaltet haben. Dieſe, über uns gebietende Individualität verſchmilzt mit dem ewig waltenden Geſchicke, wie es ſcheint. Wir können nur handeln, wie wir handeln; Vieles, was Andre thun, auch wenn wir es nicht tadlen, weiſt, als unvereinbar mit uns ſelbſt, unſer Inneres weg. Ueber ſolche Begebenheiten läßt ſich nur im innigſten Vertrauen und in der einfachſten, ich möchte faſt ſagen einfältigſten Wahrheit reden. Dem ſchwergeprüften, gereiften Gemüth iſt der Schein ganz gleichgültig; es bewahrt das thränenſchwer Erlebte gleich einem Heiligthum, verſchloſſen im Buſen. Allein dem Allwiſſenden und der ewigen Liebe ſchließt es ſich gläubig auf. Auch dem ſo innig und unendlich geliebten Jugendfreund kann und will es eben ſo offen da liegen, und nur ihm allein! Wozu dann eine fremde, eine geſuchte, einengende Form? Ich darf dies einwenden, weil es natürlich iſt, und ich nur für Sie ſchreibe. Ich bin oft aufgefodert, meine Lebensbegebenheiten ſelbſt zu ſchreiben, oder jemand zu autoriſiren und dazu das Material zu geben, aber ich habe es immer verſchmähet. Man gelangt nach ungewöhnlichen Schickſalen dahin, ſie nur in ihren heilbringenden Folgen zu betrachten, ſie mit Ehrfurcht als höhere Fügungen anzuſehen, ja ſelbſt dankbar darauf hinzublicken. Wie wenig iſt am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, wie wichtig, wie unendlich viel, was daraus hervorging! Sollte ich Ihrer Theilnahme gewürdigt, Ihres ſegenreichen Einfluſſes theilhaftig werden, ſo durfte auch nichts anders ſein als es war. Demohnerachtet iſt es natürlich, daß mich das Zurückrufen einer leidenvollen Vergangenheit ſehr ergreift, und deshalb kann ich nicht gleich eine beſtimmte Antwort geben. Sie wiſſen ſchon aus meinen früheren Briefen, daß ich ungewöhnlich und ungemein viel erlebte. Manche Bilder erbleichen und ſchwanken, ich möchte ſie nicht wieder herauf holen, ja, ich darf das nicht; es würde mich zerſtören, wollte ich zu lange verweilen in düſtern, grauenvollen Gegenden. Sie ſcheinen ſich ſelbſt dieſe Einwendun-

gen gemacht zu haben, und wiſſen beſſer, als ich es ſagen kann, daß, wer viel erlebt hat und großen Schmerz kennt, ihn ſchweigend ehrt, nicht davon redet, noch reden kann, indeß der, der den Schmerz weder kennt, noch verſteht, unendlich davon erzählt. Ich erwarte mit Zuverſicht die Antwort und darf ſie erwarten, denn Sie zürnen gewiß nicht über meine zaghaften Einwendungen, und haben Nachſicht mit meiner Schwäche, indem Sie zugleich erkennen, daß es mein Wunſch und Wille iſt, Ihnen zu gehorchen. Vielleicht überſende ich Ihnen ſchon früher, als Sie es erwarten, einige Bogen als Probe."

Zum neunten Brief.

(Erſter Theil.)

Auf die wiederholten Fragen meines Freundes über die Bücher und Schriften, mit denen ich mich vorzugsweiſe und ſelbſt von Kindheit auf beſchäftigt habe, konnte ich nicht gleich ſo ausführlich, wie ich ſollte, aus Mangel an Zeit antworten. So erlaubte ich mir einige Bogen zur Durchſicht vorerſt zu überſenden, die an eine Freundin gerichtet, aber noch nicht ganz beendigt, denſelben Gegenſtand berührten. Es war in dieſen Blättern auch die Rede von Goethe und von mehreren ſeiner Werke. Es waren vertrauliche, freundſchaftliche Urtheile, die ich unbefangen ausſprach und nicht ausgeſprochen haben würde, hätte ich gewußt oder nur geahndet, in welcher engen Verbindung die beiden Männer ſtanden. So verweilte ich unter andern bei der edeln Friederike in Seſenheim, mit deren Herzen Goethe ein ſo grauſames Spiel trieb, ſich auf Koſten ihres ganzen Lebensglückes ergötzte, und — ihrer nicht wieder gedachte! Wie er uns das auch in „Wahrheit und Dichtung" noch ſo hübſch erzählt, ſo wird es doch gewiß nicht ohne wehmüthige Theilnahme von Frauen geleſen, um ſo mehr, da es ſpäter leider erwieſen iſt, daß es nicht Dichtung, ſondern Wahrheit war, da

ja die unglücklichen Folgen dieſer Bekanntſchaft ſo ſchonungslos veröffentlicht worden ſind. Ich ſtellte in dieſem kleinen Aufſatz meinen theuern, zartfühlenden Freund, ohne ihn zu nennen, als einen gleich großen Mann neben Goethe; ich ſtellte ſeine hochherzigen Geſinnungen neben Goethe's ruheſtörenden Muthwillen. Darauf antwortet der 9. Brief dieſer Sammlung.

Zum zehnten, elften, zwölften und mehreren Briefen.

(Erſter Theil.)

Es iſt bekannt, wie heilig Wilhelm von Humboldt Jugenderinnerungen und den Genius der Jugend hielt. Das ſpricht ſich in vielen der Sonette und auch in dieſen Briefen aus. Der Bruder nennt in dem Vorworte zu den „Geſammelten Werken" des Hingeſchiedenen jene tief empfundenen Poeſien das Tagebuch, in dem ein edles, ſtillbewegtes Leben ſich abſpiegelt. Schöner, würdiger können die Sonette nicht wohl bezeichnet werden.

Die große Güte, ja die Freude, womit jedes Heft meiner Lebenserzählung aufgenommen wurde, war reicher Lohn für die darauf verwendete Mühe und Zeit. Wäre es nicht eine ſo ſeltene Erſcheinung, und zugleich ſo charakteriſtiſch zu erkennen, wie ein Mann, der von allen Seiten, und in den mannigfaltigſten Richtungen, ein ſo vielbewegtes, gehaltvolles Leben führte, mit ſo lebhaftem Intereſſe der Entwickelung eines Kindercharakters folgte, in dem einfach-ſtill-ländlichen Leben des gebildeten Mittelſtandes, ſo dürfte, könnte und würde ich nichts der Art mittheilen, wie es die Seiten 81, 95, 135 und mehrere ausſprechen. Anfangs war ich geneigt zu glauben, ein Mann, der ſich immer durch Geburt und Geiſt, in den erſten Verhältniſſen, in gelehrten, künſtleriſchen und äſthetiſchen Verbindungen und Beſchäftigungen bewegte, wolle einmal auch, in einfach wahrer, natürlicher Erzählung, das innere Familienleben eines ganz von

dem ſeinigen verſchiedenen Kreiſes kennen lernen. Wie dankbar durchdrungen ich von dem gütigen Antheil an mir auch überzeugt war, konnte ich doch nicht denken, daß es nur aus Antheil hervorginge, indem ich mich beſcheide, daß nicht leicht jemand bei einer ſolchen Erzählung Luſt habe zu verweilen. So ſchrieb ich in Wahrheit nur aus Gehorſam und wurde reichlich dafür gelohnt, zuerſt durch den gütigen Empfang und die hohe Würdigung, noch mehr aber durch die unbezweifelte Erkenntniß, daß es zugleich reine Freude am Einfachen, am reinen menſchlichen Daſein und Leben war. Dieſe Freude nun wurde unendlich erhöht durch die beglückende Theilnahme an mir ſelbſt, die ich ihm durch ein langes Leben ſeit früher Jugend in unwandelbaren Geſinnungen treu ergeben war. Aus ſolchem Geſichtspunkte wollen die Leſer, welche bei dieſen Briefen und auch bei den Zuſätzen verweilen, die Mittheilung mancher Stellen betrachten, die beim Empfange beglückten und das reiche Gemüth des Verfaſſers mehr noch verklären.

Zum ſiebenzehnten Brief.

(Erſter Theil.)

Es möchte eine Erklärung nöthig ſein über die dunkeln Andeutungen, welche dieſer Brief enthält. Zwar bin ich nicht im Stande die Räthſel zu löſen, nur erzählen kann ich das Geheimnißvolle, was Wilhelm von Humboldt ſo ſehr intereſſirte.

Es ſchien nämlich ganz unzweifelhaft, daß etwas Geheimnißvolles, ja in ein unſichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes (ſo ſorgfältig auch danach geforſcht wurde) in meinem Vater lag. Auch war er ſich deſſen wohl bewußt. Ohne erfreut oder niedergeſchlagen darüber zu ſein, ſprach er wol darüber, erzählte mehrere Erfahrungen aus verſchiedenen Epochen ſeines Lebens, ernſt, würdig, ohne feſten Glauben, ohne Furcht, aber auch ohne ſpöttiſches, ſtarkgeiſteriſches Verwerfen. Er pflegte

wol zu ſagen: den Zuſammenhang zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt hat noch niemand durchſchauet und erkannt.

Es waren weniger Erſcheinungen, als Wahrnehmungen durch's Gehör; laute, ja lärmende Bewegungen in den von ihm bewohnten oder benutzten Zimmern, oft alsbald wenn er ſie verließ, nie während ſeiner Gegenwart. Dieſe Geräuſche waren dem Beſchäftigungs-Geräuſche gleich, das er in einem eigentlich gelehrten Leben durch die damit verbundenen Bewegungen erregte: Kramen zwiſchen Büchern, Schriften und Papieren; Zuſammenrücken der Tiſche, Herbeiziehen der Stühle, bald langſames, bald ſchnelles Hin- und Hergehen — alles ebenſo, nur lauter als es mein Vater betrieb; ſo daß Mutter und Kinder im unteren Stock oft glaubten, der Vater ſei zu Hauſe. Dieſer pflegte, wenn es das Wetter erlaubte, Mittags vor Tiſch eine Stunde ſpazieren zu gehen oder zu reiten. Er hatte die Gewohnheit, dann ſeine Arbeitsſtube zu verſchließen und den Schlüſſel einzuſtecken. In dieſen Mittagsſtunden war das Lärmen am lauteſten. Sehr oft, wenn er zu Tiſch kam, war er ernſt, etwas düſter und ſchweigend, aß wenig oder auch gar nichts. Ein andresmal erzählte er, ruhig immer, doch oft mit umwölkter Stirn: wenn er den Schlüſſel einſtecke und aufſchließen wolle, ſcheine es, als ob der unſichtbare Theilnehmer des Zimmers, gleichſam als werde er überraſcht, ſchnell aufſpringe und mit Poltern, Umwerfen der Stühle in das Nebenzimmer eile, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Sehr oft ſei es ſo, daß er glauben müſſe, es habe ſich jemand auf ſein Arbeitszimmer und zu ſeinen Papieren geſchlichen. Trete er aber ein, finde er alles ungeändert, ſo wie er es verlaſſen, Bücher, Papiere, Federn u. ſ. w., alles am gewohnten Platz, den Stuhl wie den Tiſch, an dem er zu ſchreiben pflegte, unverrückt. Die Mutter, die manche häusliche Geſchäfte in einem benachbarten Zimmer, auf demſelben Gange, in demſelben Stock, vorzunehmen pflegte, ſagte wol zu ihren heranwachſenden Kindern: Gott verzeih' mir — ich glaube, Euer Vater iſt doppelt! — Was das Grauenhafte ungemein verminderte, war, daß die Nächte und auch die

Nachmittage ſtill waren. Vormittags, beſonders aber in den Mittagsſtunden, waren länger als ein Jahr polternde Geräuſche, was auch Beſuchende wahrnahmen. Wirklich niederſchlagend war es, daß alle Wahrnehmungen nicht bloß an ſich unerfreulich waren, ſondern daß auch kein tieferer Gehalt darin erkannt werden konnte. Sie waren weder anzeichend, noch warnend, noch weniger erhebend oder tröſtend, alles ſah wie ein Spiel böswilliger Geiſter aus, die nur Schrecken und Grauen erregen wollten. Indeß übte auch hier Gewohnheit ihr Recht. Wir hatten uns faſt an die unheimlichen Unſichtbaren gewöhnt, und da ſie uns nicht weiter ſchädlich berührten, ließen wir ſie meiſt unbeachtet. Wie viele Nachforſchungen und Unterſuchungen man auch vornahm, keine derſelben brachte erklärende Reſultate. Mit dem Tode der Mutter, der früh erfolgte, verſtummte alles Unheimliche, als ob es Anzeichen dieſes Trauerfalles habe ſein ſollen.

Zum zwanzigſten Brief.

(Erſter Theil.)

Die Bemerkung von mir, worauf ſich die Beantwortung bezieht: „Sie bemerken, daß ich in einer ſehr glücklichen Lage bin" u. ſ. w., habe ich gewiß nicht anders, als mit Freude und Dank erwähnt, ob ich gleich erſt ſpäter mit allen näheren Verhältniſſen bekannt werden konnte. Wo findet ſich ein ſolches Zuſammentreffen der Elemente wahren Glückes? Zuerſt die reichen, mannigfaltigen Geiſtesgaben, die allgemeine Anerkennung derſelben, ihr Einfluß und Wirken, dann die ſo ganz außerordentlichen Familienverhältniſſe: Eine beglückende Nähe zweier Brüder, welche viele Jahre getrennt geweſen waren, die von allen Seiten ebenbürtige, ihn ganz beglückende Gattin und Lebensgefährtin, die alle ſeine Neigungen theilte, allen hohen Ideen folgen und darein eingehen konnte.... damit in Harmonie waren alle äußeren Verhältniſſe.... die innigſte Verbindung mit

Schiller! die bis dahin, und noch lange, ungeſtörte kräftige Geſundheit .... endlich auch alle anderen Begünſtigungen des Glücks, worunter vor allen gehört, den letzten und nicht kleinen Theil des Lebens, frei nach ſeinen Neigungen, in dem ſchönen Tegel, ſeinen Lieblingsſtudien zu leben .... Gewiß eine ſeltene, erfreuliche Erſcheinung!

Zum zweiundzwanzigſten Brief.

(Erſter Theil.)

Die Hindeutung auf gewiſſermaßen natürlich-magnetiſche Träume, deren hier gedacht wird, möchte noch einige, wenn auch nicht erklärende, doch deutlicher machende Worte erfodern, über eine ſeltſame und gewiß ſeltene phyſiologiſche Stimmung, wie ſolche mir durch oft wiederholte, immer gleiche Erzählung bekannt geworden iſt, ohne Aufſchluß gegeben zu haben, oder geben zu können.

Mein Vater erkrankte ſchwer und langwierig in meiner früheſten Kindheit. Gegen alle Erwartung der Aerzte wurde er erhalten und gerettet durch eine ſchwere Operation, die ein ſehr geſchickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derſelbe wurde, nach erfolgter gänzlicher Geneſung des Vaters, von der Familie wie ein theurer Wohlthäter geliebt und verehrt, und beide Häuſer kamen in innige Verhältniſſe, um ſo mehr, da Groß und Klein von gleichem Alter waren. Im nächſten Frühjahr wurde der erſte Beſuch in die benachbarte Stadt, zum Doktor und Regimentsarzt M., gemacht. Dieſe kleine, fröhliche Ausflucht war für uns Alle ein wahres Feſt. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Ausſteigen, bei dem Eintritt in den Hausflur wurde mein Vater ſtill und beſtürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnſtube. Das M—ſche Haus war alt und winkelig, man fand ſich nicht gleich darin zurecht, und ein verſteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kin-

dern der Irrgarten genannt. Nach dem erſten Empfange ſollten nun erſt den Gäſten ihre Zimmer angewieſen werden. Jetzt nahm der Gaſt den Hausherrn an den Arm, mit den Worten: „nun will ich Sie führen.“ Schweigend brachte er ihn erſt in die Gaſtzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Beſtimmung derſelben bemerkend, und zuletzt auch kannte er den verſteckten Gartenweg. Faſt genauer als im eignen Hauſe, kennt er hier jedes Meuble, und giebt der erſtaunten Geſellſchaft folgenden Aufſchluß: während ſeiner dreimonatlichen ſchweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenſchlummer in dies Haus gebracht; er habe in allen dieſen Räumen ſo oft und ſo lange verweilt, daß er alles auf's genaueſte kenne. Da er aber den Schauplatz ſeiner Träume nie geſehen habe, es alſo keine Erinnerungen ſein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder aufſtiegen, ſo habe er es ganz natürlich für phantaſtiſche, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge nun ſein Erſtaunen nachempfinden, wie er ſchon beim Stillhalten des Wagens, ſchon beim äußeren Anblick des Hauſes, und immer mehr und mehr, ſeine Traumbilder verwirklicht ſehe!

Er mochte gern bei dieſer ſonderbaren Erſcheinung ſeines inneren Sehvermögens verweilen, und erzählte dieſe Erfahrung gern, und immer getreu daſſelbe, ſo daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann. Nie iſt uns über die ſonderbare Sache, die für Wilhelm von Humboldt lebhaftes Intereſſe hatte, und die er natürlichen Magnetismus nannte, ein näherer Aufſchluß geworden. Wer möchte ſich ein ähnliches inneres Vermögen wünſchen! — Zſchokke gedenkt in ſeiner Selbſtſchau eines ähnlichen inneren Sehevermögens, doch auch ſehr verſchieden, da es fremde Begebenheiten, und ſelbſt Heimlichkeiten Andrer, vorüberführt.

Eine Antwort auf den Schluß des letzten Briefs findet ſich unter meinen Papieren nicht mehr, doch einige Fragmente, die nur dahin gehören können, und denen, da ſie charakteriſtiſch ſind, eine beſondere Stelle hier eingeräumt werden mag.

„Wo fände ich Worte für den Gesammteindruck, den der Schluß Ihres unendlich gütigen Briefes auf mich gemacht hat. Erstaunen, Verwunderung, Beschämung und Freude, und selbst eine Art Erschrecken — vor allem aber tief gerührte Dankbarkeit für Ihre sich immer gleich bethätigende Sorge und Theilnahme, und — für Ihre, mich tief rührende, alles aufwiegende Würdigung meines so unbedeutenden Werths. Welche reiche Entschädigung für manches bittere Weh!“

„Ist Licht in meiner Seele, so ist es ja nur durch Sie mehr entzündet mein Eigenthum geworden. Sollte ich nun herausgeben, was mich bereichert, belebt, beseelt und beseligt, wie arm, wie todt, wie entseelt würde ich werden!“

„Sollen, dürfen wir Frauen, die Schätze unsers Innern, den größern oder geringern Reichthum unsers Gemüths herausgeben? soll er nicht vielmehr nur uns beleben und erwärmen?“

„Ihnen, ja Ihnen, mein hochverehrter, angebeteter Freund! möchte sich mein ganzes Innere zeigen, und nur Ihnen, um von Ihnen verstanden, getröstet, belehrt, berichtigt, zurecht gewiesen zu werden. Dies unbegrenzte Vertrauen, womit ich immer zu Ihnen, ohne alle Scheu, reden kann und rede, wundert mich oft selbst, und scheint mir oft wunderbar, bei der Ehrfurcht, die mich natürlich erfüllt. Wie haben Sie es nur angefangen, es mir einzuflößen!“

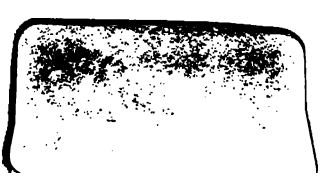
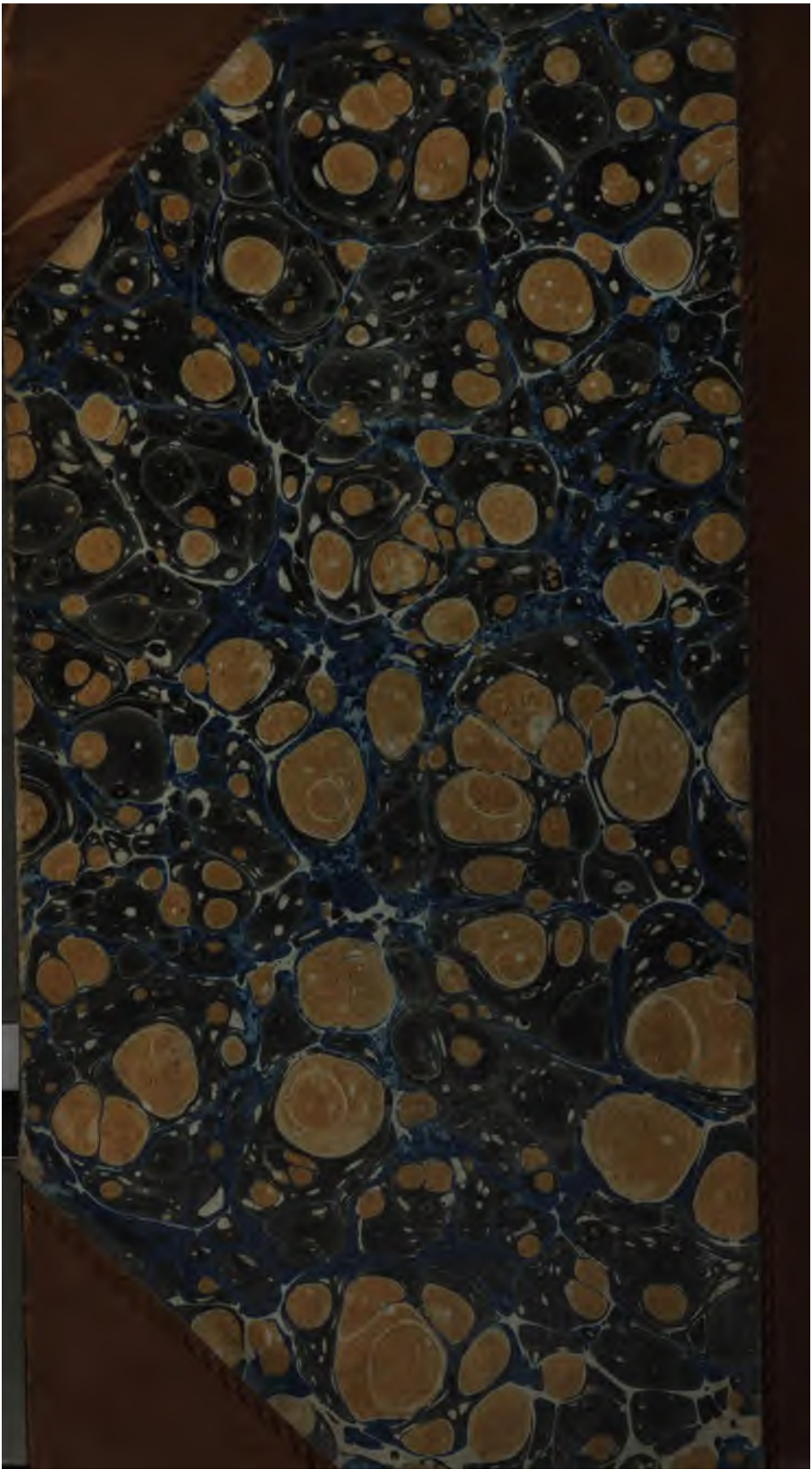
„Niemals könnte ich mich entschließen, so hervorzutreten. Es gehört dazu eine Kühnheit, die mir ganz versagt ist. Wie dankbar ich fühle, wie ehrend es für mich wäre, unter Ihrem Schutz öffentlich zu stehen (o! ich habe das lange gewußt, und schwieg dennoch). Aber gewiß ist mir diese demüthige Schüchternheit angeboren, meine Verhängnisse haben sie nur vermehrt. Es mag indeß sein, daß, was vor den Sonnenstrahlen des Glückes sich entfaltet, die kühnen Blicke erträgt, indeß das, was

im dunkeln Schatten verborgen ſich erſchließt, gleichſam erſchrickt und welket.“

„Doch will es mir auch im Allgemeinen vorkommen, als ob Frauen des ſchützenden Schattens der Verborgenheit bedürfen. So, wie wir ihn verlaſſen, ſind unzählige geſchärfte Pfeile auf uns gerichtet, die ihr Ziel nicht verfehlen. Nein, nie fände ich den Muth, der dazu gehört, wie durchdrungen von Dank für Ihre Güte ich auch bin. Zwiſchen Thereſe Huber und mir kann kein Vergleich Statt finden. Sie war eine Tochter von Heyne, Forſter's und Huber's Gattin, in ihr hatten ſich ungewöhnliche Kräfte entwickelt, bei der reichſten Phantaſie. Was aber habe ich!“

„Da wir aber einmal auf dieſen Punkt gekommen ſind, ſo geſtehe ich Ihnen gern ein, — obſchon im Ganzen gegen Sie darüber zu ſchweigen ein eben ſo heiliges als zartes Gefühl gebietet, — daß ich es für eine wahre Himmelswohlthat erkennen würde, wenn ich in ſpäteren Jahren — ſollte dies ſchwere Loos meiner warten — wieder frei von Arbeitsdruck werden könnte. Doch müßte es auf eine Art ſein, die ſich mit meiner ganzen Individualität vereinbaren ließe, da, wie Sie ſehr gütig bemerken, dieſer nicht alles angemeſſen ſein dürfte, was für Andre vielleicht willkommen wäre. Immer werde ich auch in dieſem Betreff zu beklagen haben, daß der für mich ſo wohlwollend geſinnte Herzog von Braunſchweig ſo früh bei Waterloo gefallen; hätte er länger gelebt, ſo würden meine Verluſte mir durch ſeine Gerechtigkeit erſetzt und dadurch mir ſorgenloſes Alter geſichert worden ſein!“

„Aber ich will und darf mit den Fügungen nicht rechten! Alles mußte ſo kommen, und nichts durfte fehlen, wenn ich das erreichen ſollte, was das Schickſal — oder laſſen Sie mich nach meiner Weiſe ſagen, die Vorſehung — mir bereiten wollte: Ihnen, mein geliebter, angebeter Freund! näher zu kommen, Ihrer Freundſchaft theilhaftig zu werden, wie Ihres Einfluſſes auf meinen Charakter und deſſen Entwickelung.“

„Auch bleiben mir in Wahrheit ſchöne und reiche Genüſſe, deren ſelbſt manche reiche Frau entbehrt, Genüſſe, welche der aus früherem Wohlſtand Verarmte in ſeine Verarmung mit hinüber nimmt, und die dem in Armuth Aufgewachſenen ganz fremd ſind, weil dieſer im Reichthum allein die ſichere und unerſchöpfliche Quelle des Glückes zu ſehen pflegt. Ich habe zwar ein mühevolles Geſchäft gewählt, aber es iſt kunſt- und naturverwandt. Ich gewinne durch Mühe und Fleiß eine Unabhängigkeit in freier Natur und unbemerkter Einſamkeit, wie ſie meinen tiefſten Neigungen gemäß iſt und entſpricht. Ich habe mir ein ganz freies Erholungszimmer gerettet und bewahrt, und dahin flüchte ich, wenn meine täglich wiederkehrende Laſt mich zu ſchwer bedrückt. Das Ganze meiner Thätigkeit nimmt wol meine Gedanken, Sorgen und Anordnungen vielfach in Anſpruch, aber der, zwar kleinere, doch glücklicherweiſe nicht fehlende mechaniſche Theil meiner Beſchäftigung läßt den Geiſt völlig frei, und dann mir ſelbſt überlaſſen, ſpinne ich die Ideen Ihres letzten Briefes in tiefſter Seele fort, und erkenne mit heißem Dank, wie ſie, neben den köſtlichen Gaben der Theilnahme und des Troſtes, vor allem bezwecken, mich über Leben und Verhängniſſe zu erheben, und mich auf die Höhe zu geleiten, aus der Sie ſelbſt beides betrachten.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.